Die kleine

Lautenspielerin.

Ein Schauspiel

für

Kinder und Kinderfreunde

von

dem Verfasser der Ostereyer.

Augsburg,
in der Joseph Wolfischen Verlagsbuchhandlung.
1832.

[Schmid, Christoph v.]

Sächsische
Landesbibliothek
16 DEZ. 1957
Dresden

G

Vorrede.

Dieſes kleine Schauſpiel, das hier das erſte Mal gedruckt erſcheint, wurde vor mehr als zwanzig Jahren verfaßt, und von Kindern, mit Hülfe einiger Kinderfreunde, aufgeführt. Die fröhlichen Knaben, die darin auftraten, begleiten nunmehr wichtige Aemter; die zarten, kleinen Mädchen, die ſich darin auszeichneten, ſind jetzt blühende Jungfrauen oder Gattinnen und Mütter. Alle nennen jene Zeiten, ſich un-

ter Anderm ausdrücklich dieſes und ähnlicher Schauſpiele erinnernd, die goldenen Zeiten ihrer Kindheit. Auch jene Aeltern und Zuſchauer, die noch leben, gedenken der Abende, da dieſe Stücke aufgeführt wurden, mit Freude.

Der Verfaſſer hat noch in dem verfloſſenen Jahrhunderte ſtudirt, wo das Ende des Studienjahres und die Preiſevertheilung an den Gymnaſien, anſtatt mit einer Rede, mit einem Schauſpiele gefeyert wurde. Die damaligen Lehrer, ſehr würdige Männer, waren der Meynung, das Wahre, Gute und Schöne laſſe ſich in einem Schauſpiele beſonders anſchaulich darſtellen, und ſie haben ihre gute Ab-

ſicht auch nicht verfehlt. Jene Schauſpiele waren für die Studirende eben ſo lehrreich und nützlich, als angenehm und unterhaltend. Eben dieſe Abſicht zu erreichen — war wenigſtens die redliche Bemühung des Verfaſſers, deſſen Beruf damals die Leitung und Aufſicht deutſcher Schulen geweſen.

Da der Verfaſſer dieſes Stückes, gegenwärtig mit andern Arbeiten beſchäftigt, ſich außer Stande ſieht, ſeine größere, zum Theil nur mehr der letzten Durchſicht bedürfende, Jugendſchriften drucken zu laſſen, ſo findet er es für gut, dergleichen Kleinigkeiten dem Drucke zu übergeben; zumal Abſchriften davon ſich in verſchiedenen

Händen befinden, und er daher befürchten muß, es könnte sich vielleicht Jemand widerrechtlich derselben bemächtigen, und sie, überdieß noch in fehlerhaften Abdrücken, in das Publikum bringen.

Uebrigens mag es allerdings einige Schwierigkeiten haben, ja an manchen Orten gar unmöglich seyn, dieses Schauspiel von der Jugend aufführen zu lassen; indeß dürfte es sich vielleicht eben so gut lesen lassen, als die Ostereyer und ähnliche Erzählungen, die mit diesem Schauspiele zu eben jener Zeit verfaßt wurden.

Ch. Schmid.

Die kleine

Lautenspielerin.

Ein

Schauspiel mit Gesang,

in

fünf Aufzügen.

Personen.

Benno, ein alter Einsiedler.
Adelbert von Hohenfels, Ritter.
Marquard, dessen Knappe.
Mathilde, eine arme Edelfrau.
Agnes, ihre Tochter.
Ein Bauer.
Eine Bäuerin.
Georg, Röse, Lischen, } ihre Kinder.
Ein Hirtenknabe.
Ein Hirtenmädchen.

Der Schauplatz ist in drei verschiedenen Gegenden des Gebirgs.

Erſter Aufzug.

Der Schauplatz ſtellt eine Einſiedeley im Gebirge vor, mit Gebüſch und Felſen umgeben. Gegen den Hintergrund ſieht man eine altes thümliche Kapelle von edler Bauart, mit einem vergoldeten Kreuz auf dem Thürmchen; die Zelle des Einſiedlers, von gleicher Bauart, mit einem Schieferdache und Bogenfenſtern, hie und da mit Epheu bewachſen; ein Gärtchen mit Blumen und blühendem Geſträuch. Auf einer Seite des Vordergrundes ſtehen ein paar Obſtbäume, unter denen ſich ein kleiner Tiſch nebſt einigen Sitzen befindet; auf der andern Seite ein Baum, an dem eine Harfe hängt. Es iſt Morgen. Ein dämmerndes Roſenlicht erhellt die Einſiedeley, die Felſen und Bäume, und geht erſt nach und nach in die volle Beleuchtung über. Die Muſik, in der ſich vorzüglich Hirtenſchallmeien hören laſſen, dauert noch fort, nachdem der Vorhang aufgezogen. Das Glöcklein im Thurme fängt an ſich zu bewegen, und ſein Klang ſtimmt in die Muſik mit ein.

Erſter Auftritt.

Benno, der Einſiedler.

Er kommt aus der Kapelle, läßt ſich einige Augenblicke auf ein Knie nieder, betrachtet dann die umliegende Gegend, und ſingt:

Sieh, der Himmel ſtrahlet
Hell und roth wie Glut!
Der ſo ſchön ihn mahlet,
Gott, o Gott iſt gut!

Wie im goldnen Schimmer
Das Gebirge ruht!
Schweigend ſpricht es immer:
Gott, o Gott iſt gut!

Sieh der Felſenquelle
Purpurhelle Fluth!
Kuſt nicht jede Welle:
Gott, o Gott iſt gut!

Aus goldgrünen Blättern
Pipt des Hänflings Brut,
Tönt des Hänflings Schmettern:
Gott, o Gott iſt gut!

Und der Hirtenknabe,
Schön wie Milch und Blut,
Singt, gestützt vom Stabe:
Gott, o Gott ist gut!

Auf mein Herz, und schlage
Fröhlich und voll Muth!
Jeder Pulsschlag sage:
Gott, o Gott ist gut!

Nach dem Gesange horcht er auf ein Mal auf die Fußtritte, die er vernimmt, und geht dann in die Zelle; die Musik spielt noch eine Weile fort.

Zweiter Auftritt.

Ritter Adelbert, Hirtenknabe.

Hirtenknabe, mit Strohhut, Hirtenstab und Hirtentasche; vorauseilend. Sieh, lieber Herr! Hier ist die Klause, in der unser guter Vater Benno wohnt.

Adelbert, in prächtiger Ritterkleidung, jedoch ohne Harnisch und Helm, eine Lanze anstatt des Reisestabes in der Hand, ein Schwert

an der Seite und einen Hut mit hohen Federbüschen auf dem Kopfe. Im Hereintreten: Hier also? Schön, wirklich sehr schön! Ein liebes, trauliches Plätzchen. Der alte Mann wußte sich seinen Aufenthalt wohl zu wählen. In die Ferne schauend. Und die Aussicht über die dunkeln Tannenhügel in die weite Ebene ist unermeßlich! O herrlich, herrlich! Indem er seinen Geldbeutel hervorzieht. Ich danke dir, guter Knabe, für deine freundliche Begleitung, und hier hast du für deine Gefälligkeit eine kleine Belohnung.

Hirtenknabe. Ey was! Sich für eine so kleine Mühe bezahlen zu lassen? Pfui, das wäre nicht schön! Mein Vater hat das Geschenk für die Nachtherberge in unserer Sennhütte, das ihr ihm aufnöthigen wolltet, ja auch nicht angenommen.

Adelbert. Nimm, nimm; ich gebe es dir gerne.

Hirtenknabe. Wie? Was? Gelbes Geld? Das iſt ſeltſam. Ich kenne nur weißes und rothes.

Adelbert. Aha! Dir ſind nur Silberſtücke und Kupfermünzen bekannt. Das da iſt aber ein Goldſtück!

Hirtenknabe. Ein Goldſtück! So laß es mich Wunders halber doch näher beſehen. — Wunderlich, daß man aus dem kleinen Ding da ſo viel Weſens macht! Gehört habe ich wohl ſchon von dem Golde; dieſes da iſt aber das erſte, das ich ſehe. Ich meynte Wunder, was es wäre! Da haſt du es wieder; ich finde nichts Beſonderes daran.

Adelbert. Nicht? Doch — du kenneſt es nicht. Sieh, das kleine Ding da hat einen großen Werth. Dafür könnteſt du leicht zwey Ziegen oder zwey Schafe kaufen.

Hirtenknabe. Du treibſt deinen Spaß mit mir. Wer für das kleine

Dingelchen da zwei Ziegen oder Schafe geben wollte, der müßte ja unter dem Hütlein nicht recht richtig seyn. Ich gäbe dir nicht einmal meinen Hirtenstecken dafür!

Adelbert. Glaube mir, Knabe, die Leute, die viel Gold besitzen, hält man für sehr glücklich. Für Gold kann man Alles haben.

Hirtenknabe. Das wäre! Ey, so gieb mirs. Unser Nachbar ist krank. Er kann nicht schlafen, mag nicht essen und ist immer sehr kleinmüthig und niedergeschlagen. Dem will ich das Ding bringen, damit er sich Gesundheit, Schlaf, Appetit und ein fröhliches Herz kaufe.

Adelbert. Ja, dieß kann man nicht kaufen. Aber man kann sich für Gold dennoch eine Menge schöner und nützlicher Sachen anschaffen.

Hirtenknabe. Hum! Wir Leute

im Gebirge haben schon Alles, was wir brauchen, und wohl noch mehr Schönes und Gutes, als wir eben zum Leben geradezu nothwendig hätten. Unser kleiner Acker, unser Garten, unsre Wiese, unsre Schafheerde, unser Wald geben uns Brod und Obst und Gemüse und Milch und Honig und Flachs und Wolle und Holz im Ueberflusse. Ich kann mir gar nicht einfallen lassen, was wir uns noch weiters kaufen sollten.

Adelbert, für sich mit einem Blick zum Himmel. Selige Menschen, denen die mancherley künstlichen Bedürfnisse der Städter nicht einmal dem Namen nach bekannt sind! Ja, hier, wo man das Gold nicht kennet oder nicht achtet, hier ist noch die goldene Zeit. Zu dem Hirtenknaben. In deinen Worten, Knabe, liegt mehr Weisheit, als du selbst weißt. Du, kleiner Hirt, bist ein großer Philosoph.

Hirtenknabe. Was ist denn das für ein Thier? — Wenn das ein Schimpfnamen ist, Herr, so will ich ihn mir verbethen haben. Hört Ihr?

Adelbert. Sey ruhig, Kleiner! Dieser Name ist in vieler Hinsicht sehr rühmlich. Ich will dich nicht beschimpfen! — Du hast mir einen großen Dienst erwiesen, daß du mir den Weg hieher gezeigt hast; und dein Geplauder machte mir viel Vergnügen. Ich möchte dir auch gerne Freude machen. Wenn ich in diesem Augenblicke nur wüßte, womit!

Hirtenknabe. Kannst du vielleicht singen, lieber Herr! Ein Liedlein wäre mir lieber, als dein Gold.

Adelbert. Ich kann wohl ein wenig singen; aber ich bin so traurig, daß mir alle Lust zum Singen vergangen ist. Ich bin sehr unglücklich!

Hirtenknabe. Was hilft dir dann

dein Gold? Siehst du nun, daß uns das Gold nicht glücklich macht! Nein, nein, meine Lieder sind mir lieber, als Gold; ich singe sie immer, und bin dabey so fröhlich, so fröhlich, daß ich mein fröhliches Gemüth nicht um einen ganzen Sack voll Gold geben möchte. Höre nur einmal! Er singt, und hüpft und springt dabey:

Das Lamm auf der Weide
Ist fröhlich und froh;
Vor Lust und vor Freude —
Da hüpfet es so.

Wer auch so unschuldig,
So fromm und so gut,
So sanft und geduldig —
Hat fröhlichen Muth.

Wie Mayklee dem Schäfchen,
So schmeckt ihm sein Brod,
Und sanft wie sein Schläfchen
Ist ihm einst der Tod.

Adelbert. Bravo, Kleiner! Du hast ein sehr artiges Stimmchen, und

das Liedchen ist auch nicht übel! Jetzt aber gehe indessen dort hinüber zu meinem Diener, der an jenem Felsen auf mich wartet. Ich habe mit dem Einsiedler besonders zu reden.

Hirtenknabe. Nun wohl! Macht es aber nicht zu lange! Mir und meinen Schafen möchte sonst die Geduld ausgehen. Er hüpft und springt fort.

Dritter Auftritt.

Adelbert.

Ein munterer Knabe! Freylich weiß er wenig von Höflichkeit und feiner Sitte. Aber er hat gesunden Verstand und ein edles Herz — und das ist mehr werth. Feine Sitte ohne ein edles Herz ist doch nur eine goldene Einfassung, die einen falschen Stein umschließt.

Vierter Auftritt.

Adelbert, Benno.

Adelbert zieht die Klingel an dem Pförtchen der Klauſe.

Benno öffnet die Thüre und kommt heraus. Gott grüß Euch, ſehr edler Herr! Was führt Euch ſo früh am Morgen hieher, und womit kann der alte Benno Euch dienen?

Adelbert. Ich bin ein Unglücklicher, der Troſt ſucht.

Benno. O ſo ſeyd mir willkommen! Jeder Unglückliche iſt mir ein Bruder oder Sohn. Denkt, es iſt Euer Vater, der Euch die Hand biethet. Was in Vater Benno's Vermögen ſteht, ſteht Euch zu Dienſten. Alles was ich habe, iſt Euer. Kommt, ſetzt Euch hieher! Ihr ſeyd müde vom Steigen. Hunger und Durſt werdet Ihr wohl auch haben. Der ganze Reichthum meiner armen Hütte iſt

Euer. Setzt Euch da auf die Moosbank unter den Baum; ich bin sogleich wieder hier. Er geht in die Zelle.

Fünfter Auftritt.

Adelbert.

Ein lieber, freundlicher Greis! Der Ruf, der gerne zu viel sagt, hat von ihm zu wenig gesagt. Ich fühle mich hier, wie zu Hause. Wirklich kann ich ihm vertrauen, als wäre er mir Vater oder Bruder. Er setzt sich.

Sechster Auftritt.

Adelbert, Benno.

Benno kommt mit einem irdenen Kruge, einem paar hölzernen Bechern, einem Teller mit Brod und einem Körblein voll Früchte, und stellt alles auf den Tisch. Nehmt vorlieb, Ritter! Ein guter Wille ist das beste Gericht, das ich Euch aufsetzen kann; so

wie Hunger der beſte Koch iſt — und den bringt Ihr, glaube ich, mit.

Adelbert. Ach guter Vater Benno, mir iſts jetzt nicht um Speis und Trank. Ich bin ſo traurig — —

Benno. Eben darum trinkt einen Becher. Er ſchenkt ein. Der Wein erheitert das Herz des Menſchen. Verſchmäht Gottes Gabe nicht! Trinkt erſt, und dann erzählt. Der Wein öffnet das Herz. Seht, da bring ich es Euch zu. Alle fröhlichen Menſchen ſollen leben, und allen Traurigen gebe Gott Troſt und Freude ins Herz, damit ſie auch wieder unter die Zahl der Fröhlichen gehören. Stoßet an darauf!

Adelbert ſtoßt an. Ja, das wolle Er. Allen Traurigen wolle Gott Troſt und Freude geben, und alle Fröhliche vor ſolchen Leiden bewahren.

Benno. Nun, nun, die Leiden ſind darum ſo übel nicht. Gott iſt ein

guter Vater; Er meints gut, wenn Er uns Leiden sendet. Immer kann die Sonne nicht scheinen; auch Wolken und Ungewitter sind ein Segen der Erde. Es gehörte Sonnenschein und Regen dazu, daß der edle Wein, der da im Becher wie Gold blinkt und Perlen wirft, reifen konnte. Eben so ist Glück und Unglück zum Gedeihen edler Gemüther nothwendig. Ey sieh, da fällt Euch eine Zähre in den Wein. Glaubt mir, ich ehre diese Zähre. Aber was Euer Anliegen auch seyn möge — seyd guten Muths. Immer stürmt und regnet, blitzt und donnert es nicht. Es werden auch für Euch wieder heitere Tage kommen!

Adelbert. O nimmermehr — für mich nie mehr!

Benno. Ey warum nicht gar! Wer wollte so verzagt seyn? Doch mir gings auch so. Glaubt mir, ich habe auch viel gelitten. Ich war einst ein

rüſtiger Krieger, habe manchen Strauß mitgefochten, viel in Rittersburgen gelebt, und Alles, was dieſes Leben Süßes und Bitteres hat, reichlich verkoſtet. Ein böſer Pfeil machte meine Rechte hier zum Kriege unbrauchbar. Das war Eines meiner größten Leiden. Allein jetzt danke ich Gott für alle meine Leiden — noch mehr, als für die genoſſenen Freuden. Die Freuden machten mich trunken, die Leiden nüchtern und weiſe. Ich meynte freilich, ich würde nie mehr fröhlich lachen, und für mich ſey auf Erden keine Freude und keine Ruhe mehr. Die ganze Welt war mir zuwider. Ich verkroch mich in dieſe einſamen Felſen. Allein nicht dieſe ſtille Klauſe — ſondern Gott gab mir meine Ruhe wieder. Er macht am Ende alles recht; darum laß uns getroſt ſeyn!

Adelbert. So viel als ich, könnet Ihr doch kaum gelitten haben, guter Vater Benno. Ich will Euch jetzt Alles erzählen. Höret mich an!

Benno, sich setzend. Das will ich — und wahrlich nicht mit kaltem Herzen.

Adelbert. Ich bin Ritter Adelbert von Hohenfels, Ritter Kuno's von Hohenfels einziger Sohn.

Benno steht erstaunt auf und bietet ihm erfreut die Hand. Was? Der Sohn des seligen Kuno von Hohenfels seyd Ihr? O so seyd mir noch einmal — seyd mir zweyfach willkommen! Euer seliger Vater war ein sehr edler, tapferer Ritter! Ich habe ihn wohl gekannt; ich habe ehemals unter ihm gedient. Hoch und herrlich stand seine Burg auf dem Felsengipfel eines waldigen Berges, wie die Krone auf dem Haupte eines Königs. So weit man von dem Berge in das Thal sehen konnte, war Alles sein Eigenthum — Aecker, Wiesen und Wälder; alle Bewohner des Thales waren seine Lehensleute. Eure Mutter — Gott habe sie selig! — war eine vortreffliche

Frau; wahrhaftig fromm und tugendhaft. Auch Euch, lieber Adelbert, habe ich als einen holden, blühenden Knaben einige Male gesehen. Ihr waret damals noch kaum sechs Jahre alt, und werdet mich unter der Menge von Kriegsleuten kaum bemerkt haben. Allein wir alle hatten an Euch große Freude, wann wir vor einem Feldzuge in dem Burghofe versammelt waren, und Ihr zu uns herab kamet! — Ach, mein Gott, wie doch die Zeit vergeht! Damals waret Ihr ein Kind, und jetzt seyd Ihr ein stattlicher Mann! O, ich kann es nicht aussprechen, wie es mich alten Mann freuet, in Euch, theurer Ritter Adelbert, den Sohn meines ehemaligen Feldhauptmannes und Anführers im Kriege zu erblicken.

Adelbert. Ich erinnere mich nicht, Euch je gesehen zu haben. Es thut aber meinem Herzen innigst wohl, hier so unerwartet Einen von den tapfern Kriegs-

gefährten meines seligen Vaters zu finden. Um so getroster erzähle ich Euch nun meine Geschichte.

Benno, indem er sich wieder setzt. Ich bin sehr begierig, sie zu hören!

Adelbert. Nach dem frühen Tode meiner lieben Aeltern nahm mich Ritter Otto von Rauhenfels, ein Jugendfreund meines Vaters zu sich auf seine Burg, die viele Tagreisen von hier entfernt ist. Er erzog mich und gab mir seine Tochter, Fräulein Theolinde, zur Ehe. Sie war das Bild der Schönheit und Anmuth. O sie war so gut, so bescheiden, so sittsam, so holdselig, so sanft — daß ich es Euch gar nicht beschreiben kann. Ich zog mit ihr nach Hohenfels. In unserm großen Hauswesen fiel alle Tage etwas Unangenehmes vor, wie das unterm Monde so zu gehen pflegt. Aber nie sah ich sie zornig — und doch gehorchten ihr alle Leute in der Burg aufs Wort.

Sie wurde Mutter eines holden Kindes. In keiner Kirche sah ich je ein so schönes, lockiges Engelköpfchen, als die kleine Adelinde es war. Das Kind kannte mich bereits, lächelte mir entgegen, fing an den Namen Vater zu stammeln und machte mir tausend Freuden. Da brach der Krieg aus. Ich mußte fort. Was das für ein Abschied war, kann ich nicht aussprechen. Zwar das Kind begriff noch nichts von dem, was vorging; aber die Mutter — mein liebes Weib — wurde ohnmächtig aus meinen Armen getragen.

Benno. Das war hart! Ich weiß wohl, wie das ist. Ich habs auch erfahren. Doch erzählt weiter!

Adelbert. Was der Krieg für eine unglückliche Wendung genommen, wie wir der Uebermacht weichen mußten, wie unser ganzes Land von Feinden überschwemmt, unsre Burgen erstürmt, Städte und Dörfer mit Feuer und Schwert ver-

heert wurden, wißt Ihr. Es kamen faſt täglich aus unſerm geliebten Vaterlande die traurigſten Nachrichten — eine immer ſchrecklicher als die andere — bey unſerm Kriegsheere an. Ich war ſehr bekümmert um Weib und Kind; allein ich konnte das Heer nicht verlaſſen. Ich ſchickte daher einen meiner treueſten Knappen, in einen Pilger verkleidet, nach Hohenfels, Kundſchaft einzuholen, wie es dort ſtehe, und wartete nun täglich auf ſeine Zurückkunft. Wie mir die Zeit über zu Muthe war, könnet Ihr Euch denken. Ich führte ein trauriges Leben. Ganze Tage hatten wir gegen die Feinde zu kämpfen, und ganze Nächte konnte ich vor Kummer und Sorge kein Auge ſchließen.

Benno. Das habt Ihr nicht gut gemacht, lieber Adelbert! Half Eure Sorge etwas? Ach, ich war auch oft herzlich um meine fernen Lieben beküm-

mert. Allein ich befahl ſie immer in einem brünſtigen Gebethe Gott, der für Alle ſorgt, und ſie gewiß mehr liebte, als ich — und ſchlief dann ruhig die ganze Nacht hindurch. Vertrauen auf die ewige Liebe läßt ſanft und ſorgenlos ſchlafen.

Adelbert. Mein treuer Knappe kam nicht mehr zurück. Bis dieſe Stunde habe ich nichts mehr von ihm gehört. Leider muß ihm ein Unfall begegnet ſeyn! Es wurde endlich Friede. Ich kehrte zurück in die liebe Heimath. Aber ach — was für ein herzzerſchneidender Anblick wartete da auf mich! Schon von Weitem ſah ich den halb zerſtörten Thurm und die leeren Fenſteröffnungen meiner abgebrannten väterlichen Burg. Der Feind hatte ſie in Brand geſteckt. Ich langte in unſerm Thale an. Auch das Dorf war abgebrannt. Die armen Landleute, die neben den Brandſtätten ihrer Woh-

nungen in Hütten von Tannenästen wohnten, begrüßten mich mit lautem Wehklagen. Sie verkündeten mir die Schreckensbothschaft: Meine Gemahlin und mein Kind seyen Beyde todt. Die gute Frau, erzählten sie, habe sich mit ihrem Kinde in der Nacht über den reißenden Strom, der dicht an den Mauern unsrer Burg vorbey fließt, vor dem Feinde retten wollen — und da habe das Schifflein umgeschlagen, und Beyde seyen ertrunken. O Benno, mit welchem zerrissenen Herzen ritt ich vollends den Berg hinauf. Mit heißen Thränen irrte ich im Schutte umher, und suchte die Stellen auf, wo ich als Knabe und als Mann so glücklich gewesen! Der ungeheure Ruin war mir ein Bild meines zerstörten Glückes. Ich blieb die ganze Nacht auf einem herabgestürzten Quaderstücke sitzen. Ich lehnte das müde Haupt an die Mauer, die noch von dem feindlichen

Feuer geschwärzt war, und meine Augen suchten vergebens den Schlaf. Hundertmal blickte ich zum Himmel auf, der voll schwarzer Regenwolken hing. Ach, ich saß an eben der Stelle, wo einst unsre gemeinschaftliche Wohnstube gewesen, wo ich in stürmischen Regennächten mit Theolinde und manchen lieben Freunden mich des freundlichen Kaminfeuers gefreut! Und nun stürzte der Regen in Strömen auf mich herab; der Sturm heulte in den hohlen Mauern; nirgends fand ich mehr einen Ort, mich gegen den Ungestüm des Wetters zu verbergeu. Ach, mein zerstörtes Schloß ist wohl wieder gebaut; auch die Wohnungen der guten Landleute sind wieder hergestellt; aber mein zerstörtes Glück läßt sich nicht mehr herstellen!

Benno. Habt Ihr sonst nichts, was Euch das Herz beschwert?

Adelbert. Sonst von der Welt

nichts. Iſt dieſes aber nicht ſchon zu viel?

Benno, aufſtehend. O ſo ſeyd Ihr nicht ſo unglücklich, als Ihr denkt! — Wohl Dir, lieber Sohn, daß kein Verbrechen Dein Herz belaſtet. An all dem Jammer, der über Dich gekommen, biſt Du nicht ſchuld; und nur die Schuld macht wahrhaft elend; wegen alles Andern darf uns der Muth nicht entfallen. Ein liebes Weib, ein holdes Kind verlieren iſt hart, ſehr hart für ein fühlendes Herz. Aber ſey getroſt, und vernimm jetzt nur Eines! Wenn ich Dir ſagte: Deine Gemahlin lebe, Dein liebes Kind auch — aber fern von hier in einem Lande, das der Sonne näher liegt, wo ſchönere Blumen blühen, edlere Früchte reifen, wo es beſtändig Frühling iſt, wo keine ſchwarze Wolke den heitern Himmel trübt, wo es keine Stürme, keine Ungewitter giebt, wäreſt Du es nicht zufrieden?

Adelbert. Ach, wenn ſie nur lebten, und wenn ich nur zu ihnen kommen könnte, dann wäre Alles gut. Allein ſie ſind nur zu gewiß todt.

Benno. Nein, ſie leben — leben Beyde glücklich — und Du wirſt zu ihnen kommen. Es iſt nur eine kleine Tagreiſe dahin.

Adelbert. Benno! Verſteh ich Euch auch? Von welchem Lande redet Ihr? Welcher Weg führt dahin? Um Gottes willen, redet deutlicher!

Benno. Lieber Sohn! Das Land, von dem ich rede, iſt da droben; die kleine Tagreiſe dahin iſt unſer Erdeleben. Wenn Deine Theolinde — was mir jedoch noch nicht ganz ausgemacht ſcheint — wirklich todt ſeyn ſollte, ſo lebt ſie dort oben. Dort wirſt Du ſie wieder ſehen. O, herrlicher, ſchöner, als Du ſie an ihrem Brauttage geſehen, wird ſie, Deine verklärte Gemahlin, mit offenen Armen

Dir entgegen kommen, und Dir Dein Kind, als einen holden, schönen Engel, zuführen — nie mehr werdet Ihr dann von einander getrennt — Eure Seligkeit wird durch keinen Wechsel mehr gestört werden — kein Feind, kein Feuer, kein Unfall, kein Tod kann Euch mehr schaden. Adelbert, komm an meine Brust; blick da hinauf zum schönen blauen Himmel, an dem die goldene Sonne glänzt, an dem zu Nacht Gottes Sterne funkeln! Macht Dir dieser Blick das Herz nicht leicht? Kommt kein Trost in Dein Herz?

Adelbert. Ach, ich weiß nicht, wie mir wird in Deinen Armen, Du guter, frommer Greis! Du hast den Weg zu meinem Herzen gefunden. Es erwarmet an dem Deinigen. Ich segne die Stunde da ich den Entschluß faßte, Dich zu besuchen. Du hast mich sehr getröstet; ich kann Dir nicht genug danken!

Benno, indem er die Hände faltet und

zum Himmel blickt. Nicht mir danke, sondern Gott. Von Gott kommt aller Trost.

Adelbert. Du hast Recht; es ist so. Ich lag die vorige Nacht trostlos auf meinem Bette. Ich flehte mit thränenvollen Augen um Trost vom Himmel. Da kam mir der Gedanke, zu Dir zu gehen, bey Dir Trost zu suchen. Ein guter Geist führte mich hieher. Gott hat mich durch Dich getröstet. Wenn es Dir recht ist, so bleibe ich einige Tage bey Dir.

Benno. Bleibe! Eine größere Freude kannst Du mir nicht machen. Meine ganze Hütte ist Dein, mit Allem, was darin ist. Nur ist sie auf einen so lieben Gast nicht vorbereitet. Ich gehe daher auf einen kleinen Maierhof, ein Stündlein von hier, um Lebensmittel und einige andere Kleinigkeiten zu bestellen. Du bist müde, Adelbert; bleibe indessen

hier. Die Zeit soll Dir, hoffe ich, nicht lange werden. Ergötze Dich an der schönen Aussicht hier, und besieh die Blumen und Gewächse meines kleinen Gärtchens. In meiner Zelle findest Du einige gute Bücher, und dort hängt eine Harfe — —

Adelbert. Eine Harfe! — O lange habe ich keine mehr gehört! Ich verstehe sie zwar nicht zu spielen, aber meine Theolinde spielte sie unvergleichlich und sang dazu, wie ein Engel. Ach, Alles, Alles — hier das Blumengärtchen und dort die Harfe — erinnert mich an sie. Sie liebte die Blumen ungemein. Eines Morgens — sie war noch meine Braut — brachte ich ihr ein Sträußchen von Mayglöcklein, Veilchen und Vergißmeinnicht. Es hatte mir geglückt, diese ihre Lieblingsblümchen zu einem Sträußchen zusammen zu finden, was wohl nicht jeden Frühling gelingen dürfte. Noch densel-

ben Abend ſang ſie mir ein Liedchen auf dieſe Blumen, das ſie ſelbſt erdacht hatte. „Sieh, ſagte ſie ſcherzend, das Sträußchen, das Du mir gabſt, pflanzte ich an meine Bruſt; es iſt aber ſchon bald verwelkt. Das Sträußchen aber, das ich Dir reiche — ſie meynte ihr Liedchen — pflanze Du in Dein Herz; die Blümchen in dem Liede währen länger — und vielleicht überleben ſie uns Beyde!“ Ach, ſie hatte wohl Recht! Sie ſelbſt, die ſchönſte aller Blumen, iſt vom Tode abgemäht; für mich blüht ſchon lange keine Blume der Freude mehr — und bald werde auch ich dahin gewelkt ſeyn! — Ich habe nicht einmal mehr ein Andenken von ihr. Sogar um den goldenen Mählring, den ſie mir gab, bin ich gekommen — ich weiß ſelbſt nicht, wie? Nur dieß Liedchen blieb mir. Es iſt das einzige, das ich noch liebe, und zuweilen in Stunden der Einſamkeit ſinge.

Benno. Ihr macht mich neugierig! Singt mir das Liedchen doch einmal! Ich würde Euren Gesang mit der Harfe begleiten; allein mein rechter Arm, der mich seit gestern wieder sehr schmerzt, gestattet es mir nicht. Ich versuchte schon diesen Morgen zu spielen; jedoch vergebens.

Adelbert. Da weiß ich einen Ausweg. Mein Diener, der dort drüben auf mich wartet, spielt ziemlich gut. — He, Marquard, komm einmal hieher!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Knappe. Hirtenknabe.

Adelbert. Marquard! Begleite das Lied, das ich singen werde, mit der Harfe da. Die Worte des Liedes sind dir zwar nicht bekannt; allein es geht nach der bekannten Melodie deines Leibstückleins.

Knappe, in gerader militäriſcher Stellung daſtehend. Wohl.

Benno. Geſchwind, lieber Marquard, trinkt erſt einen Becher Wein, bevor Ihr zur Harfe greift.

Knappe. Sehr wohl! Er leert den Becher auf einen Zug.

Adelbert. Nun, wie es ſcheint, ſchmeckt dir der Wein.

Knappe. Recht ſehr wohl! Er wiſcht den Mund, nimmt die Harfe, ſetzt ſich unter den Baum und fängt an zu ſpielen.

Hirtenknabe, der die Harfe mit Verwunderung betrachtet, und über ihre Töne erſtaunt. O wie ſchön! Das klingt ſo ſüß, wie lauter Honig.

Adelbert ſingt das folgende Lied; die zwei letzten Zeilen jeder Strophe werden von Allen wiederholt.

Es blühen drei Blümchen gar hold und ſchön
In Gottes reichblühendem Garten;

In Wäldern und Feldern, auf Bergen und Höhn
Der Engelein Hände sie warten.
Die kindliche Einfalt mit Freuden sie bricht,
Zu Sträußchen sie füget, zu Kränzchen sie flicht.

Das zarte Mayblümchen, so hell und weiß,
Die Glöcklein wie Perlein gereihet;
Es blüht zu der göttlichen Vorsicht Preis,
Es blühet der Unschuld geweihet.
Ehrt, saget das Blümchen, wo immer es blüht,
Den Schöpfer der Blumen mit reinem Gemüth.

Das liebliche Veilchen, bescheiden blau,
In grünende Blättchen verhüllet,
Den Augen verborgen die Frühlingsau
Mit süßen Gerüchen erfüllet;
Es duftet so heimlich, so süß und mild,
Bescheid'ner Wohlthätigkeit liebliches Bild.

Das holde Vergißmeinnicht mahlt den Rand
Des Bächleins mit himmlischer Bläue;
Es blühet, und welkte auch rings das Land,
Es treibet der Blüthen stets neue.
Wo Freundschaft und Liebe sich immer erneut,
Da bleibt es der Freundschaft und Liebe geweiht.

Nimm, Edler, die holden drei Blümchen hin,
Zum zierlichen Sträußchen vereinet;

Dein frommer, wohlthuender, treuer Sinn
Bewahre, was jegliches meynet.
So lang uns der Blümchen Bedeutung entzückt,
Da leben wie Engel wir froh und beglückt.

Während die letzten zwei Reimen des Liedes wiederholt werden, fällt der Vorhang.

Zweiter Aufzug.

Eine rauhere Gegend des Gebirgs. In einem engen Thale zwischen hohen Felsen eine kleine Hütte, aus rohen Baumstämmen zusammen gefügt und mit Baumrinden gedeckt, zur Hälfte hinter einem Felsen verborgen. Der Hütte gegenüber ein großer Baum. Auf einem Felsen im Hintergrunde ein altes steinernes Kreuz. Die ganze Szene hat etwas Düsteres und Schwermüthiges.

Erſter Auftritt.

Mathilde.

Sie kommt an einem Stabe und mit einem Arbeitskörbchen aus der Hütte; ſie iſt ſehr blaß, und in tiefe Trauer gekleidet, mit einem ſchwarzen Schleyer, den ſie zurückgeſchlagen hat. Lieber Gott! Lange war ich nicht mehr unter deinem ſchönen blauen Himmel! Lange ſah ich die grüner. Zweige der Bäume nur durch das kleine Fenſterlein meiner Hütte. Mehrere Monate war ich an das Krankenbett wie gefeſſelt. O wie wohl iſt mir jetzt wieder an Deiner friſchen Luft! Wie dank ich Dir, daß Du mir meine Geſundheit wieder ſchenkteſt! — Aber matt bin ich noch, ſehr matt! — Sie ſetzt ſich auf ein Felſenſtück und fängt an zu nähen. Das Arbeiten will noch gar nicht vorwärts. Die Augen vergehen mir, meine Hand zittert, ich kann keinen Stich recht machen. Sie ruht ein wenig.

Und doch muß es seyn! Wir haben kein Brod mehr; gestern verzehrten wir den letzten Bissen. Wenn ich nur eine kleine Erquickung hätte, so würde es besser gehen! Sie näht wieder und steht dann schnell auf. Ach Gott! Nein, es geht nicht! Was soll ich anfangen? Wie mich und meine Tochter ernähren? Sollen wir dahier noch Hungers sterben? Die Hände ringend und zum Himmel blickend. Ach Gott, kannst Du uns denn verlassen? Hast du uns vergessen? Denkest Du unser denn gar nicht mehr? O sende doch wenigstens Trost in mein Herz, wenn Du mir auch keine Hülfe senden willst! Sie setzt sich wieder, und stützt die Wange auf die Hand. Mir ist gar nicht wohl! Ach, es liegt mir wie eine Felsenlast auf dem Herzen.

Zweiter Auftritt.

Mathilde. Agnes.

Agnes kommt mit einem kleinen Korb. Ach liebste Mutter! Da komme ich leer. Nicht einen Biſſen Brod gab man mir. Seit der gute, alte Jakob todt iſt, der uns immer ſo reichliche Unterſtützung verſchaffte, ſind die Leute, an die er uns gewieſen hat, ganz verändert. Sie ſagten, die Noth im Gebirge ſey überall ſehr groß; ſie hätten ſelbſt wenig mehr zu eſſen. Da pflückte ich einige Beeren für dich! Mehrere fand ich nicht. Aber, mein Gott, was helfen dieſe?

Mathilde. Je nun! Sie ſind doch immer eine kleine Erfriſchung. Laß uns Gott auch für das Wenige danken!

Agnes, der Mutter in die Augen blickend Du haſt wieder geweint! Weine doch nicht mehr, liebſte Mutter! Ich kann

dich nicht weinen sehen. Es thut mir zu wehe. O weine doch nicht mehr!

Mathilde. Sey ruhig, Kind! Sieh, ich lächle ja wieder.

Agnes. Ja, es geht dir aber nicht recht von Herzen. Ach Gott, wie blaß du aussiehst! Ich fürchte, du wirst aufs neue krank. O kümmere dich nicht so! Sonst werde ich auch noch krank vor lauter Mitleid. Ich fühle den Schmerz schon in allen Gliedern.

Mathilde, nimmt einige Beeren. So! Jetzt ist es mir schon etwas besser. Iß nun du die übrigen Beeren.

Agnes. Ach nein! Ich rühre keine an. Sie sind alle für dich. Mich hungerts gar nicht, und ich könnte auch vor Traurigkeit nicht essen.

Mathilde. Geh in die Hütte, packe unsere nöthigste Kleidungsstücke zusammen, und bringe sie hieher.

Agnes. Den Augenblick! Sie geht.

Dritter Auftritt.

Mathilde.

Das gute Kind! Nur um dieſes iſt mirs leid. Ich mußte es hinein ſchicken, damit es meinen Schmerz, meine hervorbrechenden Thränen nicht ſehe. — Ach, daß ein Edelfräulein betteln ſoll, iſt ſchon hart genug — aber daß auch dieſes letzte traurige Mittel vergebens iſt, das iſt doch zu hart! — — Mir bleibt nun nichts mehr übrig, als aus dieſem meinem geheimen Aufenthalte, in dem ich mich vor meinen Feinden verborgen habe, wieder hervor zu gehen. — — O Gott! ſey Du mein Beſchützer, daß ich nicht in ihre Hände gerathe!

Vierter Auftritt.

Mathilde. Agnes.

Agnes kommt mit einem Päckchen und einer Laute.

Mathilde. Bist du schon fertig?

Agnes. Liebste Mutter! Ich eilte, was ich konnte. Ich kann es in der Hütte allein nicht aushalten. Mir ists so bange, wenn ich nicht bey dir bin.

Mathilde. Komm, liebe Tochter! Wir wollen diese Hütte ganz verlassen. Für uns ist da kein Bleiben mehr. Wir müßten ja verhungern. Wir wollen weiter. Sie kniet nieder. Und Du, guter Gott, habe Dank für alle Gutthaten, die Du uns auf diesem stillen Plätzchen Deiner großen weiten Erde erwiesen hast! Sey ferner mit uns! Laß uns Menschen finden, die Brod übrig haben — und deren Herz kein Stein ist. Sie steht auf. Gieb mir deine Hand, ich

will es verſuchen, an dieſem Stabe zu gehen. Sie geht einige Schritte mit Mühe, und ſinkt auf einen Sitz an den Felſen hin.

Agnes, ſchreyt laut auf. Ach Gott! Mutter! Mutter! O lieber Gott, ſteh uns bey!

Mathilde, erholt ſich und bricht, vom Schmerz überwältigt, in Thränen aus. Ach, ſo elend, ſo muthlos war ich noch nie. Hilf mir doch bethen, liebe Agnes, daß mein Glaube an Gottes Vorſicht nicht unterliege. Sie lehnt das Haupt an den Felſen.

Agnes. Mein Gott, ein hartes Kopfkiſſen für eine Kranke! Ach, wenn doch nur irgend ein Menſch uns zu Hülfe käme! Sie kniet nieder, und blickt ſchweigend zum Himmel.

Eine ſanfte Stimme läßt ſich in der Ferne hören und ſingt:

Sag', was ſollen dieſe Thränen
Auf den Wangen blaß und bleich?
Kennt nicht Gott dein banges Sehnen?
Iſt Er denn nicht gut und reich?

Agnes. Horch doch, Mutter, wie ſchön!

Mathilde. Das iſt Troſt vom Himmel!

Man hört die Stimme etwas näher und lauter:

Sieh, wie ſchön die Blumen blühen
Weiß und roth, und gelb und blau!
Er iſts, der nach Mittagsglühen
Sie erquickt mit kühlem Thau.

Agnes. Man verſteht jedes Wort.

Mathilde. Und jedes Wort erquickt mein Herz, wie Thau eine verſchmachtende Blume.

Die Stimme ſingt noch näher und lauter:

Horch, wie froh die Vögel ſingen —
Ihm, der ſie ſo reichlich nährt,
Lerchen, Finken, Emmerlingen
Stets ihr Körnlein treu beſchert.

Agnes. Gott liebt uns doch noch mehr, als die Vögelein da herum; nicht wahr, liebe Mutter?

Mathilde. Ja, meine Tochter! Der die Vögel nährt, wird auch uns ernähren.

Das Hirtenmädchen, das bisher gesungen, kommt oben am fernen Eingang des Thales zwischen den Felsen hervor, doch so, daß Mathilde und Agnes sie noch nicht sehen können, und singt weiter:

Trockne deine heißen Thränen
Von dem bleichen Angesicht;
Bald wird Er dir Trost gewähren,
Er vergißt dich ewig nicht.

Agnes. Das ist gerade das, was ich sagte. Hast du's gehört? Sie trocknet ihr mit ihrem weißen Tüchlein die Thränen ab. Nicht wahr, liebe Mutter, du weinest nun nicht mehr?

Mathilde. Nein, meine Tochter; ich weine nun nicht mehr. Ich mache mir jetzt Vorwürfe über meinen Kleinglauben. Gott hat mich auf die lieblichste Art belehrt und getröstet.

Agnes. Jetzt ist das Liedchen aus. Wer es doch wohl war, der so schön sang?

Mathilde. Ich denke, Gott leitete die Tritte irgend eines Hirtenknaben oder Hirtenmädchens hieher, und erbarmt sich nun unsrer Noth.

Fünfter Auftritt.

Hirtenmädchen. Vorige.

Hirtenmädchen kommt zwischen den Felsen harab und blickt suchend in alle Büsche. Wo doch mein Lämmchen stecken mag? Wenn es nur nicht gar verloren ist! Sie betrachtet die Felsen umher. So weit wagt' ich mich noch nie herauf in das Gebirg. Doch durch dieses Thal hoffe ich wieder herabzukommen. Indem sie die zwei Personen erblickt. Himmel! Hier sind fremde Leute; so viel ich sehe aus einem andern Land! Da gehe ich wieder! ——

Mathilde. Bleibe, gutes Kind! Wir sind arme, unglückliche Menschen.

Hirtenmädchen. Ach du mein Gott! Arm und unglücklich! O sagt, was fehlt Euch? Womit kann ich Euch dienen?

Agnes. Meine Mutter hat schon seit gestern Mittag nichts mehr gegessen, als einige von den Beeren hier.

Hirtenmädchen. O Gottlob, daß ich mein Frühstück noch nicht verzehrt habe. Sie öffnet ihren Armkorb, und nimmt Brod und eine steinerne Flasche nebst einer irdenen Schale heraus. Da nehmet, esset! Das Brod da ist sehr gut. Und da in der Flasche ist frische Schafmilch. Sie gießt davon in die Schale. Trinkt; sie ist süß und lieblich. Hier sind auch einige Baumfrüchte. — Die sind wohl am besten für die liebe Kleine hier. Da, nimm sie; und da hast du Brod dazu! —

Mathilde ißt und' trinkt. Ich danke dir, gutes Mädchen! Du biſt mir ein Engel des Himmels, den mir Gott in der höchſten Noth hergeſendet. Deine Güte rettet mir das Leben. Ich hätte ſonſt wohl vor Hunger umkommen müſſen.

Hirtenmädchen. Aber mein Gott, wie kommt Ihr denn hieher in dieſe abgelegene, unfruchtbare Gegend des Gebirgs, wo weit und breit keine Menſchen wohnen? Und wie könnet Ihr in dieſer kleinen elenden Hütte leben? Wir wohnen zwar auch in einer geringen einſamen Hütte; aber ſo ſchlecht, und ſo weit von den Menſchen entfernt iſt ſie doch nicht. O kommt mit mir! Ich will Euch den Weg in ein Ort weiſen, wo viele Leute wohnen; die werden Euch nicht verhungern laſſen.

Mathilde. Ich kann dieſe Hütte nicht verlaſſen; ich bin zu ſchwach und zu matt, weiter zu gehen.

Hirtenmädchen. Ja, dann ist es hart zu machen. Ich wollte Euch gerne täglich etwas zu essen bringen. Aber ich habe zu weit hieher — und wir haben selbst nicht viel. Die Hände ringend. Wenn ich nur wüßte, wie da zu helfen wäre!

Mathilde. Sey ruhig, gutes Kind! Gott hat mir eben geholfen. Er wird weiter helfen. Deine milde Gaben haben mich recht erquickt. Gott, der den Trunk Wasser, aus Liebe gereicht, nicht unbelohnt läßt, wird dir diesen Trunk köstlicher Milch und dieses Brod reichlich vergelten.

Agnes. Ich danke dir auch, gutes Mädchen. Du mußt nun wohl selbst hungrig nach Hause gehen?

Hirtenmädchen. Macht doch wegen der Kleinigkeit da nicht so viel Wesens. Ich wollte ich hätte mehr. Redet kein Wort mehr davon.

Mathilde. Ich bin dir zweifachen Dank ſchuldig. Noch mehr als die Milch und das Brod meinen matten Leib ſtärkte, hat dein ſchöner, lieblicher Geſang meine trauernde Seele erquickt. Die Worte kamen mir wie vom Himmel.

Hirtenmädchen. Hört Ihr ſo gerne ſingen? O ich kann noch mehrere ſchöne Lieder. Das Singen iſt meine größte Freude. Ich gab wohl ſchon ein junges Lamm, damit man mich ein neues, ſchönes Liedchen lehre. Denn eine größere Freude kann man mir nicht machen.

Mathilde. Agnes! Nimm die Laute und ſing ihr ein Lied.

Agnes. Mit tauſend Freuden. — Sie ſetzt ſich mit der Laute auf ein Felſenſtück und präambulirt.

Hirtenmädchen. O das iſt ſchön; das klingt herrlich! Ein ſolches Ding hab' ich noch nie gehört. Die Hirten

im Gebirge haben nur Pfeifen, das Kühhorn und den Dudelsack.

Agnes. Höre einmal das kleine Lied von der Kirsche. Sie singt:

Im niedlichen Gärtchen Blandinens stan
Ein Bäumlein gepflanzet von ihrer Hand;
Am lieblichen Bäumlein im ersten Jahr
Ein einziges Kirschlein zu sehen war;
Doch glänzte das Kirschlein so roth wie Gluth,
U. schien von Geschmacke gar süß und gut.

Blandine mit lächelndem Angesicht
Die röthliche Kirsche vom Bäumlein bricht,
Und eilt mit der Kirsche der Mutter zu:
„Da, beste der Mütter, da, nimm sie du!"
Die Mutter, sich weigernd, die Kirsche nimmt;
Ihr freundliches Auge in Thränen schwimmt.

Die Kirsche seit Jahren vergessen schien —
Da wandelt Blandine zum Garten hin;
Im prächtigen Garten auf weitem Raum
Erhebt sich ein prangender Kirschenbaum,
Und zwischen der schattigen Blätter Grün
Wohl tausend der herrlichsten Kirschen glüh'n.

Die Mutter Blandinen nun ſanft umſchließt,
Und freundlich ihr Wangen und Lippen küßt.
„Sieh, Tochter, ſo ſpricht ſie, der Baum iſt dein,
Ihn trug jener einzigen Kirſche Stein.
Auf dem, was ein Kind ſeinen Aeltern thut,
Der reichlichſte Segen des Höchſten ruht.“

Hirtenmädchen, klatſcht in die Hände und hüpft vor Freude. O das iſt ſchön, das iſt prächtig! O komm doch mit mir! Da du ſo geſchickt biſt, ſo kannſt du dich und deine Mutter reichlich ernähren. Wenn die Leute auch kein Mitleid mit Eurem Elende haben ſollten, ſo werden ſie doch an deinem Geſange Vergnügen finden. Sie werden dir mit Freuden geben, was wir im Gebirge nur immer haben — Brod und Milch, Butter und Eyer, Flachs und Wolle. O komm doch, komm und geh mit mir!

Mathilde. Kind, du machſt einen Gedanken in mir rege, den ich von Gott nehmen will! — In Gottes Namen, liebſte

Agnes, geh hin, ſinge vor den Thüren der Häuſer, und ſuche ſo dich und mich zu ernähren. —

Agnes. Ach liebſte Mutter! Dich zu ernähren, wollte ich gerne barfuß über rauhe Felſen und ſcharfe Dornen die Welt ausgehen. Wie könnte ich dich aber jetzt verlaſſen? Jetzt, in dieſer Noth, da du noch krank biſt! Ach mir iſt dieß unmöglich. Du könnteſt ja indeß verſchmachten!

Mathilde. Sorge nicht! Ich brauche wenig. An dem, was uns dieſes mitleidige Kind gab — an dem übrigen Brode und der Milch hier — habe ich zwei, bis drei Tage genug.

Hirtenmädchen. Nun, ſo iſt ja geholfen! So komm denn mit mir! Vielleicht heute Abends, oder doch gewiß morgen Abends biſt du wieder hier, und bringſt ſicher ſo viel Lebensmittel mit, daß ihr Beyde mehrere Tage davon le-

ben könnet. Dein Körblein da ist aber zu klein; ich will dir meinen Korb da, oder noch einen größern lehnen, und dir ihn nachtragen. Ich will dich unversehrt wieder zurück begleiten.

Mathilde. Ach ja, thu dieß! Gieb auf sie Acht, daß ihr kein Leid geschehe, daß sie in keinen Abgrund stürze, daß sie — was noch schlimmer wäre — unter keine bösen Menschen gerathe, bey denen sie Böses sehen oder hören könnte.

Hirtenmädchen. O ich will gewiß recht auf sie Acht haben! Da habt Ihr meine Hand darauf. Ich will daher auch mein verlornes Schäflein nicht weiter suchen. Ja, Sicherheits halber will ich auf dem nämlichen Wege wieder zurückkehren, auf dem ich gekommen bin.

Mathilde. Nun, Agnes, so lebe indeß wohl! Ach, dich aus den Augen lassen zu müssen, ist mir noch das größte Leiden. Kinder sind nirgends besser auf-

gehoben, als unter den Augen ihrer Mutter. Allein es zwingt mich ja die bittere Noth dazu, dich von mir zu schicken. Vergiß aber nicht, daß, wo das Auge deiner Mutter nicht hinreicht, doch Gottes Auge dich sieht. Wandle immer so, als sähest du Ihn mit Augen — und dann wird Er dich auch glücklich wieder zurück führen in meine Arme. Sie umarmt Agnes.

Agnes schmerzlich weinend. Mutter! Den lieben Gott und dich werde ich keinen Augenblick vergessen. — O es ist mir als sollte ich aus der Welt gehen, da ich dich jetzt verlassen soll! Bethe doch recht, daß Gott uns glücklich wieder zusammen führe.

Mathilde. Das werde ich, liebes Kind! — Ja, Du guter Gott! Blicke auf uns herab! Diese Tochter ist mein Alles hier auf Erden! Sie geht, ihrer Mutter Brod zu erwerben, unter fremde

Leute. Segne Du ihren Gang! Sey Du ihr Begleiter, lenke Du ihre Tritte, leite Du die Herzen der Menschen wie Wasserbäche, daß sie dieses armen Kindes sich erbarmen, und ihm ihre Herzen und Hände nicht verschließen. O laß mir dieses Kleinod — mein Liebstes auf Erden — nicht verloren gehen! — So meine Kinder, geht jetzt mit einander, und Gott geleite euch.

Agnes kann vor Weinen nicht reden, und umfaßt ihre Mutter mit stummem Schmerz.

Mathilde. So! Es ist genug. Geh jetzt, geh. Es muß ja seyn. Nimms nicht so schwer! Es ist ja nur auf ein oder zwei Tage; längstens bis morgen sehen wir uns ja gewiß wieder. So, lebe wohl — lebe wohl.

Agnes, mit ihrem Tuche die Thränen trocknend und öfter umblickend, geht mit dem Hirtenmädchen den Felsensteig hinauf.

Sechster Auftritt.

Mathilde.

Es ist das erste Mal, daß mir das Kind von der Seite kommt und von mir getrennt wird. Darum fällts ihm so schwer. Doch — mir geht es ja eben so. Auch ich bin nun das erste Mal ganz allein zwischen diesen Felsen hier. Sie kommen mir jetzt noch viel finsterer und trauriger vor. Ach, wenn dem lieben Kinde ein Leid geschähe — wenn Agnes auf den steilen, gefährlichen Felsenwegen mit ihrer Begleiterin in einen Abgrund stürzte — das wäre mir viel schrecklicher, als daß ich dann zwischen diesen Bergen hier verschmachten müßte.

Dritter Aufzug.

Ein freundliches Bauernhaus, von Obſtbäumen umgeben und mit Reben bekleidet, in einem angenehmen Thale. Unter einem Baume, [illegible]wärts im Vordergrunde, eine ländliche Bank, nebſt einem Tiſchchen. Noch könnten ein Brunnen, ein Bienenſtand, ein Theil einer Scheure, an der ein paar Wagenräder angelehnt ſind, und dergleichen mehr angebracht werden.

Erſter Auftritt.

Agnes. Hirtenmädchen.

Hirtenmädchen, trägt oder führt ein Lamm. Sieh, in dieſem Maierhofe wohnen die vermöglichſten und gutherzigſten Leute des Gebirgs. Da ſinge zuerſt. So wird dir der gute Anfang Muth machen, dein Glück auch vor andern Häuſern zu verſuchen. Ich will indeſſen

mein Lämmchen nach Hauſe bringen. Meine Mutter freut ſich gewiß mit mir, daß ich es, da ich bereits alle Hoffnung aufgegeben, doch noch gefunden habe. Biſt du hier fertig, ſo gehe auf die zwei großen Tannenbäume zu, die du dort ſiehſt. Von dort aus wirſt du eine Hütte erblicken, und einen Fußweg, der über eine ſchöne grüne Wieſe gerade darauf zuführt. Dort wohne ich; dort kommen wir wieder zuſammen. So! Behüt dich Gott!

Agnes. Lebe wohl! Ich danke dir noch einmal.

Zweiter Auftritt.

Agnes.

Ach Gott, das Herz klopft mir doch ein wenig, da ich jetzt um Brod ſingen ſoll. Ich möchte lieber weinen, als ſingen. Doch ich will mich der Armuth

nicht ſchämen. Unverdiente Armuth, ſagt meine Mutter, iſt keine Schande, ſo wie unverdienter Reichthum keine Ehre macht. Sie ſtimmt die Laute, geht dann näher an das Fenſter, und ſingt:

Es ſpielte ein Knäblein
im blumigen Klee,
Am grünenden Walde,
am bläulichen See,
Und ſieh, in den Binſen
des Ufers da lacht
Die ſchönſte Seeroſe
in goldener Pracht.

Mein Knäblein, das watet
mit frevelndem Muth,
Die Blume zu pflücken,
hinein in die Fluth.
„Halt, rief ihm die Mutter
mit warnendem Mund,
O bleibe zurücke,
ſonſt gehſt du zu Grund!“

Das Knäblein verachtet
ihr Warnen und Fleh'n;
„Ey, ruft er, es wird mir
ſo leicht nichts geſcheh'n.“

Schon pflückt er die Blume —
da sinkt er hinab,
Und findet im Wasser
ein schauerlich Grab.

Die Mutter erhebet
ein Jammergeschrey,
Es laufen die Kinder
des Dorfes herbey;
„O, ruft sie, o ehret
der Aeltern Geboth;
Nicht-folgen bringt Kindern
Verderben und Tod."

Während des Gesanges schauen ein paar Kinder aus dem Fenster und hören ihr zu; die Bäuerin kommt unter die Hausthüre, und bezeigt mit Mienen und Geberden ihr Wohlgefallen.

Dritter Auftritt.

Agnes. Bäuerin.

Bäuerin, indem sie heraus tritt und in einiger Entfernung Agnes betrachtet. Mein Gott, wie fand dieses Kind den Weg zu unsrer abgelegenen Wohnung? Wie

kam es da herauf in das Gebirg? Der Kleidung nach muß es weit her, und dem feinen zarten Ausſehen nach vornehmer Aeltern Kind, wohl gar ein Fräulein ſeyn. Sie tritt näher. Grüß dich Gott, liebe Kleine! Du ſingſt ja ſo ſchön, wie ein Engel, und du ſcheinſt auch ſo ſanft und gut, wie ein Engel. Was ſoll ich dir doch für deinen ſchönen Geſang geben?

Agnes. Mich hungerts ſo; gebt mir ein wenig Milch und Brod! Ich bitte Euch um Gottes willen!

Bäurin. Das ſollſt du den Augenblick haben — und noch mehr dazu. Warte nur ein klein wenig. Sie geht in das Haus.

Agnes. Eine gute Frau! Faſt ſo liebreich, wie meine Mutter! Gottlob, daß ich zuerſt hieher kam. Es iſt mir jetzt ſchon viel leichter um das Herz.

Vierter Auftritt.

Georg, Röſe, Liſchen, Vorige.

Georg kommt mit Brod aus der Thüre geſprungen. Da, Mädchen, haſt du ein großes Stück Brod! Die Milch wird gleich nachkommen.

Röſe bringt vorſichtig und langſam gehend, ein Schüſſelein Milch, und ſtellt es auf das Tiſchchen. Da iſt ſüße Milch! Setze dich hieher auf die Bank in den Schatten, brock' dein Brod in die Milch, und iß.

Liſe bringt Obſt in ihrer Schürze und legt es auf den Tiſch. Da haſt du Aepfel und Birnen; und ſage mir doch, wie du heißeſt.

Agnes. Ich danke euch, lieben Kinder, euch und eurer lieben Mutter. Sie ſetzt ſich und legt die Laute neben ſich auf die Bank. Mein Namen iſt Agnes.

Liſe. Agnes? Nun, ſo iß Agnes.

Röſe betrachtet und befühlt die Kleider

der Agnes. Deine Juppe iſt kurios gemacht. Wenn ich ſo ſchöne Kleider hätte, ſo möchte ich nicht betteln.

Liſe, die Hand ausſtreckend. Agnes, gieb mir deinen Strauß!

Agnes. Den Strauß da von den ſchönen Alpenblumen? Herzlich gern. Da haſt du ihn.

Georg ſchleicht heimlich hin, nimmt die Laute, weiß ſie nicht recht zu faſſen, ſetzt ſich damit auf den Boden, und verſucht zu ſpielen.

Röſe. Warte, ich will mein Liedchen von der Lerche ſingen. Mache du Muſik dazu; aber nicht ſo gar ſtark, ſondern ſanft und lieblich. Sie ſingt:

Das Lerchlein ſchwinget
Sich in die Luft;
Horch, horch, es ſinget,
Horch, horch es ruft:
(Dir, Dir, Dir, Dir, Dir.)

Dir, Dir, o Größter,
Dir, ſing ich, Dir!

Dir, Dir, o Bester!
Dir, Dir, nur Dir!
(Dir, Dir, Dir, Dir, Dir.)

Dich, Vater, loben,
Sey Lust auch mir,
Und stets erhoben
Mein Herz zu Dir!
(Dir, Dir, Dir, Dir, Dir.)

Georg. Nun will ich mich hören lassen, und mein Wachtellied singen! Er singt und klimmpert dazu:

Das Wächtelein rufet
mit munterem Schlag,
Es rufet schon frühe,
bevor es noch Tag —
Schlagt und sagt:
Weckt den Knecht, weckt die Magd;
Weckt den Knecht, weckt die Magd.

Das Wächtelein rufet
am heißen Mittag,
Es rufet dem Schnitter,
mit munterem Schlag —
Schlagt und sagt:
Bück den Rück, bück den Rück;
Bück den Rück, bück den Rück.

Doch neigt ſich zum Abend
der glühende Tag,
So ruft es der Bäurin
mit freudigem Schlag —
Schlagt und ſagt:
Gebt dem Knecht Kraut und Speck,
Gebt der Magd Weck, Weck, Weck.

Indem er aufſteht: Du Agnes, gieb das Hackbret da, oder was es iſt, mir. Ich will dir meinen jungen Pudel dafür geben. Der kann aufwarten, gerade ſo, wie ich jetzt. Er tanzt auch ſchon ziemlich gut. Sieh — faſt ſo ſchön, wie ich. Willſt du den Tauſch eingehen? Da kannſt du vor den Häuſern der Leute dann mit dem Pudel tanzen. Das wird den Leuten recht luſtig vorkommen, und da wird man euch Sachen genug heraus geben. Willſt du?

Röſe kniet indeß auf die Bank und unterſucht den Hut der Agnes.

Liſe ſpringt der Mutter entgegen und

zeigt ihr den Strauß. Sieh, Mutter, Blumen — rothe, gelbe und blaue!

Fünfter Auftritt.

Bäuerin. Vorige.

Bäuerin bringt auf einem grünen Rebblatte, das auf einem reinen hölzernen Teller liegt, Butter. Ihr ungezogenen Kinder, ihr! Keinen Augenblick darf man euch allein lassen. Du, Görge, laß das Ding da liegen; du möchtest es verderben. Du, Röse, beschmutz' ihr die Kleider nicht mit deinen unreinlichen Fingern. Und du, Lise, hast ihr die Blumen gewiß abgebettelt?

Agnes. Ich gab sie ihr gerne. Laßt sie ihr doch.

Bäuerin. Sieh, liebe Agnes, da bring ich dir Butter — ganz frisch aus dem Butterfaß. Ich habe eben ausgerührt.

Agnes. Ihr seyd sehr gütig; ich nehme Eure Güte mit Dank an.

Bäuerin. Nun so iß doch, iß, liebes Kind! Du kommst weit her! Du kannst deinen Hunger noch nicht gestillt haben.

Agnes. Ich habe schon genug. Wenn Ihr es erlaubt, so bringe ich das Butterbrod meiner Mutter.

Bäuerin. Seht, Kinder, wie lieb Agnes ihre Mutter hat. Den Bissen am Munde will sie für ihre Mutter aufsparen, obwohl sie selbst hungrig ist. So müsset ihr es auch machen. — Iß aber nur keck, liebe Agnes. Für deine Mutter will ich dir so viel Brod, Butter und dergleichen mitgeben, als nur immer in dein Körblein hier hinein geht.

Sechster Auftritt.

Benno. Vorige.

Georg. Ey, da kommt der ehrwürdige Vater Benno! Er und alle Kinder springen ihm entgegen und küssen ihm die Hand.

Agnes steht auf, bleibt aber an ihrer Stelle.

Benno. Näher kommend. Gott grüß Euch, Mutter, und sey mit Euch und Euern Kindern.

Georg. Hast du uns nichts mitgebracht, Vater Benno?

Benno zieht eine Brieftasche hervor und nimmt ein Bild heraus. Da, sieh einmal! Da hast du den heiligen Evangelisten Johannes. Merk' dir seine Worte, die ich da auf das Bild geschrieben habe: „Kindlein, liebet einander!"

Rose. Ich bitte auch um etwas Schönes!

Benno nimmt ein vergoldetes Kreuzchen aus der Brieftasche. Sieh, da hast du ein kleines Kreuzlein. Größere wird dir der liebe Gott einmal schicken. Er wolle dich dann trösten, wenn jene Zeit kommt, und sie dir durch seine Gnade leicht machen.

Lise. Mir auch, mir auch etwas!

Benno. Komm, gieb dein Fingerlein her. Da hast du ein schönes Ringlein. Das glänzt wenigstens wie Silber, und das rothe Steinlein darin gefällt dir gewiß so gut, als wäre es ein Rubin. Komm, ich will es dir an den Finger stecken. So! Nichtwahr es ist schön?

Lise nickend. O, wunderschön! Ich gäbe das Ringlein nicht für hundert Gulden.

Benno. Nun, hast du mich aber auch lieb?

Lise. Ja, wenn du deinen garstigen Bart abschneiden lässest.

Bäuerin. Pfui, das war ungeschickt geredt. — Nun wie, Kinder! Dankt ihr nicht? Man muß doch in Einem fort mahnen, wenn ihr nicht immer das Beste vergessen sollet.

Die Kinder küssen dem Einsiedler die Hand.

Benno. So, gut, gut! Es gilt schon. Gott segne euch, ihr lieben Kinder, und lasse eure Aeltern recht viele Freude an euch erleben. Da müßt ihr aber recht fromm und recht brav seyn, gerne folgen und fleißig lernen. Wollt ihr das?

Röse laut rufend. Ja, ja! Ich einmal gewiß.

Lise. Ich auch, ich auch!

Georg. Und ich werde auch nicht der Schlechteste seyn.

Benno. Nun, so gebt mir die Hand darauf. Wie, schlagt ein! — Alle drei! — So, drei Händlein in ei-

ner Hand; jetzt gilts. Jetzt müſſet ihr aber Wort halten.

Bäuerin. Hört ihr das? Wenn ihr euer Wort brecht, ſo ſag ich es dem Vater Benno, dann holt er die ſchönen Sachen wieder.

Georg. Ich halte gewiß Wort. Ein Mann, ein Wort.

Bäuerin. Ja, ja! Du biſt ein ganzer Mann. — Geh jetzt nur mit deinen Geſchwiſtern hinein — und zeiget der Großmutter, was ihr Schönes bekommen habt.

Die Kinder ſpringen in das Haus, ihre Geſchenke hoch empor haltend.

Siebenter Auftritt.

Benno. Bäuerin. Agnes.

Benno. Was habt Ihr denn da noch für eine Kleine? Eine Lautenſpielerin, ſo viel ich ſehe? — Für ſich. Mein

Gott, ein Engel von einem Kinde! — Zu Agnes. Nun, Kleine, laß deine Kunst hören, und singe das schönste Liedchen, das du kannst! Doch nur eine Strophe davon.

Agnes. Aus meinem schönsten Liede? Da will ich Euch das Gesetzchen von dem Mayblümchen singen; das ist mir das Liebste.

Benno. Von dem Mayblümchen? Nun, so sing denn von der kleinen Maylilie, dem süßen Bilde der Unschuld, dem du, holde Kleine, so ähnlich bist! Laß einmal hören!

Agnes nimmt erst einige Griffe auf der Laute.

Benno. Eine gute Art, die Laute zu halten! Das Kind hat keinen gemeinen Lehrmeister gehabt.

Agnes singt:

Das zarte Mayblümchen so hell und weiß,
Die Glöcklein wie Perlen gereihet,

Es blüht zu der göttlichen Vorsicht Preis,
Es blühet der Unschuld geweihet.
Ehrt, saget das Blümchen, wo immer es blüht,
Den Schöpfer der Blumen mit reinem Gemüth.

Benno, der dem Gesange mit sichtbarer Verwunderung zugehört, seitwärts. Was ist das? Ich erstaune. Das ist ja eine Strophe aus dem Liede, das mir Adelbert diesen Morgen gesungen hat, und von dem, seinen Reden nach, niemand weiß, als seine verstorbene Gemahlin. Das ist mir sehr merkwürdig. Guter Gott, das könnte auf eine Entdeckung führen. Zu Agnes. Wie heißest du, mein Kind?

Agnes. Agnes, mein ehrwürdiger Vater!

Benno. Und wie heißt deine Mutter?

Agnes. Mathilde, Euch zu dienen.

Benno, für sich. Nein, das trifft nicht zu. Die Gemahlin meines lieben

Gastes hieß Theolinde und seine Tochter Adelinde. Zu Agnes. Sag mir, liebe Agnes, wo wohnt denn deine Mutter?

Agnes. Ach weit von hier — da droben im Gebirg.

Benno. Da wohnen ja keine Leute mehr. Wie kommt ihr denn da hinauf, und wovon ernährt ihr euch da?

Agnes. Wir wohnen da droben, so lang ich denke, in einer kleinen Hütte. Ein guter alter Mann verschaffte uns von Zeit zu Zeit Arbeit. Die Mutter strickte und nähte sehr fleißig, und ich half mit, so gut ich konnte. Für den Arbeitslohn brachte der mitleidige Greis uns Lebensmittel. Nun ist er aber gestorben, der gute alte Jakob! Meine Mutter hat sich darüber so abgekümmert, daß sie noch krank ist.

Benno. Das ist betrübt! Du und deine Mutter dauern mich von gan-

zem Herzen. Aber wie ging es euch weiter?

Agnes. Nach dem Tode des guten Jakobs ging es uns sehr hart. Doch hatten wir noch eine Geis, deren Milch uns ernährte. Allein da stürzte sie, sammt dem Felsen, auf den sie geklettert war, in einen Abgrund und fiel sich zu todt. Nun haben wir gar nichts mehr.

Benno. Nun — und seitdem singest du so vor den Häusern, dich und deine Mutter zu ernähren?

Agnes. Ach, die Noth zwingt mich ja dazu! Dieses Haus aber ist das erste, vor dem ich singe.

Benno. Wo hast du denn das schöne Liedchen her, das du so eben gesungen hast?

Agnes. Meine Mutter hat es mich gelehrt. Bevor sie krank geworden, hat sie es öfters gesungen. Aber nun kann

sie nicht mehr singen. Sie kann nicht mehr vor die Hütte gehen. Heute Morgens wollte sie nur ein wenig frische Luft schöpfen, und wurde fast ohnmächtig! Sie weint schmerzlich.

Benno. Nun, nun, sey getrost, liebes Kind. Gott wird helfen. Ich vermuthe, deine Mutter sey eine vertraute Freundin von der Gemahlin eines sehr angesehenen Ritters gewesen, den ich kenne. Dein Liedchen könnte den edlen Mann, der sehr reich und eben mein Gast ist, vielleicht bewegen, dich, armes Kind, an Kindesstatt anzunehmen, und auch für deine Mutter zu sorgen. Ich muß selbst mit ihr sprechen. Wie weit ist es zu ihr?

Agnes. Ich glaube, es wird wohl zwei bis drei Stunden seyn.

Benno. Das ist freilich weit für mich. Doch — um einem traurigen Herzen Trost zu gewähren, darf uns kein

Weg zu weit seyn. Kannst du mir den Weg zu deiner Mutter zeigen?

Agnes. Ach, ich würde ihn kaum mehr finden! Ein Hirtenmädchen führte mich hieher. Dort, nicht weit von den zwei hohen Tannen, wohnt das Mädchen.

Bäuerin. Das ist Thekla. Die kann Euch begleiten, Vater Benno, und Euch den Weg zeigen. Sie hat gesunde Füße. Du aber, liebe Agnes, kannst heute nicht mehr so weit gehen. Du bist heute schon zu müde geworden. Bleibe du heute bey uns über Nacht.

Agnes. O nein, nein! Der Weg zu meiner Mutter ist mir nicht zu weit.

Benno. Das ist schön, liebes Kind, daß du deine Mutter so lieb hast. Bleibe immer so gesinnt; so wird es dir wohl gehen, und du wirst lange leben auf Erden.

Achter Auftritt.

Bauer. Vorige.

Bauer, eine Holzart auf der Schulter, eilt auf Benno zu und schüttelt ihm die Hand. Ey, schönen guten Morgen, Vater Benno! Freut mich, freut mich, Euch hier zu sehen. — Ich fällte da drüben am Berge Holz. Da sah ich Euch meinem Hause zuwandern, und machte — was sonst nicht mein Brauch ist — noch am Morgen schon Feyerabend, Euch zu begrüßen.

Bäuerin geht indeß mit dem Korbe der Agnes in das Haus.

Benno, eilfertig und nach seinem Stabe greifend. Grüß Euch Gott, lieber Niklas, und behüt Euch Gott! Ich muß auf der Stelle weiter.

Bauer. Ho, ho! Grüß Gott und b'hüt Gott in Einem Athemzuge — das ist zu kurz. Er stützt sich mit vieler Behaglichkeit auf seine Axt. Ihr kommt zur

guten Stunde; Ihr müßt heute mit mir zu Mittag eſſen. Und bis das Eſſen fertig iſt, wollen wir mit einander plaudern und ein Gläslein von meinem Kümmelbranntwein mit einander trinken. Ich habe ihn erſt geſtern gekauft. Ah, der iſt gut; der wird Euch ſchmecken.

Benno. Ey, was fällt Euch ein! Ich trinke nichts Gebranntes. Und aufhalten kann ich mich eben ſo wenig. Ich habe einen Gaſt zu Hauſe, und bevor ich zu ihm zurück kehre, muß ich noch einen Krankenbeſuch machen.

Bäuerin kömmt mit dem Korbe der Agnes, den ſie mit Lebensmitteln gefüllt hat, zurück.

Benno. Werthe Hausmutter! Ich habe noch eine große Bitte an Euch. Ich möchte meinem lieben Gaſt doch auch einen guten Biſſen vorſetzen. Allein meine Speiſekammer iſt nicht zum Beſten beſtellt. Wollt Ihr nicht ſo gut ſeyn, und

mir mit einem paar jungen Hühnern, einem paar jungen Tauben, einigen Eyern, etwas Butter, feinem Mehl und was man sonst bey dergleichen Gelegenheiten braucht, aus der Noth helfen? Da ich aber für heute Mittag nicht den Koch machen kann, so muß ich Euch bitten, einiges beyzulegen, was mein Gast als kalte Küche sogleich genießen kann.

Bäuerin. O mit tausend Freuden! Ich will ihm die Hühner sogleich gebraten schicken, und noch Kuchen und Butterstritzel dazu backen.

Benno. Auch an Euch, lieber Hausvater, habe ich eine Bitte. Ich wollte die verlangten Sachen selbst mit mir nehmen. Allein wie Ihr gehört, habe ich zuvor noch einen andern Gang zu machen. Wollet Ihr nicht so gut seyn, das Verlangte in meine Klause hinauf zu tragen?

Bauer. O warum denn das nicht!

Euch zu lieb nähme ich den Berg dort auf den Rücken, und trüge ihn bis Rom.

Benno. Sagt dem fremden Herrn auch, den Ihr droben antreffen werdet, ein unvermuthetes Geschäft habe mich gehindert, sobald zurück zu kehren, als ich versprach. Ich werde aber eilen, so gut ich könne, und gegen Abend sicher bey ihm eintreffen. — Mein Gast ist reich; er wird Euch beide, sowohl für das Ueberbrachte, als für das Ueberbringen, reichlich bezahlen.

Bäuerin. Ey, wenn Euer Gast auch arm wäre, wir würden ihn doch nicht ungastfreundlich behandeln. Es ist schon Einer ober uns, der unermeßlich reich ist und Alles bezahlt.

Neunter Auftritt.

Hirtenmädchen. Vorige.

Hirtenmädchen. Je, Agnes, wo

bleibst du denn so lange? Ich habe schon geglaubt, du habest den Weg verfehlt.

Agnes. Du hast mich an einen sehr guten Ort geführt. Ich wurde sehr gütig aufgenommen.

Hirtenmädchen. Ey, das wußte ich wohl; sonst hätte ich dich nicht zuerst hieher geführt. Zu den Uebrigen. Grüß Euch Gott mit einander, Niklas und Martha! Recht schönen guten Morgen, Vater Benno.

Bäuerin. Thekla, du kommst eben recht. Du mußt dem Vater Benno den Weg zeigen zu der armen kranken Frau droben im Gebirg, und der Agnes da ihr Körblein tragen.

Hirtenmädchen. Recht gerne! Und meiner Mutter wird es sicher auch recht seyn. Ich muß es ihr aber zuvor noch sagen. Sie weiß sonst nicht, wo ich hingekommen, und möchte wegen meiner in Sorge gerathen.

Bäuerin. Ich will sogleich selbst zu ihr hinüber gehen, und es ihr sagen. Dir, liebe Agnes, habe ich da einiges in dein Körblein gethan. — Sag deiner Mutter, ich schicke ihr dieses zum Gruß.

Bauer. Recht, recht! Denn ein leerer Gruß geht barfuß.

Agnes. Ach, der Korb ist ja ganz voll. Ich danke Euch für Eure Wohlthätigkeit. Gott wolle sie Euch vergelten!

Benno. Das wird Er! Denn glaubt mir, was Ihr armen Wittwen und Waisen thut, das kommt Euren Kindern doppelt gut. — Aber nun laßt uns eilen, meine lieben Kinder. Lebt wohl, lieber Hausvater und gute Hausmutter, und Gott sey mit Euch. Er geht mit Agnes und dem Hirtenmädchen eilig ab.

Zehnter Auftritt.

Bauer. Bäuerin.

Bäuerin. Der alte Vater Benno ist doch ein recht liebreicher, herzensguter Mann! Kaum hat er das arme Kind, die kleine Lautenspielerin, gesehen, und von ihrer kranken Mutter gehört, so sinnet er schon wieder darauf, ihnen zu helfen, und läßt sich, trotz seiner alten Füße, den weiten Weg da hinauf in die steilen Berge nicht verdrießen.

Bauer. Das ist wahr, er ist ein kreuzbraver Mann. Ganz bin ich aber mit ihm doch nicht zufrieden. Heute ist es, wie du weißt, fünf und zwanzig Jahre, daß er droben in seiner Klause eingezogen ist. Der heutige Tag ist ein Ehrentag für ihn und ein Freudentag für alle Bewohner des Gebirges weit umher. Wir haben uns schon lange darauf ge-

freut — und da lauft er nun davon, und aus dem Feſte, das wir vorhatten, wird nichts. Es verdrießt mich recht, daß er uns unſere Freude verdirbt.

Bäuerin. Nun, er wußte ja nichts von unſerm Vorhaben. Das Feſt ſoll aber um ſo herrlicher werden. Du haſt ja gehört, daß er gegen Abend wieder zurück kommt. Während er nun droben in den Felſen herum klettert, wollen wir ſeine Klauſe recht ſchön mit Blumenkränzen zieren. Ich will die Kinder ſogleich mit einem paar Körben auf die Wieſe hinaus ſchicken; du aber kannſt indeſſen, während ich koche, in unſerm Garten, was es da nur von Blumen giebt, abpflücken, und Kränze daraus flechten. Auch haben wir jetzt hübſch Zeit, die Freudenmahlzeit, die wir ihm zu Ehren hier in unſerm Hauſe halten wollten, nun droben bey ihm in ſeiner Klauſe

mit aller Bequemlichkeit zu veranſtalten, ohne daß er zuvor etwas davon merkt.

Bauer. Das iſt ein trefflicher Einfall! Ich will mit den Speiſen, die Benno für ſeinen Gaſt beſtellt hat, dann ſogleich die Blumen mit hinauf nehmen. Der vornehme Gaſt kann mir bey Verzierung der Klauſe helfen. So ein Herr weiß ſo etwas am Beſten anzugeben. Dafür laden wir ihn dann zur Mahlzeit ein; denn bey uns gilts: Nur wer mitarbeitet, darf auch miteſſen. Es ſoll ein recht fröhlicher Abend werden. Ich möchte jetzt ſchon jauchzen! Er ſchnalzet mit den Fingern und jauchzet.

Vierter Aufzug.

Die rauhe düstere Felsengegend des zweiten Aufzuges.

Erster Auftritt.

Mathilde.

Sie sitzt unter dem Baume, und schlingt um einen Eichenkranz ein Gewinde von kleinen Waldblumen. So lange ist mir noch kein Tag geworden, seit ich hier bin. Ich könnte es nicht mehr gewöhnen, ohne das liebe Kind zu leben. Wenn ihr nur kein Leid geschieht! Wenn sie nur glücklich wieder zurück kömmt. Ach, tausenderley bange Besorgnisse quälen mich! Doch, Gott sorgt, und so kann ich ruhig seyn. — Gute Tochter! Sonst war es dein tägliches Geschäft, das einfache ländliche Denkmal, das ich deinem ver-

blichenen Vater widmete, mit Blumen zu bekränzen. Heute will ich es thun. Ach, mehrere Jahre schon ist er todt, mein geliebter Gemahl, und noch immer fließen meine Thränen um ihn. Da tröpfeln sie auf diese Blumen. Gut, so geschmückt will ich diesen Kranz hier aufhängen, daß er seinen, mir ewig theuren Namen, den ich hier in die Buche schnitt, freundlich umschließe. Edler Mann, du hättest ein Denkmal von Marmor mit einer goldenen Inschrift verdient — habe es nun so gut! — Dieses kleine Geschäft, wiewohl an sich wehmüthig und traurig, zerstreute mich ein wenig. Mit neuer Macht fallen finstere Sorgen mein ängstliches Mutterherz an. Ich will es versuchen, zu singen. Die Erquickung, die mir das gute Hirtenmädchen reichte, kam mir sehr wohl. Ich fühle mich viel kräftiger. Ein Trostlied wird mich erheitern Sie singt mit sanfter Stimme:

Einem Dornpfad gleicht das Leben,
Einer rauhen Felſenbahn,
Wo wir mühſam aufwärts ſtreben,
Wo ich oft kaum weiter kann.
Doch lacht mir auch manche Roſe,
Doch iſt ſelbſt die Felſenbank,
Reich von veilchenreichem Mooſe —
Schöpfer, habe Dank!

Welcher Troſt — daß über Sternen,
Hell von Himmelslicht umkränzt,
Dort in jenen lichten Fernen
Uns der Ruhe Tempel glänzt!
Will denn muthig weiter wallen,
Will mich mühen für und für;
Find' doch Troſt hier — Ruh von allen
Leiden, Gott, bey Dir!

Aufſtehend. Horch! Ich höre Fußtritte. Sollte Agnes ſchon zurück kommen? O Agnes! Agnes! Biſt du es? Komm, o komm in meine Arme!

Zweiter Auftritt.

Benno. Mathilde.

Mathilde erschrocken zurückweichend. Gott! Wer kommt da? Ein Eremit?

Benno tritt hinter einem Felsen hervor, bleibt stehen, und betrachtet sie mit schnellen Blicken. Gott grüße Euch, edle Frau! Verzeiht, daß ich Euch in Euerm stillen Aufenthalte störe.

Mathilde. Verzeiht Ihr, frommer Mann, daß ich Euch durch mein Erschrecken vielleicht in Verlegenheit setzte. Während meines einsamen Lebens in dieser Wildniß kam Niemand hieher, als etwa ein Gemsjäger, oder hie und da ein Alpenhirt, der eine verlorne Ziege suchte. Sie gelobten mir, meinen geheimen Aufenthalt Niemanden zu entdecken. Heute kam ein Hirtenmädchen herauf. In meinem Jammer vergaß ich sie zu bitten, keinem Menschen ein Wort

davon zu ſagen, daß ich hier wohne. Sollte meine verborgene Lebensweiſe durch ſie ſchon bekannt geworden ſeyn?

Benno. Seyd ruhig, edle Frau! Ich komme in keiner unedlen Abſicht.

Mathilde. Sagt, was führt Euch hieher? Legt Euern Stab und Mantel ab, und ſetzt Euch.

Benno legt Hut, Stab und Mantel ab, und ſetzt ſich auf ein Felſenſtück. Mich führt nichts hieher, als der Wunſch, vielleicht den Schmerz eines wunden Herzens zu heilen.

Mathilde. Wenn ihr von dem meinigen redet, ſo muß ich bekennen, es iſt wohl tief verwundet. Doch, dieſe Wunde kann nur Gott heilen. Die Welt hat für mich keinen Troſt mehr; meine irdiſchen Hoffnungen ſind dahin. Was ich von dieſer Erde, bis ſie mich in ihren Schooß aufnehmen wird, noch nöthig habe, iſt blos ein wenig Brod.

Könnet Ihr mir dazu helfen, so bitte ich Euch, thut es.

Benno. Wenn es nichts als das ist, dazu wird leicht Rath werden.

Mathilde. Noch habe ich aber eine andere Sorge. Ich habe eine Tochter — mein einziges Kind, die Freude meines Lebens! Es schmerzt mich, sie zwischen diesen Felsen hier aufwachsen zu sehen, ohne daß ich ihr eine Erziehung geben kann, die ihrer Herkunft gebührt. Ihr scheint mir ein Mann von Erfahrung. Ihr habt wohl nicht von jeher dieses rauhe Kleid getragen. Eure Sprache, Euer Anstand verräth, daß Ihr wohl ehedem unter Rittern gelebt habt. Vielleicht seyd Ihr der Mann, den mir Gott herschickt, mein armes Kind zu versorgen.

Benno. In dieser Absicht komme ich hieher. Ich sah Eure Tochter —

einen Engel von einem Kinde — und Mitleid durchdrang mein Herz.

Mathilde. Ihr ſaht ſie? Wo? Ach, es wird ihr doch kein Unglück begegnet ſeyn?

Benno. Seyd ruhig. In einem Viertelſtündchen wird ſie, in Begleitung eines wackern Hirtenmädchens, wohl behalten hier ſeyn. Ich eilte blos ein wenig voraus, um vorher noch allein mit Euch zu reden. — Eure Tochter ergriff eine Weiſe ihr Brod zu gewinnen, die ihr in Zukunft verderblich werden kann. Ich habe einen Freund, einen ſehr edlen Mann, der ſein einziges Kind durch den Tod verloren hat. Sobald ich Eure Tochter erblickte, fuhr mir der Gedanke durch die Seele, er könnte ſie wohl an die Stelle ſeines Kindes annehmen. Das würde ſeinen Schmerz lindern, und das Glück Eures Kindes, ja wohl auch das Eurige, machen. Der Geſang und das

Lautenſpiel der holden Kleinen wird ihn ſogleich für ſie einnehmen. Sie hat da ein Liedchen, das den Weg zu ſeinem Herzen gewiß nicht verfehlen wird. Kurz, ich hoffe, in Eurem Kinde ihm eine zweite Tochter zuzuführen. Da muß ich aber denn doch vor Allem Eure Geſchichte wiſſen. Indem er aufſteht und ihr die Hand biethet. Habt Zutrauen zu mir alten Manne, edle Frau! Denkt, es ſtehe ein Greis vor Euch, der ein Vaterherz für Euch im Buſen trägt. Gott, vor dem ich ſtehe, weiß, daß ich es gut mit Euch meyne. Redet als eine Tochter zu ihrem Vater.

Mathilde. Ich glaube Euch, ehrwürdiger Vater, und will Euch meine ganze Geſchichte vertrauen.

Benno. Eure Schickſale müſſen wohl ſehr traurig ſeyn, daß ſie Euch in dieſe Wildniß verſcheuchten. Mit theilnehmendem Herzen will ich ſie hören.

Mathilde. Ich bin Theolinde, die einzige Tochter Ritter Otto's von Rauhenberg.

Benno, erstaunt aufstehend. Wie? Dann seitwärts. Himmel! Sie wäre es also selbst?

Mathilde. Was setzt Euch so in Bewegung? Mein Namen? Ihr werdet doch nicht von meinen Feinden seyn? Nein, ehrwürdiger Vater, das könnte ich nicht glauben.

Benno. Ich bin keines Menschen Feind — am wenigsten einer armen bedrängten Mutter. Aber — vergebt mir! Eure Tochter sagte mir, Ihr heißet Mathilde.

Mathilde. Laßt Euch das nicht irre machen. Sie weiß es nicht anders. Höret jetzt nur ruhig zu, so wird Euch hernach Alles klar werden. Meine Erzählung soll die lautere Wahrheit seyn.

— Ich vermählte mich mit Adelbert von Hohenfels, einem sehr edlen Ritter.

Benno, seitwärts. Nun, Gottlob! Sie ists. Gott hat mich hieher geführt. Er setzt sich wieder und hört begierig zu.

Mathilde. Ein paar Jährchen lebten wir sehr glücklich. Da rief ihn seine Pflicht in das Feld. Von den Schrecken des Krieges — laßt mich schweigen. Auch unsere Burg ward plötzlich überrumpelt, und als eine Hauptveste an der Grenze von den Feinden stark besetzt. Der Anführer der feindlichen Truppen, Grimo von Harteck, schützte mich gegen Mißhandlung. Er ließ es mir und meinem Kinde in der Burg an keiner Bequemlichkeit des Lebens fehlen. Allein bald muthete er selbst mir Ungebührliches zu. Als er meine Denkart kennen lernte, wollte er mich heirathen. Ich zeigte ihm meinen Ehering. Er fuhr fort, unter dem Scheine der

Freundschaft mein gefährlichster Feind zu seyn. Er ließ nichts unversucht, mich zu verführen, und quälte mich unsäglich.

Benno. Arme Frau! Doch — wen Gott lieb hat, dem schickt Er harte Prüfungen zu.

Mathilde. Einmal nun, am späten Abende, kam ein mir unbekannter Edelknecht, der aber von unserm Heere war, und meldete mir die Nachricht, mein Gemahl sey an einer Wunde gestorben. Er brachte mir das letzte Lebewohl des Sterbenden — und zum Wahrzeichen, daß Adelbert wirklich todt sey — seinen Mählring. Ich zerfloß in Thränen und legte dieses Trauergewand an, das ich seitdem nimmer abgelegt habe. Der feindliche Ritter, der unsre Burg besetzt hielt, ward nun immer zudringlicher, ich solle ihm meine Hand geben. Ich hatte keine Neigung zu ihm; er war mir sogleich anfangs, ich wußte selbst nicht

warum, zuwider, und schien mir kein guter Mensch zu seyn. Mein Gefühl hatte mich auch nicht getäuscht. Ich erfuhr zuverläßig, er sey schon verheirathet.

Benno. Der schändliche Bube! Denn eine edle Frau oder Jungfrau betrügen wollen, ist und bleibt doch das schändlichste Bubenstück.

Mathilde. Kaltes Entsetzen ergriff mich! Ich sann nun auf nichts mehr, als seiner Gewalt zu entrinnen. Tag und Nacht flehte ich zu Gott um Hülfe — Er wolle meine Unschuld retten, und Gott erhörte mein Flehen.

Benno. Daran habt Ihr wohl gethan, daß Ihr Eure Zuflucht zum Gebethe genommen. Das Flehen der bedrängten Unschuld bleibt nie unerhört.

Mathilde. Von allen meinen Dienern war mir ein einziger treu geblieben, ein alter Mann von bald siebenzig Jahren. Mein Gemahl hatte ihn gleich zu

Anfang des feindlichen Einfalls, als einen Pilger gekleidet, zu mir gesendet, Nachrichten von mir und unserm Kinde einzuholen. Da der alte Mann mir in meiner Noth, wie ein Engel vom Himmel gekommen, und mir so nothwendig war — so blieb er bey mir und kehrte, so schwer es ihm auch fiel, meinen Gemahl ohne Antwort zu lassen, nicht mehr zu ihm zurück. Dieser gute Mann veranstaltete meine Flucht. Er kam zu Nacht in einem kleinen Schifflein über den Strom, der unsre Burg von einer Seite umgiebt, rettete mich und mein Kind auf einer Leiter aus dem Fenster, und brachte uns glücklich an's andere Ufer. Das kleine Schifflein stürzte er dann um, befestigte meinen Schleyer und Frauenmantel, die ich gewöhnlich trug, an herabhängendes Gesträuch des Ufers, als hätte das Wasser sie dahin geschwemmt, und flüchtete uns in's Gebirg. In der ganzen Gegend glaubte

man, wir seyen ertrunken. Nur der feindliche Ritter zog es noch in Zweifel, und ließ durch seine Leute überall nach mir forschen. Da brachte mich mein alter Freund hieher. Er wählte diese Gegend, weil die benachbarten Landleute sie für unheimlich halten, und von Geistern bewohnt glauben. Zwei Ritter erschlugen hier einst einander. Das steinerne Kreuz dort bezeichnet noch die Stelle.

Benno betrachtet das Kreuz und die Stelle aufmerksam. Mein Gott, so sind doch wenige Stellen auf Erden, die von feindseligen Menschen nicht mit Blut benetzt worden!

Mathilde. Der kluge Jakob rieth mir, meinen und meiner Tochter Namen zu ändern. Er sorgte auf das Zärtlichste für mich. Diese Hütte hier haben seine Hände gezimmert. Er schaffte die nöthigsten Geräthschaften herbey; er kaufte eine Ziege, um die wir aber kürzlich gekommen

ſind. Ich lebte von meiner Handarbeit. Er wußte mir Lebensmittel dafür zu verſchaffen. Er liebte mich, wie ſeine Tochter, und ich ehrte ihn, wie man nur immer einen Vater ehren kann.

Benno. Recht ſo! — In der Noth lernt man den Freund kennen. Und wem Gott ſchlimme Feinde zuſchickt, dem ſendet Er auch treue Freunde.

Mathilde. Das war der ſelige Jakob, ein treuer Freund bis in den Tod! Sie bedeckt ihre Augen mit ihrem weißen Tuche und ſchweigt einige Augenblicke. Er ſtarb in der Hütte eines Gemsjägers, eine Stunde von hier. Er war unterwegs krank geworden, und hatte unſre Wohnung hier nicht mehr erreicht. Er empfahl uns noch ſterbend der Wohlthätigkeit dieſes Mannes und deſſen Frau. Allein ſeit dem Tode des guten Jakobs mußten wir uns ſehr kümmerlich behelfen. Wir hatten Mangel an Allem, und geriethen in große Noth.

Indeß danke ich doch Gott für seine Fügung. Es ist doch immer besser, arm und schuldlos, als reich und gottlos leben.

Benno. Eure Geschichte geht mir sehr zu Herzen. Verzeiht, die Augen werden mir naß — ich muß mich ein wenig erholen. Für sich im Auf- und Abgehen. Guter Gott! Welche Freude wartet ihrer und Adelberts. Beide halten einander für todt — und Beide werden einander noch hier auf Erde wieder sehen. O wie weißt Du zu trösten, Vater der Menschen! Gieb mir Weisheit, ihr die Sache beyzubringen, ohne daß die Freude sie tödte. Zu Mathilde sich wendend. Euer Verfolger ist mir bekannt. Der Böswicht bekam seinen Lohn. Er wollte ein edles unschuldiges Fräulein verführen. Ihr Bruder forderte ihn heraus, und erschlug ihn in Gottes Gerichtskampf. Denn dem Böswicht fehlt es immer an wahrem Muthe. Was aber Euren Gemahl betrifft, so zweifle

ich doch noch, ob er todt ſey. Je mehr ich die Sache überlege, je wahrſcheinlicher iſt es mir, er lebe noch. Die Nachricht von ſeinem Tode war vielleicht nur ein Kniff Eures Verfolgers.

Mathilde. Aber der Ehering, den mein ſterbender Gemahl mir ſchickte? Mußte ich dem Bothen, der ihn mir brachte, nicht glauben?

Benno. Edle Frau! Ihr wißt nicht wie weit die Bosheit der Menſchen geht. Unſre Feinde ſind ſchlau. Ueberall in unſern Kriegsheeren hatten ſie ihre Spionen. Sie hatten ſelbſt unter unſern Leuten geheime Anhänger. Grimo von Harteck konnte ſich den Ring durch Liſt und Betrug verſchaffen, und Euer Gemahl kann deßhalb doch noch am Leben ſeyn.

Mathilde. Ehrwürdiger Mann! Was für einen Gedanken erregt Ihr in mir! Wie wird mir mit einem Male zu Muthe? Ein neues Licht geht mir

auf. Der bloße Gedanken, mein Adelbert könne noch leben — ein Schimmer von Hoffnung, ein Schatten von Wahrscheinlichkeit, die bloße Möglichkeit versetzt mich in ein neues Leben. Sie steht auf. Mein Verfolger ist todt! Mein Gemahl lebt vielleicht noch! Fort, fort aus dieser Gegend — fort, ihn zu suchen, und wäre es bis ans Ende der Welt.

Benno, bey Seite. Ich finde sie gefaßter, als ich dachte, eine solche Nachricht aufzunehmen. Ich muß einen Schritt weiter gehen, ihr meine Freudenbothschaft mitzutheilen. Zu Mathilde. Adelbert von Hohenfels, sagtet Ihr, hieß Euer Gemahl? Mir wurden alle Ritter genannt, die in diesem unseligen Kriege umgekommen. Adelbert ist aber nicht darunter. Die Burg Hohenfels, die der Feind vor seinem Abzuge in Brand steckte, ist wieder gebaut. Ich reiste durch die Gegend. Stolz erhebt sich der große Thurm wieder zu den

Wolken. Ich hörte aber nicht, daß dieſes Mannlehen einem andern Ritter verliehen worden. Ein Ritter, der dabey geweſen, als der Kaiſer die Ritterlehen, die durch dieſen blutigen Krieg erlediget worden, aufs neue vergab, nannte mir alle dieſe Lehen; allein der Namen Hohenfels kam darunter nicht vor. In unſern Tagen ereigneten ſich ſchon viele, nicht minder wunderbare Begebenheiten. Alle Welt hielt ja auch Euch für todt — und doch lebet Ihr noch. Was einmal geſchah, kann noch einmal geſchehen.

Mathilde. Frommer Mann, Ihr wißt noch mehr. Redet, redet! Meine ahnende Seele ſagt mir, Adelbert lebe noch. Fürchtet nicht, daß die Freude mir das Herz zerſprenge. O, er lebte immer in meiner Seele. Nie dachte ich ihn mir als todt. In meiner letzten Krankheit war er, nächſt Gott, nächſt meinem Kinde, mein einziger Gedanke. Ich dachte mir

das Wiederſehen ſo nahe — dachte bey jedem Erwachen, heute, heute noch ſiehſt du ihn — in wenigen Stunden vielleicht! Ich dachte kaum an meinen eigenen Tod, der mir die Thore der Ewigkeit erſt aufthun mußte. Die Scheidewand zwiſchen Zeit und Ewigkeit, zwiſchen hier und dort, war mir wie verſchwunden — iſt es jetzt noch. Wenn ich ihn dieſe Stunde noch ſehe — ſo iſt blos meine feſte Erwartung erfüllt; nur die Art iſt anders, als ich ſie mir dachte. Ich ſehe ihn noch hier, ſtatt dort. O redet, redet! Ihn bey der Hand faſſend, und ihm in die Augen blickend. Nicht wahr, er lebt?

Benno. Edle Frau! Wie ſtark macht der Glaube an ein ewiges Leben die zärtere, weibliche Seele! Nun denn — ja, er lebt, und Ihr werdet ihn heute noch ſehen.

Mathilde, auf die Kniee niederfallend. Nun, ſo ſey denn gelobt, Du guter, barm-

herziger Gott! Meine Thränengebethe kamen hinauf zu Dir, und Du haſt ſie erhört. Du haſt mir das Wiederſehen früher bereitet, als ich dachte. Du biſt der Vater der Wittwen und der Waiſen. Lange lebte ich trauernd als Wittwe, ſah mit Schmerzen auf meine vaterloſe Waiſe — Du aber haſt Dich herrlich als unſern mächtigen Erretter erwieſen. Eben da wir ganz verlaſſen waren und Deine Hülfe am nöthigſten hatten, erſchien ſie uns am herrlichſten.

Benno. So verwandelt Gott die Thränen des Schmerzens oft ſchnell in Freudenthränen. —

Dritter Auftritt.

Agnes. Hirtenmädchen. Vorige.

Mathilde, indem ſie ſchnell aufſteht, und auf Agnes zueilt. O Agnes! Agnes! Freue dich, falle nieder auf die Kniee und

danke Gott! Komm, erhebe deine Hände, deine Blicke, dein Herz zum Himmel! Dein Vater, den wir todt glaubten, lebt — und du wirst ihn heute noch sehen. O danke — danke Gott mit mir!

Agnes. Mein Vater! Er lebt noch! O wo, wo ist er? O Mutter, ich kann vor Freude fast nicht reden. — O wie freut es mich, daß du nun einmal so von Herzen froh bist! Ach, ich sah dich so viele Jahre trauern und so oft weinen! — Sie kniet nieder, und erhebt ihre Hände bethend zum Himmel. O Gott, wie dank ich Dir, daß Du meine Mutter so hoch erfreuet hast! Dank Dir, lieber Gott! Dort am Felsen bethete ich oft einsam zu Dir. Du hast mich armes Kind erhört. Ach, in meinem ganzen Leben kann ich Dir nicht genug dafür danken! Indem sie aufsteht und ihre Thränen trocknet. Das ist doch sonderbar, ich sollte vor Freuden hüpfen und lachen, und ich weine, als wäre mir ein

Leid begegnet. Das habe ich nicht gewußt, daß man auch vor Freude weinen kann.

Benno hat die Laute, die Agnes weglegte, aufgenommen, sie aufmerksam betrachtet und nimmt jetzt, indem er zum Himmel blickt, einige Griffe darauf.

Mathilde. Was macht Ihr da? O laßt das jetzt! Kommt, kommt, wir wollen gehen. Ihr habt mich mit Eurer Freudennachricht auf einmal gesund gemacht. Ich könnte nun, gleich der flüchtigen Gemse, über alle Berge hinweg springen. Gebt die Laute dem Mädchen da. Da habt Ihr Euern Hut und Euern Stab. Gehet — eilet — fort — fort! — —

Benno. Laßt mir die Laute! Sie ist mir ein Heiligthum. Sie war ein Werkzeug in Gottes Hand, große Dinge damit auszurichten. Vernehmet mit heiliger Ehrfurcht gegen Gottes heilige Vorsehung, was mich zuerst auf den Gedanken brachte, Ihr könntet Adelberts Ge-

mahlin seyn — was mich bewog, Euch in diesem Eurem geheimen Aufenthalte aufzusuchen. Seht, dieses geringe Holz hier ist die Veranlassung dazu. Ich habe erst diesen Morgen ein Lied, das Ihr Eurem Gemahl gelehrt hattet, aus seinem Munde gehört. Die kleine Lautenspielerin da, sang mir, kaum eine Stunde nachher, eine Stelle aus dem nämlichen Liede. Dieser kleine Umstand machte mich aufmerksam. Euer und Eurer Tochter geänderte Namen hätten mich bald irre geleitet — wie denn die Unwahrheit immer gefährlich ist; aber genug, ich fand Euch. Diese Laute und der Gesang des Kindes vereiniget nun wieder die Aeltern, die durch feindliche Gewalt getrennt wurden. Gott führt das Kind, das mit seinem Lautenspiele der geliebten Mutter Brod erwerben wollte, durch eben dieses Lautenspiel dem liebenden Vater zu. Kommt, laßt mich die Laute nicht aus der Hand legen, be-

vor wir dem allmächtigen Gott gedankt haben, der Wohlklang in Holz und Metalle gelegt hat, der alles Widrige übereinstimmend machen und jeden Mißlaut in Wohlklang auflöſen kann. Stimmt Ihm, der durch ein Lied Euch ſo groſſe Freude bereitete, ein Freudenlied an. Sie ſingen:

Dankt dem Herrn für alle Leiden,
Dankt auch für den herbſten Schmerz;
Leiden führen uns zu Freuden,
Schmerz veredelt unſer Herz.

An des Sommers ſchwülem Hauche
Reift die goldne Traube nur;
Nur am rauhen Dornenſtrauche
Blüht die ſchönſte Blum' der Flur.

Nur in finſtern Nächten ſtrahlet
Herrlich ſchön der Sterne Pracht,
Und der Regenbogen mahlet
Sich nur in der Wolken Nacht.

O ſo nehmet denn die Leiden
Dankbar an aus Gottes Hand;
Sie ſind Bothen naher Freuden,
Sind des Glückes ſichres Pfand.

Fünfter Aufzug.

Der Schauplatz wie im ersten Aufzuge. Vor dem Eingange in die Einsiedeley ist eine Ehrenpforte von grünen Zweigen errichtet und reichlich mit Blumen von allen Farben verziert. Die Thüre der Kapelle und der Klause sind mit Blumen umkränzt, und die Baumstämme mit Blumengewinden umschlungen. Gegen Ende des Aufzuges verliert sich die helle Beleuchtung wieder in das dämmernde Rosenlicht, das zu Anfang des ersten Aufzuges von der Morgenseite einfiel, jetzt aber von der Abendseite einfällt.

Erster Auftritt.

Ritter Adelbert. Marquard, sein Knappe.

Adelbert hängt hie und da noch einen Blumenkranz auf, betrachtet die aufgehängten Blumengewinde, und verbessert daran noch Eines oder das Andere.

Knappe steht mit einem Korbe neben ihm und biethet ihm Kränze oder Blumen dar; mit dem Reſte der Blumen und Blätter beſtreut er den Eingang der Klauſe.

Während dieſer Beſchäftigung ſingen Beide:

Du biſt die Liebe, guter Gott!
Das ſagt mir, was ich ſchau;
Der Morgenſtern, das Abendroth,
Das holde Himmelblau.

Der Vogel ſingt, von Dir genährt,
Voll Luſt auf grünem Aſt!
Sein frohes Lied uns Menſchen lehrt,
Wie Du ſo lieb uns haſt.

Der Blumen hundertfarbne Pracht
Im Thale weit und breit,
Die Du, Du lieber Gott, gemacht,
Zeigt Deine Freundlichkeit.

Die Sonne dort in goldner Pracht,
Allſegensreich, allmild,
Ein Wunder Deiner groſen Macht —
Iſt Deiner Güte Bild.

Mehr noch, mehr noch, der edle Mann,
In Allem, was er thut;
Sein leuchtend Werk, wir sehens an —
Und jubeln, Gott ist gut.

Adelbert. Das Lied da, das die wackern Landleute dem guten Vater Benno singen wollen, paßt ganz auf ihn. Es ist doch wahr, es giebt unter der Sonne keinen herrlichern Anblick, kein schöneres Bild der Gottheit, als einen guten Menschen — und das ist Vater Benno ganz! — Wo er aber so lange bleiben mag? Wir wollen noch einmal nachsehen, ob er noch nicht kömmt! — Komm mit mir, Marquard!

Knappe. Sehr wohl, mein gestrenger Herr Ritter.

Beide gehen ab.

Zweiter Auftritt.

Benno.

Er tritt leiſe, den erhobenen Zeigefinger an die Lippen haltend und mit lauſchenden Blicken umherſchauend, herein. Nein, er iſt nicht da! Indem er die Verzierungen von Blumen bemerkt. Ey ſieh da, was ſoll das ſeyn? Dieſe Blumen, dieſe Kränze gelten wohl mir? Meine lieben Nachbarn im Thale haben es nicht unbemerkt gelaſſen, daß ich bereits fünf und zwanzig Jahre auf dieſem Berge wohne. Sie wollten mir Freude machen an dem heutigen Tage; darum haben ſie meine Wohnung ſo ſchön ausgeſchmückt. O ihr lieben Menſchen! Gott vergelte es euch! — Allein dieſe Blumenkränze ſind zu ſchön gewunden und zu zierlich geordnet, als daß ſchlichte Landleute damit hätten zurecht kommen können. Adelbert, darin iſt deine Hand unverkennbar. Du wollteſt mir

ein Fest bereiten helfen — aber deiner wartet noch ein größeres Freudenfest. — Diese Blumen und Kränze sind eben recht, den schönsten Tag deines Lebens zu verherrlichen. — Wo er aber wohl seyn mag, mein lieber Gast? Ha, dort drüben steht er am Felsen, und sieht ins Thal, ob ich noch nicht komme.

Dritter Auftritt.

Benno. Agnes.

Benno blickt nach der Seite, von der er hergekommen und winkt.

Agnes kommt mit ihrer Laute in der Hand.

Benno sie bey der Hand führend. Nun, du kleines, holdes Veilchen, verbirg dich in jene Laube, und sing dein Liedchen vom Veilchen. Sobald ich dir winke, fängst du an. Du hast doch Alles wohl ver-

ſtanden und gemerkt, was ich dir ſonſt noch geſagt habe?

Agnes. O ja, recht wohl, lieber Vater Benno.

Benno. Nun, ſo geh geſchwind in die Laube.

Agnes geht in die Laube, von der etwa der Eingang zu ſehen.

Vierter Auftritt.

Benno. Adelbert.

Benno, laut rufend. He! Ritter Adelbert! Hieher! — Ha, wie er eilt — wahrlich ſo ſchnell, als hätte er Flügel.

Adelbert. I, da ſeyd Ihr ja! Ich ſchaute mir faſt die Augen aus, da drüben auf dem Fußſteige, auf dem Ihr von hier weggegangen, Euch wieder zurück kehren zu ſehen. Wie kommts, daß Ihr einen andern Weg eingeſchlagen?

Benno. Meine Geſchäfte, von denen

man Euch gesagt haben wird, nöthigten mich, einen Umweg zu machen.

Adelbert lächelnd, halb im Scherze, halb im Ernste, ihm Vorwürfe zu machen. Ihr seyd mir aber ein sonderbarer Hauswirth. Ihr geht, versprecht in einem paar Stündchen wieder hier zu seyn — und laßt mich den lieben, langen Tag allein. Ihr wollet mich vielleicht sogleich zum Anfange unsrer Bekanntschaft die Süßigkeit des einsamen Lebens recht kosten lassen?

Benno. Die Einsamkeit ist süß — dem, der sie kennt. Wer sie kennt, gewinnt sie bald lieb. Ich lebte hier in einsamer Stille die seligsten Stunden meines Lebens. Mein Leben in Burgen und Schlössern war Rausch und Traum.

Adelbert. Ach, Benno! Mich hat dieser einsame Abend zwischen diesen Felsen und Bäumen, die bereits längere Schatten ins Thal werfen, fast schwermüthig gemacht. Die Stille umher, wo

sich kaum ein Blättchen regt, wo nur hie und da ein einsames Vögelein die letzten Laute seines Abendliedes hören läßt, hatte etwas Wehmüthiges für mich. Alle traurige Erinnerungen, alle Bilder der Vergangenheit gingen an meiner Seele vorüber. Ach, meine Glücksſonne neigte sich bald zum Untergange. Bald, in der Jugend meiner Tage, erreichte ich den Abend meines Lebens. Einsam, als ein wahrer Einsiedler, steh ich in der Welt da. Alle meine Lieben sind dahin — meine Freunde unter dem Schwerte des Feindes gefallen — meine Gemahlin in ihrer vollen Blüthe abgerissen, wie hier in diesem Blumenkranze die liebliche Rose — mein Kind abgepflückt, wie da die zarte Rosenknospe! Er setzt sich, stützt das Haupt auf die Hand, und schweigt.

Benno. Nun, nun! Vielleicht habe ich ein Mittel, Euch zu trösten. Leise in die Laube. Jetzt, Kleine, laß deinen Gesang hören.

Agnes in der Laube präambulirt.

Adelbert aufschauend. Was höre ich? Welche liebliche Töne.

Benno den Finger auf den Mund. Pst! Stille, stille!

Agnes singt in der Laube:

Das liebliche Veilchen, bescheiden blau,
In grünende Blättchen verhüllet,
Den Augen verborgen, die Frühlingsau
Mit süßen Gerüchen erfüllet;
Es duftet so heimlich, so süß und so mild —
Bescheid'ner Wohlthätigkeit liebliches Bild.

Adelbert, aufstehend. Allmächtiger Gott, was ist das! Theolindens Lied — Theolindens Weise — ganz ihre Stimme; nur noch zarter und lieblicher. Jedes Wort, als käme es von ihren Lippen. O kömmt sie zurück aus den Gefilden jener Welt, meine Thränen zu trocknen? — Oder wird Deine Hütte von Engeln besucht, frommer Mann, und hast Du es von dem Höchsten erbethen, mir einen der Engel zu

ſenden, damit er mich tröſte? — O laß mich dieſes wunderbare Weſen, das jede Saite meiner Seele beben macht, ſehen und ſprechen. Er will in die Laube.

Benno. Bleibe — und erwarte ein Wunder des Allerhöchſten, das Dir mehr Troſt gewähren wird, als wenn Er Dir einen Engel geſendet hätte. Er winkt in die Laube — und Agnes kommt mit der Laute hervor.

Fünfter Auftritt.

Agnes, Adelbert, Benno.

Benno. Sieh, dieſes holde Kind traf ich heute. Es kam aus der rauheſten Gegend des Gebirgs, wohin ſich nur ſelten ein menſchlicher Fußtritt verirrt. —

Adelbert. Was ſeh ich? Ganz ihr Bild! Ja, ſo mußte Theolinde ausgeſehen haben, als ſie noch ein Kind war. Er eilt auf Agnes zu. Zittre nicht ſo, liebe

Kleine, und fürchte dich nicht! Sage, wer hat dich dieſes Lied gelehrt, und wer biſt du?

Agnes. Meine Mutter hat es mich gelehrt, lieber Vater; und ich bin deine Tochter.

Adelbert. Wäre es möglich! Benno, ich kann es nicht glauben! Was machſt Du aus mir, wunderbarer Alter? Du willſt mich doch nicht täuſchen? — Sage mir, liebes Kind, wie heißeſt du, wie heißt deine Mutter?

Agnes. Ich heiße Adelinde, meine Mutter heißt Theolinde.

Adelbert. Gott im Himmel! Adelinde iſt der Name meines lieben Kindes; Theolinde der Name meiner ewig geliebten Gattin! Ja, ſo hießen ſie. Benno, Benno! Ich bin wie trunken! Die Sinne vergehen mir! Ach es iſt nicht möglich. Nein, die Todten erſtehen nicht mehr.

Agnes zeigt ihm die Laute. Da ſieh, lieber Vater!

Adelbert nimmt die Laute. O wohlbekanntes Inſtrument! Ja, dich kenne ich. Dein Anblick erfreut mich, wie das Angeſicht des liebſten Jugendfreundes, den man nach vielen Jahren unvermuthet wieder ſieht. Ja, das iſt das Geſchenk, das ich meiner geliebten Theolinde in jenen ſeligen Tagen gegeben, da wir noch Braut und Bräutigam waren. Hier ſtehen noch unſre beiden Namen: „Adelbert ſeiner Theolinde.“ — O Adelinde! Ja, ja, du biſt — biſt meine Tochter! Komm, o komm in meine Arme! — Als ein kleines, weinendes Kindlein ließ ich dich in den Armen und an der Bruſt deiner Mutter zurück. Schön und lieblich biſt du indeß herangewachſen. O herzerfreuender Anblick für den Vater! — Aber wo iſt deine Mutter? Lebt ſie noch? O ſage ja!

Zum Himmel blickend. Mache das Maaß meiner Seligkeit voll, guter Gott, und laß sie ja sagen! —

Agnes. Ja, sie lebt.

Adelbert. Lebt! — Wo? — O wo ist sie! O auf und zu ihr! — — Sie lebt! — O Gott, dir sey Dank! — O Adelinde, sage, wo, wo kann ich sie finden?

Agnes. Vater Benno weiß es.

Adelbert. Rede, rede guter Alter, wo ist sie? Komm, o komm zu ihr! —

Benno. Ruhig, Ritter! — Du denkest, sie wieder zu finden, wie Du sie verließest — das geliebte Weib deiner Jugend, die blühende Gattin im Glanze aller ihrer Schönheit? Ach die Rosen ihrer Wangen hat der Kummer abgepflückt. Dir treu zu bleiben, flüchtete sie in die wildeste Gegend des Gebirges, und gab sich aus Liebe zu dir allem Mangel und Elende preis. Sie stand erst von einer

ſchweren Krankheit auf. Du wirſt ſie kaum mehr kennen.

Adelbert. O was iſt die äußerliche Geſtalt, was die Farbe der Wangen! Eitle vergängliche Reize. Sie, ſie, Theolinde ſelbſt will ich wiederſehen —

Benno. Sey nicht zu heftig! — Ihr ſchlägt das Herz, dich wieder zu ſehen. Schone der zartgebildeten Seele! Entweihe die heilige Stunde des Wiederſehens nicht durch Ungeſtüm. Sie glaubte Dich todt; dein Anblick iſt ihr wie eine Erſcheinung aus einer andern Welt. Freude und Schmerz haben ſie ganz erſchöpft.

Adelbert. O ſage doch, wo ſie iſt! Laß uns keinen Augenblick verlieren! Fort — fort — Alter! Eilends! Komm — oder ſage mir doch nur an, wo ich hinaus ſoll?

Benno. Um Gotteswillen — faſſe Dich, — höre mich doch nur an. Ich habe einen ſichern Mann, meinen alten

Freund, mit einem Saumpferde abgeschickt, sie hieher zu bringen. Ich kann nicht bestimmt sagen, welchen Weg da herauf er zu Pferde am bequemsten finden werde. Auf was für einem Wege Du ihr entgegen eilen wolltest, könntest Du sie verfehlen.

Agnes. Lieber Vater! Hast Du mich denn nicht lieb, daß Du mich gar nicht mehr ansiehst!

Adelbert. Adelinde! Liebes, holdes Kind, das ich mir in dem Himmel dachte, und nun noch auf dieser Erde in die Arme schließe — o ich habe dich lieb, sehr lieb, unaussprechlich lieb! Ich liebe dich, wie ich deine Mutter liebe. Allein ich möchte nur sogleich euch Beyde wieder haben.

Agnes. Habe nur eine kleine Geduld, lieber Vater. Sie wird sogleich kommen. Sie kann jeden Augenblick hier seyn.

Adelbert. Jeden Augenblick — hier? O du liebes, gutes Weib, du

edle, treue Seele! Dich — dich — die ich so lange als todt beweinte, die wegen meiner so vieles gelitten hat, dich soll ich wieder sehen, jetzt, jetzt — sogleich? O Gott, wie wird mir? Ach ich zittre, der ich doch ein Mann bin, der noch nie vor einem Feinde gezittert. Wie muß es erst ihr seyn. Doch horcht! Ich höre Musik? Was soll das bedeuten?

Man hört aus der Ferne einen ländlichen Marsch von Hirtenflöten und Schallmeien, der immer näher rückt.

Sechster Auftritt.

Knappe, Vorige.

Knappe. In militärischer Stellung, und im Tone, als Rapport erstattend. Es kommt ein Zug Landleute hinter den Felsen hervor. Eine Rittersfrau, in schwarzen Kleidern steigt eben vom Rosse ab, und kommt von einer Bäuerin geführt den Berg herauf.

Adelbert. Das iſt ſie! Sie kommt! O Theolinde, Theolinde! Er ſtürzt mit weit ausgebreiteten Armen fort; der Knappe folgt ihm. Die Muſik ſchweigt plötzlich.

Siebenter Auftritt.

Benno, Agnes.

Agnes will ihrem Vater nacheilen.

Benno. Bleib, liebes Kind! Du könnteſt auf den ſteilen Wegen leicht in einen Abgrund ſtürzen. Deine liebe Mutter und dein guter Vater werden ſogleich hier ſeyn. Er hält Agnes bey der Hand und ſpricht, indem er mit freudigem Angeſicht dem Ritter nachſieht, mit Nachdruck und Empfindung: Mein Gott Wenn das Wiederſehen geliebter Freunde, die einander für todt hielten, hier auf Erden ſchon eine ſo große Freude iſt, daß die menſchliche Natur das Uebermaaß derſelben kaum ertragen kann — welche Seligkeit wird es erſt dort ſeyn, dort im Himmel, wo wir alle

unſere verblichenen Geliebten, ſchön und herrlich wieder ſehen werden. O der bloße Gedanke iſt ſchon Balſam für jede Wunde, die Tod und Trennung uns ſchlagen.

Achter Auftritt.

Bauer, Bäuerin, ihre Kinder, Hirtenknabe, Hirtenmädchen. Vorige.

Die Muſik, die unterbrochen wurde, fängt ſehr nahe und laut wieder an. Die Landleute ſind feſtlich geſchmückt. Die Kinder und jungen Leute weiß gekleidet und mit Blumen bekränzt. Sie kommen, eines nach dem andern, in folgender Ordnung. Voran geht die kleine Liſe, mit einem großen Blumenſtrauße, an dem ſich eine buntfarbige Bandſchleife befindet. Röſe trägt ein Körblein voll Blumen; Georg einen Eichenkranz, der mit einem blauen und weißen Bande oben an einem Stabe befeſtigt iſt; das Hirtenmädchen ein Lämmchen, mit Bändern geziert; der Hirtenknabe in einem roth bemahlten Käfige ein Paar Tauben. Die Bäuerin hat einen großen Korb, der mit ei-

nem weißen Tuche zugedeckt ist, auf dem Kopf; der Bauer ein kleines Fäßchen, das mit Epheulaub umkränzt ist, unter dem Arm. Noch mehrere Landleute und Kinder mit ländlichen Geschenken können sich an den Zug anschließen. Alle stellen sich so in Ordnung, daß für Adelbert und Mathilde, die etwas später nachkommen, und für Agnes und Benno freyer Raum bleibt.

Bauer nimmt den Hut ab und ruft laut: Still jetzt mit der Musik! Dann ehrerbietig und mit Rührung zu Benno. Lieber, ehrwürdiger Vater Benno! Wir geringen Landleute kommen, Euch zu Eurem Jubiläum Glück zu wünschen. Wir danken Euch für all das Gute, das Ihr seit diesen fünfundzwanzig Jahren an uns gethan habt. Und da bringen wir Euch einige kleine Geschenke, so gut wir Landleute sie haben, Euch unsere Erkenntlichkeit zu bezeigen. Die Worte wissen wir freilich nicht zierlich zu setzen. Wenn Ihr uns blos auf das Maul schauen wolltet, so würden wir

vor Euch schlecht bestehen. Könntet Ihr aber in unser Herz schauen, so würdet Ihr mit uns zufrieden seyn. Der liebe Gott schaut hoch oben vom Himmel herab in unser Aller Herz. Er sieht unsre gute Wünsche für Euch. Er, der es allein kann, wolle sie auch erfüllen.

Benno. O ihr lieben, guten Leute! Ihr Kinder und Aeltern! Gott wolle alle die guten Wünsche, die ihr für mich im Herzen tragt, an euch zehnfach erfüllen. Er wolle eure dankbaren Herzen segnen, und euch täglich neue Ursachen geben, Ihm für euer ungestörtes Glück zu danken. Er wolle die Geschenke, die ihr mir da bringt, euch hundertfältig vergelten. Er reicht dem Bauer die Hand. Nehmt da, lieber Niklas, im Namen aller hier Versammelten meine Hand. Wir wollen die alten guten Freunde bleiben, und die kurze Zeit, die ich vielleicht noch bey euch bin, einander recht viele Freuden machen.

Bauer. O noch recht lange lebe unſer lieber Vater Benno.

Alle rufen: Noch recht lange — lange lebe unſer lieber, guter Vater Benno.

Bauer. So iſts recht! Ja, er lebe noch hundert Jahre.

Letzter Auftritt.

Adelbert, Mathilde, Knappe, Vorige.

Agnes mit ausgebreiteten Armen ihnen entgegen: Vater — Mutter!

Mathilde, von Adelbert am Arme geführt, nimmt Agnes bey der Hand. O liebe Tochter, welche unausſprechliche Freude hat uns der liebe Gott gemacht!

Adelbert nimmt Agnes bey der andern Hand. O wie ſelig bin ich, daß Gott mir dich, liebes Kind, und durch dich deine liebe Mutter wieder geſchenkt hat!

Agnes in Mitte ihrer beyden Aeltern.

Liebſter Vater! Ich kann es gar nicht ausſprechen, wie ich mich freue, daß wir Dich wieder haben. — O Mutter, ſo fröhlich habe ich Dich in meinem ganzen Leben noch nie geſehen, als jetzt, da der Vater wieder da iſt. Nicht wahr, der liebe Gott hat deine heiße Thränen doch noch getrocknet, ja in Freudenthränen verwandelt!

Benno. Guter Gott, wie danke ich Dir, daß Du den heutigen Tag — den Tag meines fünf und zwanzig jährigen Jubiläums durch ein ſo großes Heil verherrlichet haſt. Blicke Du gnädig auf dieſes edle Ehepaar herab, das Du ſo wunderbar wieder vereiniget haſt — ſegne Du ſie aufs neue wieder ein, laß ſie auch ein Jubiläum — laß ſie nicht nur eine ſilberne, ſondern eine goldene Hochzeit erleben. Laß ſie an ihrem lieben Kinde, durch das Du ſie wieder zuſammen geführet haſt, noch fernerhin eben

so große Freuden erleben, als Du ihnen durch dieses Kind heute bereitet hast! — Auch den guten Hausvater und die gute Hausmutter dort — und ihre Kinder und Alle hier segne Du! Gieb Heil und Segen, Friede und Eintracht in jeder Ehe, und laß alle Aeltern an ihren Kindern eben solche Freuden erleben.

Bauer, den Hut in der Hand sich tief verneigend. Gestrenger Herr Ritter, gnädige Frau und gnädiges Fräulein! Wenn Ihr es mir nicht als eine Grobheit ausdeuten wollet, so möchte ich halt auch gerne unsern Glückswunsch darbringen. Alles, was Vater Benno gesagt hat, soll gelten, und der liebe Gott im Himmel droben, sage dazu: Amen!

Adelbert. Lieber Freund! Eure Theilnahme an unserm Glück freut mich in der Seele! Gott wolle Eure Wünsche für uns, auch an Euch, Eurem Weibe, Euern Kindern und an Euch Allen erfüllen.

Bäuerin mit gefalteten Händen. Ja, Er wolle sie an uns Allen erfüllen, der liebe, gute Gott! — Ich hätte aber noch eine kleine Bitte, die ich mir fast nicht zu sagen getraue. Sich an Mathilde wendend. Da drüben auf dem runden Platz unter den Tannen, den Vater Benno seinen Tannensaal nennt, ist ihm zu ehren eine kleine Mahlzeit von kalter Küche veranstaltet. Und da wollte ich halt die gnädige Herrschaft auch dazu eingeladen haben. Es ist freilich nur Bauernkost, aber doch alles gesund, und, wie ich hoffe, gut gekocht.

Bauer. Und was an Speisen etwa noch abgeht, soll der Wein in dem Fäßlein da ersetzen. Ich habe ihn schon seit langer Zeit auf das heutige Jubiläum gespart. Ich hoffe deßhalb, der gestrenge Herr Ritter werde unsre Bitte nicht verschmähen.

Mathilde. Wir nehmen Eure Ein-

ladung mit Freuden an; allein Thekla, die sorgsame Begleiterin meiner Tochter, und alle Eure Kinder, auch die Kleine dort mit dem Blumenstrauße, müssen mitspeisen.

Adelbert. Wir rechnen es uns zur Ehre, mit einem so braven Manne und einer so guten Frau, den Wohlthätern meines Kindes, zu speisen; und auch der Hirtenknabe dort, mein fröhlicher Reisegefährte, muß unser Tischgenosse seyn.

Bauer. Alle, die da sind, müssen miteſſen. Er schnalzt mit den Fingern. Nun ist meine Freude erst ganz. Aber nun dürfen wir doch auch noch, weil wir schon dazu bereit stehen, unser Liedlein singen, das unserm lieben Vater Benno zu Lob und Ehren gemacht ist?

Benno. Lobet und ehret vielmehr Gott! Singet das Lied: „Die Freundlichkeit Gottes" das ich Euch schon vor einigen Wochen gelehret habe. Denn

aller Ruhm und alle Ehre gebührt Gott allein. Sie ſingen:

Eine Stimme.

Schön nach den finſtern
Schatten der Nacht
Strahlet des Morgens
Goldene Pracht!

Chor.

Was das Morgenroth der Erde —
Iſt dir, Menſch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menſchen gern.

Eine Stimme.

Lieblich erquicket
Funkelnder Thau
Blumen und Kräuter,
Garten und Au.

Chor.

Was des Himmels Thau den Blumen —
Iſt dir, Menſch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menſchen gern.

Eine Stimme.

Mild bey der Sonne
Brennendem Strahl
Kühlt uns der Laube
Schattiger Saal!

Chor.

Was am heißen Tag der Schatten —
Ist dir, Mensch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menschen gern.

Eine Stimme.

Segen verbreitend,
Schimmernd und hell,
Tränkt die Gefilde
Reichlich der Quell!

Chor.

Was ein Quell dem dürren Lande —
Ist dir, Mensch, die Huld des Herrn,
Sey auch du den Menschen gern.

Eine Stimme.

Nach des Gewitters
Dunkel erhellt
Freundlich des Friedens
Bogen die Welt.

Chor.

Freundlich gleich dem Regenbogen
Ist dir, Mensch, die Huld des Herrn,
Sey's auch du den Menschen gern.

Lehrreiche

kleine

Erzählungen

für

Kinder.

Ein

Lesebüchlein für Volksschulen.

Von dem

Verfasser der biblischen Geschichte.

Rotweil,

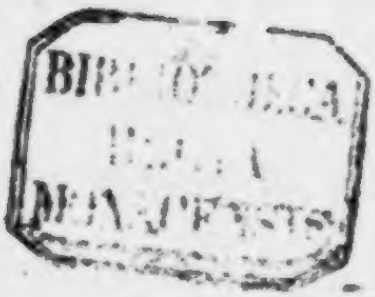
in der Herderschen Buchhandlung.

1833

3126

Schmid

M. d. Jug.


MANUSCRITS

Vorerinnerung.

Es sind aus dem Alterthume einige kleine Erzählungen auf uns gekommen, die einen Schatz von Weisheit enthalten, sich durch sinnreiche Kürze empfehlen, und eben deßwegen ihren Werth Jahrhunderte hindurch behauptet haben. Sie sind unter allen gebildeten Völkern von den trefflichsten Schriftstellern, vorzüglich für Freunde der Dichtkunst, vielfältig bearbeitet und mit ähnlichen Erzählungen vermehrt worden.

Eine Auswahl solcher Geschichtchen, mit Ausschluß der eigentlichen Fabel, einfach und schmucklos für Kinder erzählt, und wo es nöthig ist, unsern Begriffen anbequemt, dürfte als eine Sittenlehre in Beispielen ein sehr schätzbares Büchlein für Volksschulen seyn.

Sey das Verdienst, sie auszuwählen, und ihnen diese Gestalt zu geben, immerhin sehr klein — der Nutzen, den sie den Kindern für ihr ganzes Leben gewähren können, und den man hier einzig im Auge hat, dürfte sehr groß seyn.

Um übrigens keine wichtigere Lehre zu übergehen, mußten auch einige neue Erzählungen mit eingestreut werden.

1. Gott.

Ein frommer Knabe lebte in dem Hause eines Götzendieners und sagte öfter zu ihm: „Es ist nur ein Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat Er läßt die Sonne scheinen und regnen. Er sieht unser Thun und Lassen und hört unsre Gebethe. Er, der lebendige Gott kann uns strafen und belohnen, errétten oder verderben. Diese Götzenbilder da sind nur aus Erde gemacht; sie sehen und hören nicht, und können uns weder Gutes noch Böses thun.“ Allein der Heide gab der Wahrheit kein Gehör.

Einmal ging nun der Mann über Feld. Da nahm der Knabe einen Stecken und zerschlug die Götzenbilder; nur das größte ließ er ganz und gab ihm den Stecken in die Hand. Als der Mann wieder heim kam, rief er zornig: „Wer hat das gethan“? Der Knabe sagte: „Glaubst du denn nicht, dein großer Götze habe seine kleinern Brüder zerschlagen?“ „Nein, schrie der Mann, das glaube ich nicht; denn noch nie hat er eine Hand bewegt. Du hast es gethan, du böser Bube, und für diese deine Bosheit will ich dich jetzt mit dem Stecken zu todt schlagen.“

Allein der Knabe sagte freundlich: „O zürne

nicht! traueſt du deinem Götzen nicht einmal das zu, was ich mit meiner ſchwachen Kinderhand vollbringen konnte; wie ſollte er der Gott ſeyn, der Himmel und Erde erſchaffen hat!“ Der Heide verſtummte, dachte nach, zerſchlug den noch übrigen Götzen, fiel auf die Knie nieder, und bethete das erſte Mal den wahren Gott an.

Wie ſelig iſt, wer Gott erkennt,
Und Ihn mit Wahrheit Vater nennt!

---

2. Der gute Vater.

Ein guter Vater hielt ſich wegen wichtiger Geſchäfte in der Hauptſtadt des Landes auf; die Mutter und die Kinder lebten indeſſen, weit von ihm entfernt, auf einem kleinen Landgute. Da ſchickte der Vater den Kindern einmal eine groſſe Kiſte voll ſchöner Sachen und einen Brief, in dem geſchrieben ſtand: „Liebe Kinder! Seyd fromm und gut; dann dürft ihr bald zu mir kommen. Freuet euch, in der Wohnung, die ich euch bereitete, habe ich noch viel ſchönere Geſchenke für euch aufbewahrt.“

Die Kinder hatten eine groſſe Freude und ſagten: „Wie gut iſt doch unſer Vater, und wie viele Freuden macht er uns! Wir haben ihn recht von Herzen lieb, obwohl wir ihn nicht ſehen, und ihn uns nicht mehr denken können. Wir wollen ihm gewiß auch Freude machen und alles thun,

was in dem Briefe steht. O wie freuen wir uns, den guten Vater einmal zu sehen!“

Die Mutter sagte hierauf: „Liebe Kinder! Wie es euer Vater auf Erden mit euch macht, so macht es der himmlische Vater mit den Menschen.“

„Wir Menschen sehen und lieben Gott jetzt freylich noch nicht. Allein Er giebt uns allerley schöne Geschenke — Sonne, Mond und Sterne, Blumen, Obst und Feldfrüchte — aus denen wir seine Liebe erkennen. Die heilige Schrift ist gleichsam ein Brief von Ihm, darin Er uns seinen Willen offenbart, und uns den Himmel verspricht. O dort warten noch schönere Gaben und größere Freuden auf uns, als diese Welt uns geben kann!“

„Wir wollen also Gott wieder lieben, seinen Willen thun, und uns auf den Himmel freuen. Dort werden wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen, und unsere Freude wird unbeschreiblich seyn.“

Gott ist die lautre Lieb und' Güte,
Liebt Ihn mit freudigem Gemüthe.

---

3. Die fromme Mutter und ihre Söhne.

1.

An einem hohen Festtage sagte eine adeliche Frau auf dem Lande zu ihren zwey Söhnen: „Ach daß ich doch heute auch in dem Tempel erscheinen, und mit den Tausenden, die sich dort versammeln,

Gott, den Allmächtigen anbethen könnte! Allein in die Stadt zu gehen ist für mich zu weit — und unsre Kutsche hilft uns jetzt nichts, da wir die Pferde wegen unserer dürftigen Umstände verkauften mußten!“

Die Söhne schoben sogleich die Kutsche vor, und erbothen sich, die Mutter in den Tempel zu fahren, der weit vom Orte entfernt war. Die Mutter stieg ein und die adelichen Jünglinge zogen anstatt der Pferde die Kutsche.

Alles Volk war über die Frömmigkeit der Mutter und die kindliche Liebe der Söhne bis zu Thränen gerührt, bestreute ihren Weg von dem Stadtthore bis zum Tempel mit grünem Laube und frischen Blumen und rief entzückt: „Heil der glücklichsten Mutter und den edelsten Söhnen!“

Die allerschönste Tugend übt,
Wer Gott und Aeltern kindlich liebt.

2.

Unter dem freudigen Zurufe des Volkes erreichten die guten Söhne den Tempel; die gute Mutter aber kniete weinend am Altare nieder und bethete in ihrem Herzen: „Lieber Gott! segne meine zwey Söhne, und gieb ihnen das, was Du für das Allerbeste erkennest.“

Die Jünglinge führten die Mutter wieder nach Hause, und gingen Abends fröhlich schlafen. Als die Mutter sie Morgens wecken wollte, lagen sie

beide da, schön und lieblich wie schlafende Engel — allein sie erwachten nicht mehr.

Die Mutter war über den Tod der geliebten Söhne anfangs sehr erschrocken — allein bald faßte sie sich wieder und sagte: „Guter Gott Du hast mein Gebeth erhört! Nun sehe ich es ein ein sanfter seliger Tod ist das Beste, was sterbliche Menschen sich wünschen können. Meine Söhne sind nun bey Dir. Die Erde war zu arm ihre kindliche Liebe zu belohnen; deßhalb hast du sie zu Dir in den Himmel genommen."

Um vor dem Tode nicht zu beben,
Gedenke an das bessre Leben.

---

4. Die zwey Geschwister.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm, wir wollen in dem Hause etwas Gutes zu essen aufsuchen und es uns recht wohl schmecken lassen!"

Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es Niemand sieht, so will ich mithalten."

„Nun, sagte Jakob, so komm mit in das Milchkämmerlein; dort wollen wir eine Schüssel voll süßen Rahm verzehren."

Anna sprach: „Dort sieht es der Nachbar der auf der Gasse Holz spaltet."

„So komm mit mir in die Küche, sagte Jakob

in dem Küchenkasten steht ein Topf voll Honig. in diesen wollen wir unser Brod eintunken.“

Anna sprach: „Dort kann die Nachbarin herein sehen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt.“

„So wollen wir drunten im Keller Aepfel essen, sagte, Jakob. Dort ist es so stockfinster, das uns gewiß Niemand sieht.“

Anna sprach: „O mein lieber Jakob! Meinst du denn wirklich, daß uns dort Niemand sehe? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt, und ins Dunkle sieht?“

Jakob erschrack und sagte: „Du hast Recht, liebe Schwester! Gott sieht uns auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgend Böses thun.“

Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und schenkte ihm ein schönes Bild, das Auge Gottes von Strahlen umgeben war darauf, und unten stand geschrieben:

Gieb, Gott! daß ich dein heilig Auge scheu,
Und rein vor Dir von jeder Sünde sey.

---

5. Der Sonnenschein.

„Wenn doch nur immer die Sonne schiene!“ sagte Friderike an einem trüben Regentage. Ihr Wunsch ward erfüllt. Es ließ sich Monate lang kein Wölklein sehen. Die lange Tröckene richtete aber groſsen Schaden auf Aecker und Wiesen an,

auch in Fridrikens Garten verwelkten Blumen und Kräuter, und ihr Flachs, auf den sie sich sehr gefreut hatte, wurde kaum Fingers lang.

„Siehst du nun, sagte die Mutter, daß der Regen so nöthig ist, als der Sonnenschein! Und so wäre es auch für uns Menschen nicht gut, wenn wir lauter heitere, fröhliche Tage hätten; es müssen auch trübe Tage, Leiden und Trübsale, über uns kommen, damit wir gute Menschen werden.

Nicht nur der Sonnenschein und Regen,
Auch Freud und Leid ist Gottes Segen.

6. Der Regen.

Ein Kaufmann ritt einst von dem Jahrmarkte nach Hause und hatte hinter sich ein Felleisen mit vielem Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, der gute Mann wurde durch und durch naß. Er war daher sehr unzufrieden, daß Gott ihm ein gar so schlechtes Wetter zur Reise gab.

Jetzt kam der Kaufmann in einen dicken Wald, und sah mit Entsetzen einen Räuber am Wege stehen, der mit einer Flinte auf ihn zielte und — sie abdrückte. Allein von dem Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte ging nicht los. Der Kaufmann gab dem Pferde den Sporn und entkam glücklich.

Als er nun in Sicherheit war, sprach er: „Was für ein Thor bin ich gewesen, daß ich das schlechte Wetter nicht als eine Schickung Gottes

geduldig annahm! Wäre das Wetter schön und trocken gewesen, so läge ich jetzt todt in meinem Blute und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir Gut und Leben.“

Was Gott schickt, das ist wohlgemeint,
Obgleich es anfangs anders scheint.

---

7. Der Regenbogen.

Nach einem fruchtbaren Gewitter erschien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Heinrich sah eben zum Fenster hinaus und rief voll Freude: „Solche wunderschönen Farben habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Dort bey dem alten Weidenbaume am Bache reichen sie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewiß tröpfeln alle Blättlein des Baumes von den schönen Farben. Ich will eilends hin und alle Muschelschalen in meinem Farbekästlein damit füllen.“

Er sprang, so schnell er konnte, dem Weidenbaume zu; allein zu seinem Erstaunen stand der arme Kleine nur im Regen da, und ward nicht das Geringste von einer Farbe wahr. Ganz durchnäßt vom Regen ging er traurig wieder heim, und klagte sein Mißgeschick dem Vater.

Der Vater lächelte und sprach: Diese Farben lassen sich in keine Schale auffassen; die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne einige Augenblicke so schön gefärbt. Diese schöne Far-

benpracht aber ist nichts Wirkliches und hat keinen Bestand. Und so, liebes Kind, ist es mit aller Herrlichkeit der Welt; sie dünkt uns Etwas zu seyn, ist aber nur eitler Schein. Darum:

Laß dich vom Scheine nicht betrügen,
Sonst kehrt in Schmerz sich das Vergnügen."

8. Der Wiederhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Wiederhalle. Einmal schrie er nun auf der Wiese „Ho, hop!" Sogleich riefs im nahen Wäldchen auch: „Ho, Hop!" Er rief hierauf verwundert „Wer bist du?" Die Stimme rief auch: „Wer bist du? Er schrie: „Du bist ein dummer Junge! — „Dummer Junge!" hallte es aus dem Wäldchen zurück.

Jetzt ward Georg ärgerlich und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeynten Knaben im ganzen Wäldchen um sich an ihm zu rächen, konnte aber Niemand finden.

Hierauf lief Georg heim und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Wäldlein versteckt und ihn geschimpft habe. Die Mutter sprach: „Dießmal hast du dich recht verrathen und dich selbst angeklagt! — Wisse, du hast nichts vernommen, als deine eigenen Worte. Denn wie oft dein Gesicht schon öfter im Wasser gesehen hast

so hast du jetzt deine Stimme im Walde gehört. Hättest du ein freundliches Wort hinein gerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurückgekommen.“

„So geht es aber immer. Das Betragen Anderer ist meistens nur der Wiederhall des unsrigen. Begegnen wir den Leuten freundlich, so werden sie auch uns freundlich begegnen. Sind wir aber gegen sie rauh und grob — so dürfen wir auch von ihnen nichts besseres erwarten.

Wie du hinein rufst in den Wald,
Die Stimme dir entgegen hallt.

9. Die Quelle.

An einem heißen Sommertage ging der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten von Hitze und er lechzte vor Durst. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche, hell wie Silber, aus einem Felsen hervor brach.

Wilhelm trank sogleich von dem eiskalten Wasser — und sank fast ohnmächtig zur Erde. Er kam krank nach Hause und verfiel in ein gefährliches Fieber. „Ach, seufzte er auf seinem Krankenbette, wer hätte es jener Quelle angesehen, daß sie ein so schädliches Gift enthalte!“

Allein Wilhelms Vater sprach: „Die reine Quelle ist an deiner Krankheit nicht schuld, sondern deine Unvorsichtigkeit und Unmäßigkeit.“

Auch die unschuldigsten der Freuden,
Verkehrt Begierlichkeit in Leiden.

10. Die Blume.

Die kleine Margrethe kam an einem schönen Frühlingsmorgen in das Wiesenthal nächst dem Dorfe, und pflückte sich Blumen zu einem Strauße.

Bey einer Dornhecke sah sie eine Menge der lieblichsten Veilchen. Sie hatte eine große Freude und fing an, sie begierig abzupflücken.

Da rief ihr ein Bauersmann zu: „Kind, bleib hinweg von jener Hecke! Es halten sich giftige Schlangen darin auf!“

Margrethe erschrack — und hielt einen Augenblick inne. Allein ihre Begierde nach den lieblichen Blumen war zu groß. „Das Veilchen dort, sagte sie, das so schön blau aus dem Grase hervor blinkt, muß ich doch noch haben!“

Als sie es nun eben abbrechen wollte, fuhr plötzlich eine Natter aus der Hecke hervor, ringelte sich um Margrethens Arm, und versetzte ihr einen tödtlichen Biß — und nach wenigen Stunden war das holde, blühende Mädchen eine Leiche!

O traue niemals der Begier,
Leicht bringet sie Verderben dir.

---

11. Die Aepfel.

Der kleine Gregor sah eines Morgens aus seinem Fenster in dem Baumgarten des Nachbars eine Menge der schönsten rothen Aepfel im Grase umher liegen.

Gregor lief geschwind hinüber, kroch durch eine Lücke des Zaunes in den Garten, und füllte alle Taschen in Rock und Weste mit Aepfeln an.

Allein plötzlich kam der Nachbar mit einem Stecken in der Hand zur Gartenthüre herein. Gregor sprang, so schnell er konnte, der Zaunlücke zu, und wollte eilends wieder hinaus kriechen.

Aber — o weh! wegen seiner vollgestopften Taschen blieb der kleine Schelm in der engen Lücke stecken. Er mußte die gestohlenen Aepfel wieder zurück geben — und wurde für seinen Diebstahl noch derb gezüchtiget.

„Merk dirs," sagte der Nachbar:

Das fremde Gut, das du genommen,
Läßt dich der Strafe nie entkommen."

---

12. Die Birn.

Eine Edelfrau brachte ihren Sohn Adolph als Edelknaben an den fürstlichen Hof. Sie gab ihm beym Abschiede mit weinenden Augen noch die schönsten mütterlichen Lehren. „Lieber Sohn, sagte sie unter andern, trage Gott stets im Herzen, und thue alles wie vor seinen Augen. Habe eine kindliche Ehrfurcht gegen den Fürsten, deinen Herrn, und eine brüderliche Liebe gegen deine Mitedelknaben. Besonders aber hüte dich vor deinem Hauptfehler — der Naschhaftigkeit.

Adolph mußte den Fürsten bey der Tafel bedie-

nen. Eines Tages trug er eine silberne Schüssel voll Birnen auf, die in Zucker gekocht waren. Es kam ihn eine große Lust an, eine zu nehmen. Die Ermahnungen seiner Mutter fielen ihm wohl ein — allein er folgte nur seiner Begierde. Noch vor der Thüre des Speisesaales nahm er geschwind eine Birn, und schluckte sie begierig hinunter. Kaum hatte er aber die Schüssel auf die Tafel gestellt — so fiel der unglückliche Knabe todt zu Boden. Die Birn, die noch sehr heiß war, hatte ihm Hals und Magen verbrannt.

Die böse Lust mußt du bezwingen.
Sonst wird sie dir Verderben bringen.

---

13. Die Nuß.

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwey Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir, rief Ignaz; denn ich habe sie zuerst gesehen.“ „Nein, sie gehört mir, schrie Bernhard; denn ich habe sie zuerst aufgehoben. Beyde geriethen in einen heftigen Streit.“

„Ich will den Streit ausmachen!“ sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf, und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah: die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufgehoben; den Kern aber behalte ich — für den Urtheilsspruch.

Das, setzte er lachend hinzu, ist das gewöhnliche Ende der meisten Processe.

Wer Freude hat am Processiren,
Wird statt Gewinnens stets verlieren.

14 Die Nußschale.

Das kleine Lieschen fand in dem Garten eine Nuß, die noch mit der grünen Schale überzogen war. Lieschen sah sie für einen Apfel an, und wollte sie essen Kaum hatte sie aber hineingebissen, so rief sie: „Pfui, wie bitter!“ und warf die Nuß weg.

Konrad, ihr Bruder, der klüger war, hob die Nuß sogleich auf, schälte sie mit den Zähnen ab und sagte: „Ich achte diese bittere Schale nicht; weiß ich doch, daß ein süßer Kern darin verborgen steckt, der mir dann desto besser schmecken wird.“

Acht keiner Mühe Bitterkeit,
Die dich mit süßem Lohn erfreut.

15 Der grüne Zweig.

Fritz war ein leichtsinniger, muthwilliger Knabe. Er achtete nicht auf gute Lehren; ja er machte sich sogar darüber lustig.

Eines Tages ging er mit seiner Schwester Sophie in den Garten. Sophiens Gartenbeetlein war voll der schönsten Blumen; Fritzens Gartenbeet aber war ganz verwildert und voll Unkraut.

„Bruder! Bruder! sagte das ordentliche Mäd-

chen; du hast deine Sachen doch gar nicht in Ordnung. Denk an mich, es geht dir noch, wie die Mutter sagt: Du kommst in deinem Leben auf keinen grünen Zweig.“

Fritz lachte, kletterte auf den großen Birnbaum, und schrie: „Sophie, da sieh einmal herauf! Jetzt bin ich gar auf einen grünen Ast gekommen!“ Krach — brach der Ast, und Fritz fiel herab und brach den Arm.

Mit guten Lehren Muthwill' treiben,
Kann niemals ungestrafet bleiben.

---

16. Das kostbare Kräutlein.

Zwey Mägde, Brigitte und Wallburg, gingen der Stadt zu und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Wallburg aber lachte und scherzte nur.

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer wie der meinige, und du bist um nichts stärker als ich.“

Wallburg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Last gelegt, und so fühle ich sie kaum. Mach es auch so!“

„Ey! rief Brigitte, das muß ein kostbares Kräutlein seyn. Ich möchte mir meine Last damit auch gern erleichtern. Sag mir doch einmal, wie es heißt!“

Wallburg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld.“ Denn

Leichter trägt da, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

---

17. Die Rübe.

Ein armer Taglöhner hatte in seinem Gärtlein eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich Jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren, sagte er; denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt.“

Er trug die Rübe in das Schloß, und der gnädige Herr lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes und schenkte ihm — drey Dukaten.

Ein Bauer im Dorf, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das und sprach: „Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Giebt er für eine lumpichte Rübe schon drey Goldstücke — wie viel werde erst ich für ein so schönes Kalb bekommen!“

Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß, und bath den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der gnädige Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freygebig anstelle. Er sagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort, zu bitten und zu betteln, es doch nicht zu verschmähen. Endlich

sprach der kluge Herr: „Nun wohl; weil ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da ihr aber so besonders freygebig gegen mich seyd, so darf ich mich auch nicht schlecht finden lassen. Ich will euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl dreimal mehr kostet, als euer Kalb werth ist.“ Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauern — die ihm wohlbekannte, große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt sich Lohn,
Verstellte Güte — Spott und Hohn.

18. Der Kohlkopf.

Zwey Handwerksbursche, Joseph und Benedikt, gingen einst an dem Krautgarten eines Dorfes vorbey.

„Sieh doch, sagte Joseph, was das für große Krautköpfe sind!“ denn so nannte er die Kohlköpfe.

„Ey, sagte Benedikt, der gern prahlte, die sind gar nicht groß. Auf meiner Wanderschaft habe ich einmal einen Krautkopf gesehen, der war viel größer, als das Pfarrhaus dort.“

Joseph, der ein Kupferschmied war, sprach hierauf: „Das will viel sagen. Indeß habe ich einmal einen Kessel machen helfen, der war so groß, als die Kirche.“

„Aber um des Himmels willen, rief jetzt Benedikt, wozu hatte man denn einen so großen Kessel nöthig?“

Joseph sagte: „Man wollte deinen großen Krautkopf darin sieden.“

Benedikt sagte beschämt: „Nun seh' ich erst, wo das hinaus wollte! — Du hältst es sonst immer mit der Wahrheit, und hast jetzt nur so geredet, um meine prahlerische Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dieß gefallen lassen. Denn —

Wer unverschämt mit Lügen prahlt,“
Wird oft mit gleicher Münz bezahlt.

---

19. Die Schwämme.

Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald, Schwämme zu holen, die der Vater sehr gerne aß. „Mutter, rief das Mädchen, als sie zurück kam, diesmal hab ich recht schöne bekommen! Da sieh nur, sagte sie und öffnete das Körbchen, sie sind alle so schön roth wie Scharlach, und wie mit Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen grauen unansehnlichen, von denen du neulich brachtest. Sie waren mir aber zu schlecht, und ich ließ sie stehen.“

„O du einfältiges, thörichtes Kind, rief die erschrockene Mutter; diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon ißt, muß sterben. Jene grauen aber, die du verschmähtest, sind ungeachtet ihres schlechten Aussehens gerade die besten.“

„Und so, liebes Kind, ist es noch mit vielen

Dingen in dieſer Welt. Es giebt beſcheidene Tugenden, die wenig Aufſehen machen; und glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja die Sünde ſelbſt ſucht uns durch angenehmen Schein zu verführen. Allein

Die Sünde, die uns Luſt verſpricht,
Iſt ſüßes Gift — o trau ihr nicht.“

---

20. Der Kürbis und die Eichel.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche und betrachtete eine Kürbißſtaude, die an dem nächſten Gartenzaune emporwuchs. Da ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Hm! hm! das gefällt mir nicht, daß die kleine niedrige Staude dort ſo große, prächtige Früchte trägt; der große, herrliche Eichbaum aber, nur ſo kleine, armſelige Früchte hervor bringt. Wenn ich die Welt erſchaffen hätte, ſo hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerſchweren Kürbiſſen prangen müſſen. Das wäre dann eine Pracht zum Anſehen geweſen.

Kaum hatte er dieß geſagt, ſo fiel eine Eichel herab und traf ihn ſo ſtark auf die Naſe, daß ſie blutete. „O weh! rief jetzt der erſchrockene Mann; da habe ich für meine Naſeweisheit einen derben Naſenſtüber bekommen. Wenn dieſe Eichel ein

Kürbiß gewesen wäre, so hätte er mir die Nase gar zerquetscht.“

Mit Weisheit und mit Wohlbedacht,
Hat Gott die ganze Welt gemacht.

---

21. Die Eiche und die Weide.

Eines Morgens nach einer furchtbar stürmischen Nacht ging Vater Richard mit seinem Sohne Anselm in das Feld hinaus, um zu sehen, was der Sturm für Schaden angerichtet habe.

Der kleine Anselm rief: „Ey, sieh doch, Vater; die stärkste Eiche liegt dort auf dem Boden hingestreckt; die schwache Weide hier am Bache aber — was mich wundert — steht noch schlank und aufrecht da. Ich hätte gemeynt, der Sturmwind wäre mit der Weide leichter fertig geworden, als mit der Eiche.“

„Kind, sagte der Vater, die stolze Eiche, die sich nicht biegen kann, mußte brechen; die Weide aber gab nach und beugte sich vor dem Sturmwinde, und so konnte er ihr nichts anhaben.“

Mit Starrsinn bringt man es nicht weit;
Viel besser ist Nachgiebigkeit.

---

22. Der Eichbaum.

Einmal in uralter Zeit erschienen zwey Jünglinge, Edmund und Oßwald, vor Gericht.

Edmund sagte zum Richter: „Als ich vor drey Jahren auf Reisen ging, gab ich diesem Oßwald,

den ich für meinen besten Freund hielt, einen kostbaren Ring mit Edelsteinen in Verwahrung; allein jetzt will er mir den Ring nicht mehr zurückgeben.“

Oßwald legte seine Hand auf die Brust, und rief: „Ich betheure es bey meiner Ehre! Mir ist von dem Ringe nicht das Geringste bekannt. Mein Freund Edmund muß in der That nicht recht bey Sinnen seyn.“

Der Richter sprach: „Edmund! kann es dir iemand bezeugen, daß du ihm den Ring übergeben hast?“

Edmund sagte: „Leider war niemand daben; als ein alter Eichbaum im Felde, unter dem wir von einander Abschied nahmen.“

Oßwald sagte: „Ich bin bereit, einen Eyd darauf abzulegen, daß ich von dem Baume so wenig weiß, als von dem Ring.“

Der Richter sprach: „Edmund, geh hin und bringe mir einen Zweig von dem Baume. Ich will ihn sehen. Du aber, Oßwald, warte indessen hier, bis Edmund zurück kömmt.“

Edmund ging. Ueber eine kleine Weile sprach der Richter: „Wo doch Edmund so lange bleiben mag? Oßwald, öffne einmal das Fenster und sieh, ob er noch nicht kömmt.“

Oßwald sagte: „O Herr! so bald kann er noch nicht zurück kommen. Der Baum ist über eine Stunde weit von hier entfernt.“

Jetzt rief der Richter: „O du gottloser, betrügerischer Mensch, der du beschwören wolltest, du wissest von dem Baume so wenig, als von dem Ringe! Du weißt um den Ring eben so gut, als um den Baum.“

Oßwald mußte den Ring heraus geben, und wurde an dem Baume aufgehenkt.

Oft kommt schon hier Verborgenes ans Licht,
Doch alles einst beym Weltgericht.

---

23. Der Acker.

Die Hütte des armen Niklas stand auf einem Platze, der ganz mit Dornbüschen und Haselstauden überwachsen war. An einem heißen Tage, zur Zeit der Aernte, lag Niklas einmal im Schatten einer Haselstaude. Ein Bauer mit einem hochgeladenen Wagen voll Korn fuhr an ihm vorbey. Niklas sah den vollen Wagen mit scheelen Augen an, und grüßte den Bauer kaum.

Der Bauer blieb stehen und sagte zu Niklas: „Wenn du von diesem wüsten Boden, der dein Eigenthum ist, täglich nur soviel umarbeiten wolltest, als du mit deinem faulen Körper bedeckest, so könntest du jährlich wohl mehr Korn schneiden, als du auf dem Wagen da siehst.“

Dem Niklas gefiel dieser Rath. Er reutete die Gesträuche und Stauden aus, und bearbeitete den Boden. So bekam er einen Acker, der ihn keinen

Kreuzer koſtete, und ihn und die Seinigen reichlich ernährte.

Der Faule leidet bittre Noth,
Dem Fleißigen fehlts nie an Brod.

24. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit ſeinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu ſehen, ob das Korn bald reif ſey. „Sieh, Vater, ſagte der unerfahrne Knabe, wie aufrecht einige Halme den Kopf tragen; dieſe müſſen wohl recht vornehm ſeyn; die andern, die ſich ſo tief vor ihnen bücken, ſind gewiß viel ſchlechter.“

Der Vater pflückte ein Paar Aehren ab, und ſprach: „Thörichtes Kind, da ſieh einmal! dieſe Aehre hier, die ſich ſo ſtolz in die Höhe ſtreckte, iſt ganz taub und leer; dieſe aber, die ſich ſo beſcheiden neigte, iſt voll der ſchönſten Körner.

Trägt einer gar ſo hoch den Kopf.
So iſt er wohl — ein eitler Tropf.

25. Die Erbſen.

Ein Taſchenſpieler bath um die Erlaubniß, vor dem Fürſten ein noch nie geſehenes Kunſtſtück zu machen. Der Fürſt erlaubte es, und der Künſtler trat mit einer Schale voll eingeweichter Erbſen in das Zimmer, ließ ſich eine Nadel vorhalten, und warf mit den Erbſen ſo ſicher, daß die Erbſe allemal an der Nadelſpitze ſtecken blieb.

Der Fürst sprach: „Lieber Mann! Ihr habt Euch in der That sehr große Mühe gegeben und sehr viele Zeit darauf verwendet, es so weit zu bringen. Ich will Euch dafür belohnen.“ Der Fürst sagte nun einem Bedienten etwas in Geheim, und dieser ging hinaus und kam bald darauf mit einem schweren Sack wieder herein. Der Künstler freute sich sehr und glaubte, der Sack werde voll Gold seyn.

Als man nun auf Befehl des Fürsten den Sack öffnete, erblickte man darin nichts — als Erbsen. Und der Fürst sprach: „Da Euer Kunststück den Menschen nichts nützt, und sie es also auch wohl schlecht belohnen werden, so dürfte es Euch bald an den dazu nöthigen Erbsen fehlen. Deßhalb ließ ich Euch damit versehen.“

Befaß dich nicht mit solchen Dingen,
Die keinem Menschen Nutzen bringen.

26. Die Linsen.

Es war einmal ein reicher Mann, der sehr sparsam lebte. Er aß nichts als Linsen, weil er sie für die nahrhafteste und wohlfeilste Speise hielt. Ja, um davon nicht mehr zu verzehren, als für Hungersterben nöthig war, so zählte er die Linsen alle Tage in den Topf.

Allein mit dem Linsenzählen versäumte er nach seinem Hauswesen zu sehen, und zog sich manchen großen Schaden zu. Indem er so da saß

und zählte, und hie und da eine Linse ersparte, trug ihm der Knecht manchen Sack voll Korn davon.

Der reiche Mann starb sehr arm und sagte noch auf seinem Sterbebette:

„Im Kleinen sparen ist schon gut,
Wenn man es auch im Großen thut.“

---

27. Der Lein.

Eine reiche Frau wollte auf ihrem Landgute recht schönen Flachs bauen. Da kam ein Leinhändler zu ihr und sagte: „Geben Sie mir einen Sack voll von ihrem inländischen Leinsamen, der wenig taugt; ich will Ihnen ausländischen dafür bringen, der nicht besser seyn könnte. Sie müssen mir aber alsdann einen Dukaten aufgeben.“ Die Frau war mit dem Handel zufrieden.

Der Leinhändler war aber ein ausgemachter Schelm. Er dachte: Die Frau will ich nun recht anführen. Ich bringe ihr den nämlichen Lein wieder. So habe ich den Dukaten umsonst. Fällt der Flachs schlecht aus, so schiebe ich die Schuld auf die schlechte Witterung oder auf den schlechten Boden.

Er brachte ihr den Lein. Die Frau hatte eine große Freude und ließ den Sack sogleich ausleeren. Aber sieh — da funkelte auf einmal etwas in dem Leine. Es war ein goldener Ring — und die Frau rief verwundert: „Das ist ja mein Ring,

den ich im letzten Herbst verloren habe. Als ich mit meinem Leine umging, muß ich ihn abgestreift haben.“

Zu dem Leinhändler sagte sie aber: „Ihr seyd ein Betrüger, und Euer Betrug ist nun am Tage. Ihr habt mir meinen eigenen Lein für fremden verkaufen wollen. Anstatt daß Ihr nun einen Dukaten bekommt, sollet Ihr einen Dukaten Strafe bezahlen müssen.“ Er mußte auch wirklich das Strafgeld vor Gericht erlegen, und kam überdieß in einen so üblen Ruf, daß er seinen Leinhandel aufgeben mußte.

Ein Schurke fang es noch so listig an,
Die Falschheit schlägt zuletzt den eignen Mann.

28. Der Schatz im Acker.

1.

In einem weit — weit entfernten Lande traten einst zwey Bauern vor den Richter. Der eine sagte: „Ich habe von meinem Nachbar hier ein Grundstück gekauft; als ich es umgrub, fand ich einen Schatz darin; den kann ich mit gutem Gewissen nicht behalten. Denn ich kaufte nur den Boden, und habe an den Schatz kein Recht.“

Der Andere sagte: „Ich kann das viele Gold und Silber eben so wenig mit gutem Gewissem annehmen. Ich habe das Geld nicht vergraben und es gehört mir also auch nicht. Ueberdieß ver-

kaufte ich dem Nachbar den Boden mit allem, was darin war, und behielt mir nichts vor.“

Entscheide nun du, weiser Richter, wem der Schatz gehöre.“

Der Richter sprach zu ihnen: „Ich habe gehört, der Sohn des Einen und die Tochter des Andern wollen einander heirathen. Gebt den zwey Kindern den Schatz zum Heirathsgute.“

Die ehrlichen Männer versprachen es zu thun, und gingen erfreut nach Hause.

Wie schön ist doch die Ehrlichkeit —
Die Gott und gute Menschen freut.

2.

Ein fremder Mann, der dabey stand, war höchst erstaunt, und sagte: „In meinem Lande wäre die Sache ganz anders gegangen. Der Käufer hätte nicht daran gedacht, dem andern nur einen Heller zu geben, und deßwegen den Schatz verheimlicht. Wäre ihm dieses nicht gelungen, so hätte der andere geklagt, und den Schatz für sich gefodert. Der Prozeß aber, der daraus entstanden wäre, hätte vielleicht mehr gekostet, als der ganze Schatz betrug.“

Der Richter verwunderte sich und sprach: „Scheint in deinem Lande auch die Sonne?“ „O ja!“ sagte der Mann. „Regnet es dort auch?“ fragte der Richter weiter. „Freylich!“ sagte der

Mann. „Das ist sonderbar, sprach der Richter; allein gibt es bey euch auch Kühe und Schafe?„ „Sehr viele!“ sagte der Fremde.

„Nun wohl, rief der Richter, so wird der liebe Gott wegen dieser unschuldigen Thiere in jenem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Denn ihr verdienet es wahrhaftig nicht.“

Im Land, wo Treu und Glauben fliehen,
Kann weder Glück noch Segen blühen.

29. Der Gränzstein.

Ulrich bewohnte ein hübsches Haus, das mit einem schönen grünen Platze voll fruchtbarer Bäume umgeben war. Die Wiese des Nachbars stieß daran. Der gewissenlose Ulrich wollte seinen Platz auf Kosten des Nachbars vergrößern, und rückte heimlich bey Nacht den Gränzstein eine ziemliche Strecke weiter in die Wiese des Nachbars hinein.

Einige Zeit nachher stieg Ulrich an einer Leiter auf einen Baum, Kirschen zu pflücken. Als er ganz oben war, fiel er, sammt der Leiter, die zu gerade stand, rückwärts zu Boden und zerschmetterte sich an dem Gränzsteine das Genick. Hätte Ulrich den Stein nicht verrückt, so wäre er darüber hinaus gefallen, und hätte sich auf dem weichen Grasboden wenig Schaden gethan. Daher sagt man gleichnißweise:

Wie sorglos wälzt der freche Böswicht
Den Stein herbey, der ihm den Nacken bricht.

30. Der Weinstock.

Ein Gärtner hatte an seinem Hause einen Weinstock gepflanzt, der die ganze Hauswand mit seinen Blättern bedeckte und sehr köstliche Trauben trug.

Sein Nachbar beneidete ihn darum und schnitt einmal bey Nacht mehrere der schönsten Rebzweige ab.

Als der Gärtner am Morgen den Weinstock erblickte, ward er sehr betrübt. Denn damals wußte man noch nicht, wie gut dem Weinstocke das Beschneiden sey.

„Ich möchte weinen, sprach der Gärtner, wie jetzt der Weinstock über seine Verstümmelung zu weinen scheint!“ Allein sieh da — der Weinstock trug in diesem Jahre so viele und so schöne Trauben, wie noch in keinem der vorigen Jahre. Der Gärtner aber kam auf den glücklichen Gedanken, die Weinstöcke durch Beschneiden fruchtbarer zu machen.

Womit ein Feind zu schaden denkt,
Wird uns von Gott zum Heil gelenkt.

---

31. Der Weinberg.

Ein Vater sagte kurz vor seinem Tode zu seinen drey Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurück lassen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran. In dem Weinberge liegt aber ein verborgener Schatz. Grabt nur fleißig nach, so werdet ihr ihn finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem größten Fleiße um — und fanden weder Gold noch Silber. Weil sie aber den Weinberg noch nie so fleißig bearbeitet hatten, so brachte er eine solche Menge Trauben hervor, daß sie darüber erstaunten.

Jetzt erst fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatze gemeynt habe, und sie schrieben an die Thüre des Weinberges mit großen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub ist der Fleiß —
Für den, der ihn zu üben weiß.

32. Die Singvögel.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge auf das lieblichste. Auf ihren Aesten und in den Hecken umher sangen und nisteten allerley muntere Vögelein. Im Herbste aber waren alle Zweiglein reichlich mit Aepfeln, Birnen und Zwetschken beladen. Da fiengen einige böse Buben an, die Nester der Vögel auszunehmen. Die Vögel zogen daher aus dem Orte nach und nach ganz hinweg. Man hörte an den schönen Frühlingsmorgen kein Vögelein mehr singen, und in den Gärten war es ganz still und traurig. Die schädlichen Baumraupen, die sonst von den Vögeln hinweg gefangen wurden, nahmen überhand, und fraßen Blätter und Blühten ab.

Die Bäume ſtanden kahl da, wie mitten im Winter, und die böſen Buben, die ſonſt köſtliches Obſt im Ueberfluße hatten, bekamen nicht einmal mehr ein Aepfelein zu ſehen.

Zu unſerm Wohle hat Gott die Natur geſchaffen;
Weh dem, der ſie zerſtört — er wird ſich ſelbſt beſtrafen.

33. Das Kanarienvögelein.

Chriſtine bath ihre Mutter, ihr ein Kanarienvögelein zu kaufen. Die Mutter ſagte: „Du ſollſt eines bekommen, wenn du immer recht artig, fleißig und folgſam ſeyn wirſt!“ — und Chriſtine verſprach es.

Eines Tages kam Chriſtine aus der Schule heim. Da ſagte die Mutter: „Ich gehe jetzt ein wenig aus. Hier auf dem Tiſche ſteht ein kleines, neues Schächtelein. Bei Leibe mach es nicht auf; rühre es auch nicht an! Wenn du mir folgſt, werde ich dir, ſobald ich zurück komme, eine große Freude machen.“

Kaum war die Mutter zur Thüre hinaus, ſo hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelein ſchon in der Hand. „Es iſt ſo leicht, ſagte ſie, und in dem Deckel ſind kleine Löchlein! Was mag doch wohl darin ſeyn?“ Sie dachte, die Mutter ſieht es ja nicht, und machte das Schächtelein auf — und ſieh, augenblicklich hüpfte ein wunderſchönes, gelbes Kanarienvögelein heraus und flog freudig zwitſchernd in der Stube herum.

Christine wollte das Vöglein geschwind fangen, und es wieder einsperren, damit die Mutter nichts merke. Wie sie nun außer Athem und mit glühenden Wangen das flinke Vögelein vergebens in der Stube herum jagte — trat die Mutter herein, und sagte: „Du vorwitziges, ungehorsames Mädchen! Das schöne Vögelein habe ich dir schenken wollen; doch wollte ich dich zuvor prüfen, ob du es verdienest. Jetzt aber werde ich es sogleich dem Vogelhändler wieder zurück geben.“

Ein gutes Kind thut seine Pflicht,
Sehn es auch gleich die Eltern nicht.

34. Der Staar.

Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Staar, der einige Worte sprechen konnte. Wenn zum Beyspiele der Jäger rief: „Stärlein, wo bist du?“ so schrie der Staar allemal: „Da bin ich!“

Des Nachbars kleiner Karl hatte an dem Vogel eine ganz besondere Freude, und machte ihm öfters einen Besuch. Als Karl wieder einmal kam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fieng geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche, und wollte sich damit fort schleichen.

Allein in dem Augenblicke kam der Jäger bey der Thüre herein. Er dachte dem Knaben eine Freude zu machen, und rief wie gewöhnlich: „Stärlein, wo bist du?“ — und der Vogel in der

Tasche des Knabens schrie, so laut er konnte: „Da bin ich!“

Ein Diebstahl sey so schlau er mag,
Er kommt oft seltsam an den Tag.

35. Der Haushahn.

Eine fleißige Hausmutter weckte ihre zwey Mägde alle Morgen zur Arbeit, sobald der Haushahn krähte. Die Mägde wurden über der Hahn sehr zornig, und brachten ihn um, damit sie länger schlafen dürften. Allein die alte Hausmutter, die jetzt gar nicht mehr wußte, wie sie in der Zeit war, weckte die Mägde von nun an immer noch früher, ja oft schon um Mitternacht.

Ein kleines Ungemach zu meiden,
Stürzt mancher sich in größre Leiden.

36. Die Henne.

Ein armes Weib hatte eine Henne, die alle Tage ein Ey legte. Das Weib wollte mit einem Ey nicht zufrieden seyn. Sie mästete die Henne, und hoffte nun täglich zwey bis drey Eyer in dem Neste zu finden. Allein die Henne wurde durch das übermäßige Futter zu fett — und hörte gar auf zu legen.

Laß dir an Wenigem genügen,
Statt mehr, wirst du sonst gar nichts kriegen.

37. Das große Vogelnest.

Ein grausamer Knabe suchte in allen Hecken die

Vogelneſter auf, und ſtach mit boshafter Freude den jungen Vögelein die Augen aus. Die Mutter warnte ihn öfter. „Du gottloſes Kind, ſagte ſie, denke an mich; wenn du dich nicht beſſerſt, ſo wird Gott gewiß dich noch ſtrafen.“ Allein der freche Bube lachte heimlich dazu, und machte es je länger je ärger.

Einmal an einem Sonntage ging er anſtatt in die Kirche in den Wald, neue Grauſamkeiten auszuüben. Da erblickte er auf einer hohen Eiche ein großes Vogelneſt. Er kletterte ſogleich hinauf, riß einen der jungen Vögel aus dem Neſte und warf ihn herab. Schon wollte er nach dem andern greifen, da kamen plötzlich die Alten — die grimmige Raubvögel waren — herbey geflogen, und hackten mit ihren ſcharfen Schnäbeln ihm beyde Augen aus.

Wer Gott und Eltern nicht zu achten ſich erfrecht,
An dem wird ſicherlich es ſchrecklich einſt gerächt.

38. Die Bienen.

1.

Albert kam in den Garten des Nachbars und ſah einen blühenden Roſenſtrauch. Er pflückte eine Roſe, und ſagte: „Nun will ich mir einmal daran ſatt riechen!“ Als er aber ſein kleines Näschen begierig in die halb geöffnete Roſe hinein ſteckte, empfand er mit Einem Mal einen entſetzlichen Schmerz. Ein Bienlein war in der Roſe verſteckt,

und stach ihn — weil er es fast zerdrückt hatte — in die Nase.

Mit Unverstand genoßne Freuden,
Verwandeln sich in Schmerz und Leiden.

2.

Albert, der sehr jähzornig war, ergriff nun ganze Hände voll Erde und Schollen, und warf wüthend nach den Bienenstöcken. Da wurden die Bienen so aufgebracht, daß sie in Menge über ihn herfielen, und ihm wohl hundert Stiche versetzten. Er wurde tödtlich krank, mußte unsägliche Schmerzen ausstehen — und kaum kam er noch mit dem Leben davon.

Erträgst du eine Unbild nicht mit Ruh,
So ziehest du — dir deren hundert zu.

---

39. Die Fliegen und die Spinnen.

Ein junger Prinz sagte öfter: „Wozu hat doch wohl Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen! Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen etwas! Wenn ich nur könnte, ich vertilgte alle von der Erde.

Einst mußte der Prinz sich im Kriege vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich Abends im Walde unter einem Baume nieder und entschlief. Ein feindlicher Soldat schlich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein plötzlich kam eine Fliege, setzte sich dem Prinzen

auf die Wange, und stach ihn so heftig, daß er erwachte. Er sprang auf, zog sein Schwert — und der Soldat entfloh.

Der Prinz verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte zu Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwey feindliche Soldaten, die ihn suchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte sie mit einander reden. „Sieh, rief der eine, da hinein wird er sich versteckt haben!“ „Nein, sagte der andere, da drinnen kann er nicht seyn; denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen.“

Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie dank ich Dir! Gestern hast du mir durch eine Fliege und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist alles, was du gemacht hast!“

Ein Thierchen sey auch noch so klein,
Es kann dem Menschen nützlich seyn.

40. Der große Fisch.

Ein Fischer fuhr Morgens in seinem Schifflein auf den See, und fischte den ganzen Tag. Allein so oft er auch das Netz auswarf, so fing er doch nicht ein einziges Fischlein.

Traurig und betrübt fuhr er Abends wieder dem Lande zu. Vielleicht, dachte er, ist meine Arbeit deßhalb vergeblich gewesen, weil ich nicht zuvor

Gott um seinen Segen gebethen habe; ich will es aber künftig thun.

Da fuhr auf einmal ein großer Fisch, der von einem andern verfolgt wurde, aus dem Wasser empor, fiel in das Schifflein und zappelte zu den Füßen des erfreuten Fischers.

„Jetzt, sagte der Mann, sehe ich es klar:

Was Menschenfleiß allein nicht zwingt,
Mit Gottes Segen leicht gelingt.“

41. Das Hündchen.

Fräulein Karoline ging eines Tages am Bache spazieren. Da traf sie einige böse Buben an, die ein kleines Hündlein ertränken wollten. Sie hatte Mitleid mit dem armen Thierchen, kaufte es den Knaben ab, und nahm es mit sich in das Schloß.

Das Hündlein gewöhnte sich bald an sie und lief ihr überall nach. Einst kam das Fräulein zu Nacht in ihr Schlafzimmer, um sich schlafen zu legen. Da bellte das Hündlein sehr eifrig unter die Bettstatt hinunter. Karoline zündete mit dem Lichte hinunter, und sieh da — ein fürchterlicher Mensch, der ein Straßenräuber war, hatte sich unter die Bettstatt versteckt.

Sie schrie um Hülfe. Alle Leute im Schlosse liefen zusammen. Die Bedienten ergriffen den Räuber, und überlieferten ihn dem Gericht. In dem Verhöre bekannte er, er habe das Fräulein ermorden und das Schloß plündern wollen.

Karoline dankte Gott für ihre glückliche Errettung und sagte: „Wer hätte das gedacht, daß dieses arme Thierchen, das ich vom Tode errettete auch mir das Leben retten würde.“

Wer selbst den Thieren gut begegnet,
Wird auch dafür von Gott gesegnet.

---

42. Die Schafe.

1.

Ein junger Schäfer hüthete in dem Gebirge seine Schafe. Eines Tages saß er auf einem Felsenstücke in dem Schatten einer Tanne. Er schlief ein, und wankte und nickte im Schlafe beständig mit dem vorwärts hängenden Kopfe. Der Schafbock, der nicht weit von ihm grasete, meynte, der Schäfer forderte ihn zum Zweykampfe heraus und wolle mit ihm stoßen. Der Bock nahm daher eine drohende Stellung, ging, um einen rechten Anlauf zu nehmen, einige Schritte rückwärts, rannte dann auf den Schäfer zu, und versetzte ihm mit seinen Hörnern einen gewaltigen Stoß. Der Schäfer, der sich aus seinem süßen Schlummer so unsanft aufgeweckt sah, gerieth in einen wüthenden Zorn. Er sprang auf, packte den Bock mit beiden Fäusten, und schleuderte ihn in den nahen Abgrund. Als die Schafe dieses sahen, sprangen sie alle — wohl ihrer hunderte — dem Bocke nach, und wurden an den Felsen elend zer-

schmettert. Der Schäfer aber raufte sich vor Jammer die Haare aus, und rief:

Weh dem, der seinen Zorn nicht meistern kann,
Er richtet hundertfältigs Unglück an.

2.

Die Geschichte von der unglücklichen Schafheerde wurde in dem ganzen Gebirge bekannt. Ein alter Schäfer, der sehr verständig und rechtschaffen war, machte von der Geschichte noch eine sehr gute Anwendung.

Seine Söhne und Töchter wollten einst auf den Jahrmarkt in die Stadt, um dort zu tanzen. Der Vater aber sprach: „Das ist nichts für euch. Dort geht es nicht immer zum Besten zu. Ich habe euch gut und unschuldig erzogen; allein dort könnet ihr leicht verdorben werden.“ Die Kinder sagten: „Ey, Andere gehen ja auch dahin!“

Der Vater sprach hierauf: „Es gingen schon viele dahin, und büßten Gesundheit und Leben, Ehre und Unschuld ein. Wollet ihr ihnen es deßhalb nachthun? Macht es doch nicht wie die Schafe. Ihr wißt, wenn eines in den Abgrund springt, springen die andern alle nach. Ihr nennet sie deßhalb dumme Thiere. Allein der Mensch, der sich in das Verderben stürzt, weil Andere es auch so machen, ist um nichts klüger — sondern ein wahrer Schafskopf.“

Stürzt sich ein Mensch in Sünd' und Schmach —
Seyd klug, und macht es ihm nicht nach.

---

43. Das gestohlene Pferd.

Einem Bauersmann wurde zu Nacht sein schönstes Pferd aus dem Stalle gestohlen. Er reißte fünfzehn Stunden weit auf einen Pferdemarkt, ein anderes zu kaufen.

Aber sieh — unter den feilen Pferden auf dem Markte erblickte er auch sein Pferd. Er ergriff es sogleich bey dem Ziegel und schrie laut: „Der Gaul ist mein, vor drey Tagen wurde er mir gestohlen.“

Der Mann, der das Pferd feil hatte, sagte sehr höflich: „Ihr seyd unrecht daran, lieber Freund! Ich habe das Roß schon über ein Jahr. Es ist nicht euer Roß, es sieht ihm nur gleich.“

Der Bauer hielt dem Pferde geschwind mit beyden Händen die Augen zu und rief: „Nun, wenn ihr den Gaul schon so lange habt, so sagt, auf welchem Auge ist er blind?“

Der Mann, der das Pferd wirklich gestohlen, aber noch nicht so genau betrachtet hatte, erschrack. Weil er indeß doch etwas sagen mußte, so sagte er auf Gerathewohl: „An dem linken Auge.“

„Ihr habt es nicht getroffen, sagte der Bauer; auf dem linken Auge ist das Thier nicht blind.“

„Ach rief jetzt der Mann, ich habe mich nur versprochen! Auf dem rechten Auge ist es blind.“

Nun deckte der Bauer die Augen des Pferdes

wieder auf und rief: „Jetzt ist es klar, daß du ein Dieb und ein Lügner bist. Da seht alle her, der Gaul ist gar nicht blind. Ich fragte nur so, um den Diebstahl an den Tag zu bringen.“

Die Leute, die umher standen, lachten, klatschten in die Hände und riefen: „Ertappt, ertappt!“ Der Roßdieb mußte das Pferd wieder zurück geben und wurde zur verdienten Strafe gezogen.

So schlau und fein ein Dieb auch ist,
Er stoßt einmal auf ärgre List.

44. Der große Ochs.

Ein Vater redete mit seinen Kindern davon, wie weit man es in allem durch Uebung und Angewöhnung bringen könne.

„Ich will euch davon einmal ein Beyspiel erzählen, sagte er: Es soll einmal ein Mann gewesen seyn, der mit einem großen Ochsen umher reiste, den Ochsen vor einer Menge Leute auf die Schultern nahm, ihn auf der Straße eine gute Weile auf und abtrug, und mit diesem Kunststücke viel Geld verdiente.“

Man fragte den Mann, wie er doch zu dieser seltenen Stärke gekommen sey? Er antwortete: „Als dieser Ochs noch ein Kalb war, trug ich das Kalb täglich ein Paar Stunden in meinem Hofe auf und ab. Das Kalb wurde nun wohl alle Tage schwerer; allein meine Kräfte wurden auch alle Tage größer. So wurde ich am Ende so stark,

daß mich die Last eines Ochsen nicht zu Boden deücken kann.“

Die Erzählung, fuhr der Vater fort, mag nun wahr oder erdichtet seyn, so stellt sie uns dennoch den Sinn jenes alten Spruches recht klar vor Augen:

Die Uebung mehret Kraft und Stärke,
Und macht geschickt zu jedem Werke.

---

45. Der Esel.

Ein Gärtner wollte in die Stadt auf den Wochenmarkt gehen, und belud seinen Esel mit Gemüsen so voll, daß man von dem armen Thiere beynahe nichts mehr sah als den Kopf.

Der Weg führte durch ein Weidengebüsch. Der Gärtner schnitt von den Weiden einige Büschelein zu Bindruthen ab. „Eine so kleine Bürde kann mein Esel schon noch tragen!“ sagte der Gärtner, und lud sie ihm auf.

Weiterhin kam ein Haselgesträuch. Der Gärtner suchte sich ein Paar Dutzend schlanke Stecken zu Blumenstäben aus. „Sie sind so leicht, daß sie der Esel kaum spürt!“ sagte er, und lud sie ihm auch auf.

Als nun die Sonne höher gestiegen war, und bereits sehr heiß schien, zog der Gärtner seinen grünen Rock aus, und warf ihn auf die übrige Last. „Es ist nicht mehr weit zur Stadt, sagte

er; an dem Kittel, den ich mit dem kleinen Finger heben kann, wird das Thier nicht mehr erliegen.“

Allein kaum hatte er dieſes geſagt, ſo ſtolperte der Eſel über einen Stein, fiel zu Boden, und ſtand, von der zu ſchweren Laſt erdrückt, nicht mehr auf.

Der erſchrockene Gärtner ſagte laut jammernd: Jetzt ſeh' ich es endlich zu meinem großen Schaden ein, man ſolle Menſchen und Thieren nicht zu viel aufbürden.“

Die kleinſte Bürde bringt dem Schaden,
Der ſchon mit groſer Laſt beladen.

46. Der Mauleſel.

Zwey Diebe hatten einen Mauleſel geſtohlen, und ihn in ein Gebüſch getrieben. Hier redeten ſie mit einander, wie theuer ſie ihn verkaufen wollten, und wie viel jeder von dem Gelde bekommen ſollte. Sie geriethen aber in Streit, und fingen an mit einander zu raufen und zu ſchlagen.

Während der Streit am hitzigſten war, ſchlich ein dritter Dieb herbey, und ritt mit dem Eſel heimlich davon. Sie merkten es erſt, als der Eſel ſchon zu weit entfernt war, um ihn einzuholen, und ſahen mit blutigen Köpfen ihm traurig nach. Der Eine ſagte: „Da triffts wohl recht zu: Wie gewonnen, ſo zerronnen. Der Andere ſprach:

„Der Wortheil um den zwey ſich ſtritten,
Erfreuet meiſtentheils den Dritten.

47. Der Affe.

Ein Affe kam durch das offene Fenster in die Stube eines reichen Geizhalses, der seinen armen Mitmenschen niemals einen Heller Almosen gab.

Der hartherzige Mann war eben nicht daheim, und der Affe gerieth über die volle Geldkiste, und warf ganze Pfoten voll Gold und Silber zum Fenster hinaus.

Die Leute, die dieß sahen, liefen schaarenweis auf der Gasse zusammen, und rauften und schlugen sich um das Geld.

Da die Kiste bereits leer war, kam der Geizige die Gasse herauf und sah mit Entsetzen, was vor seinem Hause vorging. Er drohte dem Affen schon von Weitem mit geballter Faust, und schalt ihn ein dummes Thier.

Ein Nachbar aber sagte zu dem zornigen Filze: „Es ist freylich dumm, das Geld zum Fenster hinaus zu werfen, wie dieser Affe; allein es blos in die Kiste einzusperren, wie ihr, ist doch noch dümmer.“

Ich lobe den, der Geld und Gut besitzt,
Wenn ers für sich und Andre wohl benützt.

48. Der Bär.

In einem dicken Walde hielt sich ein ungeheuer großer Bär auf. Hubert und Eustach, zwey reisende Jägerbursche, hörten davon und sagten: „Den wollen wir bald haben.“

Sie

Sie gingen nun alle Tage fleißig in den Wald, dem Bären aufzulauern. Am Abende kamen sie dann, wiewohl sie kein Geld hatten, in das Wirthshaus und tranken vom besten Weine. „Der Bär, sagten sie zum Wirthe, wird die Zeche mit seiner Haut schon bezahlen.“

Eines Tages, als sie wieder den Wald durchstrichen, kam endlich der Bär fürchterlich brummend auf sie zu.

Hubert schoß vor Schrecken fehl und kletterte eilends auf einen Baum. Eustach, dem sein Gewehr gar nicht losging, legte sich auf den Boden, und stellte sich todt. Der Bär beroch ihn an Mund, Nase und Ohren, und trappte — da die Bären nichts Todtes anrühren — wieder weiter.

Hubert stieg nun wieder von dem Baume herab, und sagte im Scherze zu Eustach:
„Du, was hat dir der Bär denn in das Ohr gesagt?“

Eustach antwortete: „Er hat gesagt: Wir sollen künftig die Bärenhaut nicht verkaufen, bevor wir den Bären haben.“

Verprasse nicht, was du erst willst erwerben,
Denn sonst geräthst du sicher ins Verderben.

49. Der Wolf.

Hans, der lügenhafte Knabe, hüthete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Eines

Tages schrie er, um sich einen boshaften Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt! der Wolf kommt!“

Die Bauern kamen sogleich mit Aexten und Prügeln in Schaaren aus dem nahen Dorfe gelaufen und wollten den Wolf todt schlagen. Da sie nichts von einem Wolfe sahen, gingen sie wieder heim und Hans lachte sie heimlich aus.

Am andern Tage schrie Hans wieder: „Der Wolf, der Wolf!“ Die Bauern kamen wieder heraus — aber nicht mehr so zahlreich, als gestern, und auch diese schüttelten die Köpfe und gingen voll Verdruß nach Hause.

Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans schrie ganz erbärmlich: „O Hülfe, Hülfe! Der Wolf, der Wolf!“ Allein es kam ihm kein einziger Bauer zu Hülfe.

Die ganze Schafheerde sprang eilends dem Dorfe zu. Den armen Hans aber, der nicht so schnell laufen konnte, wie die Schafe, erwischte der Wolf, zerriß ihn und fraß ihn auf.

Wer eine Lüge sich erlaubt,
Dem wird die Wahrheit nicht geglaubt.

---

50. Der Löwe.

Ein armer Sklave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit

Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu.

Der Löwe sprang grimmig auf den armen Menschen zu — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, hüpfte voll Freude um ihn herum, und leckte ihm freundlich die Hände. Die Leute verwunderten sich, und fragten den Sklaven, wie das komme?

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein, und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bey der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beyde gefangen — und nun freut sich das gute Thier, mich wieder zu finden.“

Alles Volk war über diese Dankbarkeit eines wilden Thieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch und der dankbare Löwe!“ Der Sklave wurde frey gesprochen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn vom Richtplatze wie ein zahmes Hündchen und blieb, ohne Jemanden ein Leid zu thun, immer bey ihm.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen;
Laß dich, mein Kind, von ihnen nicht beschämen.

51. Das Gold.

Zwey Brüder, Gustav und Ludwig, reiseten über das Meer, in einem fernen Welttheile ihr Glück zu versuchen.

Gustav erhielt auf seine Bitte ein Stück ungehautes Land, richtete es mit großem Fleiße zu einem Acker zu, und hatte bald Brod im Ueberflusse.

Ludwig machte sich auf den Weg in das Gebirge, um Goldkörner zu sammeln, mußte sich dort kümmerlich mit Wurzeln und Baumrinden ernähren, kam aber endlich doch mit einem Sack voll Gold zu seinem Bruder zurück.

„Sieh, Bruder, rief er, wie glücklich ich war; all dieß Gold ist mein! Gieb mir aber jetzt nur gleich zu essen. Denn ich bin ganz matt und kraftlos vor Hunger.“

„Gut, sagte Gustav, ich will dir zu essen geben; du mußt mir aber alles Brod mit Gold aufwägen.“ Das verdroß den Ludwig sehr; er mußte es sich aber gefallen lassen, weil er zu schwach und abgezehrt war, weiter zu reisen.

Als Gustav nach wenigen Tagen alles Gold seines Bruders hatte, sprach er: „Da hast du dein Gold wieder, liebster Bruder! ich bin nicht so grausam, dir das Deinige zu nehmen; ich wollte dir nur zeigen, daß der Reichthum nicht glücklich mache, und Fleiß besser sey als Gold.“

Genügsam sich mit Arbeit nähren,
Läßt Gold und Reichthum leicht entbehren.

52. Die Perlen.

1.

Ein Wanderer hatte sich in einer von jenen heißen Sandwüsten verirrt, darin man Wochen lang herum reisen kann, ohne eine menschliche Wohnung zu finden. Fast verschmachtet vor Hunger und Durst erreichte er endlich einen schattichten Palmbaum und eine frische Quelle. Bey der Quelle lag ein kleines Säckchen. „Gott Lob! sagte der Mann, indem er das Säcklein anfühlte, das sind vielleicht Erbsen, die mich vom Hungertode erretten können.“ Er machte das Säcklein begierig auf, und rief erschrocken: „Ach Gott, es sind nur Perlen!“

Das Stücklein Brod, das dich ernährt,
Ist mehr als Gold und Perlen werth.

2.

Der arme Mann wäre nun neben den Perlen, die mehrere tausend Thaler werth waren, verhungert. Allein er bethete inbrünstig zu Gott — und plötzlich kam ein Mohr in großer Eile auf einem Kamele daher geritten, erbarmte sich des halb verhungerten Menschen, gab ihm Brod und köstliche Früchte, und nahm ihn dann zu sich auf sein Kameel. „Sieh, sagte der Mohr, wie wunderbar Gott alles fügt. Ich hielt es für ein Unglück, daß ich die Perlen verlor; es war aber ein großes

Glück. Gott ließ es zu — damit ich wieder hieher käme und dir das Leben rette.“

Durch kleine Dinge rettet Gott
Die Menschen oft aus großer Noth.

---

53. Die Edelsteine.

Ein Goldschmied mußte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem sie ihm mehrere kostbare Edelsteine gab. Robert, sein Lehrjunge, hatte an den hellen funkelnden Steinen von allen Farben eine große Freude, und betrachtete sie sehr oft.

Mit einem Male bemerkte der Meister, daß ihm zwey der schönsten Steine fehlten. Er hatte sogleich den Lehrjungen im Verdachte und suchte in der Schlafkammer desselben nach. Da fand er die Edelsteine in einem Loche, das sich ober einem alten Kasten in der Mauer befand.

Robert betheuerte zwar, er habe die Steine nicht genommen; allein der Meister züchtigte ihn sehr hart, sagte, daß er das Henken verdient hätte, und jagte ihn fort.

Am andern Tage fehlte wieder ein Stein, und der Goldschmied fand ihn im nämlichen Loche. Nun gab er fleißig Acht, wer doch die Edelsteine dahin verstecke. Da kam eine Aelster, die der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf

das Arbeitsbrett geflogen, nahm einen Edelstein in den Schnabel und trug ihn in das Mauerloch.

Der Goldschmid bedauerte es nun herzlich, daß er dem armen unschuldigen Knaben Unrecht gethan habe, nahm ihn wieder an, gab ihm seine Ehre zurück, und beschenkte ihn zur Vergütung der Schmerzen sehr reichlich.

Den Argwohn fliehe wie das Gift,
Weil er gar oft die Unschuld trifft.

---

54. Die Kieselsteinchen.

Florian, ein junger Fuhrknecht, hatte sich durch Branntwein trinken eine gefährliche Krankheit zugezogen. Der Arzt sprach zu ihm: „Wenn du den Branntwein nicht ganz aufgiebst, so mußt du sterben; denn er ist Gift für die Jugend.“

Der Kranke sagte: „Das kann ich nicht; ich bin ihn schon zu gewöhnt. Dieses Fläschlein hier muß ich täglich austrinken.“

Der Arzt sagte: „Je nun, so muß ich auf etwas anders denken!“ Am andern Tag brachte er ein buntes Schächtelchen voll reinlicher Kieselsteinchen und sprach: „Wirf alle Tage eines von diesen Steinchen in dein Branntwein-Fläschlein — laß es aber allemal darin, so wird der Branntwein dir unschädlich seyn.“

Der Kranke glaubte, die Steinchen hätten die Kraft, den Branntwein unschädlich zu machen,

und that täglich eines in die Flasche. So trank er täglich, ohne es selbst zu merken, einige Tropfen weniger — und als die Flasche am Ende voll Steinchen war, hatte er sich das verderbliche Branntweintrinken abgewöhnt.

Wer, sich zu bessern, täglich etwas thut,
Der wird bald gänzlich fehlerfrey und gut.

55. Der Stein.

Ein reicher Mann warf einen armen Tagwerker, mit dem er Streit angefangen hatte, mit einem Steine. Der Arme hob den Stein auf, schob ihn ein und dachte: „Es wird schon eine Zeit kommen, da ich den feindseligen Mann wieder werfen kann.“

Der Reiche ward durch Uebermuth, Müssigang und Verschwendung zum Bettler, und ging einmal in Lumpen gekleidet an der Hütte des Armen vorbey.

Da langte der Tagwerker den Stein hervor, um den unglücklichen Menschen zu werfen. Allein plötzlich hielt er inne und sagte: „Jetzt sehe ichs, daß man sich gar nie rächen soll. Denn ist unser Feind reich und mächtig, so ist es nicht klug. Ist er aber unglücklich, so wäre es grausam. Sey er aber, was er will, so ist es allemal bös und unchristlich.“

Statt dich zu rächen, hab Geduld:
So ruht auf dir des Höchsten Huld.

56. Der Sack voll Erde.

Ein reicher Mann brachte eine arme Wittwe um ihren einzigen Acker, um damit seinen Garten zu vergrößern. Als er am andern Tage auf dem Acker umher ging, kam die arme Wittwe mit einem leeren Kornsacke und sprach zu ihm mit weinenden Augen: „Ich bitte euch, laßt mich von meinem väterlichen Erbtheile nur so viel Erde nehmen, als in diesen Sack hinein geht.“ Der Reiche sagte: „Diese thörichte Bitte kann ich euch wohl gewähren!“

Die Wittwe füllte den Sack mit Erde und sprach dann: „Nun habe ich aber noch eine Bitte! Seyd so gut, und lüpft mir den Sack auf die Schulter!“

Der Reiche, der das Arbeiten nicht gewöhnt war, wollte lange nicht daran. Allein die Wittwe ließ mit Bitten und Flehen nicht nach, bis er endlich einwilligte. Als er aber den Sack aufheben wollte, rief er seufzend: „Es ist unmöglich; er ist mir zu schwer!“

Jetzt sprach die Wittwe mit großem Nachdrucke: „Da euch dieser Sack voll Erde schon zu schwer ist, wie wird erst der ganze Acker, den tausend solche Säcke nicht fassen können — euch in der Ewigkeit drücken!“

Der Mann erschrack über diese Rede, und

gab ihr den Acker wieder zurück. „Ich sehe es nun wohl ein, sagte er:

Unrechtes Gut ist eine Bürde,
Die ewig mich beschweren würde.“

---

57. Der Bauernhof.

Der alte Wilibald war sehr streitsüchtig und führte beständig Prozesse. Einst sah er, daß man in dem Hause des Nachbars die Mauer ausbreche, um ein neues Fenster hinein zu setzen. Da wollte Wilibald das nicht leiden, und drohte dem Nachbar, ihn zu verklagen.

Die übrigen Nachbarn gingen zu Wilibald und sagten: „Fang doch in deinen alten Tagen keinen Prozeß mehr an; du kannst bey dem dummen Handel unmöglich etwas gewinnen. „Allein Wilibald wurde zornig, schlug mit der Faust auf den Tisch, und schrie fürchterlich: Ich gebe euch mein Wort, ich gewinne und bringe es so weit, daß der Nachbar nicht mehr in meinen Hof herein sieht.“

Wilibald fing den Prozeß an, verlor ihn und mußte alle Kosten bezahlen. Weil er aber durch sein ewiges Prozessiren in Schulden gerathen war, und nicht bezahlen konnte, so verkaufte man ihm den Hof.

Michel, ein reicher Bauernsohn, kaufte den Hof. Da spotteten einige Nachbarn über Wili-

bald und sagten: „Du hast den Prozeß gewonnen und erlangt, was du wolltest. Der Nachbar sieht nun nicht mehr in deinen Hof herein, sondern in den des Michels.“

Gewinnen ist beym Prozessiren,
Gar oft nicht besser als Verlieren.

---

58. Die sonderbare Mauer.

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren während des letzten Krieges in großen Aengsten. Besonders war eine Nacht für sie sehr fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend. Der nächtliche Himmel war, bald da bald dort, von Feuersbrünsten roth wie Blut. Man hörte furchtbar schießen. Zudem war es Winter, und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert und jetzt, zur rauhesten Jahrszeit, von Haus und Hof verjagt zu werden.

Großältern, Aeltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bey einander auf, und betheten beständig. Die Großmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem „Gebethe zur Zeit des Krieges“ kamen die Worte vor: „Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten.“ Der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte, meynte jedoch, das

Aufführen einer Mauer sey gar zu viel von dem lieben Gott verlangt.

Indeß gieng die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat in das Haus kam. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie aber sich Morgens vor die Thüre wagten — sieh, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgethürmt, so daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott doch eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe dabey:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut.

---

59. Das Brod.

Zur Zeit der Theurung ließ ein reicher Mann die ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen und sagte zu ihnen: „Da steht ein Korb voll Brod. Ein jedes von euch nehme eines davon — und so dürft ihr nun alle Tage kommen, bis Gott bessere Zeiten schickt.“

Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brod, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort — ohne einmal zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand, und ging dann stille und sittsam heim.

Am andern Tage waren die Kinder eben so ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war, als die übrigen Brode. Als Franziska aber heim kam, und die kranke Mutter das Brod anschnitt — da fielen eine Menge neue Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrack und sagte: „Gieb das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in das Brod hinein gekommen.“ Franziska trug es hin.

Allein der wohlthätige Mann sprach: „Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld mit Wohlbedacht in das kleinste Brod hineinbacken lassen — dich, du gutes Kind, zu belohnen! Bleibe immer so friedfertig und genügsam. Wer lieber mit dem kleinern Brode vorlieb nimmt, als um das größere zankt — bringt allemal einen Segen damit nach Hause, und sollte auch kein einziges Mal Geld in das Brod hinein gebacken seyn.

Genügsamkeit des Friedens wegen.
Bringt einem Hause Gottes Segen.

60. Das Stück Fleisch.

Zwey Bauernknechte, Klaus und Görg, führ-

ten ein Paar Wagen voll Holz in das Schloß ihres Gutsherrn, und kamen in die Schloßküche. Kaum ging der Koch zur Thüre hinaus, um ihnen einen Krug Bier zu holen, so stahl der listige Klaus geschwind ein Stück Fleisch aus dem Kessel, schob es dem Görg in die Tasche, und sagte: „Wenn nun der Koch wieder herein kommt, und nach dem Fleische fragt; so schwöre ich darauf, daß ich es nicht eingeschoben, und du kannst darauf schwören, daß du es nicht gestohlen. So kommen wir leicht durch.“

Der Koch kam über eine Weile, guckte in den Kessel, blickte die beyden Knechte scharf an und fragte: „Wohin ist das Fleisch gekommen?“ Beyde verantworteten sich, wie sie es verabredet hatten.

Allein der Koch sprach: „Du, Klaus, hast das Fleisch aus dem Kessel genommen; das sieht man an deinem rußigen Aermel. Und du, Görg, hast es eingeschoben, denn das Fett tröpfelt ja unten bey deinem Rocke heraus. Schämt euch und fürchtet euch der Sünde. Denn wenn ich eure Schalkheit nicht gemerkt hätte, so wüßte sie doch Gott, der in aller Herzen blickt und nichts Böses ungestraft läßt.“

Sie mußten das Fleisch heraus geben, und wurden für den Diebstahl noch geziemend gestraft.

Was hälfs, die Menschen zu belügen,
Man kann doch niemals Gott betrügen.

61. Die Gewürze.

Ein Prinz wurde auf einem Spaziergange von einem Platzregen überfallen, und flüchtete sich in die nächste Bauernhütte.

Die Kinder saßen eben bey Tische, auf dem eine große Schüssel voll Habermuß stand. Alle ließen sichs recht gut schmecken, und sahen so frisch und roth aus, wie die Rosen.

„Aber wie ist es doch möglich, sagte der Prinz zur Mutter, daß man eine so rauhe Speise mit so sichtbarem Appetit verzehren, und dabey so gesund und blühend aussehen kann?“

Die Mutter antwortete: „Das kommt von dreyerley Gewürzen, die ich daran thue. Ich lasse die Kinder ihr Mittagessen erst durch Arbeit verdienen; außer der Tischzeit gebe ich ihnen nichts, damit sie Hunger mit zu Tische bringen; auch gewöhnte ich sie zur Genügsamkeit mit dem, was sie haben, indem ich sie gar nie mit Leckerbissen und Naschereyen bekannt machte.

Die köstlichsten Gewürze weit und breit,
Sind Arbeit, Hunger und Genügsamkeit.

---

62. Das seltene Gericht.

Ein Kaufmann hatte seine Freunde in der Stadt auf sein Landgut am Meere eingeladen, um sie mit seltenen Meerfischen, die man Lampreten nennt, zu bewirthen. Es wurden mehrere Speisen

aufgetragen, und am Ende kam eine große verdeckte Schüssel, in der man die Lampreten vermuthete. Allein als man den Deckel abnahm, fanden sich anstatt der erwarteten Fische einige Goldstücke darinnen.

Der Kaufmann aber sprach: „Meine Freunde! die Fische, die ich ihnen vorzusetzen versprach, sind dieses Jahr dreymal theurer, als ich dachte. Es kostet einer ein Goldstück. Da fiel mir denn ein, daß in dem Dorfe ein Tagwerker-krank liege, und mit seinen Kindern Hunger leiden müsse. Von dem, was dieses einzige Gericht kosten würde, könnten die armen Leute ein halbes Jahr leben. Wollen Sie, meine Herren, nun die Seefische, so werde ich sie unverzüglich kommen lassen und sie sollen sogleich zubereitet werden. Wollen Sie aber das Gold dem armen Manne überlassen — so werde ich Sie mit schmackhaften, wiewohl minder theuren Flußfischen bewirthen."

Alle Gäste gaben ihm Beyfall: jeder legte noch ein Goldstück dazu — und dem armen Manne war auf ein Jahr aus seiner Noth geholfen.

Verschwende nicht dein Geld für Leckerbissen,
Wo Andre bittern Hunger leiden müssen.

---

63. Das zerbrochene Hufeisen.

Ein Bauersmann ging mit seinem kleinen Sohne Thomas über Feld. „Sieh, sprach der Vater

einmal unterwegs, da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße! Heb es auf und steck es ein.“ „Ey, sagte Thomas, das ist ja nicht einmal der Mühe werth, daß man sich darum bückt!“ Der Vater hob das Eisen stillschweigend auf, und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede für drey Pfennige, und kaufte für das Geld Kirschen.

Beyde gingen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen. Thomas verschmachtete beynahe vor Durst, und konnte dem Vater fast nicht mehr nachkommen.

Da ließ der Vater wie von ungefähr eine Kirsche fallen. Thomas hob sie so begierig auf, als wäre sie Gold und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einigen Schritten ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen. Thomas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater den Thomas alle Kirschen aufheben.

Als nun die Kirschen zu Ende waren und Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater sich lachend um und sprach: „Sieh, wenn du dich um das Hufeisen einmal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht hundertmal bücken müssen.“

Die nicht auf kleine Dinge achten,
Sich oft um kleinre Mühe machten.

64. Der Hufnagel.

Ein Landmann sattelte sein Pferd, um in die Stadt zu reiten. Er bemerkte zwar, ehe er aufsaß, daß an einem Hufe ein Nagel fehle. Allein er sagte: „Auf einen Nagel kommts nicht an!“ und ritt fort.

Nach einer Zeit verlor das Pferd das Hufeisen. „Wenn eine Schmide in der Nähe wäre, sprach er, ließ ich das Pferd beschlagen; indeß werden es drey Eisen auch thun.“

Allein das Pferd beschädigte nun auf dem steinigten Boden den Huf und fing an zu hinken. Zwey Räuber sprangen aus dem Walde hervor, den Reiter zu berauben. Auf dem hinkenden Pferde konnte er nicht entfliehen — und sie nahmen ihm das Pferd sammt Zaum, Sattel und Felleisen.

Als er nun zu Fuße nach Hause kam, sagte er: „Das hätte ich nicht gedacht, daß ich wegen eines Hufnagels das Pferd verlieren würde. Es ist doch wahr, was das Sprichwort sagt, und es gilt sowohl vom Zeitlichen als vom Ewigen:

Versäumniß in den kleinsten Dingen,
Kann dich in großen Schaden bringen.“

---

65. Der goldene Angel.

Ein Prinz bekam Lust zu angeln. Man verfertigte ihm eine zierliche Angelruthe, woran an einer seidenen Schnur ein goldener Angelhacken hieng.

Der Prinz ging an den See, warf den Angel

aus — und zog sogleich ein Fischlein aus dem Wasser. Er warf den Angel wieder aus — ein großer Hecht biß an, zerriß aber die Schnur, und schwamm mit dem Angel davon.

Da sprach der Prinz: „So hab' ich denn für meinen goldenen Angel nichts, als ein elendes, kleines Fischlein! Bringt mir einen eisernen Angelhacken; denn es ist übel gethan, viel daran zu wagen, wo nur wenig zu gewinnen ist."

Von dieser Zeit an ward es zum Sprichworte, das von allen theuren Spielen, besonders aber von der Lotterie gilt:

Der Spieler fischt mit goldnem Angel,
Und tauscht für Gold Verdruß und Mangel.

---

66. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte erschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bey dem Könige verklagt, daß er die Königlichen Schätze veruntreue, und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eignen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre.

Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Pallast, kam an die eiserne Thüre, und befahl, sie zu öffnen. Als der König nun hinein trat — war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen

Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte, nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hüthete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bey meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen habe. Ach laß mich wieder zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an deinem Hofe!“

Der König ward über die Verläumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bath ihn, ferners in seinen Diensten zu bleiben.

Ein ruhigs Herz, nicht Gold und Pracht —
Ists, was uns Menschen glücklich macht.

---

67. Der Quersack.

Melcher ging mit einem wohlgefüllten Quersack auf der Schulter über Feld, und Casimir gesellte sich zu ihm. Melcher redete unterwegs beständig von den Fehlern anderer Menschen; von seinen eigenen Fehlern aber schwieg er mäuschenstill.

Da sagte endlich Casimir. „Du hast, wie es

scheint, alle fremde Fehler in den vordern Theil deines Zwerchsackes gethan, um sie immer vor Augen zu haben, und sie tadeln zu können. Deine eigenen Fehler aber hast du auf deinen Rücken geworfen, damit sie dir aus den Augen kommen. Kehre einmal den Sack um, das wird dir viel nützlicher seyn."

Wer eigne Fehler bessert, ist ein weiser Mann,
Ein Thor nimmt sich nur fremder Fehler an.

---

68. Die sieben Stäbe.

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins waren. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja einige böse Menschen machten sich diese Uneinigkeit zu Nutzen, und trachteten, die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr väterliches Erbtheil zu bringen.

Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und sagte: „Dem, der diesen Bündel Stäbe abbricht, zahle ich hundert große Thaler baar." Einer nach dem andern strengte lange alle seine Kräfte an, und jeder sagte am Ende! „Es ist gar nicht möglich!"

„Und doch! sagte der Vater, ist nichts leichter!" Er löste den Bündel auf, und zerbrach einen

Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ey, riefen die Söhne, so ist es freylich leicht; so könnte es ein kleiner Knabe!“

Der Vater sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammenhaltet, werdet ihr bestehen und niemand wird euch überwältigen können. Bleibt aber das Band der Eintracht, das euch verbinden sollte, aufgelöst, so wird es euch gehen, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen.“

Das Haus, wo Zwietracht herrscht zerfällt,
Nur Einigkeit erhält die Welt.

---

69. Der Spiegel.

Zwey Geschwister, Anton und Pauline, sahen den Spiegel ihrer Mutter am Fenster stehen und schauten hinein. Anton war sehr schön und lächelte sein Bild mit Wohlgefallen an. Pauline war etwas von den Kinderblattern entstellt, und weinte, als sie ihr Angesicht im Spiegel erblickte.

Die Mutter, die dazu kam, sprach: „Du, Anton, bilde dir nichts ein, auf vergängliche Schönheit, und nimm dich in Acht, sie durch böse Leidenschaften nicht vor der Zeit zu zerstören. Du, Pauline, tröste dich damit, daß es etwas Besseres giebt, als Schönheit des Leibes,

und ersetze den Mangel derselben durch Schönheit der Seele."

Die Schönheit der Gestalt vergeht,
Der Seele Schönheit nur besteht.

---

70. Das Porträt.

Vor vielen hundert Jahren starb in einer großen Stadt ein Kaufmann, der ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man wußte zwar, daß er einen einzigen Sohn habe, der sich auf Reisen befand; allein niemand in der Stadt kannte den Sohn von Angesicht.

Nach einiger Zeit kamen drey Jünglinge in der Stadt an, und jeder behauptete, daß er der einzige Sohn und rechtmäßige Erbe sey. Der Richter ließ ein wohlgetroffenes Bildniß des Vaters bringen und sprach: „Wer von euch dreyen das Zeichen, das ich hier auf der Brust des Bildes mache, mit einem Pfeile treffen kann, dessen soll die Erbschaft seyn."

Der Erste schoß und traf sehr nahe; der Zweyte noch näher; der dritte aber fing, indem er zielte, an zu zittern, erblaßte, brach in Thränen aus, warf Pfeil und Bogen zur Erde und rief: „Nein, ich kann nicht schießen; ich will lieber die ganze Erbschaft verlieren!"

Nun sprach der Richter zu ihm: „Edler Jüngling, du bist der wahre Sohn und der rechte

Erbe; die andern zwey, die so gut geschossen, sind es nicht. Denn ein ächter Sohn kann das Herz seines Vaters auch nicht einmal im Bilde mit einem Pfeile durchbohren."

Ein Kind muß seine Aeltern lieben,
Und sie um alles nicht betrüben.

---

71. Das schönste Kleid.

Ein Kaufmann, der mit Seidenwaaren handelte kam in ein Schloß. Fräulein Isabella erhielt von ihrer Mutter die Erlaubniß, sich Taffet zu einem Kleide auszusuchen, konnte aber in der Wahl nicht mit sich einig werden und sagte endlich: „Liebe Mutter, entscheiden Sie, welche Farbe mir am besten stehe — grün oder gelb oder blau?" Die Mutter antwortete lächelnd: „Ich denke — weiß, die Farbe der Unschuld, und roth, die Farbe der Schamhaftigkeit."

Unschuld und Schamhaftigkeit
Sind der Jungfrau schönstes Kleid.

---

72. Die goldene Dose.

Ein Oberster zeigte den Offizieren, die bey ihm speisten, bey Tische eine neue goldene Dose. Nach einer Weile wollte er eine Prise Taback nehmen, suchte in allen Taschen, und sagte bestürzt: „Wo ist meine Dose? Sehen sie doch einmal nach, meine Herren, ob nicht etwa einer sie in Gedanken eingeschoben habe."

Alle

Alle standen sogleich auf und wendeten die Taschen um, ohne daß die Dose zum Vorschein kam. Nur der Fähnrich blieb in sichtbarer Verlegenheit sitzen und sagte: „Ich wende meine Taschen nicht um; mein Ehrenwort, daß ich die Dose nicht habe, sey genug.“ Die Offiziere gingen Kopfschüttelnd aus einander, und jeder hielt ihn für den Dieb.

Am andern Morgen ließ ihn der Oberste rufen und sprach: „Die Dose hat sich wieder gefunden. Es war in meiner Tasche eine Nath aufgegangen, und da fiel sie zwischen dem Futter hinab. Nun sagen Sie mir aber, warum Sie Ihre Tasche nicht zeigen wollten? Es haben es doch alle übrigen gethan!“

Der Fähnrich sprach: „Ihnen allein, Herr Oberst, will ich es gerne bekennen. Meine Aeltern sind sehr arm. Ich gebe ihnen daher meinen halben Sold, und esse Mittags nichts Warmes. Als ich eingeladen wurde, hatte ich mein Mittagessen bereits in der Tasche — und da hätte ich mich ja schämen müssen, wenn beym Umwenden der Tasche ein Stück schwarzes Brod und eine Wurst herausgefallen wäre.“

Der Oberste sagte gerührt: „Sie sind ein sehr guter Sohn! Damit Sie ihre Aeltern desto leichter unterstützen können, sollen Sie nun täglich bey mir speisen.“ Er führte ihn in den Speise-

saal, und überreichte ihm vor allen Offizieren, als einen Beweis seiner Hochachtung, die goldene Dose.

Wer seine Aeltern kindlich ehrt.
Ist Gott und Menschen lieb und werth.

73. Die silberne Taschenuhr.

Ernest, ein armes Studentlein, blieb einst in einer Mühle über Nacht. Eine Bank in der untern Stube diente ihm zum Bette. Um Mitternacht wachte er auf, und hörte neben sich an der Wand etwas picken. Er schaute hin, und erblickte beym Mondscheine eine silberne Sackuhr.

Es kam ihn eine große Lust an, die Uhr zu nehmen, und damit durch das Fenster zu entfliehen. Das Gewissen sagte ihm wohl: „Du sollst nicht stehlen.“ Allein die Begierde nach der schönen Uhr wurde immer stärker. Da sprang er mit einem Mal auf und stieg zum Fenster hinaus, um der Versuchung zu entrinnen.

Als er einige hundert Schritte weit gelaufen war, kam ihn eine Reue an, daß er die Uhr nicht genommen habe, und er wollte schon wieder umkehren. Allein sein Gewissen warnte ihn noch einmal, und er gab ihm Gehör und wanderte seinen Weg weiter.

Jetzt ging der Mond unter und es wurde sehr finster. Ernest verirrte sich in einen Sumpf, er-

reichte aber doch endlich eine Anhöhe. Dort legte er sich sehr ermüdet nieder und schlief fest ein.— Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrey geweckt, und als er die Augen aufschlug, hatte er einen großen Schrecken.

Er lag unter dem Galgen, und sah ober seinem Kopfe einen Dieb hängen, um den sich eine ganze Schaar schreyender Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte in seinem Innern eine Stimme: „Sieh, so wäre es am Ende dir gegangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest.“ Er kniete nieder und bethete:

O Gott, du warnest uns auf viele Weisen,
Ich will stets dir zu folgen mich befleißen.

74. Der Geldbeutel.

1.

Norbert, ein armer Köhlerknabe, saß unter einem Baume im Walde und jammerte, weinte und bethete. Ein vornehmer Herr, in einem grünen Kleide und mit einem Stern an der Brust, jagte eben im Walde, kam herbey, und sprach: „Kleiner, warum weinest du?“

„Ach, sagte Norbert, meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater in die Stadt geschickt, den Apotheker zu bezahlen, und ich habe das Geld sammt dem Beutelein unterwegs verloren.“

Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn begleitete, zog dann einen kleinen Beutel von rother Seide heraus, in dem einige neue Goldstücke waren, und sprach: „Ist vielleicht dieses dein Geldbeutelein?“ „O nein, sagte Norbert, das meinige war nur ganz schlecht, und es war kein so schönes Geld darin.“

„So wird es wohl dieses seyn?“ sagte der Jäger, und zog ein unansehnliches Beutelein aus der Tasche. „Ach ja, rief Norbert voll Freude, dieses ist es!“ Der Jäger gab es ihm, und der vornehme Herr sagte: „Weil du so fromm und ehrlich bist, so schenk ich dir diesen Beutel mit Gold noch dazu.“

Gebeth erlöst aus Aengsten;
Und ehrlich währt am längsten.

2.

Stephan, ein anderer Knabe aus dem nächsten Dorfe, hörte von dieser Geschichte. Sobald nun der vornehme Herr wieder in dem Walde jagte, setzte Stephan sich unter eine Tanne im Walde, und schrie und heulte: „O mein Geldbeutel! O mein Geldbeutel! Ich habe meinen Geldbeutel verlohren!“

Der Herr kam auf das Geschrey herbey, zeigte ihm eine volle Geldbörse, und fragte ihn: „Ist dieses der Beutel, den du verlohren hast?“ „Ja!“ rief Stephan und griff mit beyden Händen darnach.

Allein der Jäger, der neben dem Herrn stand, sprach mit trotziger Stimme: „Unverschämter Bube! den Fürsten unterstehest du dich anzulügen? Ich will dich mit anderer Münze dafür bezahlen.“ Er züchtigte ihn mit einer Gerte, die er vom nächsten Haselstrauche riß, so nachdrücklich, als es der boshafte Betrüger verdient hatte.

Untreue schlägt den eignen Mann,
Und Falschheit kommt oft übel an.

75. Der große Thaler.

Fridolin, ein frommer Bauersmann, hatte einen Knecht, der sehr jähzornig war, und dann in die rohesten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn öfter, er solle aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden. Allein der Knecht sagte: „Das ist mir nicht möglich; Menschen und Thiere machen mir zu viel Verdruß.“

Eines Morgens sagte Fridolin zu ihm: „Mathias, sieh da einen schönen neuen Thaler! Diesen will ich dir schenken, wenn du den Tag hindurch geduldig bleibest, und kein zorniges Wort von dir hören lässest.“ Der Knecht ging den Handel mit Freuden ein.

Die übrigen Dienstbothen aber redeten es heimlich mit einander ab, ihn um den Thaler zu bringen. Alles, was sie den ganzen Tag sagten und thaten, zielte nur darauf, ihn zornig zu

machen. Allein der Knecht hielt sich so tapfer, daß ihm nicht ein einziges zorniges Wörtlein entwischte.

Am Abende gab Fridolin ihm den Thaler und sagte: „Schäme dich, daß du einem elenden Stücke Geld zu lieb deinen Zorn so gut überwinden kannst, allein aus Liebe zu Gott es nicht thun magst.“ Der Knecht besserte sich, und wurde ein sehr sanftmüthiger Mensch.

Die Liebe Gottes muß dein Herz durchdringen,
So wirst du auch das Schwerste leicht vollbringen.

---

76. Das Kreuzchen.

Therese hatte ein kleines niedliches Kreuz zum Geschenke bekommen. Es war von schwarzem Ebenholze, und die vier Ende waren in Gold gefaßt. Sie trug es an einem blauen Bande zur Zierde an der Brust.

Einst brach das kleine Querholz des Kreuzes heraus, und Therese bath den Vater, das Kreuzchen wieder zurecht zu machen.

Das will ich gern, sprach der Vater; ja, ich will dich überdieß noch lehren, wie du machen kannst, daß kein Leiden in der Welt für dich ein Kreuz seyn soll.“

„Da sieh einmal her: Ohne das Querholz ist das längere Holz kein Kreuz. Erst, wenn das Querholz hinzu kommt, wird ein Kreuz daraus.“

„So ist es mit jedem Leiden, das wir ein

Kreuz nennen. Der Wille Gottes ist gleichsam das längere Holz; unser Wille aber, der dem göttlichen Willen immer durchkreuzen möchte, ist das Querholz."

„Nimm daher bey jedem Kreuze, das dich einst treffen wird, das Querhölzlein heraus — so wird es für dich kein Kreuz mehr seyn."

Ergebenheit in Gottes Willen,
Kann jeden Schmerz des Kreuzes stillen.

77. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerley Unglücksfälle und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umstände, und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen her. Wißt Ihr kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen?"

Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, brachte über eine Weile ein kleines versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästlein müßt Ihr ein Jahr lang, dreymal bey Tag und dreymal bey Nacht, in Küche, Keller, Stallungen und allen Winkeln des Hauses herumtragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber übers Jahr das Kästlein wieder zurück."

Die gute Hausmutter setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen, und trug es fleißig umher.

Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauf tragen. Als sie noch spät bey Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eyerkuchen gemacht. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Koth, und die Pferde hatten anstatt des Habers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage einen andern Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Laßt mir aber das Kästchen noch ein Jahr; es enthält gar ein treffliches Mittel.“

Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich euch nicht lassen; das Mittel aber, das darin verborgen ist, sollt ihr haben.“ Er öffnete das Kästchen, und sieh, es war nichts darin, als ein weißes Blättlein Papier, auf dem geschrieben stand:

Soll alles wohl im Hause stehen,
So mußt du selber wohl nachsehen.

78. Der bethende Prinz.

Ein Prinz flüchtete sich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde und nahm niemand mit sich, als einen einzigen alten Diener. Um nicht erkannt zu werden, waren beyde gar nicht kostbar, sondern nur sehr einfach gekleidet.

Eines Abends spät kamen sie nun zu einem abgelegenen Bauernhofe im Gebirge, und blieben da über Nacht. Der Prinz konnte aber nicht schlafen, es war ihm sehr bange vor dem Feinde, und überdieß ging ihm das Geld aus, mit dem er sich in der Eile nicht hinreichend versehen hatte. Er stand daher in der Nacht auf, kniete in der einsamen Kammer nieder, und bethete lange im Stillen. Da ihm aber das Herz gar so schwer war, so sagte er einmal mit einem tiefen Seufzer und lauter Stimme: „O Gott! erbarme dich eines armen Prinzen!“

Diese Worte hörte der Bauer und sprach am Morgen zu dem Bedienten: „Ich weiß, euer Herr ist ein Prinz; sagt mir doch, warum er so traurig ist!“ Der Bediente gestand die Wahrheit, und bath, den Prinzen nicht zu verrathen.

Als nun der Prinz abreisen wollte, trat der Bauer ehrerbietig und mit Zähren in den Augen in die Kammer und sprach: „Lieber Prinz! Ihr nächtliches Gebeth hat mir ihren Kummer entdeckt. Erweisen Sie mir die Gnade, und nehmen Sie diese zwanzig Goldstücke, bis Sie wieder in bessere Umstände kommen. Auch will ich ihnen einen Weg zeigen, auf dem sie bald in Sicherheit seyn sollen.“

Der erstaunte Prinz dankte dem edelmüthigen Bauer — noch mehr aber Gott, der ohne Wun-

der zu thun, fromme Gebethe wunderbar erhören kann.

Der Prinz langte glücklich bey einem verwandten Fürsten an, und ersetzte in der Folge dem braven Bauer das Geld zehnfach.

Beth' recht von Herzen in der Noth,
So rettet dich der liebe Gott.

---

79. Der fromme Hirtenknabe.

An einem herrlichen Abende im May, da alles grünte und blühte, hütete Wendelin seine Schäflein. Allein traurig stand er bey einem blühenden Dornenbusche, und die hellen Zähren flossen ihm über die rothen Wangen.

Des Jägers kleiner Alons, der aus dem Walde kam, fragte ihn mitleidig: „Warum weinest du?“ „Ach, sagte Wendelin, ich habe eben eine abscheuliche Kröte gesehen, die sich da in dem Busche verkroch.“ „Es, rief Alons, wie magst du doch über so etwas weinen?“

Wendelin sprach: „Als ich die Kröte sah, dachte ich, dieses Thier sieht so häßlich aus, kriecht mühsam auf dem Boden, wird von allen Menschen verfolgt, weiß nichts von seinem Schöpfer, und bringt seine meiste Lebenszeit im Schlamme und in dunkeln Löchern zu, bis es endlich verfault.“

„Und du, sagte ich zu mir selbst, hast die

aufrechte menschliche Gestalt und das schöne menschliche Angesicht; du kannst frey umher wandeln, Himmel und Erde betrachten und an Gras und Blumen Freude haben; du erkennest deinen Schöpfer und hast eine unsterbliche Seele. Und doch hast du Ihm noch nie recht von Herzen dafür gedankt. Dieser mein Undank schmerzte mich so, daß ich weinen mußte."

Aloys wurde von diesen Worten sehr gerührt und vergaß sie in seinem Leben nicht mehr. Noch als Greis erzählte er sie seinen Enkeln und fügte noch bey: „Wenn die häßlichsten Thiere auch sonst ganz unnütz wären, so haben sie doch einen großen Nutzen! Sie lehren uns die Vorzüge des Menschen besser schätzen, mit denen ihn Gott zum edelsten Geschöpfe auf Erden ausstattete."

Wer seines Schöpfers sich nicht wollte freun,
Verdiente wahrhaft nicht ein Mensch zu seyn.

---

80. Der kleine Korbmacher.

Der junge Eduard hatte sehr reiche Aeltern. Er verließ sich auf ihren Reichthum und wollte nichts lernen. Der kleine Jakob des armen Nachbars lernte aber mit großem Fleiße das Korbmachen.

Eines Tages stand Eduard am Ufer des Meeres und angelte zum Zeitvertreib. Jakob hatte einen großen Büschel Weidenruthen geschnitten

und wollte sie eben nach Hause tragen. Da sprangen plötzlich einige Seeräuber aus dem Gebüsche hervor, und schleppten die beyden Knaben auf ihr Schiff, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Das Schiff wurde von dem Sturme weit fort getrieben, und an den Felsen einer fernen Insel zerschmettert. Nur die zwey Knaben retteten sich an das Land, das von grausamen Mohren bewohnt war.

Jakob dachte, seine Kunst könne ihm vielleicht Gnade vor ihnen verschaffen. Er zog sein Messer heraus, schnitt Weidenzweige ab, und fing an, ein niedliches Körblein zu flechten. Mehrere schwarze Männer, Weiber und Kinder kamen herbey und sahen ihm neugierig zu.

Als das Körblein fertig war, schenkte er es dem Vornehmsten aus ihnen. Da hätten nun alle, Groß und Klein, gern solche Körblein gehabt. Sie schenkten dem Jakob eine Hütte, die von fruchtbaren Bäumen beschattet war, damit er dort ungestört arbeiten könne. Auch versprachen sie, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu versehen.

Hierauf verlangten sie, Eduard soll auch einen Korb machen. Als sie aber merkten, daß er nichts gelernt habe, schluzen sie ihn; ja sie hätten ihn gar umgebracht, wenn Jakob nicht für ihn gebethen hätte. Eduard mußte jedoch

auf ihren Befehl seinen Sammetrock dem Jakob geben, Jakobs Zwilchkittel anziehen, ihm als Knecht dienen, und ihm die Weidenzweige zutragen.

Die fleißige geschickte Hand,
Erwirbt sich Brod in jedem Land.

81. Die kleinen Schiffer.

1.

Der leichtsinnige Valentin nahm seinen jüngern Bruder Philipp mit an den Fluß, stieg mit ihm in ein Schifflein, und stieß vom Lande. Der reißende Strom warf das Schifflein an die Felsen, daß es in Stücke zerbrach. Valentin schwamm mühsam an den steilen Felsen umher, konnte aber nirgends daran emporklimmen; den Philipp riß der Fluß weit mit sich fort.

Ein Fischer, der das Geschrey der beyden Knaben gehört hatte, lief herbey, sprang in das Wasser, schwamm mit eigner großer Lebensgefahr dem kleinen Philipp nach, erreichte ihn, brachte ihn glücklich an das Land, und freute sich unbeschreiblich, ihn gerettet zu haben.

Es wagt ein edler guter Mann
Für Andre gern das Leben dran.

2.

Während der gute Fischer den Philipp aus

dem Wasser heraus holte, war Valentin ertrunken. Die Leute, die zusammen gelaufen waren, sagten zu dem Fischer: „Da du nicht alle beyde retten konntest — warum hast du dein Leben daran gewagt, diesem zu helfen? Den andern hättest du ja ohne große Mühe und Gefahr aus dem Wasser ziehen können!“

Der Schiffer sprach: „Der leichtfertige Valentin, der ertrunken ist, hat mir oft Fische und Krebse gestohlen, und mir vieles an meinen Netzen verdorben; der gute Philipp hat mir, als ich wegen eines bösen Fußes lange nichts verdienen konnte, oft sein Abendbrod gebracht und mir manchen Kreuzer geschenkt. Wie hätte ich nun einen so guten Knaben nicht zuerst retten sollen!“

Es bringt gar oft auf Erden schon
Das böse Straf, das Gute Lohn.

---

82. Der Blinde.

Andreas, ein blinder Jüngling, ging einst mit Hülfe seines Stabes sehr langsam und bedächtlich aus der Kirche nach Hause. Lukas, ein muthwilliger Bauernbursch, spottete über ihn, und rief: „Wollen wir nicht mit einander eine Wette anstellen? Gilts zehn Thaler, ich laufe schneller als du?“

Der blinde Andreas sagte: „Ja, es gilt — wenn ich einen Weg wählen darf, den ich ken-

ne, und eine Zeit, die mir gelegen ist.“ Lukas schlug sogleich mit Lachen ein, und nahm alle Umstehenden zu Zeugen. Der Blinde sagte: „Nun gut! So wollen wir heute Nacht um zwölf Uhr zur Wette in die Stadt laufen.“

Mit dem zwölften Glockenschlage gingen sie ab. Die Nacht war sehr finster und stürmisch, und der Weg führte durch einen dunkeln Wald. Andreas, dem Tag oder Nacht einerley war, erreichte noch vor Anbruch der Morgenröthe die Stadt. Der spöttische Lukas aber verirrte sich im Walde, stieß bald den Kopf an einen Baumast, fiel bald über eine Wurzel, verwickelte sich bald in den Dornen, und kam erst in der Stadt an, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand.

Er mußte die zehn Thaler bezahlen und jedermann sagte: „Es ist ihm recht geschehen und er hätte noch eine größere Strafe verdient.“

Treib mit Unglücklichen nie Spott,
Sonst straft dich der gerechte Gott.

---

83. Die zwey Wanderer.

Zwey Reisende, Albrecht und Burkhard, gingen friedlich mit einander ihren Weg. Da sah Albrecht einen Beutel voll Geld auf dem Wege liegen. Er sprang sogleich darauf zu, und hob ihn eilends auf. „Bruder, sagte Burkhard, wir

wollen das Geld redlich mit einander theilen!“ Allein Albrecht sagte: „Nein, das thue ich nicht. Ich habe den Beutel gefunden, und deßwegen ist er auch mein.“ Er schob ihn lachend in seine Tasche, und Burkhard ging traurig mit ihm weiter.

Jetzt kam ein Räuber mit bloßem Schwerte auf sie zu. Albrecht wurde todtenblaß und sagte: „Bruder! Wir wollen einander treulich beystehen. Ein Mann wird nicht so leicht zwey überwinden. Eile und ziehe wie ich das Schwert!“ Allein Burkhard sagte: „Das thue ich nicht! Mir kann der Räuber nichts nehmen. Du hast das Geld für dich allein behalten, so magst du dich auch allein darum wehren.“

Albrecht wurde von dem Räuber überwältigt, und trug statt des Geldes mehrere Wunden davon.

Du mußt dein Glück mit dem Gefährten theilen,
Soll er im Unglück dir zu Hülfe eilen.

84. Der Köhler und der Bleicher.

Ein Kohlenbrenner sagte zu einem Bleicher, der eine Wohnung miethen wollte: „Bruder! zieh zu mir in mein Haus; es ist groß genug, deine und meine Waaren darin unter zu bringen.“ Allein der Bleicher sprach: „Das geht nicht, Bruder! Denn die Leinwand, die ich mit vieler

Mühe weiß mache, würde ja von deinen Kohlen schwarz werden."

Da lachte der ehrliche Köhler und sagte: „Du hast Recht! Weiß und Schwarz schicken sich nicht zusammen. Ja, wie es der weißen, reinen Leinwand unter den Kohlen gehen würde, so geht es auch reinen Seelen unter Menschen von schwarzer Seele und schmutzigen Sitten."

Bewahrest du die Unschuld gern,
So bleib von bösen Menschen fern.

---

85. Der Müller und sein Esel.

Ein Müller und sein Sohn trieben einen Esel in die Stadt, um ihn auf dem Markte zu verkaufen.

Ein Reiter, der ihnen begegnete, sagte: „Ihr seyd nicht gescheid, daß ihr den Esel leer laufen laßt, und daß keiner von euch beyden aufsitzt." Der Sohn saß sogleich auf.

Allein nun rief ein Fuhrmann, an dem sie vorbey kamen: „Du ungezogener Junge, schämst du dich nicht, daß du reitest, und deinen alten Vater zu Fuß gehen lässest." Der Sohn stieg eilends ab, und ließ den Vater aufsitzen.

Bald darauf sagte aber eine Bäuerin, die einen Korb voll Obst auf dem Kopfe trug: „Das ist ein unbarmherziger Vater, der sichs auf dem Esel bequem macht, und seinen armen Sohn im

Kothe nachwaten läßt.“ Nun setzte sich der Sohn zu dem Vater auf den Esel.

„Ach, das arme Vieh, schrie nun ein Schäfer, der am Wege die Schafe hüthete. Es muß zu Grunde gehen, Ihr seyd wahre Thierquäler.“

Jetzt stiegen beyde wieder ab und der Sohn sagte voll Verdruß zu dem Vater: „Was sollen wir doch mit dem Esel anfangen, um es den Leuten recht zu machen? Sollen wir ihn an einer Stange zu Markte tragen, oder dort im Flusse ersäufen?“

Allein der Vater sprach: „Nun sehe ich es klar ein, daß man es niemals allen Leuten recht machen kann, und daß der Rath sehr klug sey:

Such deine Sache wohl und gut zu machen;
Und laß die Tadler schimpfen, oder lachen.“

---

86. Der Jäger und sein Hund.

Ein Jäger hetzte einst seinen Hund auf einen Hasen. „Faß, faß!“ rief der Jäger, und der Hund sprang aus allen Kräften, jagte den Hasen weit im Felde umher, erreichte ihn endlich, und hielt ihn mit den Zähnen fest. Der Jäger ergriff hierauf den Hasen bey den Ohren, und sagte zum Hunde: „Laß, laß!“ und der Hund ließ ihn sogleich los, und der Jäger steckte den Hasen in seinen Ranzen.

Mehrere Leute aus dem Dorfe hatten zugese-

ben, und ein alter Bauersmann unter ihnen sagte: „Diesem Jagdhunde gleicht der Geizige. Der Geiz ruft dem Geizigen zu: „Faß, faß!“ und der verblendete Mensch gehorcht, und jagt aus allen Kräften den zeitlichen Gütern nach. Am Ende kommt aber der Tod und sagt: „Laß, laß!“ und der arme Mensch muß den mit vieler Mühe erjagten Reichthum ungenossen zurück lassen.

Laßt uns nach bessern Gütern streben,
Die uns noch freun in jenem Leben.

---

87. Das stolze Fräulein.

Fräulein Gertrud wohnte in einem prächtigen Schlosse, und bildete sich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein.

Eines Tages kam Maria, eine arme Maurerstochter, zu ihr, und sprach: „Mein Vater, der todtkrank ist, läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen; er hat Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.“

Das Fräulein antwortete spöttisch: „Das mag wohl etwas Wichtiges seyn, was ein so armer Mann mit mir zu reden hat! Geh, ich habe in deiner elenden Hütte nichts zu thun.“

Ueber eine Weile kam Maria wieder und rief fast außer Athem: „O liebes Fräulein, kommen Sie doch geschwind! Ihre selige Mutter hat während des Krieges eine Menge Gold und Sil-

ber einmauern lassen und meinem Vater befohlen, den Ort keinem Menschen zu sagen, als Ihnen, wenn Sie einmal zwanzig Jahre alt wären. Jetzt ist er aber dem Tode nahe, und kann nicht mehr so lange warten."

Fräulein Gertrud eilte nun, so sehr sie konnte — als sie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verschieden.

Sie kam vor Schrecken und Aerger fast von Sinnen, ließ bald da, bald dort im Schlosse die Mauern aufbrechen — fand aber nicht das Geringste von einem Schatz.

Sie bereute es ihr ganzes Leben hindurch, daß sie durch ihren Stolz einen so redlichen Mann noch in seinen letzten Augenblicken betrübt, und sich selbst um einen großen Reichthum gebracht hatte.

Vor Hochmuth nimm dich wohl in Acht,
Der Keinem — Rosen noch gebracht.

88. Die Bettlerin.

Zur Zeit der Theurung ging eine unbekannte Bettlerin, die sehr ärmlich, jedoch sehr reinlich gekleidet war, in dem Dorfe herum, und flehte um Almosen.

Bey einigen Häusern wurde sie mit rauhen Worten abgewiesen; bey andern bekam sie eine sehr geringe Gabe; nur ein armer Bauer rief

sie, da es sehr kalt war, herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben Kuchen gebacken hatte, gab ihr ein schönes großes Stück davon.

Am folgenden Tage wurden alle die Leute, bey denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendessen eingeladen. Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brod, ein Paar Erdäpfel, oder eine Handvoll Kleye — meistens aber gar nichts zu sehen war.

Die Frau des Schlosses aber sprach: „Ich war jene verkleidete Bettlerinn, und wollte bey dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwey armen Leute hier, bewirtheten mich, so gut sie konnten; sie speisen deßhalb jetzt mit mir, und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr Andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gereicht habt und hier auf den Tellern erblickt. Dabey bedenkt — daß man euch einmal in jener Welt auch so auftischen werde."

Wie man die Aussaat hier bestellt,
So ärntet man in jener Welt.

---

89. **Der Schweindieb.**

Eines Abends spät kamen zwey Bärentreiber

mit einem Tanzbären in ein Dorf, und blieben in dem Wirthshause über Nacht. Der Wirth hatte eben sein großes Mastschwein verkauft, und sperrte den Bären in den leeren Schweinstall.

Um Mitternacht kam ein Dieb, und wollte das Schwein stehlen. Er wußte von allem, was vorgegangen war, nichts, machte leise die Stallthür auf, ging hinein, und ergriff im Finstern anstatt des Schweines — den Bären. Der Bär fuhr fürchterlich brummend auf, packte mit seinem gewaltigen Pratzen den Dieb, und ließ ihn nicht mehr los.

Der unglückliche Mensch schrie vor Schrecken und Schmerzen ganz entsetzlich. Alle Leute in dem Wirthshause erwachten, und kamen herbey. Mit vieler Mühe rissen die Bärentreiber den Dieb — blutend und übel zugerichtet — dem grimmigen Thiere aus den Klauen, und überlieferten ihn dem Gerichte.

Die böse That trägt böses Lohn
Oft schon in dieser Welt davon.

---

90. Die drey Räuber.

Drey Räuber mordeten und plünderten einen Kaufmann, der mit einer Menge Geld und Kostbarkeiten durch einen Wald reis'te. Sie brachten die geraubten Schätze in ihre Höhle, und schick-

ten den jüngsten aus ihnen in die Stadt, Lebensmittel einzukaufen.

Als er fort war, sprachen die zwey zu einander: „Was sollen wir diese großen Reichthümer mit diesem Bursche theilen? Wenn er zurück kommt, wollen wir ihn erstechen, so fällt sein Antheil uns zu.“

Der junge Räuber aber dachte unterwegs: „Wie glücklich wäre ich, wenn alle diese Schätze mein wären! ich will meine zwey Gefährten vergiften, so bleibt der Reichthum mir allein.“ Er kaufte in der Stadt Lebensmittel ein, that Gift an den Wein, und kehrte damit zurück.

Als er in die Höhle trat, sprangen die andern auf ihn zu, stießen ihm ihre Dolche in das Herz, daß er todt zu Boden fiel. Hierauf setzten sie sich hin, aßen — tranken den vergifteten Wein — und starben unter den schrecklichsten Schmerzen. Rings von aufgehäuften Schätzen umgeben, fand man sie todt.

Gott läßt die Bösen hier auf Erden
Oft ihre eignen Henker werden.

---

91. Der Menschenfresser.

Zwey Knaben aus der Stadt verirrten sich in einem fürchterlichen Walde, und blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirthshause über Nacht.

Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beyde hielten sogleich die Ohren an die hölzerne Wand und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: „Weib, schüre morgen frühe den Kessel; ich will unsere zwey Bürschlein aus der Stadt metzgen.“

Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. „O Himmel, dieser Wirth ist ein Menschenfresser! sagten sie leise zu einander, und sprangen beyde zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein von dem Sprunge thaten ihnen die Füße so weh, daß sie fast nicht mehr gehen konnten, und überdieß war das große Hofthor fest verschlossen.

Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall, und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirth, machte die Stallthüre auf, wetzte sein Messer, und rief: „Nun, ihr Bürschlein, herans; eure letzte Stunde ist gekommen!“

Beyde Knaben erhoben ein Jammergeschrey, und flehten auf den Knien, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirth wunderte sich, sie im Schweinstalle zu finden, und fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten.

Die Knaben sprachen weinend: „Ihr habt ja heute Nacht selbst gesagt, daß ihr uns diesen Morgen metzgen wollet.“ Allein der Wirth rief: „O

ihr thörichten Kinder! Euch habe ich ja nicht gemeynt. Ich nannte nur meine zwey Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwey Bürschlein aus der Stadt. So geths aber, wenn man horcht. Merkt euch daher das Sprüchlein:

Schäm dich des Horchens an der Wand,
Es bringet nur Verdruß und Schand."

92. Der Arzneykrämer.

Ein gutgekleideter Reisender kam an einem Sonntage auf den Abend in eine Dorfschenke, und ließ sich ein Paar gebratene Hühner und eine Flasche vom besten Weine geben. Sobald er aber den ersten Bissen in den Mund steckte, fing er an erbärmlich zu winseln, hielt ein weißes Tuch an den Backen und sagte, daß er schon seit vierzehn Tagen mit entsetzlichen Zahnschmerzen geplagt sey. Alle Bauern in der Stube hatten ein großes Mitleid mit ihm.

Ueber eine Weile kam ein Arzneykrämer herein, setzte sich in eine Ecke, und verlangte ein Glas Branntwein. Als er hörte was dem fremden Herrn fehle, sagte er: „Da kann ich auf der Stelle helfen!" Er langte aus seinem Kästchen ein kleines, nett zusammen gelegtes Goldpapier hervor, machte es auf und sprach: „Mein Herr! Benetzen Sie einmal ihre Fingerspitze, dupfen Sie damit in dieses weiße Pulver, und berühren Sie damit den Zahn." Der Fremde machte es so, und rief sogleich laut aus: „Wie ist mir? Aller Schmerz ist wie weggeblasen!" Er gab dem Arzneykrämer einen großen Thaler, und nöthigte ihn, mit ihm zu essen und zu trinken.

Alle Gäste und alle Leute im Dorfe wollten nun von dem Pulver haben, und der Krämer verkaufte wohl hundert Päckchen, das Stück zu zwölf Kreuzer. Wenn nun jemand im Dorfe Zahnweh kriegte, kam man sogleich mit dem Wunderpulver, und zur Verwunderung aller — half es keinem Einzigen.

Der Betrug kam endlich an den Tag. Die zwey Reisenden hatten den Handel mit einander verabredet. Das weiße Pulver war nichts, als ein wenig geschabte Kreide. Beyde Betrüger aber wurden wegen dieser und ähnlicher Betrügereyen in das Zuchthaus gesperrt.

Kaufst du von Fremden Arzeneyen,
So wirst du oft betrogen seyn.

93. Der Schatzgräber.

Es kam einmal in der Abenddämmerung ein fremder, seltsam gekleideter Mann, mit einem dicken Buche unter dem Arme und einem weißen Stäbchen in der Hand, zu dem Bauer Lienhard und sprach zu ihm:

„Ich muß euch ein Geheimniß anvertrauen! In einem eurer Aecker liegt ein großer Schatz von Gold und Silber vergraben. Wenn ihr mir den zehnten Theil davon geben wollet, so will ich den Schatz erheben. Ihr könnet so mit einem Mal steinreich werden.“

Der Bauer willigte mit Freuden ein. Nachts um zwölf Uhr gingen beyde mit Schaufeln und einem Schiebkarren auf den Acker, gruben, ohne ein Wort zu reden, ein großes Loch in den Boden, fanden eine schwere Kiste, und brachten sie auf dem Karren glücklich in das Haus des Bauers. Der Schatzgräber besah nun die Kiste

auf allen Seiten, berührte sie bald da bald dort mit seinem Stäbchen, las dabey aus seinem Buche allerley unverständliche Worte, und schüttelte den Kopf.

Endlich sagte er: „Wenn uns der Schatz nicht zu Kohlen werden soll, so müssen da, bevor wir die Kiste öffnen, ganz besondere, geheime Mittel angewendet werden. Es hat sie aber niemand, als ein alter Apotheker zehn Stunden von hier, und unter zwanzig Dukaten giebt er sie nicht her.“

Der Bauer, der vor einem Paar Tagen gerade so viele Dukaten für ein Pferd, eingenommen hatte, zählte sie in der Freude seines Herzens dem Manne sogleich hin. Der Schatzgräber machte sich noch in der Nacht auf den Weg — und kam nicht mehr zurück.

Der Bauer schlug nach langem Warten die Kiste auf, und fand darin weder Gold noch Silber noch Kohlen, sondern lauter Kieselsteine aus dem Bache, der an seinem Acker vorbey floß. Dabey lag ein Zettel, auf dem die Worte standen:

Sieh, wie man durch Schatzgräberey,
In Bälde — reich an Steinen sey.

94. Das Gespenst.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Schloßgarten, füllte zwey Säcke mit Obste, und wollte nun zuerst den einen Sack nach Hause tragen.

Wie er mit dem Sacke so längs der Gartenmauer hinging, schlug es auf dem Kirchthurme eben zwölf Uhr — die Luft rauschte gar schauerlich in dem Laube der Bäume — und Martin erblickte plötzlich neben sich einen schwarzen

Mann, der dienstfertig den andern Sack zu tragen schien.

Martin that einen Schrey, ließ den Sack fallen und sprang, was er konnte. Der schwarze Mann ließ den Sack auch fallen, sprang eben so schnell neben Martin her — bis an das Ende der Gartenmauer, wo der Mann verschwand.

Martin erzählte am nächsten Morgen überall von dem gräßlichen Gespenste; nur daß er gestohlen habe, verschwieg er. Allein der Amtmann ließ den Martin noch am nämlichen Tage kommen und sagte zu ihm:

„Du hast heute Nacht in dem Schloßgarten Obst gestohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Namen steht, haben dich verrathen. Ich werde dich deßhalb in den Thurm sperren lassen. Das schwarze Gespenst aber war weiter nichts, als dein Schatten, den du — da um zwölf Uhr der Mond aufging — an der neugeweißten Gartenmauer erblicktest.“

„So gehts jedem, der Unrecht thut. Jedes rauschende Blatt erschreckt ihn, und er läuft vor seinem eigenen Schatten.“

Bewahr ein ruhiges Gewissen,
So wirst du niemals zittern müssen.

95. Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwendete sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuzieren; den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das

Schloß, und bath um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab, und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drey Fragen, so will ich weiter gehen.“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt ihr immer fragen. Ich will Euch gerne antworten.“

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor Euch in diesem Schlosse?“ „Mein Vater!“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor Eurem Vater da?“ „Mein Großvater!“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach Euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn.“

„Nun, sprach der Pilger, wenn jeder nur eine Zeit in diesem Schlosse wohnet, und immer einer dem andern Platz machet — was sind ihr denn anders hier, als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das Euch nur kurze Zeit beherberget. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet Ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel.

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht, und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
Nur, was mir Gutes thun, besteht.

96. Der Einsiedler.

Ein Prinz, der sich auf seine Schönheit, seinen Reichthum und hohen Rang nicht wenig einbildete, jagte einmal in einer einsamen Gegend

des Gebirges. Da erblickte er einen alten Einsiedler, der vor seiner Zelle saß, und sehr ernsthaft einen Todtenschädel betrachtete.

Der Prinz ging zu ihm hin, und fragte mit einem spöttischen Lächeln: „Warum betrachtest du diesen Schädel so aufmerksam? Was willst du daran sehen?“ Der Einsiedler sah den Prinzen sehr ernsthaft an, und antwortete: „Ich möchte gern wissen, ob dieß der Schädel eines Fürsten oder eines Bettlers sey. Ich vermag es aber nicht heraus zu bringen.“

Wie eitel Schönheit, Gold und Ehren,
Kann dich ein Todtenschedel lehren.

97. Das verstorbene Fräulein.

Ein adeliches Fräulein starb in der schönsten Blüthe ihrer Jahre. Man legte die Leiche, weiß gekleidet, in den Sarg: ihre Haare waren mit einer Schnur guter Perlen geschmückt, und an ihrer rechten Hand hatte sie einen goldenen Ring mit Edelsteinen. Diese Kostbarkeiten gaben ihr die betrübten Aeltern mit in das Grab.

In der nächsten Nacht schlich der Todtengräber mit einer kleinen Laterne auf den Kirchhof, schaufelte das Grab wieder auf, und wollte die Leiche ihres Schmuckes berauben. Allein die Todte setzte sich auf, sah ihn starr an und sagte mit hohler Stimme: „Was willst du?“ Der Todtengräber nahm vor Schrecken eilends die Flucht.

Das Fräulein, das nicht wahrhaft todt, sondern nur scheintodt gewesen, stieg aus dem Grabe, nahm das Laternlein, das der Todtengräber hatte stehen lassen, und ging nach Hause. Als

sie in das Zimmer trat, hatten die Aeltern zuerst einen unbeschreiblichen Schrecken — zuletzt aber eine eben so große Freude.

O laßt uns doch die größte Sorge haben,
Die Menschen nicht lebendig zu begraben.

98. Die Erbschaft.

Ein reicher Kaufmann überließ sein ganzes Vermögen seinen Kindern, und die Kinder versprachen ihm dagegen, ihn seinem Stande gemäß zu unterhalten.

Anfangs ging es gut; aber nach und nach wurden die Kinder sehr hart gegen ihn. Sie zählten ihm gleichsam jeden Bissen in den Mund, und versorgten ihn nicht einmal mit anständiger Kleidung.

Der bedauernswerthe Vater sagte gar oft: „Ich habe gefehlt, daß ich all mein Geld und Gut meinen Kindern übergab. Besser wäre es, sie müßten mich bitten, als daß ich jetzt sie bitten muß.“

Auf einmal wurden dem Vater von einem alten Handelsfreunde unerwartet 20000 Thaler zurück bezahlt, die er längst für verloren geschätzt. Er ließ eine starke eiserne Kiste mit vielen Schlössern machen, und verwahrte sein Geld darin.

Die Kinder thaten jetzt dem Vater wieder schön, und verpflegten ihn auf das sorgfältigste, um so dieses Geld auch heraus zu schmeicheln. Allein der Vater gab ihnen keinen Kreuzer mehr, und sie trösteten sich mit der Erbschaft.

Nach seinem Tode öffneten sie begierig die Kiste, um das Geld zu theilen. Allein der Va-

ter hatte ingeheim das Geld dem Waisenhause geschenkt, und anstatt desselben Ziegelsteine in die Kiste gethan. Bey den Steinen lag ein Zettel, auf dem geschrieben stand:

Den Kindern, die undankbar an den Aeltern handeln,
Will all ihr Geld in Steine sich verwandeln.

99. Das Lächeln im Tode.

Ein frommer Greis war dem Tode nahe, und seine Kinder und Enkel standen um sein Sterbebett. Er schien jetzt zu schlafen, und lächelte dreymal mit geschlossenen Augen. Als er die Augen wieder öffnete, fragte einer seiner Söhne, warum er denn dreymal gelächelt habe?

Der fromme Greis sagte: „Das erste Mal gingen alle Freuden meines Lebens vor mir vorüber — und ich mußte lächeln, daß die Menschen dergleichen Seifenblasen für etwas Wichtiges ansehen können.“

„Das zweyte Mal erinnerte ich mich an alle Leiden meines Lebens — und freute mich, daß sie nun für mich ihre Dornen verloren haben, und daß die Zeit da ist, wo sie mir Rosen bringen werden.“

„Das dritte Mal gedachte ich des Todes, und mußte lächeln, daß die Menschen diesen Engel Gottes, der sie von allen Leiden befreyen und sie in die Wohnungen ewiger Freuden einführen will, so gar fürchten und scheuen können.“

Wer sich befleißt, hier fromm zu leben,
Dem wird Gott dort den Himmel geben.

100. Die Freunde nach dem Tode.

Ein Vater erzählte einmal seinen Kindern:

„Der königliche Statthalter auf einer Insel wurde einmal von seinem Herrn, dem Könige, abgerufen, über seine Verwaltung Rechenschaft abzulegen.“

„Diejenigen von seinen Freunden, in die er sein gröſtes Vertrauen gesetzt hatte, lieſen ihn fortziehen und regten sich nicht von der Stelle. Andere, auf die er sich auch nicht wenig verlassen hatte, gingen nur mit ihm bis an das Schiff. Einige aber, denen er das kaum zugetrauet hätte, begleiteten ihn auf der ganzen weiten Reise bis zu dem Throne des Königs, sprachen für ihn, und brachten ihm die Huld und Gnade des Königs zuwegen.“

„So, fuhr der Vater fort, hat auch der Mensch dreyerley Freunde auf Erden, die er aber meistens erst alsdann recht kennen lernt, wenn er von dieser Stelle abgerufen wird, um über sein Thun und Lassen Gott Rechenschaft zu geben.“

„Die ersten dieser Freunde, Geld und Gut, bleiben ganz zurück. Die andern, Verwandte und Bekannte, gehen mit ihm nur bis an das Grab. Die dritten, seine guten Werke, begleiten ihn aber auf seiner weiten Reise in die Ewigkeit, sind seine Fürsprecher vor Gottes Thron, und erwerben ihm Gnade und Erbarmung.“

„Wie thöricht handelt also ein Mensch, der sich gerade um solche treue Freunde am allerwenigsten bekümmert!“

Thu Gutes in der kurzen Lebenszeit,
Nur dieses folgt dir in die Ewigkeit.

Verzeichniß der Erzählungen nach den Aufschriften.

	Seite
1. Gott	5
2. Der gute Vater	6
3. Die fromme Mutter und ihre Söhne	7
4. Die zwey Geschwister	9
5. Der Sonnenschein	10
6. Der Regen	11
7. Der Regenbogen	12
8. Der Wiederhall	13
9. Die Quelle	14
10. Die Blume	14
11. Die Aepfel	15
12. Die Birn	16
13. Die Nuß	17
14. Die Nußschaale	17
15. Der grüne Zweig	18
16. Das kostbare Kräutlein	19
17. Die Rübe	19
18. Der Kohlkopf	20
19. Die Schwämme	21
20. Der Kürbiß und die Eichel	22
21. Die Eiche und die Weide	23
22. Der Eichbaum	24
23. Der Acker	26
24. Die Kornähren	27
25. Die Erbsen	27
26. Die Linzen	28
27. Der Lein	29
28. Der Schatz im Acker	30
29. Der Gränzstein	32
30. Der Weinstock	33
31. Der Weinberg	33
32. Die Singvögel	34

33. Das Kanarienvögelein . . . 35
34. Der Staar . . . 36
35. Der Haushahn . . . 37
36. Die Henne . . . 37
37. Das große Vogelneſt . . . 37
38. Die Bienen . . . 38
39. Die Fliegen und die Spinnen . . . 39
40. Der große Fiſch . . . 40
41. Das Hündchen . . . 41
42. Die Schafe . . . 42
43. Das geſtohlene Pferd . . . 44
44. Der große Ochs . . . 45
45. Der Eſel . . . 46
46. Der Maulеſel . . . 47
47. Der Affe . . . 48
48. Der Bär . . . 48
49. Der Wolf . . . 49
50. Der Löwe . . . 50
51. Das Gold . . . 52
52. Die Perlen . . . 53
53. Die Edelſteine . . . 54
54. Die Kieſelſteinchen . . . 55
55. Der Stein . . . 56
56. Der Sack voll Erde . . . 57
57. Der Bauernhof . . . 58
58. Die ſonderbare Mütze . . . 59
59. Das Brod . . . 60
60. Das Stück Fleiſch . . . 61
61. Die Gewürze . . . 63
62. Das ſeltene Gericht . . . 63
63. Das zerbrochene Hufeiſen . . . 64
64. Der Hufnagel . . . 66
65. Der goldene Angel . . . 66
66. Die Hirtenſtäbe . . . 67
67. Der Querſack . . . 68
68. Die ſieben Stäbe . . . 69
69. Der Spiegel . . . 70
70. Das Portrait . . . 71
71. Das ſchönſte Kleid . . . 72
72. Die goldene Doſe . . . 72
73. Die ſilberne Taſchenuhr . . . 74
74. Der Geldbeutel . . . 75

75. Der große Thaler . . . 77
76. Das Kreuzchen 78
77. Das Wunderkätchen . . . 79
78. Der bethende Prinz . . . 80
79. Der fromme Hirtenknabe . . 82
80. Der kleine Korbmacher . . 83
81. Die kleinen Schiffer . . . 85
82. Der Blinde 86
83. Die zwey Wanderer . . . 87
84. Der Köhler und der Bleicher . 88
85. Der Müller und sein Esel . . 89
86. Der Jäger und sein Hund . . 90
87. Das stolze Fräulein . . . 91
88. Die Bettlerin 92
89. Der Schweindieb 93
90. Die drey Räuber 94
91. Der Menschenfresser . . . 95
92. Der Arzneykrämer 97
93. Der Schatzgräber 98
94. Das Gespenst 99
95. Der Pilger 100
96. Der Einsiedler 101
97. Das verstorbene Fräulein . . 102
98. Die Erdschaft 103
99. Das Lächeln im Tode . . . 104
100. Die Freunde nach dem Tode . 104

Die Früchte
der
guten Erziehung.

Erzählungen
für
Kinder und Kinderfreunde
von dem
Verfasser der Ostereier.

Zweites Bändchen.

Mit einem Stahlstich und Musikblatt.

Augsburg,
Verlag der Joseph Wolffischen Buchhandlung.
1840.

101. Fv.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An den freundlichen Leser.

Die Vorrede zu dem ersten Bändchen der Erzählungen „die Früchte der guten Erziehung" gilt auch von diesem zweiten Bändchen; auch diese Erzählungen, wiewohl nicht in Briefen verfaßt, sind mit jenen von ähnlichem Inhalte.

Auch hier werden Beispiele von Aeltern dargestellt, die ihre Kinder mit weiser Liebe erzogen, ihnen vor Allem Frömmigkeit in das Herz pflanzten, sie zum Gebethe und Fleiße und zu allem Guten anhielten, und sie vor allem Bösen zu bewahren suchten; es werden darin Kinder geschildert, die ihre Aeltern von Herzen liebten, ihnen gehorchten, und an denen die gute Erziehung die schönsten Früchte brachte.

Der Weg durch gelehrte Abhandlungen, durch Vorschriften und Regeln ist, nach einer uralten Bemerkung, lang, und für Viele nicht ohne Dornen; der Weg durch Beispiele ist kürzer und wie mit Blumen bestreut. Beispiele sind zugleich unterrichtend und unterhaltend.

Eine gute Erziehung ist von der höchsten Wichtigkeit. Aeltern können ihren Kindern nichts Besseres geben; aller Reichthum ist nichts dagegen, ja ohne eine gute Erziehung wird er den Kindern vielmehr verderblich. Kinder können nichts Besseres thun, als sich das Glück einer guten Erziehung recht zu Nutzen machen; das ärmste Kind hat daran einen reichen Schatz, auf welchem Gottes Segen ruht.

Möchten gegenwärtige Erzählungen dazu auch nur ein Scherflein beitragen!

I.

Anselmo.

1.

Der Jüngling in der Fremde.

An einem schönen Frühlingsmorgen wanderte Anselmo, ein adeliger Jüngling von sechzehn Jahren, am Gestade des Meeres hin. Er kam von Salerno, wo sich damals die berühmteste hohe Schule Italiens befand, und wollte die Osterfeiertage auf seinem väterlichen Stammschlosse zubringen. Die Erde prangte im vollen Schmucke des Frühlings, der sich in dem herrlichen Italien um einen Monat früher einstellt, als bey uns; das Meer schimmerte im Purpurglanze der aufgehenden Sonne. An-

selmo's Herz glühte von Andacht; er konnte sich nicht enthalten, nieder zu knien, und den Schöpfer aller dieser Wunder — der Sonne, des Himmels, der Erde, und des Meeres anzubethen.

Anselmo blieb lange so knien, stand dann plötzlich auf und eilte mit schnellen Schritten weiter. Er gedachte der Freude, seine geliebten Aeltern wieder zu sehen. Seine Aeltern waren von altem Adel; allein ihre schönen, ansehnlichen Güter hatten durch den Krieg sehr gelitten, und ihre Vermögensumstände waren daher gegenwärtig ziemlich beschränkt. Was sie aber ihrem Sohne geben konnten, und was mehr ist, als alle Reichthümer der Welt, das gaben sie ihm — eine vortreffliche Erziehung. Von seiner zartesten Kindheit an lehrten sie ihn Gott kennen und lieben, auf Ihn vertrauen und seine ganze Seligkeit in Ihm suchen.

Sie ließen den talentreichen Jüngling Alles lernen, was sie für seinen Stand nöthig oder auch nur anständig fanden. Sie hatten ihn auf die hohe Schule geschickt, und sich gar Manches versagt, damit er dort seinem Stande gemäß leben könne. Er vermied deßhalb jeden unnöthigen Aufwand, lebte sehr sparsam und zurückgezogen, und nahm an den mancherley kostspieligen Vergnügungen, wozu ihn die studierenden Jünglinge von Adel einluden, keinen Theil. Er machte auch kein Geheimniß daraus, daß seine Kasse nicht so gut bestellt sey, wie die ihrige, und es war ihm sehr lieb, eine so gültige Entschuldigung zu haben, und seine Zeit einzig seinen Studien widmen zu können. Um seinen Aeltern eine Ausgabe zu ersparen, machte er auch diese seine Reise nach Hause nicht zu Pferd oder zu Wagen, sondern zu Fuß, und fand

eine ſolche Fußreiſe für einen rüſtigen Jüngling ſehr angenehm.

Der Weg führte ihn jetzt durch laubreiche Lorbeer-Gebüſche, und bog um eine Felſenecke. Da ſah er ganz unerwartet ein Schiff, das hier vor Anker lag. Einige Männer, mit ſchwarzgelbem Geſicht und in fremder, ſeltſamer Tracht, ſchöpften an einer Quelle, die aus dem Felſen hervorbrach, Waſſer. Sie waren Seeräuber aus Algier. Kaum hatten dieſe rohen Menſchen den zarten Jüngling erblickt, ſo ſprangen ſie auf ihn zu, wie grimmige Tiger auf ein ſchuldloſes Lamm, ergriffen ihn, ſchleppten ihn auf das Schiff, beraubten ihn ſeiner ſchönen Kleider, zogen ihm Sklavenkleider von grobem Sacktuche an, ſetzten ihm einen flachen Hut von Binſen auf, feſſelten ihm Hände und Füße mit Ketten, und geſellten ihn den übrigen gefangenen

Christen im Schiffe bey, die von ihnen bereits zu Wasser und zu Land geraubt worden. Diese Christen begrüßten den edlen, lieblichen Jüngling mit lautem Jammer, und Manche vergossen über sein und ihr eigenes trauriges Schicksal reichliche Thränen.

Nachdem Anselmo sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, faltete er seine gefesselten Hände, und richtete seine Blicke zum Himmel. Seine Empfindungen waren so mächtig, daß er laut bethete: „O Du guter, Du großer allmächtiger Gott, der Du den Himmel, die Erde und das Meer erschaffen hast! Du hast dieses Leiden über mich kommen lassen! Gieb mir Deine Gnade, daß ich, in Deinen Willen ergeben bleibe, in dieser Prüfung bestehe, und von Dir bewährt erfunden werde. Tröste Du meine lieben Aeltern und Geschwister! Ach, die guten

Aeltern erwarten mich morgen Abends; sie werden mir mit meinem kleinen Bruder und meiner noch jüngern Schwester entgegen kommen. O wie bekümmert werden sie seyn, da ich nicht eintreffe, da sie nicht wissen können, was mir begegnete, und vielleicht all ihr Nachforschen, was aus mir geworden sey, vergebens seyn wird! Doch, ich traue es Dir zu, liebster Vater im Himmel, Du werdest mich wieder zurückführen in ihre Arme; Du werdest meinen und ihren Schmerz wieder in Freude verwandeln! Du verlässest Diejenigen nicht, die auf Dich vertrauen! Felsen mögen wohl wanken, und Gebirge in das Meer versinken; aber Deine Liebe und Treue wanket ewig nicht."

Den übrigen Gefangenen, die meistens Italiener waren, ihn verstanden und ihn so bethen hörten, ging sein frommes

Vertrauen auf Gott sehr zu Herzen. Sie gewannen Zutrauen zu dem frommen Jünglinge, fragten ihn, wer er sey, woher er komme und wohin er reisen wollte, und erzählten ihm auch ihre Geschichte. Ein junger Rechtsgelehrter, groß und ansehnlich von Gestalt, dem Anselmo's Familie bekannt war, erwies ihm viele Achtung. Der edle, sehr gebildete Mann erzählte ihm mit Thränen in den Augen, daß er, als ein armer Waise, seine Studien unter vielen Entbehrungen vollendet, erst kürzlich eine Beamtenstelle erhalten habe, und eben jetzt zu Schiffe seine Braut abholen wollte. „Allein, sprach er, anstatt des sanften Bandes, das mich für immer mit ihr verbinden sollte, muß ich nun diese Ketten tragen!" Ein junger Schiffer beklagte nur seine alten hülflosen Aeltern, die er mit seinem gefahrvollen, mühsamen Berufe bisher

ernährt hatte. „Ach, seufzte er, nun sind sie dem äußersten Mangel, dem Hunger und Kummer preisgegeben!“ Ein Fischer, ein schon etwas ältlicher Mann, war der Traurigste aus Allen. Er saß, stillschweigend und in sich versunken, am äußersten Ende des Schiffes. Er stützte den Kopf in die Hand, und stille Thränen flossen über seine Wangen. Er war Vater von fünf unerzogenen Kindern und war höchst bekümmert, wie es ihnen und ihrer frommen, tugendhaften Mutter nun gehen werde. Anselmo näherte sich ihm, nahm ihn liebreich bey der Hand, sprach mit ihm von Gottes heiliger Vorsehung, und wie Gott uns alle Dinge zum Besten lenke, und daß Gott sich nicht vergebens den Vater der Wittwen und Waisen nenne. Der Mann und alle Gefangene hörten ihm in ihrem Elende mit großer Andacht zu. Der

Anblick des schönen adeligen Jünglings, seine weisen Reden, die Freundlichkeit, mit der er Allen begegnete, seine Heiterkeit in seinen Ketten, erheiterte nach und nach Alle, und machte ihnen frischen Muth. Der trauernde Fischer stand auf und sagte: „Der liebe Gott hat uns diesen Jüngling hergesendet, uns zu trösten. Wir wollen, wie er, unser Vertrauen auf Gott setzen! Ich hoffe nun auch, Gott werde unsere Ketten uns zum Segen gereichen lassen!“

Der junge Schiffer stimmte das schöne sicilianische Schifferlied an, das wegen seiner einfachen, sanften Melodie so berühmt ist; und da alle Gefangene auf dem Schiffe Christen waren, so stimmten sie in den Gesang mit ein, und wählten aus dem Liede vorzüglich jene Strophen, die ihnen in ihrem gegenwärtigen Leiden Trost gewährten. Sie sangen:

O Du Heilige,
Hochbegnadigte,
Süße Mutter der Liebe!
Tröſterin im Leiden,
Reinſter Quell der Freuden,
O, bitt für uns, Maria!

O Geduldige,
Gottergebene,
Auf dem Nachtpfad des Lebens;
Daß wir ohne Klagen
Still die Leiden tragen
O, bitt für uns, Maria!

O Barmherzige,
O Mitleidige,
Mutter unſers Erlöſers!
Tröſtend uns begleite —
In dem letzten Streite
O, bitt für uns, Maria!

2.

Der Sklave.

Indeß sah Anselmo mit Schmerzen sein Vaterland, das freundliche Italien, so wie das Schiff fortsegelte, sich immer weiter entfernen; Berge und Hügel, Tempel und Paläste schienen immer niedriger zu werden und verschwanden endlich ganz. Man erblickte nichts mehr, als Himmel und Meer.

Die Seeräuber fuhren noch einige Tage auf dem Meere hin und her, um christliche Schiffe aufzufinden und sie zu erobern. Sie trafen keines mehr an; zu ihrem Schrecken erblickten sie aber in weiter Ferne die weißen Segel eines großen Kriegsschiffes, das sie verfolgte. Die christlichen Gefangenen freuten sich im Stillen und schöpften Hoffnung, befreit zu werden. Allein die Seeräuber nöthig-

ten sie mit Peitschenhieben, zu den Rudern zu greifen, ruderten selbst mit Macht, und zogen alle Segel auf. Das Kriegsschiff kam ihnen zwar näher, segelte aber doch zu langsam, sie einzuholen. Die Nacht brach ein, die Christen seufzten, ihre Hoffnung vereitelt zu sehen. Die Räuberhorde frohlockte, in der Hoffnung sicher zu entkommen.

Als die Morgenröthe anbrach, und Himmel und Meer von ihrem Glanze zu glühen schienen, sah man nichts mehr von dem Kriegsschiffe. Anselmo, der schon gemeynt hatte, sein Gebeth um Befreiung sey erhört, war sehr bestürzt und konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten. Allein er faßte sich wieder und sprach zu seinen Mitgefangenen: „Wenn Gott unsere vertrauenden Gebethe auch nicht sogleich erhört, so läßt Er sie doch nicht unerhört. Er allein weiß dazu die rechte

Stunde zu bestimmen; Er wird mich und euch, meine Unglücksgefährten! seiner Zeit auch noch aus den Händen dieser Ungläubigen erretten.

Ehe eine Stunde vergangen war, sahen sie die große Stadt Algier von dem Glanze der Morgensonne beleuchtet, gleichsam aus dem Meere emporsteigen. Da die Stadt an dem Abhange eines Berges, Straße über Straße erbaut ist, so kam nach und nach eine Reihe von Häusern nach der andern zum Vorschein. Die Tempel der Türken, Moscheen genannt, auf denen anstatt das Zeichen des Kreuzes, der Halbmond, des Zeichen der Türken, im Sonnenglanze blinkte, waren für den frommen Anselmo ein trauriger Anblick.

Das Schiff landete, die Gefangenen wurden ausgeschifft, und nach einer kurzen Rast durch die engen, schmutzigen

Straßen der Stadt auf den großen Marktplatz geführt. Hier wurden sie, wie das Vieh auf einem Viehmarkte, zur Schau ausgestellt und verkauft. Zuerst lief blos eine Schaar vom niedrigsten Volke, lauter lumpiges Gesindel, zusammen, begaffte die gefangenen Christen und verhöhnte und verspottete sie mit lautem Gelächter und allen erdenklichen Schimpfnamen. Nach und nach fanden sich mehrere wohlhabende Einwohner der Stadt ein. Sie durchgingen die Reihe der Gefangenen, und beschauten einen nach dem andern, wie Pferde, die man kaufen will. Auf dem Platze lagen große Steine und Balken in Bereitschaft, an denen man die Stärke der Sklaven, die man zum Verkauf ausbot, zu prüfen pflegte. Die Türken befahlen ihnen, sie aufzuheben und umher zu tragen, und handelten dann sehr eifrig um den Kaufpreis. Mancher Kauf wurde ge-

ſchloſſen. Der Rechtsgelehrte, der junge Schiffer und noch Andere wurden zu hohen Preiſen verkauft. Anſelmo, der keinen der ſchweren Steine aufzuheben vermochte, wurde verlacht. Die Käufer fanden den zarten Jüngling zur Sklavenarbeit zu ſchwach, und gingen verächtlich an ihm vorüber.

In einiger Entfernung ſtand ein alter Jude, mit einem Geſichte voll Runzeln, und ſah dem Verkaufe, wie es ſchien, ſehr gleichgültig zu. Er war ganz ſchwarz gekleidet, hatte einen ſchneeweißen Bart, und trug auf dem Kopfe einen dreiſpitzigen Hut. Nach dem Alle, bis auf Anſelmo verkauft waren, trat er näher, ſetzte ſeine Brille auf, betrachtete ihn Kopfſchüttelnd, ließ ſich ſeine Hände zeigen, und tadelte, daß ſie ſo weich und der Arbeit ungewohnt ſeyen. „Aber etwas, ſagte der Jude in italieniſcher

Sprache, wirſt du doch gelernt haben? Sag' einmal an, worauf haſt du dich verlegt?" Anſelmo glaubte in der Lage, in der er ſich nun einmal befand und die er ſich zu erleichtern wünſchte, ſeine Talente nicht verheimlichen zu müſſen. Er ſagte, daß er ſich vorzüglich in ſchriftlichen Arbeiten geübt habe, und ſowohl italieniſche als franzöſiſche Briefe zu ſchreiben wiſſe." „Hum, Hum, ſagte der Jude; das wäre etwas; aber was verſtehſt du weiter?" Anſelmo ſagte, er verſtehe lateiniſch und griechiſch. „O weh, ſagte der Jude, das iſt nichts für die Türken; dergleichen Waare können wir hier zu Lande nicht brauchen. Kannſt du ſonſt nichts mehr?" Anſelmo ſagte, er könne ſingen und die Laute ſpielen. „Schade, ſagte der Jude, daß wir nicht ſogleich eine Laute bey der Hand haben. Singe aber einmal ein hübſches Liedchen. Laß

dich einmal hören!" Anſelmo, der eine ganz ungemein liebliche Stimme und einen vortrefflichen, meiſterhaften Vortrag im Geſange hatte, zwang ſich zu ſingen. „Je nun, ſagte der Jude, das wäre eben nicht ſo übel." Er bot drey Goldſtücke auf Anſelmo, und ſtieg nach langem Handeln bis auf zehn. Da die Verkäufer noch mehr forderten, und noch immer nicht einſchlugen, zückte er die Achſeln, wendete ſich und ging. Sie riefen ihn aber zurück, und überließen ihm den edlen Jüngling für die zehn Goldſtücke. Es ſchmerzte Anſelmo, in Vergleich mit den übrigen Sklaven, ſo wohlfeilen Preiſes verkauft zu werden. Allein er tröſtete ſich mit dem Gedanken: „Für einige Silberſtücke von geringem Werthe wurde der ägyptiſche Joſeph, ja Chriſtus ſelbſt verkauft; Joſephs Verkauf diente aber am Ende doch ihm und vielen Menſchen

zum Segen. Christi schmählicher Verkauf gereichte zum Heile der Welt. Vielleicht wird, unter Gottesleitung, auch aus meinem Verkaufe noch etwas Gutes erfolgen."

Der Jude, Namens Jussuph, war ein Kaufmann, und trieb den Sklavenhandel nur so nebenher. Sklaven, die nur zu gemeinen, rohen Arbeiten taugten, zu kaufen, damit gab er sich gar nicht ab. Er verstand es, geschickte junge Leute auszusuchen, die sich zu bessern Diensten, wozu mehr Einsicht und Gewandheit gehört, verwenden ließen. Auch kaufte er fast immer sehr wohlfeil ein und wußte sehr theuer zu verkaufen. An Anselmo hoffte er wohl etwas zu gewinnen.

Als er mit Anselmo nach Hause kam, sprach er zu seinem Buchhalter: „Die edle, feine adelige Gestalt des hübschen Jünglings, der Verstand, den ich in sei-

nen Augen zu bemerken glaube, der Anſtand, der, trotz ſeines Sklavenkittels, eine edle Abkunft verräth, geben mir Hoffnung, ihn als Diener oder Aufwärter, als eine Art von Edelknaben bey einer vornehmen Herrſchaft anzubringen."

Juſſuph befahl, den Anſelmo zu einem Lautenhändler zu führen. „Suche dir dort, ſprach er zu ihm, die zierlichſte und wohl klingendſte Laute aus." „Du aber, ſchärfte er dem Diener ein, der Anſelmo begleiten mußte, du handle auf das Allergenaueſte um den Preis." Anſelmo brachte eine treffliche Laute, und Juſſuph befahl ihm: „Nun ſpiele und ſinge."

Anſelmo fand es für gut, eine Stelle aus den Pſalmen zu wählen, von denen er viele auswendig wußte. Er ſang und ſpielte:

An den Flüſſen Babylons
Saßen wir und weinten,

Wenn wir an Sion dachten;
Unſre Harfen hingen
Dort an Trauerweiden.
Ach, Die uns gefangen hielten,
Forderten von uns Geſang,
Sprachen: „Singet uns Geſänge Sions!“
Ach, wie könnten wir des Herrn
Lied im fremden Lande ſingen?
O Jeruſalem, vergeß ich dein,
So möge meine Rechte
Des Saitenſpiels vergeſſen,
So klebe, ſtatt daß ich ſinge,
Die Zunge mir am Gaumen.“

Juſſuph ward ſehr gerührt und hatte Thränen in den Augen. „O das iſt ſchön, rief er, das iſt ſehr ſchön! Das geht zu Herzen. Ich hätte nicht gedacht, daß du in unſern heiligen Geſängen ſo bewandert ſeyeſt. Nun iſt es mir noch einmal ſo lieb, daß ich dich gekauft habe. — Auch deine Manier zu ſingen iſt, ſo viel ich davon verſtehe, ſehr gut. Sie

wird dich rekommandiren; sie wird dir ei-ne gute Stelle verschaffen! — Und, dachte er, mir Vieles einbringen!"

Jussuph verkaufte aber Anselmo nicht sogleich. Er wollte, wie er es schon mit vielen Sklaven gemacht hatte, ihn erst etwas an die Sitten und Lebensart der Türken gewöhnen, und besonders ihn mit der Landessprache bekannt machen, damit er mit seiner künftigen Herrschaft reden könne, ihre Befehle verstehe und dieselben genau vollziehen möge. Er selbst gab ihm Unterricht in der türkischen Sprache und erstaunte über dessen Fortschritte.

Wer mit Jussuph blos Handelsgeschäfte abzumachen hatte, hielt ihn für einen sehr genauen, kargen Mann, der Alles bis auf einen Heller austüpfelte. Sonst aber war er gar nicht knickerig, sondern vielmehr freigebig und wohlthätig. Die Speisen, die er dem jungen

Anſelmo reichen ließ, waren nach Landesart gut; ſie beſtanden aus Reis mit Lammfleiſch, Datteln und Oliven, und hie und da gab er ihm auch ein Stück von einer gemäſteten Gans. Freilich war auch einiger Eigennutz dabey. „Denn, ſagte Juſſuph, der Burſche ſoll ſein feines, gedeihliches Ausſehen nicht verlieren, um deſto verkäuflicher zu ſeyn.“ Die Kammer, die Juſſuph ihm zum Aufenthalte einräumte, war eine der beſten im Hauſe; allein da ſie blos für Sklaven beſtimmt war, ſo hatte ſie dennoch ein düſteres, unfreundliches Ausſehen. Es kam den adeligen Jüngling hart an, ſich daran zu gewöhnen, indem er bisher immer nur helle, freundliche, zierlich eingerichtete Zimmer bewohnt hatte. Er mußte, weil er ſehr ſchön ſchrieb, eine Menge Conto und Rechnungen abſchreiben, und bedauerte die Zeit, die er auf

der hohen Schule beſſer zum Studieren hätte verwenden können. Manchmal mußte er Tage lang bey dem Aus- und Einpacken der Waaren helfen, wobey er manchen Schweißtropfen vergoß. Und ſo war noch Vieles, das ihm ſchwer fiel. Er nahm aber alle dieſe Leiden von Gott an, und trug ſie mit Geduld. Er war immer heiter und fröhlich, wie ein Engel Gottes.

3.

Die türkiſche Familie.

Nachdem ein Jahr verfloſſen war, kam Juſſuph eines Tages ſehr vergnügt nach Hauſe, ſchmunzelte, rieb ſich die Hände und ſprach zu Anſelmo: „Ich denke, dir Glück wünſchen zu dürfen; ich habe einen ganz vortrefflichen Platz für dich ausfindig gemacht. Ich zweifle nicht, du

werdest dich glücklich schätzen, und man werde auch mit dir höchlich zufrieden seyn."

Er versah ihn mit sehr feinen Kleidern von solchen Farben, die gut in die Augen fielen, befahl ihm, seine Laute mitzunehmen, und führte ihn in ein Haus der Stadt, das einem Pallaste glich. Ein zierlich gekleideter Diener meldete beide, kam bald wieder zurück, und wies sie in ein prächtiges Zimmer.

Der Herr des Hauses, ein Türke von ansehnlicher Gestalt und lebhafter, blühender Gesichtsfarbe, in prachtvoller türkischer Kleidung, saß auf einem reich gestickten Sopha, vor dem ein bunter Teppich ausgebreitet lag. Er rauchte aus einer schönen, mit einem zwey Ellen langem Rohre versehener Pfeife lieblich duftenden Tabak; auf einem niedrigen Tischchen neben ihm stand, in herrlichen Porzellangeschirren, Kaffee.

„Man hat mir gesagt, sprach der Türke zu Anselmo, du seyest ein guter Sänger und Lautenspieler. Laß deine Kunst einmal hören!“ Anselmo sagte bescheiden: „In der Sprache dieses Landes weiß ich nicht zu singen. Ich kann nur italienische Lieder.“ „Auch gut, sagte der Türke, singe und spiele, was du am besten verstehst.“ Anselmo, der sich aus dem milden Italien in das heiße Afrika versetzt sah, und unter den Gefangenen in Algier auch Menschen aus dem kalten Erdstriche kennen gelernt hatte, sang:

Gott, aller Menschen Vater, hält
In Seiner Vaterhand die Welt,
Giebt auf dem ganzen Erdenrund
Den Menschen Seine Liebe kund!

Der Mohr bey heißer Sonnenglut
Vergnügt im Palmenschatten ruht;
Dem Mann' am Schnee-bedeckten Pol
Ißts bey dem Feuerheerde wohl.

O möchten Alle hier und dort,
Im heißen Süd, im kalten Nord,
Des Einen Vaters Liebe kennen!

O möchten Alle nah und fern,
Doch ihren Schöpfer, Gott und Herrn
Voll Liebe ihren Vater nennen!

Der Türke hörte aufmerksam zu, rauchte mit großem Wohlbehagen seine Pfeife, nickte öfter wohlgefällig mit dem Kopfe, und sprach zu Ende des Gesanges: „Bravo! Du übertriffst meine Erwartung. Ich denke, mit deinen übrigen Kenntnissen, die mir Jussuph gerühmt hat, werde es eben so gut bestellt seyn.“ Er that mehrere Fragen an ihn, und war mit Anselmo's Antworten zufrieden. „Gut, sagte er; ich glaube dir! Ich zweifle nicht, daß du die Geschicklichkeiten, die ich fordere, wirklich besitzest.“

Er stand auf, und ging in ein Nebenzimmer, dessen Thüre halb geöffnet

war. Man hörte, daß er mit Jemand rede, konnte jedoch nicht verstehen, wovon. Nach einer Weile trat er wieder heraus, und zählte dem erfreuten Jussuph hundert Goldstücke auf den Tisch. Jussuph strich sich, während des Zählens beständig schmunzelnd, den Bart, und strich dann das Gold höchst entzückt in den mitgebrachten ledernen Seckel. „Eure Herrlichkeit, sagte er zu dem Türken, werden mit dem Handel zufrieden seyn; und du, Anselmo, wirst durch deine Aufführung sicher beweisen, daß du des Goldes werth seyest! Lebet wohl! Der Gott meiner Väter behüte euch!"

Der Türke, bey dem nun Anselmo in Diensten stand, hieß Achmed, und war ein überaus reicher Kaufherr, der sehr weit ausgebreitete Handelsgeschäfte machte, auch in der Stadt eine ansehnliche Würde bekleidete. Er sagte, daß er An-

ſelmo vorzüglich bey ſeinem Briefwechſel mit Italien und Frankreich benützen werde, und nannte ihm die übrigen Geſchäfte, die er künftig im Hauſe zu beſorgen habe. Unter andern mußte er bey Tiſche den Aufwärter machen. Da es bald Zeit zum Mittageſſen war, ſo befahl ihm Achmed, ſogleich die Tafel zu decken, welches Geſchäft er ſehr nett und zierlich verrichtete.

Bey der Tafel erſchienen nur vier Perſonen, Achmed, ſeine Frau Fatime, und ſeine zwey Kinder, ein Knabe von neun und ein Mädchen von ſechs Jahren. Die Frau, die jetzt den Schleyer, der ihr Angeſicht verhüllte, zurück ſchlug, war von ausnehmender Schönheit. Die Kinder, die ſehr artig und liebenswürdig ſchienen, grüßten den fremden Jüngling ſehr freundlich und betrachteten ihn mit großer Aufmerkſamkeit. Anſelmo verſah den Dienſt eines Aufwärters mit vielem

Anſtand; er verſtand jeden Wink, ja Manches hatte er, bevorman es ihm befahl, ſchon gethan. Gegen Ende der Mahlzeit ſprach Achmed: „So gut, ſo ſchnell und flink wurden wir bey Tiſche noch nie bedient.“

Die Frau hatte vorhin in dem Nebenzimmer dem Geſange und Lautenſpiele Anſelmos zugehört. „Du ſingeſt und ſpieleſt ſehr ſchön, ſprach ſie; ich möchte noch eines deiner ſchönen Lieder hören. Anſelmo holte ſeine Laute, und da er die Liebe dieſer Aeltern zu ihren Kindern, und die Liebe der zwey Kinder zu ihren Aeltern mit Rührung bemerkt hatte, ſo ſang er italieniſch:

Wo je ein gutes Aelternpaar
Die Kinder herzlich liebt,
Wo der liebvollen Kinder Schaar
Die Aeltern froh umgiebt;
Da ſegnet ſie des Höchſten Blick,
Und ſchenket ihnen Heil und Glück.

Kein Vater, keine Mutter hat
Je so geliebt, wie Er;
Der liebe Gott liebt in der That
Uns noch unendlich mehr!
Die Liebe, die ihr Herz erfüllt,
Aus Gottes Vaterherzen quillt.

Mehr noch, als es die Aeltern sind,
Ist Gott der Liebe werth;
O liebt Ihn, wie ein gutes Kind
Die Aeltern liebt und ehrt!
Dann wär' die Welt ein Himmelreich —
Die Menschen wären Engeln gleich.

Herr und Frau hörten mit Vergnügen zu. Die Kinder waren ganz entzückt. „Das Liedchen ist wunderschön, sagte der Knabe; nur Schade, daß man kein Wort davon versteht!" „Ich möchte auch so schön singen lernen!" sagte das Mädchen. „Und ich, rief der Knabe, will die Laute dazu spielen lernen." „O, rief das Mädchen, das mag wohl sehr

ſchwer ſeyn! Das Singen iſt leichter; ich kann ſchon ein wenig ſingen.“ Sie fing an mit ihrem zarten Stimmchen ein türkiſches Liedchen zu ſingen. „Gut, gut, ſprach der Vater; Anſelmo ſoll euch Unterricht geben.“ Die Kinder freuten ſich, und Anſelmo verſicherte, daß er es mit Vergnügen thun werde. Beide Kinder gewannen ihn bald ſehr lieb. Das gefiel den Aeltern ſehr wohl, und erwarb dem guten Anſelmo ihre volle Zufriedenheit und ihr vorzügliches Vertrauen.

4.

Der Löwe.

Nach einigen Wochen reiste Achmed mit ſeiner Familie auf ſein Landgut. Anſelmo mußte ſie begleiten. Das ſchöne Gut lag weit hinein im Lande, nahe an dem Gebirge. Achmed hatte hier ein gro-

ßes Haus mit einem Garten, der einem Paradieſe glich. Reiche Blumenbeete von allen Farben gewährten einen entzückenden Anblick; lange Reihen von Bäumen prangten mit Pomeranzen, Granatäpfeln, Feigen und andern köſtlichen Früchten. Aus dem Garten kam man in ſchöne Maulbeerpflanzungen, worauf ſich die Seidenraupen ohne Menſchenpflege nährten, und ihre Geſpinnſte, gleich goldenen Früchten, an den Baumzweigen aufhängten. Man ſah da Weinſtöcke, die an Ulmen und ähnlichen Bäumen hoch empor wuchſen, ſich von Baum zu Baum ſchlangen, und ſie mit den herrlichſten Trauben ſchmückten, als hätten dieſe Waldbäume ſo köſtliche Früchte hervorgebracht. Weiterhin befand ſich ein ganzer Wald von Olivenbäumen, der zu dem Landgute gehörte. Mehrere Sklaven waren eben emſig beſchäftigt, die Oliven zu ſammeln,

aus denen das beste Baumöhl gepreßt wurde.

Achmed ging Abends, da sich die Tageshitze etwas abgekühlt hatte, mit seiner Frau, den zwey Kindern und Anselmo hinaus, um die Arbeiter zu besuchen. Die Sonne war bereits untergegangen. Die müden Arbeiter saßen in einiger Entfernung vom Olivenwalde bey ihrem Abendessen. Einige Schritte weiterhin hatten sie ein Feuer aufgeschürt, bey dem sie gekocht hatten, das aber jetzt in Glut gesunken war, und kaum mehr ein wenig rauchte. Achmed und Fatime gingen noch eine kleine Strecke weiter, um das Gebirg zu betrachten, dessen hohe Gipfel und Zedernbäume, obwohl es im Thale bereits dunkel wurde, noch im Abendrothe glühten. Die zwey Kinder liefen auf der grünen Ebene umher. Der Knabe belauschte einen Vogel, der aus

einem Buſche ſein Abendlied ertönen ließ. Das Mädchen hatte ſich einem Strauche genähert, um welchen einige Inſekten flogen, die viel ſchöner und heller als Johanniskäferchen glänzten, und dem Kinde fliegende Diamanten ſchienen. Da kam plötzlich ein furchtbarer Löwe, mit ſträubender Mähne und weit aufgeſperrtem Rachen von dem Gebirge her. Alle flohen entſetzt und todtenblaß dem Landhauſe zu. Die kleine Almire konnte nicht ſo ſchnell laufen, blieb zurück, und das grimmige Raubthier war ihr ſchon ſehr nahe. Allein Anſelmo ergriff, ſchnell entſchloſſen, ein noch glühendes Scheit von der Feuerſtätte, ſchwang es im Kreiſe, daß es aufs neue anfing heller zu glühen, Funken zu ſprühen, und mit heftig lodernden Flammen zu brennen. So ging er, indem er ein feuriges Rad vor ſich herſchlug, dem furchtbaren Raub-

thiere kühn entgegen. Er wußte, daß dergleichen Thiere das Feuer scheuen. Der Löwe stutzte, blieb stehen, schüttelte drohend die Mähne, stieß ein Gebrüll aus, das gleich einem Donner von den Bergen wiederhallte; ging aber dennoch, den kühnen Jüngling immer mit funkelnden Augen anblickend, einige Schritte rückwärts. Der ergrimmte Löwe blieb noch einmal stehen, brüllte noch furchtbarer, und stand wie zum Sprunge bereitet. Anselmo ließ sich nicht schrecken, und ging mit seiner feurigen Waffe auf ihn zu. Der Löwe wich, blieb zum dritten Male stehen, wandte sich endlich, trabte dem Gebirge zu, und verschwand in dem Dunkel der einbrechenden Nacht.

Almire hatte indeß ihre Mutter erreicht, die auf das Jammergeschrey des Kindes sich wieder umgewandt, aber, von Schrecken wie gelähmt, vergebens ver-

sucht hatte, dem Kinde zu Hülfe zu kommen, obwohl sie ihm nicht hätte helfen können. Almire sank der Mutter ohnmächtig in die Arme. Die Mutter schloß sie an die Brust, und benetzte das blasse Angesicht des Kindes mit heißen Mutterthränen. Der Vater blickte dankend zum Himmel auf, und umarmte voll der innigsten Rührung Anselmo. Der kleine Aladin streichelte seiner kleinen Schwester liebreich die Wangen, und sagte: „Gott sey Dank, daß du lebendig davon gekommen bist. Wenn Anselmo nicht gewesen wäre, so hätte der Löwe dich gefressen und ich hätte mich zu todt geweint!“ Vater und Mutter bewunderten und lobten Anselmos Heldenmuth. Er aber schätzte sich höchst glücklich, dem guten Kinde das Leben gerettet zu haben. Sobald er auf sein kleines Schlafkämmerlein kam, dankte er Gott auf den Knien,

daß Er ihm Muth und Kraft gegeben, ein Menschenleben zu retten.

5.

Die angebotene Belohnung.

In seinem Leben schlief Anselmo noch nie so gut, wie diese Nacht; noch nie stand er so heiter auf als am folgenden Morgen, weil ihm am Tage zuvor eine so edle That gelungen war. Er begab sich in den Garten und sah die Sonne aufgehen. Es war ihm, die Sonne sey ihm noch nie so schön aufgegangen. Der Himmel erschien ihm noch nie so schön blau. Die Farben der Blumen kamen ihm frischer und lebhafter vor, jeder Thautropfen schien heller zu funkeln. Alles umher verkündete ihm freundlicher als je die Freundlichkeit und Güte Gottes. Noch nie konnte er so aus dem

Herzen bethen. Sein Gebeth erhob sich mit den Düften der Blumen zum Himmel.

Er ging nunmehr an sein Tagewerk und pflückte Blumen in einen Korb, mit denen er die Blumengeschirre in dem Speisesaale zu füllen hatte. Da kam Achmed, sein Herr, in den Garten, und wünschte ihm aufs freundlichste guten Morgen. „Komm mit mir junger Held! sagte er; ich habe Wichtiges mit dir zu reden!"

Er nahm ihn liebreich bey der Hand, führte ihn in eine Allee von Bäumen, und ging da mit ihm auf und ab. Nachdem er eine Weile geschwiegen, sprach er: „Ich bin dir großen Dank schuldig, liebster Anselmo! Du hast meinem Kinde das Leben gerettet. Ohne deinen Muth, deine schnelle Entschlossenheit, wäre es von den Zähnen des Löwen gräßlich zermalmt worden. Du sollst von nun an nicht mehr mein Sklave seyn; ich betrachte dich als

meinen Sohn. Dein Herz giebt dir Kindesrechte. Du sollst nun nicht mehr bey Tische aufwarten; du sollst, gleich meinen Kindern, mit mir zu Tische sitzen, und mit mir aus Einer Schüssel essen. Nicht mehr als mein Diener, sondern wie ich gekleidet sollst du einher gehen. Du gehörst nun ganz zu meiner Familie. Ich werde alle meine Geschäfte und Vergnügungen mit dir theilen, und ich denke, einen großen, angesehenen Mann aus dir zu machen. Da ist aber vor Allem Eines nothwendig — du mußt dich zu Mahomeds Lehre bekennen!"

Der fromme christliche Jüngling entsetzte sich über diesen Antrag. „Achmed! rief er, fordere Alles, fordere mein Leben von mir; ich bin bereit, es für dich zu geben. Nur verlange nicht, daß ich von meinem Glauben abfalle, und von Christo, meinem Herrn, abtrünnig werde.

Ewig werde ich das nicht thun; nicht um alle Reichthümer der Welt. Er ist mein Heil, meine ganze Seligkeit. Ihm will ich treu bleiben bis in den Tod."

Achmed drang mit vielen Worten in ihn, und zwar, zu Anselmos Verwunderung, in italienischer Sprache. Bisher hatte er nur einzelne italienische Ausdrücke von sich hören lassen; jetzt aber sprach er in zusammenhängender Rede, sehr schön und fließend und mit hinreißender Beredtsamkeit. Er schilderte mit den lebhaftesten Farben die Glückseligkeit, zu der Anselmo gelangen werde, wenn er sich bequeme, den Turban anzunehmen, das heißt, aus einem Christen ein Türke zu werden.

Allein Anselmo rief mit Abscheu und großem Nachdrucke: „Nein, nein! Ewig soll das nicht geschehen! — Laß dir, sprach er nun auch in seiner Muttersprache, die ihm doch am geläufigsten

war, anſtatt Vielem nur Eins ſagen. Du glaubſt mir Dank ſchuldig zu ſeyn, daß ich mein Leben wagte, dein Kind den Klauen des Löwen zu entziehen. Allein ſieh, Chriſtus hat für mich, für alle Menſchen nicht blos Sein Leben gewagt; Er hat es wirklich dahin gegeben. Er hat auch für mich Sein Blut vergoſſen; Er duldete für mich den ſchauerlichſten Tod. Er hat mich nicht blos dem Rachen eines wilden Thieres, eines Ungeheuers entriſſen. Er hat mich von einem viel ſchrecklicherem Tode, von dem ewigen Verderben errettet. Er hat nicht blos mein zeitliches Leben auf eine Zeit gefriſtet; Er hat mir ein ewig ſeliges Leben bereitet. Wie könnte ich nun von Ihm abfallen? Welch ein ſchwarzer Undank, welche ſchreckliche Treuloſigkeit wäre dieſes?'

Achmed war, was Anſelmo nicht wußte, und was auch in Algier ein Ge-

heimniß war, ein Renegat — das heißt, er hatte den christlichen Glauben verläugnet, und sich zu Mahomeds Lehre bekannt. Er war von frommen, christlichen Aeltern erzogen worden, hatte als Handlungsdiener eine Seereise gemacht, wurde von Seeräubern gefangen und als Sklave nach Constantinopel verkauft, hatte dort das Zutrauen seines Herrn, eines vornehmen Türken, und die Neigung von dessen Tochter gewonnen — und um der Erbe des reichen Mannes und der Gatte der schönen Tochter zu werden, hatte er die christliche Religion verlassen und die Religion Mahomeds angenommen.

Die Rede des frommen Anselmo ging ihm deßhalb tief zu Herzen, und er wurde davon mächtig ergriffen. Er sprach daher zu Anselmo: „Ich verlange nicht von dir, daß du deinen Glauben an Christus aufgebest. Innerlich magst du immerhin

an Ihn glauben; ich fordere nicht mehr, als daß du dich äußerlich an Mahomed zu halten scheinest. Ohne diese blos anscheinende Glaubensänderung kannst du hier zu Lande dein Glück nicht machen, und nie zu Ehre und Reichthum gelangen. Wer in diesem Lande sich den Meinungen der Bewohner widersetzt und ihre Sitten und Gebräuche nicht mitmacht, hat dahier nichts als Verachtung und Verfolgung zu erwarten. Werde also blos dem Anscheine nach ein Mahomedaner.“

„O nein, nein, rief Anselmo wiederholt. Eine solche Heucheley wäre meiner unwürdig. Auch wäre sie nichts Anderes, als eine öffentliche, höchst strafbare Verläugnung. Und sage selbst, wäre es auch nur möglich, daß wir Denjenigen, den wir aufrichtig und von Herzen lieben, vor den Menschen verläugnen? Ach,

wenn ich der Liebe unſers Herrn und Heilands gedenke, mit der Er, ſchon bevor ich geboren ward, Sein Leben für mich gegeben hat, ſo glüht mein Herz von Liebe zu Ihm! Ihm ward ich, ſchon als ein neugebornes Kindlein, in der Taufe geweiht und geheiligt. Meine geliebten Aeltern haben mich ſchon von meiner zarteſten Kindheit an im Glauben an Ihn unterrichtet. Ich wußte keine gröſſere Freude, als Ihn zu kennen und zu lieben! — Mit himmliſchem Entzücken gedenke ich jener ſeligen Augenblicke, da ich das erſte Mal in der heiligen Kommunion, der heiligſten Handlung der chriſtlichen Religion, mit Ihm vereinigt wurde. — O wie könnte ich mich auch nur ſo ſtellen, als wüßte ich nichts von Ihm, als wollte ich nichts von Ihm wiſſen? Wie könnte ich in den Augen der Menſchen mich von Ihm losſagen und Ihn abſchwören?

Welches Aergerniß, welches böſe Beiſpiel würde ich dadurch meinen gefangenen Mitchriſten geben? Ach, ich würde, wenn ich das thäte, in meinem Leben keine ruhige Stunde mehr haben! Ein ſolcher Treubruch bleibe ewig fern von mir. Einen Türken, der Chriſtum nie kennen gelernt, dem Er nie verkündet worden, der Ihn nur immer läſtern hörte, kann ich es nicht übel nehmen, daß er nicht an Ihn glaube; ich kann ihn nur bedauern und bedauere ihn aufrichtig. Aber ein Chriſt, der ſeinen Herrn und Meiſter treulos verläugnete, wäre ein verworfener, nichtswürdiger Menſch. Chriſtus ſagte von jenem Abtrünnigen Jünger, der Ihn für eine elende Summe Geldes verrathen hat: „Einem ſolchen Menſchen wäre es beſſer, wenn er gar nicht geboren wäre.“ Deine Mühe, mich zu einem ſo elenden Menſchen zu machen, iſt vergebens. Verſuch

es einmal! Lege hieher all deine Schätze, all dein Gold und Silber und biete mir dazu dieſes ganze herrliche Landgut an — ſtelle dorthin den Scharfrichter mit entblößtem Schwerte, der ſchon manchen ſchuldloſen Chriſten hingerichtet hat, und laß mich wählen? Du wirſt ſehen, ob ich, anſtatt von meinem Glauben abzufallen, nicht lieber mein Haupt dem Todesſtreiche muthig und freudig darbiete.“

Jedes Wort Anſelmo's drang gleich einem zweiſchneidigen Schwerte in Achmeds Herz. „Sey ruhig, ſprach er, ich ehre deinen Glauben. Ich werde dich nie mehr mit ſolchen Anträgen beunruhigen!“ Er wandte ſich mit bleichem Angeſichte und ging nachdenkend und mit langſamen Schritten hinaus in das Feld.

6.

Die dankbare Mutter.

Anſelmo füllte ſeinen Korb vollends mit Blumen und trat damit in den Speiſeſaal, in dem man gewöhnlich frühſtückte. Fatime ſaß, ihren Mann erwartend, mit ihren zwey Kindern auf dem Sopha, das mit Purpur bedeckt war. „Guter Anſelmo, rief ſie ihm entgegen, du haſt geſtern eine edle That vollbracht! Du haſt meine liebe Almire hier dem Tode entriſſen. Du haſt es mit Gefahr deines eigenen Lebens gethan. Das war groß und ſchön!“ Anſelmo, dem das Herz noch voll war von ſeinem Geſpräche mit Achmed, ſagte: „Es war nicht mehr als meine Chriſtenpflicht! Chriſtus, der Sein Leben für uns Menſchen gegeben hat, gebot uns: „Wie Ich

euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben."

„Das ist ein schönes Gebot! sagte Fatime. Ich möchte diese deine Religion kennen lernen. Erzähle mir davon, und überhaupt deine ganze Geschichte. Anselmo erzählte mit großer Rührung, wie seine Aeltern, Vater und Mutter, ihn, von Kindheit an, in der christlichen Religion unterrichtet, wie sie ihn Gott als den Vater aller Menschen kennen gelehrt und Jesus Christus als Gottes geliebten Sohn; wie Christus geboten habe, den Vater im Himmel über Alles, und alle Menschen auf Erden, als Gottes Kinder, als unsere Brüder und Schwestern, so wie uns selbst zu lieben. Mit Thränen in den Augen erzählte er, was in dem Leben, dem Leiden und Sterben Jesu ihn immer am meisten gerührt hatte. Anselmo erinnerte sich noch vieler Worte,

die ihm seine liebevolle Mutter, aus ihrem frommen Herzen, über die Geschichte Jesu gesagt hatte, und die ihm unvergeßlich geblieben. Er wiederholte viele dieser mütterlichen Reden Wort für Wort. Er sprach mit Begeisterung von der Schönheit und Vortrefflichkeit der christlichen Religion. Alles, was er sagte, besonders aber die Worte seiner Mutter, machten auf Fatimens mütterliches Herz und auf das Herz ihrer Kinder den tiefsten Eindruck. Die kleine Almire weinte vor Mitleid, daß Jesus, der so gut war, umgebracht worden. Und der kleine Aladin rief: „Ey, wenn ich seine Macht gehabt hätte, ich hätte alle diese Bösewichter mit einem Blitze zerschmettert.“ Anselmo sagte, daß Jesus ganz freiwillig gelitten, aus Liebe zu den Menschen; daß Er sich tödten lassen, um uns von dem ewigen Tode, von der Verdammniß zu befreien;

daß Er noch sterbend für seine Mörder zum Himmel gefleht habe: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.“

Diese Liebe des sterbenden Erlösers ging den beiden Kindern und auch der Mutter so zu Herzen, daß alle drey Thränen in den Augen hatten.

„Das ist eine wahrhaft göttliche Liebe, sagte Fatime; dieser Jesus war in Allem, was Er gethan und gelitten hat, die lautere Liebe und Erbarmung!“

Fatime wollte noch wissen, wie Anselmo nach Algier gekommen sey. Anselmo erzählte, wie er seine lieben Aeltern besuchen wollte, wie die Seeräuber ihn überfallen, ihn auf ihr Schiff gebracht, ihn sehr hart behandelt, und ihn für Geld als einen Sklaven verkauft hatten. „Was mich dabey am meisten betrübt, sagte er, in Thränen ausbrechend,

iſt der Kummer meiner geliebten Aeltern, auch meines kleinen Bruders und meines Schweſterchens, die nicht viel älter ſind, als dieſe zwey lieben Kinder hier. Ach, wie ſchmerzlich werden Aeltern und Geſchwiſter auf meine Ankunft gewartet, und über mein Ausbleiben geſammert haben! Wie werden ſie noch jetzt trauern, gar nichts mehr von ihrem Anſelmo zu vernehmen!“

„Ich bedauere deine guten Aeltern, ſprach Fatime. Es war grauſam von den Seeräubern, dich ihnen zu rauben. Ihr Chriſten müßt ja die Türken als eure größten Feinde betrachten und ſie haſſen!“

„O nein, ſprach Anſelmo, das dürfen wir Chriſten nicht; wir müſſen alle Menſchen, Türken und Juden, lieben. Sonſt wären wir keine wahre Chriſten.“

„Deine Religion gefällt mir, ſprach Fatime; ich finde ſie ſehr gut.“ Sie

schwieg nachdenkend eine Zeit lang still. „Wahrhaftig, dachte sie, die Religion der Christen ist besser, als die Religion der Türken. Mahomed, unser Prophet, predigte Haß gegen alle Anders-Glaubende; Christus, der Stifter der christlichen Religion, lehrte nichts als Liebe. Mahomed vergoß das Blut vieler tausend Menschen, um ihnen seine Religion aufzudringen; Christus vergoß sein Blut aus Liebe zu den Menschen, und verbot seine Religion mit dem Schwerte zu verbreiten! Ich muß bekennen, daß Christus unendlich über Mahomed erhaben sey." Sie getraute sich aber zur Zeit noch nicht, dieses Alles laut zu sagen.

Was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen. Deßwegen hatten Anselmo's Worte auf Fatime einen solchen tiefen Eindruck gemacht. Ueberdieß war ihr ganzes Herz von Freude über die

Errettung ihres geliebten Kindes, von Dank gegen dessen edelmüthigen Erretter durchdrungen. „Komm, liebe Almire, sagte sie zu dem Kinde, danke auch du dem edlen Jünglinge, der dir das Leben gerettet!“

Das Kind ging zu ihm hin, blickte mit Thränen in den Augen zu ihm empor, bot ihm das Händchen, und sagte: „Ich danke dir, lieber Anselmo. Gott ist groß und mächtig! Er vergelte es dir.“

„Sieh, du guter Anselmo, sprach die Mutter, als ich noch ein solches Kind war, hatte ich eine christliche Sklavin zum Kindermädchen. Sie war ganz ungemein sanft und die lautere Liebe gegen mich. Sie erzählte mir Vieles von einem göttlichen Kinde, über dessen Geburt die Engel frohlockten, Gott lobten, und den Menschen Glück wünschten. Diese und ähnliche Erzählungen gehören unter

die süßesten Erinnerungen aus meiner Kindheit. Sie sang mir auch von ihren frommen Liedern vor, die mir noch immer im Sinne schweben, und die auch die Veranlassung waren, daß du als ein solcher lieblicher Sänger in unser Haus aufgenommen wurdest. Es regte sich schon frühe in meinem Herzen eine Vorliebe für die Religion der Christen. Als aber meine Aeltern dieses merkten, wurde die fromme Sklavin Christine von mir entfernt. Ich liebte sie fast mehr als meine Mutter, weinte, und wollte mich nicht von ihr trennen lassen. Auf meine flehentlichen Bitten schenkten meine Aeltern ihr jedoch die Freiheit, und schickten sie in ihr Vaterland zurück, wo sie, wie man mir sagte, auch glücklich angekommen ist. Noch jetzt schwebt mir ihr sanftes, blasses Angesicht vor Augen. Auch sie weinte schmerzlich, als sie von mir

ſchied. Ihr letztes Wort war: „Denke an mich, Fatime, du wirſt doch noch einmal eine Chriſtin.“

7.

Eine groſse Entſchlieſsung und deren Ausführung.

Ueber dieſe Geſpräche waren Fatimen ein paar Stunden wie Augenblicke verſchwunden. Jetzt regte ſich aber bey ihren Kindern der Hunger; denn das Frühſtück ſtand noch immer unberührt auf der Tafel. Die Mutter wurde beſorgt, warum der Vater nicht zum Frühſtücke komme. Sie konnte nicht begreifen, wo er ſo lange bleibe. Da er faſt jeden Morgen einen weiten Spaziergang machte, ſo kam ihr der ſchreckliche Gedanken, er könne wohl gar ein Raub des Löwen geworden ſeyn.

Achmed war indeß in dem Oelwalde mit verſchlungenen Armen auf und ab gegangen. Seine Abtrünnigkeit von der chriſtlichen Religion war ihm noch nie ſo ſchwer aufs Herz gefallen. „Dieſer fromme Jüngling, ſprach er, hat mit ſeinen einfachen Reden, wie mit ſcharfen Pfeilen, ohne zu zielen, mich in das Innerſte meines Herzens getroffen. Ich bin zwar nie ruhig geweſen; aber jetzt iſt mir mein Zuſtand unerträglich! Ich will mich aufmachen, und in mein Vaterland und in den Schooß der Kirche zurückkehren. Mit Fatime werde ich vielleicht einen harten Strand haben! Ach, daß ich ſie überreden könnte, mit mir zu reiſen und die chriſtliche Religion anzunehmen! Ich könnte zwar allein entfliehen. Es wäre mir aber doch zu ſchmerzlich, ſie zu verlaſſen, unbekümmert, daß mein Sohn zu einem Türken und meine Tochter zu

einer Türkin erzogen werde. Ich will ihr meinen Entschluß nun einmal entdecken — und zwar sogleich! Vielleicht daß Anselmos edle Handlung sie bereitwilliger macht, darauf einzugehen."

Mit ernster, schwermüthiger Miene trat er in den Saal, ihr sein Vorhaben zu entdecken. Er wußte nicht, wie sehr Anselmo ihm schon vorgearbeitet hatte. „O mein lieber Achmed, rief sie ihm entgegen, daß du doch hier gewesen wärest! Wahrhaftig, Anselmo hat mir in einem paar Stunden so viel von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion gesagt, daß ich herzlich wünschte, eine Christin werden zu können. Ich bekenne, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre, so hätte mich nichts von der Welt bewegen können, einer so herrlichen Religion zu entsagen."

Achmeds ganzes Angesicht erheiterte

sich, als er diese Worte vernahm. „Gott Lob! sprach er, daß du so gesinnt bist. Ich denke wie du, und komme eben jetzt, über diese Angelegenheit mit dir ausführlicher zu sprechen.“

Fatime sagte zu Anselmo, er solle die Kinder in ein anderes Zimmer führen, dort ihr Frühstück zu verzehren, und sprach dann zu Achmed: „Wozu eine lange Unterredung? Ich bin entschlossen, dich mit unsern Kindern in dein Vaterland zu begleiten.“ Achmed war darüber hocherfreut, fand aber noch viele Schwierigkeiten, wie das auszuführen seyn möge.

Allein Fatime wußte sogleich Rath. „Du hast, sagte sie, erst vor einem paar Tagen gegen mehrere Haus- und Handelsfreunde geäußert, eine dringende Handelsangelegenheit werde dich wohl nöthigen, dich persönlich nach Venedig zu begeben. Diese schon mehrmals besprochene

Reiſe künde ihnen jetzt als nahe an. Sie werden, ſo wie Jedermann, leicht begreifen, daß du meinen Wunſch, meine Bitten, dich auf dieſer Reiſe begleiten zu dürfen, mir nicht verweigern könneſt. Auch verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich meine Kinder nicht zurück laſſen wolle. Unſere Schätze an Gold und Silber, Perlen und Edelſteinen und anderen Koſtbarkeiten können wir ohne Bedenken mit uns nehmen. Die Türken werden es loben, daß wir dort mit Glanz und Pracht auftreten wollen. Auch können wir noch Vieles, was uns werth iſt, unter die Kaufmannswaaren packen, und ohne Aufſehen zu erregen, mit uns nehmen. Was unſer Landgut dahier betrifft, ſo habe ich geſtern Abends vor allen unſern Leuten dich laut aufgefordert, du ſolleſt es verkaufen, weil unſere Kinder dahier kaum mehr einen Schritt ſich in das Freie

wagen dürfen, und wegen der bösen Nachbarschaft der Löwen des Lebens nicht mehr sicher sind. Kein Mensch wird diese Besorgnisse einer zärtlichen Mutter tadeln. Verkaufe also das Gut, ziehe unsere Kapitalien ein, und mache alle erforderliche Anstalten, sobald möglich, Algier auf immer zu verlassen."

Achmed lobte die Klugheit seiner Frau, verkaufte das Landgut, miethete ein Schiff, ließ seine beweglichen Güter darauf bringen, und fuhr mit Frau und Kindern, mit Anselmo und einigen christlichen Sklaven hinaus in das weite Meer. Es war ihm viel leichter um das Herz, als das feindselige Algier aus seinen Augen verschwand. Er landete zu Salerno. Dort ließ er Frau und Kinder einstweilen zurück, damit sie von der beschwerlichen Seereise ausruhen könnten, und begab sich unverzüglich nach Rom.

Er wurde, nachdem er die türkische Kleidung abgelegt und sich wieder als Christ gekleidet hatte, nebst Anselmo, dem heiligen Vater vorgestellt, und väterlich liebreich von ihm wieder in die Kirche aufgenommen. Dem edlen Jünglinge Anselmo bezeigte der Vater der Gläubigen sein besonderes Wohlgefallen, und gab ihm mit großer Rührung seinen Segen. „Du wirst noch, sprach er zu ihm, in der Hand Gottes ein Werkzeug werden zum Heile vieler Menschen.“

Zu Salerno, wohin Achmed eilig zurück reiste, hatte noch eine große Feierlichkeit statt. Fatime und ihre Kinder wurden dort in der Kathedralkirche getauft. Sie erschienen noch in türkischer Kleidung, mit großer Pracht. Der Erzbischof, in dessen Kirchensprengel Achmed gehört hatte, nahm die heilige Handlung selbst vor. Eine unermeßliche Menge

Volkes versammelte sich in dem herrlichen Tempel. Aller Augen waren auf die schöne, ansehnliche Frau gerichtet, die bey aller Pracht, mit der sie erschien, sich mit so tiefer Demuth dem Erzbischofe nahte. Fast noch mehr Freude hatte das Volk an ihren zwey liebenswürdigen Kindern, die mit gefalteten Händen und sichtbarer Andacht die heilige Taufe empfingen. Als sie aus der Kirche kamen, und so oft auch an den folgenden Tagen, Mutter und Kinder sich in der Stadt sehen ließen, wurden sie von den lebhaften Italienern mit lautem Jubel begrüßt. Jedermann wünschte ihnen Heil und Segen.

8.

Zwey glückliche Familien.

Anselmo hatte, sogleich von Salerno aus, einen vertrauten Freund, den er

noch von seinen Studienjahren her kannte, an seine Aeltern abgeschickt, der sie auf Anselmo's Ankunft vorbereitete, ihnen Briefe von ihm brachte, und ihnen das Vorzüglichste von dem, was ihrem geliebten Sohne begegnet war, erzählte. Allein den Tag, wann Anselmo von Rom oder Salerno in sein väterliches Haus zurückkommen werde, konnte er ihnen zur Zeit noch nicht bestimmen.

Eines Abends, da die Sonne sich zum Untergange neigte, saßen die liebevollen Aeltern mit ihren zwey Kindern unter den Pinienbäumen vor dem Thore ihres alterthümlichen Schlosses. Ihr einziges Gespräch war der geliebte Anselmo. Da kam ein junger Mann in Pilgertracht mit eiligen Schritten auf sie zu. Es war Anselmo; sie erkannten ihn aber nicht sogleich. Er war viel größer, und seine Gesichtsfarbe war bräunlicher ge-

worden. Auch hatte die Mutter gedacht, ihr Sohn werde, nach der Beschreibung seines Jugendfreundes, in einem prächtigen Wagen und in Gesellschaft der reichen Familie zurückkehren. Als sie und der Vater ihn aber erkannten, war die Freude der Aeltern und Geschwister so groß, daß sie mit Worten sich nicht ausdrücken läßt. Vater, Mutter, Bruder und Schwester führten ihn wie im Triumpfe in das Schloß. Er legte Pilgerstab, Muschelhut und Pilgerkleid ab, und stand nun seinem Stande gemäß gekleidet vor ihnen. Er hatte das Pilgerkleid nur übergeworfen, um ungestörter und nach seiner Art angenehmer reisen zu können. Die Mutter ließ eine Freudenmahlzeit bereiten. Aeltern und Kinder blieben bis Mitternacht bey einander auf. Anselmo erzählte ihnen seine ganze Geschichte ausführlich. Die Aeltern konnten nicht auf-

hören, ihm ihren, nun Gottlob überſtandenen Jammer und ihre gegenwärtige Freude zu ſchildern.

Nach drey Tagen kam Achmed, nun nicht mehr Achmed, ſondern wie früherhin Guido genannt, mit ſeiner Frau und ſeinen zwey Kindern, um Anſelmo's Aeltern zu beſuchen. Der gemeinſchaftliche Glaube an Chriſtus und die chriſtliche Liebe machten bald alle zu Einer Familie. Guido ehrte Anſelmo's Vater, den ehrwürdigen, bereits etwas bejahrten Mann, wie ſeinen Vater. Fatime, nun Marie genannt, und Anſelmo's Mutter wurden bald innige Freundinnen. Anſelmo's Bruder und Schweſter unterhielten ſich mit Almire und Aladin, die nun Klara und Ignaz hießen, auf das lebhafteſte, und freundlichſte. Die Kinder waren unerſchöpflich, einander von Italien und Afrika zu erzählen, wobey beſonders

des furchtbaren Löwens Erwähnung geschah.

Anselmo's Vater, der sich jetzt von so vielen glücklichen Menschen umgeben sah, konnte sich nicht enthalten, Gottes heilige Vorsicht mit lauter Stimme zu loben und zu preisen. „Du guter Vater im Himmel, sprach er, wie weißt Du doch Alles so weise und gut zu machen! Es war für mich und meine geliebte Ehegattin ein harter Schlag, daß unser lieber Sohn uns genommen worden, und wir waren tief betrübt. Auch für ihn war es ein großes Leiden. Aber dieses kurze Leiden gereicht Vielen zum Heile, und uns allen zur unaussprochlichen Freude. Wer sollte Dich nicht dankbar anbethen, Du unendlich weiser, gütiger Gott!"

Guido wußte, daß Anselmos Aeltern durch den Krieg Vieles verloren hatten — daß ihr Schloß mehrmal ausgeplündert,

sie all ihrer Kostbarkeiten beraubt, und um alle ihre angelegten Kapitalien gebracht worden. Er überreichte ihnen daher eines Tages eine Schrift, in der ihnen die Hälfte seines ganzen großen Vermögens gerichtlich zugesichert war. „Denn, sagte er, da wir durch Euch und Euren Sohn, den Ihr so gut erzogen habt, ewiger Güter theilhaftig geworden sind, so ist es nicht mehr als billig, daß wir auch unsere zeitlichen Güter mit Euch theilen.“

Allein Anselmo's Vater sprach: „Nein, das sey fern von mir, daß ich von Euch auch nur einen Heller annehme. Es ist wahr, wir besitzen keine Reichthümer, wir müssen, wie noch viele Familien, die reicher gewesen, als wir, desjenigen Glanzes, und mancher Vergnügungen entbehren, worauf der Adel Anspruch macht. Allein das hat nichts zu sagen; es hat vielmehr auch sein Gutes. Ach, der Reich-

thum verleitet uns Menschen so leicht, äußerlichen Glanz höher zu schätzen, als den wahren innerlichen Werth des Menschen, und mehr nach den Vergnügungen der Sinne zu streben, als nach den höhern, einzig wahren Freuden des Geistes. Obwohl wir aber nicht reich sind, so sind wir doch auch nicht arm. Wir haben, Gott sey Dank, gerade so unser hinreichendes Auskommen — und das ist genug. Ich habe immer mit Salomon gebethet und meine Kinder bethen gelehrt: „Armuth und Reichthum gieb mir nicht, o Herr! Laß mich mein bescheiden Brod genießen, so lang ich leb' auf Erden; ich möchte sonst, zu satt, ein eitler Prahler werden und sagen, wer ist der Herr! Oder zu arm, möchte ich nach fremden Gute greifen, und mich an meines Gottes Namen versündigen durch falschen Schwur."

„Ich finde diese Denkungsart aller-

dings weise, schön und edel, sprach Guido. Ich weiß aus Erfahrung, wie gefährlich die Begierde nach Reichthum sey. Allein Anselmo ist zu wohl geprüft, als daß Reichthum ihm Gefahr bringen könnte. Da Ihr mein Anerbieten zurück weiset, so soll mich dieses nicht abhalten, meine Schuld an Euren edlen Sohn Anselmo abzutragen. Er hat nicht nur meiner Tochter das Leben gerettet; ihm habe ich es zu danken, daß ich auf den Weg zum Himmel, von dem ich abgewichen war, wieder zurück geführt worden, und daß nun auch meine Kinder und ihre Mutter darauf wandeln. Nimm daher, liebster Anselmo, du hiemit mein halbes Vermögen."

„Ich, sprach Anselmo, kann dieses großmüthige Geschenk noch weniger annehmen als mein Vater; denn ich habe zu Rom den festen Entschluß gefaßt, in

einen geistlichen Orden zu treten, wo ich bey dem Eintritt das Gelübde der Armuth ablegen werde, um einzig den ewigen Gütern nachzutrachten, und auch andere Menschen durch Unterricht, Wort und Beispiel darnach trachten zu lehren. Indeß erlaube ich mir dennoch, deine Großmuth in Anspruch zu nehmen, um dir einige Bitten vorzutragen. Ich habe dir von den Gefangenen erzählt, die sich mit mir auf jenem Raubschiffe befunden haben, besonders von einem jungen Rechtsgelehrten, einem armen Schiffer, und einem sehr bemitleidenswerthen Fischer.

Ich habe mich in Algier öfters nach ihnen erkundigt, allein nie mehr etwas von ihnen erfahren können. In Italien vernahm ich aber, daß sie noch in der Gefangenschaft schmachten. Auf meiner Reise von Salerno hieher besuchte ich ein Kloster von dem Orden zu Erlösung ar-

mer Christen aus der Sklaverey der Türken. Ich hatte mir die Liste der Gefangenen vorzulegen, auf deren Befreiung die frommen Männer eben jetzt bedacht waren. Zu meinem Troste fand ich meine Mitgefangenen darauf; allein die ehrwürdigen Väter hatten das Geld dazu durch Sammlung milder Beiträge noch nicht zusammen bringen können. Ich bitte dich, liebster Guido, wende einen Theil des Geldes, das du mir zugedacht hattest, daran, diese Unglücklichen loszukaufen! Der menschenfreundliche Orden wird die Befreiung derselben gewiß bald bewirken. Thue es doch! Ein größeres Werk der Barmherzigkeit kannst du kaum thun.“

Guido sprach: „Nicht nur einen Theil, sondern die ganze Summe werde ich zum Lösegeld für die drey genannten und deine übrigen Unglücksgefährten, und auch noch für viele andere Sklaven ver-

wenden. Sie sollen frey werden, so wie ich auch den christlichen Sklaven, die ich aus Algier mitbrachte, die Freiheit geschenkt habe."

Anselmo war darüber höchst erfreut, und sagte: „Dafür wird dich der Herr reichlich belohnen. Er wird dich an jenem Tage unter Diejenigen zu seiner Rechten stellen, zu denen Er sagen wird: „Ich war gefangen, und ihr habt Mich erlöst! Denn wahrlich, Ich sage euch, was ihr Einem unter diesen Meinen geringsten Brüdern gethan habt, das habt ihr Mir gethan."

9.

Noch ein rührender Besuch.

Guido kaufte sich, wenige Meilen von Anselmo's väterlichem Schlosse entfernt, einen schönen Landsitz. Beide Familien lebten in der seligsten Eintracht, und be-

ſuchten ſich ſehr oft. Anſelmo ſetzte, von Guido unterſtützt, ſeine Studien zu Sälerno und zu Rom wieder fort, brachte aber die Ferien allemal bey ſeinen Aeltern zu.

Eines Tages, um die Oſterzeit, war er nun wieder auf Beſuch gekommen; da fand ſich auch Guido mit ſeiner Familie ein, ihn zu ſehen. Guido brachte einen Brief mit, in dem jener gefangene Rechtsgelehrte ihm den innigſten Dank für ſeine Loskaufung bezeigte, und zugleich den edlen Jüngling Anſelmo, ſeinen ehemaligen Mitgefangenen, aufs freundlichſte grüßte.

Am folgenden Tage ſaßen eben Alle fröhlich bey Tiſche. Da ließen ſich der alte Fiſcher und der junge Schiffer melden, die ſich mit Anſelmo auf dem Raubſchiffe befunden hatten, aber nunmehr auch befreit waren, und jetzt kamen, dem edlen

Guido zu danken. Sie waren in der Gegend zu Hause, und der Schiffer hatte seine alten Aeltern, und der Fischer seine fünf Kinder und ihre Mutter mitgebracht. Es war höchst rührend anzusehen, wie alle weinten und reichliche Thränen der Freude und des herzlichsten Dankes vergossen.

Guido sprach zu ihnen: „Nicht mir, sondern diesem Jünglinge danket! Ihm habt ihr eure Freiheit, ich aber und meine Frau und meine Kinder hier haben ihm noch viel mehr zu danken. Dieser edle Jüngling, der euer Mitgefangene gewesen, ist euer Befreier!"

Die zwey Männer hatten Anselmo nicht sogleich wieder erkannt, erinnerten sich jetzt seiner, und der alte Fischer rief: „Ja, dieß ist jener Jüngling, der uns in unsrer tiefen Betrübniß auf dem Raubschiffe wie ein Engel erschien und uns liebreich tröstete. O meine Kinder, o

liebes Weib, und du Nachbar mit deinen alten Aeltern, bringt ihm euren Dank dar.“

Alle umringten Anſelmo und wollten ihm Hände und Kleider küſſen. Allein Anſelmo wehrte ihnen ab und ſprach: „Meinen lieben Aeltern danket! Sie haben mir durch Wort und Beiſpiel ſolche Geſinnungen eingeflößt, und mich ſo handeln gelehrt. Alles, was ich bin, kommt nächſt Gott, von der guten Erziehung, die ſie mir gegeben haben.

Anſelmo's Vater trat in ihre Mitte, nahm die Mütze ab, erhob die Augen zum Himmel und ſprach: „Alle Ehre und aller Dank gebühret Gott allein! Er hat, wie Er immer thut, Alles wohl gemacht. Er, der es geſchehen ließ, daß mein Sohn jenen Räubern in die Hände fiel, hat den Jammer, den wir hier im Hauſe, und ihr dort auf dem Schiffe

hattet, uns Allen zum Besten geleitet. Durch diese Leiden sind, wie ich denke, wir alle frömmer, weiser und besser geworden. Gott bereitete uns große Leiden, aber auch große Freuden. — Wenn ein Sohn die gute Erziehung, die Aeltern und Lehrer ihm geben, sich zu Nutzen macht, wenn er die Talente, die Gott ihm verlieh, gut anwendet, wenn er dabey demüthig bleibt, nicht seine eigene, sondern nur Gottes Ehre sucht, sich von Gottes Geist regieren läßt, so kann Gott große Dinge durch ihn ausführen und ihn vielen Menschen zum Segen werden lassen — nicht nur für diese kurze Lebenszeit auf Erden, sondern noch vielmehr für die Ewigkeit. Ihm sey Lob und Preis und Dank — jetzt und in alle Ewigkeit, Amen."

Anselmo widmete sich der Gottesgelehrtheit, und entschloß sich, nach Vol-

lendung seiner Studien in den Orden der Erlösung zu treten, und seine väterlichen Güter seinem jüngern Bruder zu überlassen. Er meldete dieses in einem Briefe seinen geliebten Aeltern, und bat sie um ihre Genehmigung.

„Für diesen Orden, schrieb er, habe ich eine große Vorliebe gefaßt, da ich in Algier das Elend der gefangenen Christen mit Augen gesehen habe. — Ein Geistlicher von Adel, gleich ausgezeichnet an Wissenschaft, an Frömmigkeit gegen Gott und Liebe zu den Menschen, der heilige Johannes von Matha, ist, wie ihr wißt, der Stifter desselben. Wie schön und edel ist die Bestimmung dieses Ordens, die Unwissenden, besonders aus dem Soldatenstande, zu unterrichten, die Kranken zu verpflegen, und die Loskaufung der Gefangenen zu bewirken! Ich habe mich überzeugt, daß diese Ordensmänner gegen

sich selbst sehr strenge, und gegen Andere sehr mild und wohlthätig sind. Sie begnügen sich mit den geringsten Lebensmitteln, und sind nur darauf bedacht, Alles, was sie haben und erwerben können, ja selbst ihr Leben mit freudigem Herzen für ihre Mitmenschen dahin zugeben."

Anselmo's fromme Aeltern genehmigten seinen Entschluß. Beide, besonders die Mutter, waren hoch erfreut, als sie ihren geliebten Anselmo das erste Mal in dem weißen Ordenskleide mit dem rothen Kreuze auf der Brust erblickten. „Das Kreuz, sprach Anselmo, erinnert uns, daß wir im Glauben an Den, der für uns am Kreuze starb, unsere eigenen Leiden geduldig ertragen und die Leiden Anderer liebreich mildern sollen. Die weiße und die rothe Farbe bedeuten, daß die Ordensbrüder sich eines reinen Lebens

befleißen, und daß sie gegen die Menschen, besonders gegen Leidende, von Liebe glühen sollen."

„Das sollen im Grunde alle Menschen, sprach der Vater, das wollen auch wir. Es stimmt genau mit dem überein, was der heilige Jakobus sagt: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, unserm Vater, ist dieser: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt bewahren."

II.

Die
Kapelle bey Wolfsbühl.

Eine alte Sage.

1.

Die arme Wittwe und ihr Sohn.

Margaretha war die Wittwe eines armen Taglöhners. Ein kleines Haus, mit Stroh gedeckt, eine Wiese, eine Kuh, und einige Bienenstöcke waren all ihr Reichthum. Ihr kleiner Georg, ein munterer, hoffnungsvoller Knabe, war ihre einzige Freude in der Welt. Von frühem Morgen bis zum späten Abend spann sie unermüdet. Der Spinnerlohn und

der Ertrag der Wieſe ernährten ſie und ihr Kind hinreichend. Sie konnte Getreide kaufen; Milch und Butter hatte ſie umſonſt; Honig konnte ſie noch verkaufen.

Sie war in ihrer Armuth ſehr zufrieden und vergnügt. Im Frühlinge, wenn die Sonne recht hell und warm ſchien, führte ſie ihren kleinen Georg öfter hinaus auf ihre Wieſe, die ſich bis zu einem nahen, waldigen Hügel erſtreckte, und mit tauſend Blumen prangte. „Sieh, ſagte ſie dann zu ihm, iſt es hier nicht ſo ſchön, wie im Paradieſe? Die Leute ſagen wohl, wir ſeyen arm. Aber was geht uns denn ab? Wir beſitzen freilich ſo zu ſagen nur einige Spannen Land; allein dieſe Wieſe voll Gras und Blumen iſt für uns wirklich ein Land, das von Milch und Honig fließt. — Wer mit dem zufrieden iſt, was er hat, iſt reich; wer

aber mehr verlangt, als er nöthig hat, der iſt arm und hätte er auch die ganze Welt. Wir wollen für Das, was wir haben, Gott täglich danken!"

Der kleine Georg wuchs heran und wurde, ungeachtet ſeiner einfachen Koſt, ein blühender, kraftvoller Knabe. Die Mutter war darauf bedacht, daß er einmal ein ſo brauchbarer Taglöhner werde, wie ſein ſeliger Vater. Höher gingen ihre Wünſche nicht. Sie hatte ehemals auf einem Bauernhof, der einige Stunden von ihrem gegenwärtigen Wohnorte entfernt war, gedient. Der Sohn des Bauers, der damals noch ein Kind war, hatte indeß das väterliche Gut übernommen. Sie erſuchte den jungen Bauer, ihren Georg in Dienſt zu nehmen. Der Bauer war dazu bereit, und ſie machte nun Anſtalt, den Knaben mit noch einigen nöthigen Kleidungsſtücken zu verſehen.

Der gute Georg ging noch zu allen seinen Wohlthätern und zu seinen Gespielen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Sogar die Kuh, der er so manchen Büschel Gras auf dem Kopfe nach Hause getragen hatte, verließ er nicht ohne Thränen. „Gutes Thier, sagte er, und krabbelte ihr an der Stirne, du hast mich lange mit deiner Milch ernährt; ich kann dich nun nicht mehr füttern. Aber meine Mutter wird schon für dich sorgen.“

Die gute Mutter gab ihm noch viele gute Lehren und mütterliche Ermahnungen. Noch unter der Hausthüre, als er mit einem vollgestopften Quersacke über den Schultern und dem Reisestab in der Hand weinend vor ihr stand, sprach sie zu ihm: „So ziehe denn hin! Habe Gott stets vor Augen, bethe gern, und versäume keine Gelegenheit, eine Kirche zu besuchen. Deinem Nebenmenschen erzeige

jeden Liebesdienſt, der dir nur immer möglich iſt. Vergiß deiner Mutter nicht, die dich ſo herzlich liebt und dich lieben wird, bis zu ihrem Tod. Lebe wohl, und Gott ſey mit dir!"

Als Georg fort war, ſpann die Mutter noch fleißiger, und lebte noch ſparſamer als zuvor. Sie wollte für ihren lieben Georg Etwas zurücklegen, damit er ſein väterliches Erbtheil einſt deſto ſorgenfreier antreten könne. Sie kochte öfter nicht zu Mittag und zu Nacht, und genoß nichts Warmes, ſondern blos Milch und Brod. Sie ſagte keinem Menſchen davon; allein die Leute merkten es dennoch, weil man von ihrem Schornſteine keinen Rauch aufſteigen ſah. Bey all ihrer Sparſamkeit war ſie aber gegen die Armen ſehr wohlthätig. Sie bewirthete die Kinder des armen Nachbars öfter mit einer Schüſſel voll Milch, oder rief

sie herein, und strich auf das trockene Abendbrod, das sie in der Hand hielten, Butter; an Festtagen aber noch dazu Honig. Die guten Lehren aber, die sie ihnen gab, waren noch köstlicher, als Milch und Honig.

Eines Abends im Winter, da Berg und Thal mit tiefem Schnee bedeckt und es sehr kalt war, trieb sie ihre Kuh zur Quelle, die aus dem nahen waldigen Hügel hervorquoll. Der Abend war still und heiter, der Himmel glühend roth, und die Kuh trank aus dem klaren Bächlein. Da stürzte plötzlich aus dem Walde ein Wolf hervor, und zerriß die Kuh vor Margarethas Augen. Der Schnee ward weit umher von Blut gefärbt. Margaretha schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, entfloh in ihre Hütte, und weinte schmerzlich. Nicht so fast der große Verlust, als das Mitleid mit dem guten Thiere zerrissen ihr das Herz.

Die Kinder des Nachbars kamen am andern Morgen weinend zu ihr, und jammerten um die Kuh. Dabey bedauerten sie aber auch, daß ihnen Margaretha nun weder Milch noch Butter mehr geben könne. „Aber, sagte eines der Kinder, warum hat doch Gott den grausamen Wolf erschaffen, der ein so gutes, nützliches Thier zerreißt?" „Der böse Wolf, sagte ein anderes Kind, hat seit einiger Zeit her schon mehrere Schäflein umgebracht und aufgefressen. Warum läßt doch Gott dieses geschehen?"

„Das weiß ich euch nicht zu sagen, sprach Margaretha; wir müssen aber glauben, daß Alles, was Gott geschehen läßt, weise und gut sey. Vielleicht will Gott uns an dem Wolfe zeigen, was es Schreckliches um einen Räuber und Mörder sey, damit wir Raub und

Mord recht verabscheuen. O möchte doch nie eines von euch dem Bösen, räuberischen Wolfe ähnlich werden! Gleichet lieber den frommen, friedlichen Schäflein."

2.

Der Ritter und sein Sohn.

Ein Ritter in der Gegend, Ulrich von der Wildburg, vernahm, was das Raubthier für Verheerungen anrichte, und daß es nicht nur die Heerden, sondern sogar die Menschen anfalle. Er war ein großer Liebhaber der Jagd, und bot alle seine Dienstleute und alle Jäger und Jagdfreunde der Nachbarschaft auf, mit ihm gegen den Wolf ein allgemeines Treibjagen anzustellen. Konrad, sein Sohn, bat den Vater inständig, ihn auch mit zunehmen. Der Vater freute sich, daß sein Sohn so viel Muth zeige.

Er erlaubte ihm mitzuziehen, schärfte ihm aber nachdrücklich ein, dem Vater oder dem alten Leibjäger immer zur Seite zu bleiben, und sich nie von ihnen zu entfernen.

Ritter Ulrich mit seiner Jagdgesellschaft zog aus, mit Spiesen, Pfeilen und Bogen bewaffnet, und von vielen Hunden begleitet. Damals gab es noch keine Feuergewehre; es war daher zu jener Zeit viel schwerer, als jetzt, wilde Thiere zu erlegen. Sämmtliche Wolfsjäger drangen deßhalb mit großer Vorsicht in den Wald ein. Sie vertheilten sich so, daß immer einer dem andern leicht zu Hülfe kommen konnte. Dem jungen, muthigen Konrad ging dieses Alles zu langsam her. Er schlich sich in dem dichten Walde heimlich von seinem Vater weg, und eilte voraus. Er brannte in seinem jugendlichen Muthe vor Begierde, die Ehre,

den Wolf erlegt zu haben, sollte vor allen Andern ihm zu Theil werden.

Mit gespanntem Bogen trat er auf einen etwas freien Platz im Walde heraus. Da sah er den Wolf aus einer Waldschlucht heraufkommen. Konrad legte sogleich den Pfeil zurecht, zielte, schoß und traf den Wolf in die zotige Brust. Allein Konrad war zu voreilig gewesen, und hatte zu frühe abgedrückt. Die Entfernung war noch zu weit, als daß der Pfeil den Wolf hätte erlegen können; das tödliche Geschoß verletzte das grimmige Thier nur leicht. Der Wolf stürzte wüthend auf seinen Feind los. Konrad suchte eilig auf den Baum zu klettern, bey dem er eben stand. Der Wolf erwischte den armen Jüngling beinahe noch am Fuße. Der Baum war gar nicht hoch, und sogar die untern, stärkeren Aeste schienen zu schwach, die Last eines

Menschen zu tragen, ohne zu brechen. Konrad schwang sich indeß auf einen Ast. Der Wolf lief eine Strecke zurück, nahm einen größern Anlauf, und machte einen ungeheuren Sprung, um Konrad herab zu reißen. Der weite, aufgesperrte Rachen voll furchtbarer Zähne kam dem zitternden Jünglinge sehr nahe, erreichte ihn aber doch nicht. Der Wolf wiederholte seine Anfälle mehrmals mit erneuter Wuth; jedoch vergebens. Endlich setzte er sich unter dem Baume nieder, blickte mit offenem Rachen, weit vorgestreckter Zunge und funkelnden Augen zu Konrad empor und winselte und heulte von Zeit zu Zeit vor Blutgier und Ingrimm.

Konrad hoffte das Thier werde den Baum verlassen, oder die Jäger und Hunde würden kommen und es tödten. Er fing nun an, aus allen Kräften um

Hülfe zu rufen. Allein ein heftiger Sturmwind, der durch den Wald brauste, übertönte und verwehte seine Stimme. Es fing an Abend zu werden. Die Sonne neigte sich zum Untergange; es wurde schneidend kalt. Konrad war wirklich in Gefahr, wo nicht durch das grimmige Thier, doch durch den eben so grimmigen Frost auf dem entblätterten, mit Reif überzogenen Baume umzukommen.

In dieser großen Noth flehte er nun zu Gott um Hülfe. Seine von Kälte erstarrten Hände vermochte er nicht empor zu heben; er mußte sich damit am Stamme des Baumes halten. Er erhob aber seine Augen und sein Herz zum Himmel. „O Du lieber, guter Gott, sprach er, erhöre mein Flehen in dieser meiner großen Noth! Verzeih mir meinen Leichtsinn, und meinen Ungehorsam gegen den weisen Befehl meines Vaters.

Laß mich diese Nacht nicht durch Frost und Kälte umkommen oder von diesem grimmigen Thiere zerrissen werden. Ach, ich vermag es auf diesem Baume nicht länger mehr auszuhalten! Hier oben und da unten wartet nichts auf mich als der gewisse Tod. O Gott, errette mich aus dieser Gefahr! Gieb es meinem Vater in den Sinn, mit seinen Jägern hieher zu kommen, und dies blutdürstige Ungeheuer zu verscheuchen. Mein ganzes Leben hindurch werde ich Dir dafür dankbar seyn, und Deine heiligen Gebote besser als bisher befolgen."

Konrads Gebeth blieb nicht unerhört. Als sämmtliche Jäger Abends wieder zusammen kamen, ward Konrad vermißt. Der Vater hatte geglaubt, er befinde sich bey dem alten Jäger; der Jäger hatte gemeynt, er sey bey dem Vater geblieben. Alle Jagdgenossen versicherten,

nichts von ihm gesehen zu haben, und waren höchst bestürzt. Der Vater befahl und bat, den Wald noch einmal zu durchstreifen. Das war bey einbrechender Nacht in einem so dichten, verwilderten Walde nichts Leichtes. Dennoch machten sich alle sogleich auf den Weg. Nach einiger Zeit kamen die Hunde auf die Spur des Wolfes, und fingen an, in der Ferne zu bellen. Alle Jäger wandten sich dorthin. Der Wolf aber, der das Gebell der vielen Hunde vernahm, und die heranna-hende Menge der Jäger witterte, nahm eilig die Flucht. Die Hunde konnten ihn, weil er einen zu großen Vorsprung hatte, nicht mehr einholen.

Der Vater und sein Gefolge näherten sich dem Baume; eben war der Mond aufgegangen. Konrad stieg von dem Baume herab, bat seinen Vater um Verzeihung, und erzählte wie es ihm gegangen;

wie er in so großer Lebensgefahr gewesen, wie er zu Gott gebethet, und wie sein Gebeth erhört worden. „Nun, nun, Gottlob, daß ich dich nur wieder habe!“ sprach der Vater und schloß ihn in die Arme. „Befolge aber künftig meine väterlichen Ermahnungen besser; du siehst jetzt, wie weise, und wie gut gemeint sie sind.“

Der alte Jäger aber gab dem jungen Herrn einen derben Verweis. „Da meinen die jungen Herren, sagte er, sie verstünden alles besser, als wir Leute mit grauen Haaren! Allein das Ey muß nicht klüger seyn wollen, als die Henne. Lasset Euch diese Geschichte zur Warnung seyn.“

„Diesmal, sagte ein Anderer, lief es noch so ziemlich gut ab; es hätte aber sehr schlimm gehen können. Vor gett an und nach bedacht, hat Manchen in großes Unglück gebracht.“

Der Vater sprach: „Ihr braven Männer habt Recht. Konrad wird eure klugen Reden nicht vom Winde verwehen lassen. Danken wir aber alle Gott, der ihn aus so großer Noth errettet hat, und immer hilft, wann wir in der Noth zu Ihm flehen.“

3.

Die gutherzigen Kinder.

Georg, der Sohn der guten Margaretha, hatte, seit er das mütterliche Haus verlassen, seinem Bauer treulich und redlich gedient. Er griff jede Arbeit frisch und munter an, und war unermüdet, bis er sie vollbracht hatte. Dabey war er immer fröhlich und guter Dinge, und gegen jedermann freundlich, gefällig und dienstfertig. Der Bauer und die Bäuerin liebten ihn, als wäre er ihr

eigenes Kind, und die Kinder im Hause hatten ihn so lieb, als wäre er ihr Bruder.

Georg war eines Abends eben vor der Hausthüre beschäftigt, von Tannenreis kleine Büschel zum Einheitzen zu machen. Er hackte das Reis mit einem kleinen Handbeule auf dem Hackstocke kurz, und die Kinder des Bauers banden es mit Stroh zu Büscheln. Da kam ein Mann aus Georgs Wohnort, und sagte zu ihm: „Du, Hans Jörg! Deine schöne Kuh daheim hat der Wolf zerrissen. Deine Mutter war sehr traurig und weinte bitterlich. Als sie hörte, daß ich hier durchreise, hat sie mir aufgegeben, dir von diesem Unglücke Botschaft zu bringen, und dich zu grüßen. So, nun weißt du's. Behüt' dich Gott; ich muß heute noch weiter."

Georg fing an schmerzlich zu weinen;

die Kinder jammerten auch. Der Bauer und die Bäuerin kamen zur Hausthüre heraus und sagten: „Was giebts denn? Was habt ihr?“ Die Kinder erzählten es, und Georg sagte schluchzend: „Ach, meine liebe Mutter wird einen großen Jammer haben, daß sie um das gute Thier gekommen ist. Die Kuh war die schönste in unserm Dörflein; Ihr selbst habt keine schönere. Sie war schön braun, und hatte ein weißes Sternlein auf der Stirne. Sie war so glänzend und glatt, daß kein Tropfen Wasser auf ihr stehen geblieben wäre. Sie war von der besten Art und gab des Tages sechs bis acht Maß Milch. Ach, eine gute Milchkuh ist eine große Wohlthat Gottes. Sie machte meine Mutter reich; jetzt aber ist die Mutter recht arm. Die Milch war die beste, ja fast einzige Nahrung meiner Mutter; eine andere Kuh zu kaufen,

ist sie nicht im Stande. Das ist ein großes Elend!"

Der gute Knabe ging weinend in seine Kammer. Er bethete — und sann nach, wie seiner Mutter zu helfen sey. Er hatte noch nichts von seinem Lohne eingenommen. Er wollte, da er sehr dürftig gekleidet hieher gekommen war, für das Geld sich einen neuen Hut und eine rothe Weste kaufen, wie die übrigen Bauernbursche im Dorfe sie trugen, und er hatte sich schon lange darauf gefreut. Allein nun dachte er nicht mehr an Hut und Weste. „Ich will, sagte er, für meinen Lohn eine Ziege kaufen, und sie meiner Mutter bringen; so ist ihr doch wenigstens einstweilen aus der größten Noth geholfen!"

Er ging sogleich zum Bauer, sagte ihm sein Vorhaben und bat, was er bisher an Lohn einzunehmen habe, ihm aus-

zuzahlen. Der Bauer lobte Georgs kindliche Liebe und bezahlte ihn. Die Kinder sagten: „Nun bekommst du aber keinen neuen Hut und keinen rothen Brustlatz.“ Allein Georg sagte: „Ich kann ohne einen neuen Hut und Brustlatz recht wohl leben, und frisch und gesund seyn; meine Mutter aber kann nicht ohne eine Ziege leben. Ich will nun sogleich zum Bauer draußen am Büchel laufen! Der hat zwey schöne Ziegen. Vielleicht giebt er mir eine davon zu kaufen.“

Georg kam aber betrübt zurück, und sagte: „Der Mann hat gesagt, seine Ziegen seyen ihm nicht feil; wenn ich ihn aber recht gut bezahle, so wolle er mir doch, weil ichs sey, eine davon überlassen. Allein er forderte noch einmal so viel Geld, als mein Lohn beträgt. Nun ist meine Freude vereitelt. Ich weiß mir weder zu rathen noch zu helfen.“

„Nun Kinder, sagte die Bäuerin lächelnd, so haltet ihr einmal Rath, wie dem guten Georg und seiner armen Mutter zu helfen sey. Besinnt euch, wie ihr das Geld zusammen bringen könnet. Du, Liese, du bist die älteste; rede du zuerst; fällt dir nichts ein?" „Ey ja, sagte Liese, wir wollen das Geld aus unsern Sparbüchsen zusammenlegen." „Nun wohl, sagte die Mutter, das ist ein schöner Einfall; macht es so." Die Kinder liefen fort und kamen mit ihren blechernen Büchsen. Sogar das kleinste kam, und rief: „Liebe Mutter, sieh! Da sind auch meine Sparpfennige." Die Sparbüchsen waren verschlossen und oben befand sich eine Oeffnung, um das Geld hinein zu schieben. Die Mutter hatte die Schlüsselchen, öffnete die Büchsen und schüttete das Geld auf den Tisch. Da die ersparte Münze nicht reichte, wollten die

Kinder auch ihr Pathengeld noch dazu legen. Allein die Mutter sagte: „Euer Pathengeld dürft ihr nicht wegschenken. Was noch fehlt, will ich von meinem Ersparten hergeben.“ Georg weinte Thränen der Freude und Dankbarkeit. „Ach, sagte er, ihr seyd doch recht gutherzige Kinder.“ „Ey, sagte Liese, du bist noch viel gutherziger! Was wir an Kleidern brauchen, schaffen unsre Aeltern uns an; du aber mußt es mit deiner Arbeit verdienen, und doch giebst du deinen Lohn für deine Mutter dahin!“

Georg nahm das Geld und ging, die Ziege zu holen, und alle Kinder begleiteten ihn. Sie brachten sie wie im Triumphe. „Seht nur, sagte Georg zum Bauer und der Bäuerin, wie schön sie ist! Wie schön weiß mit schwarzen Flecken! Wie lang ihre Haare und wie schön gekrümmt ihre Hörner sind, und welche

schelmische Augen und welchen langen Bart sie hat! Sie soll auch recht viel Milch geben, sagte der Mann."

Georg führte die Ziege in den Stall und band sie an, und die Kinder brachten so viel Futter herbey, daß die Ziege mehrere Tage genug daran gehabt hätte, und Georg ihnen abwehren mußte, nicht noch mehreres zu bringen.

„Morgen, sagte Georg zu dem Bauer, will ich die Geis meiner lieben Mutter bringen, wenn Ihr es erlaubt, und wenn Ihr meynt, daß von dem Wolfe nichts mehr zu fürchten sey." Der Bauer erlaubte ihm, zu gehen und sagte: „Vor dem Wolfe sind wir, Gottlob! sicher. Seit man so fleißig Jagd auf ihn macht, hat er unsere Gegend verlassen. Man sieht und hört weit und breit nichts mehr von ihm."

„Nun, sagte Georg, so will ich mich denn morgen in aller Frühe auf den Weg

machen. O wie freue ich mich, die liebe Mutter zu sehen! Wie froh bin ich, ihr meine kindliche Dankbarkeit für das viele Gute, das sie mir erwiesen hat, ein wenig an den Tag legen zu können. Ich hoffe, sie hat dann in ihrem großen Leid doch auch wieder eine kleine Freude." Der gute Knabe selbst konnte vor Freude die halbe Nacht nicht schlafen.

4.

Der arme Greis.

Am andern Tage, bevor noch die Morgenröthe anbrach, war Georg schon reisefertig. Die Bäuerin machte ihm ein Frühstück, und gab ihm noch Lebensmittel mit auf den Weg. „Und da sprach sie, hast du noch einen Laib Brod, und ein Stück geräucherten Speck, und einige Reisten Flachs für deine Mutter."

Georg dankte, packte Alles in seinen Zwerchsack, warf den Sack über den Rücken, führte die Ziege an einem Stricke, trieb sie mit einem Stecken vor sich her, und eilte freudig seiner Heimath zu.

Der Boden war hart gefroren, und mit frischem Schnee leicht bedeckt, der in der vergangenen Nacht gefallen war. Als Georg ungefähr den halben Weg zurück gelegt hatte, erreichte er eine Anhöhe, auf der eine schöne Kapelle stand. Die Thüre war offen. „Ich muß doch den Rath meiner Mutter befolgen und hineingehen, um zu bethen, sagte er. Was fange ich aber einstweilen mit der Ziege an? Es wäre unschicklich, ja sündhaft, das Thier mit in die Kirche zu nehmen.“ Er band sie außen an der eisernen Handhabe der Thüre fest, trat hinein, und kniete vor dem Altare nieder. Er bethete recht herzlich und ziemlich lange für seine

Mutter, für seinen seligen Vater, für seinen Bauern und seine Bäuerin und deren Kinder, und für alle seine Wohlthäter. „Lieber Vater im Himmel! sprach er unter Anderm, ich verspreche Dir, Deine heiligen Gebote und die guten Lehren meiner lieben Mutter immer getreulich zu befolgen, und Dir und Deinen heiligen Engeln und allen guten Menschen Freude zu machen. Gieb mir doch Deine Gnade dazu! Besonders stehe mir bey, meiner armen Mutter Gutes zu thun!“

Getrost trat er nun wieder aus der Thüre. Da erblickte er einen eisgrauen, abgelebten Greis, der auf der steinernen Bank vor der Thüre saß. Zu seinen Füßen lag ein großer Büschel Reisholz. Der alte Mann stützte sich auf seinen Stab, betrachtete aufmerksam die Ziege, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen. Georg grüßte ihn freundlich,

und fragte: „Guter, alter Vater, warum betrachtet Ihr die Ziege so wehmüthig, und warum weint Ihr?"

„Ach, sagte der Mann, eine solche schöne Ziege hatte ich auch, und ihre Milch war meine beste Nahrung. Allein der Wolf hat sie mir zerrissen. Seit der Zeit ist meine arme Küche schlecht bestellt. Ich muß mich nur mit Wassersupven begnügen, und auch zu meinem Stücklein Brod habe ich keine Ziegenkäse mehr. Ich bin jetzt viel kraftloser. Ich glaube kaum, daß ich noch im Stande seyn werde, diese Bürde Holz heim zu bringen, obwohl es zu meiner Hütte, die du dort unten, am Ende des Dorfes Greiselbach siehst, nur mehr einige hundert Schritte ist."

„Ey, sagte Georg, da ist leicht zu helfen. Ich will Euch Eure Bürde geschwind hinunter tragen zu Eurer Wohnung." Der Greis wollte das nicht zugeben. Al-

lein Georg dachte an die Worte seiner Mutter: „Sey, so viel in deinen Kräften steht, dienstfertig gegen alle Menschen; einem Nothleidenden beizustehen, macht, so wie das Betten, keinen Aufenthalt.“ Er sagte daher: „Laßt mich nur! Es macht mir wenig Mühe, und ehe eine Viertelstunde vergeht, bin ich ja wieder hier oben. Die Ziege wird indeß hier ja sicher seyn?“ „O ja wohl, sprach der Greis; sie wird gewiß nicht gestohlen. Dafür stehe ich. Die Leute in der Gegend umher sind ehrliche Leute.“

Georg eilte mit der Bürde auf seinen Schultern schnellen Schrittes, und hie und da mit hohen Sprüngen den Hügel hinab. Der Greis folgte ihm langsam. Georg legte das Holz neben die Thüre hin, und ging etwas langsamer zurück. Der Greis begegnete ihm nicht weit vom Dorfe, und dankte ihm mit Thränen in

den Augen. „Du bist ein guter Jüngling, sagte er, der das Alter ehrt. Gott wolle dir deine Liebe gegen einen fremden alten Mann hundert und tausendmal vergelten! Und das wird Er auch! Denk an mich.“ Georg drückte dem Greise gerührt die Hand, wünschte ihm fröhliche Tage in seinem Alter, und ging weiter, erfreut, ein gutes Werk gethan zu haben. „Das war auch ein Almosen, dachte er; man kann, auch ohne Geld zu haben, gegen die Armen wohlthätig seyn.“

5.

Der Wolf und die Ziege.

Kaum hatte Georg den Greis verlassen, und war noch keine zehn Schritte gegangen, so kamen die Knaben, die sich auf dem Eise des nahen Baches ergötzten, fast außer Athem gesprungen und schrien:

„Der Wolf! Der Wolf!“ Alle sahen vor Schrecken ganz bleich aus. „Wo habt ihr den Wolf gesehen?“ fragte Georg. „Dort oben auf der Höhe; er lief eilig der Kapelle zu!“ sagte ein Knabe — sprang weiter und flüchtete sich mit den andern Knaben in das nächste Haus. Georg hatte einen Todesschrecken. „Ach, rief er jammernd und rang die Hände, da hat der Wolf meine Ziege zerrissen! O meine arme Mutter! Nun weiß ich dir nicht mehr zu helfen.“

Er eilte den Hügel hinauf, ohne daran zu denken, daß er vielleicht sein eigenes Leben in Gefahr bringe. Allein als er auf dem Hügel ankam — blieb er voll des höchsten Erstaunens stehen. Seine Ziege war unversehrt, nur war sie etwas scheu und bemühte sich zu entfliehen. Als sie aber ihn erblickte, wurde sie ruhig und fing an zu meckern, als freue sie sich

seiner Ankunft. Die Kapellthüre, die halb offen gewesen, war jetzt geschlossen, und aus einem der zwey runden vergitterten Fenster zu beiden Seiten der Thüre streckte der Wolf seinen Kopf heraus. Das Fensterglas hatte er zersplittert, und bemühte sich aus allen Kräften durch das eiserne Gitter heraus zu brechen. Er sperrte den Rachen weit auf und seine Augen funkelten vor Wuth. Es gelang ihm aber nicht, seiner Gefangenschaft zu entrinnen.

„Das ist ein offenbares Wunder! sagte Georg. Wer hat meine Ziege in Schutz genommen, und das grimmige Unthier da eingesperrt? Kein Mensch wäre das im Stande gewesen. Auch sehe ich hier im Schnee keine anderen Fußtritte von Menschen, als die meinigen und die des alten Mannes. Die Fußstapfen des Wolfes gehen aber gerade zur Thüre

hinein. Nur ein Engel Gottes, der ohne den Boden zu betreten, schwebend vom Himmel herab kam, konnte das wilde Thier bändigen und es so leicht hier hinein einleiten und verschließen, damit es den Menschen nicht mehr schaden könne." Er dankte Gott mit erhobenen Händen.

Indeß war der Greis herbey gekommen. Er hatte das Jammergeschrey der Knaben: „Der Wolf, der Wolf" gehört, und wollte nun sehen, ob seinem Wohlthäter kein Unglück begegnet sey.

„Da seht einmal das Wunder an, das hier geschehen ist, rief Georg. Seht, der Wolf ist gefangen, ohne daß er meiner Ziege ein Haar krümmen konnte. Nun sagt mir doch, wie Ihr meynt, daß die Sache zugegangen sey?"

„Das ist mir ganz klar, sagte der Greis; ich kann es dir erzählen, als wäre ich dabey gewesen. Als der Wolf die

Ziege witterte und von ferne erblickte, rannte er voll Raubgier auf sie zu. Die Ziege, die an der halb offenen Thüre angebunden war, und ihn kommen sah, flüchtete sich in die Kapelle. Da sie an der Thüre, die nach Innen aufgeht, angebunden war, und dem Wolfe entfliehen wollte, aber nicht vorwärts konnte, wandte sie sich seitwärts, und verbarg sich, wie an einem Leitseile geführt, hinter die offene Thüre. Der Wolf, der sie aus den Augen verloren hatte, rannte voll Blutdurst und blinder Wuth geraden Wegs bis zum Altare. Als die Ziege ihn dort vornen sah, sprang sie augenblicklich wieder aus der Kapelle heraus, und zog die Thüre mit dem Stricke, der daran befestigt war, hinter sich zu. So ward der Wolf gefangen."

„So war es denn kein Wunder, sagte Georg betroffen und nicht mehr so

fröhlich; so ging denn Alles ganz natürlich zu?“

„So natürlich es zuging, sprach der Greis, so ist es doch ein Wunder. Es ist ein Wunder der göttlichen Vorsicht. Gott hat Alles so gefügt. Durch seine Schickung ward nicht nur deine Ziege gerettet, nicht nur das verderbliche Raubthier unschädlich gemacht — du hast noch eine große Belohnung zu erwarten. Denn unser gnädigster Fürst hat einen Preis von zehn Goldgulden ausgesetzt für Denjenigen, der dieses Raubthier fängt oder erlegt. Dieser Preis gebühret dir. Du bist die nächste Ursache, daß es gefangen wurde. Du hast, ohne es zu wissen, eine künstliche Wolfsfalle angelegt. Du wirst den Lohn auch sicher erhalten.“

Georg erstaunte; denn zehn Goldgulden waren in jenen Zeiten eine große Summe Geldes. „O wenn das so ist,

sprach er, so kann ich ja meiner Mutter nicht nur eine Kuh kaufen, sondern es bleibt mir noch viel Geld übrig, das ich aber Alles meiner Mutter geben werde. Wenn ich das Geld bekomme, so schenke ich Euch die Ziege, und Euch ist dann auch wieder geholfen. Wenn Ihr nicht gewesen wäret, so hätte ich meine Ziege unbesorgt losgebunden, wäre meines Weges gegangen, und der Wolf hätte die Ziege gewittert, sie zerrissen, und vielleicht mich noch dazu."

Der Greis erhob Augen und Hände zum Himmel und sprach: „Gottes Barmherzigkeit sey gepriesen! Er vergilt es dir, daß du mir meine Bürde zu meiner Hütte getragen hast. Er hat mein Gebeth erhört, und nun auch mir in meiner Noth geholfen. Laß uns seine heilige Vorsehung dankbar anbethen!"

6.

Der belohnte Sohn.

Nachdem Beide vor der Kapellthüre Gott gedankt hatten, trat Georg auf der Anhöhe vorwärts, und schaute hinab nach Greiselbach. Die Leute wagten sich nicht aus ihren Häusern; sie guckten blos bey den obern Fenstern heraus, um zu vernehmen, wie die Geschichte mit dem Wolfe abgelaufen sey. Georg winkte ihnen und rief: „Kommt herauf! Ihr habt nichts mehr zu befürchten. Der Wolf ist gefangen und in der Kapelle eingesperrt.“ Der Vogt kam mit einigen der beherztesten Männer herauf. Sie schauten bey den zwey Fenstern hinein und sahen, daß der Wolf wirklich in der Kapelle sey, und wüthend an den Wänden gegen die hohen Fenster der Ka-

pelle empor springe. Wann er dann wieder gegen die kleinen Fenster herkam, bebten die Männer scheu zurück.

„Gottlob! sagte der Vogt, der Wolf ist richtig gefangen. Wir sind nunmehr sicher vor ihm und unser Vieh auch. Wie ihr aber dieses gemacht habt, ist mir unbegreiflich.“ Der Greis erzählte es den erstaunten Männern. „Ey, ey, sagten die Bauern, wer hätte das geglaubt, daß die Ziege den Wolf fangen könnte!“ „Es ging da, sprach der Vogt, wie ich euch hundert mal gesagt habe: „Wenn der Dieb reif ist, holt ihn ein hinkender Büttel ein.“ Der Vogt rief noch einmal: „Nun, Gott sey Lob und Dank! Er hat geholfen. Ich werde nun auf der Stelle einen reitenden Boten an den gestrengen Ritter mit der fröhlichen Botschaft absenden. Herr Ulrich von Wildburg wird sicher hoch erfreut seyn.

Du aber, junger Geißhirt, mußt indessen hier bleiben. Du wirst dann deine gebührende Bezahlung erhalten. Bis dahin werde ich für dich und deine Ziege sorgen; ihr sollet an nichts Mangel leiden."

Einer der Bauern ritt spornreichs nach Wildburg. Der Ritter saß mit seiner Gemahlin und seinem Sohne eben bey Tisch. Er warf sobald er die Nachricht vernahm, Messer und Gabel auf den Tisch, sprang vor Freuden auf und rief: „Das ist herrlich! Das ist ein Fest für einen ehrlichen Weidmann! Ich eile auf der Stelle hin! Konrad, freue dich, du darfst auch mit." Er befahl sogleich zu satteln, und alle Jagdlustige im Dorfe, zu Pferd und zu Fuß, aufzubieten. „Den Braten da, sagte er, packt in den Jagdranzen; wir wollen ihn nach erlegtem Wild auf Weidmannsart von der Faust verzehren."

Bis die Pferde gesattelt und seine Leute zusammen gekommen waren, ließ er sich von dem Boten Alles ausführlich erzählen, und rief während der Erzählung öfter: „Herrlich, prächtig! Das soll eine Lust seyn, das Raubthier zu erlegen.“

Er und seine Reiter setzten sich zu Pferd; viele neugierige Leute folgten, so eilig sie konnten zu Fuß. Der Ritter kam bey der Kapelle an, achtete kaum auf die tiefen Verbeugungen der Bauern, schaute durch eines der kleinen Fenster und rief: „Wahr und wahrhaftig, der Wolf ist gefangen! Er ist ein so herrliches Stück Wild, als ich in meinem Leben eines gesehen habe. Nun soll der Spaß sogleich angehen.“ Er fing an, seine Mannschaft in Bereitschaft zu stellen.

Der Vogt näherte sich ihm demüthig und sprach: „Mir däuchte es am Besten, das Thier da drinnen verhungern zu las-

sen; so hätte kein Mensch Mühe damit und keines Menschen Leben käme in Gefahr."

Allein der Ritter rief trotzig: „Meynst du, wir seyen so feige Memmen, wie ihr? Nein, nein, von diesen meinen eigenen Händen, durch diesen Spieß soll der Unhold sterben, wie es nach Weidmanns Gebrauch sich gebührt und Rechtens ist. Er hat mir und meinen Unterthanen Herzenleid genug angethan. Hurtig! stellt euch in Ordnung, wie ich gesagt habe, und Einer, der dazu Muth hat, öffne die Thür."

Ein Jäger, mit einem Spieße bewaffnet, öffnete die Thür. Allein der Wolf wollte nicht heraus. „Er merkts, rief der Ritter, daß kein guter Willkomm auf ihn warte. Geschwind, hetzt die Hunde auf ihn; da wird er, mag er wollen oder nicht, doch herauskommen."

Der Ritter nahm seine Stellung einige Schritte vor der Thüre, den ausgestreckten Spieß in der Hand. Der Wolf kam heraus, und der Ritter stieß ihm den Spieß in den offenen Rachen. Das Thier spie einen Strom dunkelrothen Blutes aus, und röchelte und zappelte zu den Füßen des Ritters. Der Ritter jauchzte vor Freuden und rief: „So soll es jedem Räuber gehen. Lustig, steckt grüne Zweige auf eure Helme und Mützen!“ Alle Knappen, Jäger und Bauern vollzogen seinen Befehl, und erhoben seine Tapferkeit bis an den Himmel.

Eine Menge Leute, auch Weiber und Kinder, kamen herauf, den Wolf zu sehen, der lang ausgestreckt zu des Ritters Füßen lag. Der Ritter war in der Freude seines Herzens höchst gnädig. „Nicht wahr, sagte er, so lang das Thier lebte, hättet ihr euch um alle Welt ihm nicht

genahet? Nun, nun, so etwas wagen nur wir Ritter und ihre Getreuen. Auf, kommt nun her und sehet den furchtbaren Rachen und die scharfen Zähne des Thieres, seinen zotigen Balg und die ungeheure Länge!" Die Leute bewunderten das Thier und den Muth des Ritters, worüber er höchst vergnügt war.

Jetzt fragte der Vogt den Ritter: Ob Georg sich der verheißenen Belohnung vertrösten dürfe? „Wohl, wohl, rief der Ritter, die soll er haben. Er hat mir zwar das Thier nur vor meinen Spieß gebracht; allein ich begnüge mich mit der Ehre. Er soll mit mir kommen. Ich werde ihm das Geld, wiewohl ich es erst späterhin von dem fürstlichen Rentamte wieder erhalten werde, sogleich ausbezahlen."

Der Vogt brachte diesen Bescheid dem Georg, und Georg sagte zu dem Greise: „Nun ist die Ziege dein!" und ging zum

Ritter hin, ihm zu danken, und der Greis begleitete Georg, und erzählte dem Ritter, wie dienstfertig Georg an ihm gehandelt, und ihm überdies eben jetzt die Ziege geschenkt habe. Der Ritter blickte den alten Mann an und rief: „Wie, was? Dich kenne ich ja! Du wareſt einſt ein tapferer Kriegsmann, und haſt unter mir gedient. Der Georg iſt ein trefflicher Burſche, daß er dir die Ziege geben will! Ich aber gebe dir noch einen Goldgulden dazu; trinke auf meine Geſundheit.“

Konrad nahm jetzt ſeinen Vater ein wenig bey Seite, und ſprach zu ihm: „Die Belohnung, die der gute Knabe erhält, giebt eigentlich der Landesfürſt. Wir aber ſollten doch auch etwas thun. Als ich dort auf jenem Baume in ſo großer Noth war, machte ich das Gelübde, irgend ein großes gutes Werk zu entrichten. Dieſes Gelübde habe ich noch nicht gelöst. Wie

wäre es, wenn wir der Mutter Georgs eine Kuh schenkten?"

„Wohl, sehr wohl," sagte der Ritter, rief Georg herbey, und sprach zu ihm: „Da du dem alten Kriegsmanne deine Geis schenkest, so will ich, Hans Ulrich von Wildburg, mich nicht schlechter finden lassen. Deine Mutter soll die beste Kuh aus meinem Stalle haben. Du mußt heute Nacht in meinem Schlosse bleiben, und morgen früh werde ich dir die verheißene Belohnung ausbezahlen, und mein Schweizer soll die Kuh zu deiner Mutter hinführen."

Ritter Ulrich und sein Sohn ritten zurück auf das Schloß, und kamen bey finsterer Nacht dort an. Adelhaid, die Gemahlin des Ritters, saß bey angezündeter Lampe in ihrem zierlich getäfelten Zimmer und spann. Beide erzählten ihr Alles, was geschehen war, sehr lebhaft

und ausführlich. Die edle Frau sagte: „In dieser Geschichte gefällt mir Georgs Frömmigkeit, seine Liebe zu seiner Mutter und seine Wohlthätigkeit gegen den armen Greis am Besten. Ich muß den guten Knaben kennen lernen! Konrad geh doch sogleich hinab, und führ ihn herauf. Er wird indeß angekommen seyn und sich drunten in der Stube befinden.“

Konrad, in seiner grünen Jagdkleidung mit goldenen Schnüren und Börtchen, führte den schüchternen Georg, der in rauhen Zwillich gekleidet war, an der Hand in das Zimmer. Die Frau grüßte Georg überaus freundlich, und lobte ihn, daß er von seinem hart verdienten Lohne für seine Mutter die Ziege gekauft, und als die Mutter sie nicht mehr so nöthig hatte, sie dem armen Greise geschenkt habe. Sie that viele Fragen an ihn; denn sie dachte von seiner Mutter, die einen so gu-

ten Sohn erzogen hatte, noch Manches zu lernen. Sie war mit seinen Antworten sehr zufrieden, gab ihm viele herzliche Grüße an seine Mutter auf, und entließ ihn sehr gnädig.

Als er fort war, sprach sie zu Konrad: „Es freut mich, daß du Georgs Mutter mit deinem Taschengelde unterstützen willst. Allein sonst hast du dich in dieser Geschichte mit dem Wolfe nicht gut betragen. Deine Heftigkeit, dein Ungehorsam hätte dich bald um das Leben gebracht, und mich und deinen Vater in eine unaussprechliche Betrübniß versetzt, wenn Gott nicht in das Mittel getreten wäre und Alles zum Bessern gelenkt hätte. Ich wünsche, daß du an edlen Gesinnungen dem armen Knaben im Zwilchkittel gleichen mögest. Das würde dich mehr zieren, als das Gold auf deinem Kleide."

Zu Ritter Ulrich, ihrem Gemahl,

ſprach ſie: „Ich habe mich aufs neue überzeugt, das Allernothwendigſte ſey, die Kinder ſo zu erziehen, daß ſie Gott fürchten, ehrerbietig und gehorſam gegen die Aeltern, und wohlwollend und liebevoll gegen alle Menſchen werden; und daß ſie, um dieſes zu werden, ihre heftigen Neigungen beherrſchen lernen. Das iſt für Alle gleich nothwendig, ſie mögen nun in einer armen Hütte oder in einem Schloſſe aufwachſen, und dazu beſtimmt ſeyn, einmal die Pflugſchar, den Degen oder die Feder zu führen."

7.

Die erfreute Mutter.

Am andern Morgen ſaß Margaretha bey ihrem warmen Ofen, und ſpann ſehr emſig. Da kam eilig die Nachbarin herein und rief: „Ich bringe Euch fröhliche

Botſchaft! Euer Georg hat den Wolf eingefangen und erhält den Preis, der auf den Kopf des Thiers geſetzt war. Der brave Knabe hat Eure ſchöne Kuh an ihrem Mörder gerächt, und Ihr bekommt für Euren Schaden noch obendarein einen reichen Erſatz.“

Margaretha aber ſchüttelte den Kopf, und konnte es nicht glauben. „Wie wäre das möglich? ſprach ſie. Mein Georg hat ſich nie mit der Jagd abgegeben, und nie ein Vögelein getödtet. Er hat nie Pfeil und Bogen in die Hand gebracht. Auch iſt er eher ein Knabe als ein Jüngling; wie hätte er ein ſo furchtbares Thier überwältigen können? Mir kommt es vor, man habe dieſes Mährchen nur erſonnen, meiner zu ſpotten. Das thut mir wirklich recht wehe, und ich könnte darüber weinen!“ Wirklich ſtanden ihr Thränen in den Augen.

Die Nachbarin sagte: „Je nun, auch mir kam die Nachricht ein wenig verdächtig vor. Allein unser Jäger, der sich schon viele Mühe gegeben hat, den Wolf zu erlegen, hat eben vernommen, es sey wirklich so. Der ehrliche Weidmann hat zwar die nähern Umstände noch nicht erfahren; er hat aber keinen kleinen Verdruß, daß, wie er sagte, ein unbärtiger Knabe der ganzen löblichen Jagdgenossenschaft den Preis gleichsam vor der Nase weggenommen habe. Doch, setzte die Nachbarin noch bey, indem sie nach der Thüre griff, wir werden ja weiter hören, wie sich die Sache verhält."

Margaretha spann mit zitternden Händen fort, und sann der Erzählung der Nachbarin weiter nach. Je mehr sie aber nachsann, desto unglaublicher kam ihr die Geschichte vor. Der Schmerz über den blutigen Tod ihrer so nützlichen Kuh

erneuerte sich, und sie ward aufs neue herzlich betrübt. Da trat voll Freude Georg herein, erzählte was für ein groſses Glück ihm der liebe Gott beschert habe, und wie alles zugegangen — und zählte ihr die zehn Goldgulden auf den Tisch. Margareiha glaubte kaum ihren Augen und Ohren; sie konnte nur staunen und Gott danken.

Georg blickte durch das Fenster, nahm seine Mutter bey der Hand, und rief freudig: „Nun kommt einmal mit mir heraus und seht! Unser gestrenger Ritter schickt Euch eine andere Kuh, die Euch gewiß gefallen wird.“ Die Mutter ging mit dem Knaben hinaus vor die Thüre. Da stand der Schweizer, und hielt die Kuh am Horn. „Die Kuh, sagte der Schweizer, ist eine der schönsten und besten aus meinem Stalle. Ich verliere sie sehr hart. Mein einziger Trost ist,

daß sie wieder in einen guten Stall kommt. Denn ich weiß, wie ordentlich Ihr Eure verlorne Kuh gefüttert, und wie reinlich Ihr sie gehalten habt. Eure Kuh war die schönste Kuh weit umher — die meinigen ausgenommen."

Margaretha, die sich noch immer von ihrem Erstaunen nicht recht erholen konnte, rief: „O mein Gott, wie gut bist Du! Du verwandelst Leiden in Freuden. Als Du das Unglück über mich geschickt hast und ich meine Kuh verloren hatte, dachte ich freilich nicht, daß Du mir dadurch ein größeres Glück bereiten wolltest. Doch von dem Zeitlichen will ich gar nicht reden. Der zeitliche Schaden ward mir zum ewigen Segen. Die Noth lehrte mich eifriger bethen und herzlicher auf Dich vertrauen; und Du ließest mein Vertrauen nicht zu Schanden werden."

Sie wandte sich hierauf zu dem

Schweizer und sprach: „Ich habe eine unbeschreiblich große Freude. Ich sehe auch recht gut ein, daß ich Euch ein recht ansehnliches Trinkgeld geben sollte. Vor einer Viertelstunde hatte ich kaum einige rothe Heller im Hause. Aber nun kann ich Euch einen Goldgulden geben."

„Laßt es gut seyn, sprach der ehrliche Schweizer; der gestrenge Herr hat mir streng, bey Verlust meines Dienstes, verboten, ein Trinkgeld anzunehmen. Die gnädige Frau aber hat mir anstatt Eures Trinkgeldes noch einmal so viel gegeben, als ich billiger Weise von Euch hätte erwarten können. Lebt wohl, und Gott gebe Euch zu der Kuh Glück und Segen."

Nachdem der Schweizer fort war, und Margaretha und Georg die Kuh in den Stall geführt, und ihr von dem Heu, das noch im Ueberfluß da war, reichlich

auf die Raufe gesteckt hatten, gingen sie in die Stube: Margaretha setzte sich in ihren Lehnstuhl und sagte: „Die Freude ist mir gleich einem großen Schrecken durch alle Glieder gedrungen; ich fühle mich ganz matt und müde!“ Georg mußte ihr alles noch ausführlicher erzählen. Sie hörte sehr aufmerksam zu, und bezeigte ihm mehrmals ihre Freude über sein Betragen. Am Ende der Erzählung sagte sie: „Liebster Georg! Du hast die Worte deiner Mutter getreulich befolgt. Du hast dich an Gott gehalten, dem Nebenmenschen Gutes erwiesen, und deiner Mutter Freude gemacht. Thu' das ferner. Wer Gott liebt, Ihm gehorcht und vertraut, wer die Aeltern ehrt, wer keinem Menschen ein Leid, sondern allen nur Gutes thut, an dem haben Gott und Menschen Freude und es geht ihm wohl in dieser und in jener Welt.“

Was die Mutter ihm voraussagte, traf auch richtig ein. Er wurde ein wackerer, wohlhabender, sehr geachteter Bauersmann. Aber auch Konrad wurde nicht nur ein sehr tapferer, sondern was noch mehr ist, ein sehr edler, mit Recht hochgeehrter Ritter.

Die Sage von dieser Begebenheit hat sich bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts erhalten, und besteht wahrscheinlich noch jetzt. Die Wildburg ist schon längst so von Grund aus zerstört, daß nur die Stätte davon übrig geblieben, worauf jetzt noch der Name des Dorfes Wildburgstetten hindeuten mag. Ein benachbartes Weiler heißt Wolfsbühl. Wenn man, auf dem Wege von Dünkelsbühl nach Nördlingen durch Greiselbach kommt, erblickt man, auf einer Anhöhe zur Linken der Straße, die erwähnte Kapelle.

III.

Die Wasserfluth am Rheine.

1.

Eine Schreckensnacht.

Vor etwa hundert Jahren lebte in einem freundlichen Dörflein am Rheine der Weingärtner Martin Braun. Er war ein gottesfürchtiger, rechtschaffener und sehr arbeitsamer Mann; eben so fromm, tugendhaft und fleißig war seine Hausfrau Ottilie.

Martins Haus, das äußerste des Dorfes, stand zunächst an dem Flusse. Der thätige Mann hatte den Abhang eines steilen, felsigen Hügels, der eine Strecke

weit in die Wellen des Stromes hinein reichte, von unten bis oben mit Weinstöcken bepflanzt, die sehr köstliche Trauben trugen; Ottilie benützte die schöne Wiese am Hause, die sich längs dem Rheine hinzog, an den übrigen drey Seiten aber von einer grünen Hecke und schattigen Erlen und Pappeln begränzt war, zu einer Bleiche, und durch ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit wurde die Leinwand so blüthenweiß, daß alle Hausmütter im Dorfe und wohl auch in den benachtbarten Ortschaften ihre Leinwand von ihr gebleicht haben wollten. So erwarb das wackere Ehepaar das tägliche Brod und den nöthigen Lebensunterhalt. Ueberdieß lieferte die Wiese so viel Futter, ein paar Kühe davon zu halten. Ein großer, dunkelbrauner Pudel bewachte den Frühling und Sommer hindurch die Bleiche; im Herbste, wann die Trauben reiften, den Weinberg; und

das ganze Jahr hindurch, besonders aber in den langen Winternächten, Haus und Hof.

Martin und Ottilie lebten hier sehr glücklich und vergnügt, in Eintracht und Liebe. Ihre größte Freude aber und ihr kostbarster Schatz auf Erden waren ihre fünf Kinder, von denen das jüngste noch in der Wiege lag. Die guten Aeltern begnügten sich nicht damit, ihre Kinder zu ernähren und gut zu kleiden; ihre größte Herzensangelegenheit war, sie gut zu erziehen. Vater und Mutter beeiferten sich, sie von der zartesten Kindheit an zum Bethen und Arbeiten anzuhalten. „Bethen und Arbeiten, sagte Martin, macht uns tauglich für diese und jene Welt.“ Die frommen und fleißigen Aeltern bedurften auch keiner besondern Erziehungskunst, ihre Kinder zur Frömmigkeit und zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Das Beispiel der Aeltern wirkte mehr, als ihre

Worte; die Kinder wurden ganz den Aeltern ähnlich; sie sahen und wußten es nicht anders. Am ganzen Rheine fand sich vielleicht keine glücklichere und zufriedenere Familie.

Allein diese gute und glückliche Familie wurde bald von einem großen Leiden heimgesucht. Es kam ein so strenger, harter Winter, daß man es bey Menschengedenken nicht so wußte. Eine unermeßliche Menge Schnee bedeckte Berg und Thal, und die Kälte war furchtbar. Der Rheinstrom war wohl eine Elle tief zugefroren, und hart wie Marmor. Man fürchtete sehr, der Eisgang werde große Ueberschwemmungen verursachen und großes Unglück anrichten. Endlich trat starkes Thauwetter ein; doch ahnete man noch keine nahe Gefahr. Martin mit seiner kleinen Familie lag im tiefen Schlafe. Da wurde er um Mitternacht plötzlich von

der Sturmglocke geweckt; es wurde mehrmal geschossen; er vernahm ein mächtiges Rauschen des Wassers. Er sprang eilends aus dem Bette, warf sich in seine Kleider, und verließ die Kammer, um zu sehen, wie es stehe. Allein schon war in die Stube und den Hausgang so viel Wasser eingedrungen, daß er darin beinahe waden mußte; und als er die Hausthüre öffnete, brach ein Strom Wasser mit solcher Gewalt herein, daß er davon fast zu Boden gerissen wurde. Er sprang in die Kammer und schrie: „Ach Ottilie! Laß uns vor Allem unsere Kinder retten!“ Ottilie taumelte, noch halb im Schlafe auf, und zog bestürzt die nöthigsten Kleidungsstücke an. Beide Aeltern suchten sich mit ihren Kindern auf den Weinberg zu retten; allein das hochangeschwollene Wasser strömte ihnen so mächtig entgegen, daß es ihnen unmöglich war.

Sie versuchten nun eine andere Anhöhe jenseits des Dorfes zu erreichen. Allein die Nacht war so finster, daß man keinen Schritt weit sehen konnte. Der Mond war längst untergegangen, und schwere Wolken verdunkelten die Sterne. Ueberdieß regnete es sehr stark, und der Sturmwind saußte furchtbar. Hohes Wasser strömte durch die Gassen des Dorfes, und bedeckte alle Wege und Stege. Die guten Aeltern fürchteten bey jedem Tritte in der großen Wasserfluth umzukommen. Die Kinder, die von den jammernden Aeltern so plötzlich aus dem Schlafe geweckt worden, weinten und schrien laut. Aus allen Häusern erscholl Jammergeschrey.

Indeß erschienen oben im Dorfe einige brennende Pechfackeln, und der düsterrothe Fackelschein machte den großen Jammer, den man bisher nur gehört

hatte, nunmehr sichtbar. Hunderte von Menschen strengten all' ihre Kräfte an, dem schauerlichen Tode im Wasser zu entgehen. Ueberall, wo man nur hinsah, erblickte man Elend und Noth. Hier am niedrigen Fenster einer kleinen Hütte stand eine jammernde Mutter mit ihren laut weinenden Kindern, und bot eines nach dem andern dem Vater hinaus, damit er sie rette, obwohl er, bis an die Brust, in dem reißenden Wasser stehend, selbst kaum sich aufrecht erhalten konnte. Dort trugen erwachsene Söhne und Töchter eine kranke Mutter aus der Hausthüre, um sie vor den eingedrungenen Wasserfluthen zu flüchten. Die armen Leute waren in Gefahr, alle zusammen in den Fluthen umzukommen. Allein mehrere tapfere, menschenfreundliche Männer kamen ihnen liebreich zu Hülfe, um sie zu retten.

Ottilie, auf jedem Arme ein Kind, wurde von der Gewalt des Wassers niedergerissen; ihr Mann, eben so mit zwey Kindern beladen, konnte ihr nicht helfen. Allein zwey rüstige Männer eilten herbey, retteten Mutter und Kinder, und erreichten nebst dem Vater die benachbarte Anhöhe. Hier schürte man unter einigen Tannenbäumen ein großes Feuer auf, damit alle Gerettete, die ganz vom Wasser trieften, sich trocknen konnten.

Als Ottilie, außer Athem und fast ohne Bewußtseyn, auf der Anhöhe angekommen war, und sich von ihrem Schrecken etwas erholt hatte, blickte sie um sich und rief mit Entsetzen: „Wo ist mein kleinstes Kind, mein Kaspar?“ Das Kind war in der Wiege neben dem Bette der Mutter gelegen. Das Wasser war so plötzlich und in so großer Menge in die Kammer eingedrungen, daß die Wiege

sogleich zu Schwimmen anfing, und von der Stelle hinweg gerissen wurde. Die Mutter hatte im Dunkeln sogleich nach der Wiege greifen wollen, allein da sie dieselbe nicht mehr an Ort und Stelle fand, so meynte sie, der Vater habe das Kind sammt der Wiege schon in Sicherheit gebracht; sie war nur mehr darauf bedacht, die übrigen Kinder zu retten. Jetzt, da sie ihren Irrthum erkannte, schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen, und weinte und jammerte so erbärmlich, daß es einen Stein hätte bewegen können. Sie wollte augenblicklich sich aufmachen, und durch die gewaltigen Wasserfluthen in ihre Wohnung eilen, um das geliebte Kind dem schauerlichen Tode im Wasser zu entreißen. Allein der Vater hielt sie zurück. „Bleib, liebe Ottilie! sagte er; du würdest unser Haus sicher nicht mehr erreichen. Das

Wasser reißt zu gewaltig, und wäre dir zu mächtig. Ich will versuchen, das liebe Kind zu retten! Unsere getreuen Nachbarn werden mir beistehen!" „Ja, das wollen wir!" riefen die zwey Männer, die Ottilien und ihre Kinder gerettet hatten. Sie machten, mit langen Stangen versehen, um damit den Grund zu untersuchen, und sich darauf zu stützen, unverzüglich sich auf den Weg und Einer von ihnen trug eine brennende Fackel.

Ottilie wollte ihnen nacheilen. Die Weiber aber, die sich bey dem Feuer eingefunden hatten, hielten sie mit vieler Mühe und nicht ohne Gewalt zurück. „Habe nur Geduld, sagten sie, und bleib; du würdest nur in deinen Tod rennen. Die tapfern Männer retten, wenn es anders möglich ist, dein Kind gewiß."

Alle auf der Anhöhe sahen den drey Männern mit bebenden Herzen nach, bis

die Fackel hinter einem Hause verschwand. Alle sahen noch lange hinaus in die dunkle Nacht; sie sahen aber nichts mehr, und hörten nur das furchtbare Rauschen des Wassers, das Sausen des Windes, und von Zeit zu Zeit das Krachen eines einstürzenden Hauses. Es wurde den guten Leuten recht schauerlich, und alle flehten einmüthig und mit erhobenen Händen zum Himmel: „O Gott! erbarme Du Dich der guten Männer und des armen Kindes! Steh Du ihnen bey, und laß sie nicht umkommen. Du allein kannst sie vom Tode erretten!“

2.

Neuer Jammer.

Ottilie wartete mit Todesangst auf die Zurückkunft ihres Mannes und seiner treuen Begleiter. Es war bereits eine

Stunde verflossen, und noch sah und hörte man nichts von ihnen. Ottiliens Angst nahm mit jedem Augenblicke zu. Sie kniete mit festgefalteten Händen nicht weit von dem Feuer unter einer Tanne. Ein Kind, um das sie die Schürze geschlagen hatte, hielt sie in den Armen; ein Anderes, der kleine Georg, stand im bloßen Hemdchen barfuß neben ihr und zitterte vor Frost. Ottilie bethete aus allen Kräften der Seele, und Angstschweiß benetzte ihre Stirne. Der kleine Georg, der dieß am Glanze des Feuers bemerkte, sagte in seiner kindlichen Einfalt: „Mutter, wie kommt doch dieß! Du schwitzest ja, und mich frierts?" Die Mutter ermahnte ihn, und sein nur um ein Jahr älteres Schwesterchen Marie, auch zu bethen, und beide erhoben ihre Händchen zum Himmel. Endlich kam der Vater — mit trostlosem Angesicht und tröpfelnd

vom Waſſer. Einer der zwey Männer, die ihn begleiteten, ſagte: „Es war unmöglich, Euer Haus zu erreichen, werthe Nachbarin! Das Waſſer iſt zu tief und zu reißend. Wir wagten uns faſt bis an die Schultern hinein, und wären beinahe alle Drey umgekommen.“ Der Andere ſprach: „Gebt indeß die Hoffnung noch nicht ganz auf; mehrere brave Männer, deren Häuſer der Gefahr weniger ausgeſetzt waren, kamen ja ihren lieben Nachbarn treulich zu Hülfe. Sie ſind, bevor das Waſſer überhand genommen, mit Laternen in die Häuſer gedrungen, und haben viele Menſchen und manches Hausgeräth gerettet. Vielleicht befinden ſich Wiege und Kind auch darunter.“ Wirklich kamen noch immer Leute, die mit allerley Geräthſchaften beladen waren, auf dem Hügel an. Allein die Wiege kam nicht mehr zum Vorſchein; Niemand wußte etwas von dem Kinde.

Die schauerliche Nacht mußte endlich dem Tage weichen. Sturm und Regen ließen nach. Die Wolken zertheilten sich. Die Sterne, die hie und da zwischen den zerrissenen Wolken hervorblickten, flimmerten schon bleicher; die Morgenröthe brach an — allein unter den guten Leuten, die sich um das Feuer gesammelt hatten, entstand ein großes Jammergeschrey; denn von einem großen Theile ihres freundlichen Dörfleins sahen sie nichts mehr. Das Haus des ehrlichen Martins war nebst vielen andern von den Fluthen verschlungen; manches Haus stand mit schiefem, auf einer Seite gesenktem Dache da, und drohte den Einsturz. Die Leute jammerten um ihre verlorne Habe; Mutter Ottilie aber nur um ihr Kind. „Sey es, rief sie, daß Alles, was wir hatten, dahin ist! Ich wollte es für nichts achten, wenn ich nur mein liebes Kind wieder

hätte!“ Auch der Vater war mehr darum bekümmert, daß er ein Kind verloren hatte, als daß er nunmehr ein armer Mann war. Indeß faßte er ſich, und ſagte mit einem frommen Blick zum Himmel: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſey gebenedeit!“

Er wandte ſich zu Ottilie und ſprach mit Thränen in den Augen: „Liebſte Ottilie, ergieb dich in den Willen Gottes! Es iſt nun einmal ſo, und ſteht nicht mehr zu ändern. Sieh' Alles, was Gott thut, iſt wohlgethan. Schenke dein liebes Kind Ihm; bey Ihm im Himmel iſt es am beſten aufgehoben.“ Die Mutter hörte auf zu jammern, weinte ſanftere Thränen, und ſagte: „Nun denn, der Wille des Herrn geſchehe!“ Die Kinder, die viel geweint hatten, fingen an ihre Thränen zu trocknen, und die kleine

Marie ſagte: „Wir wollen nun nicht mehr weinen! Unſer kleines Brüderlein iſt nun ein ſchönes Engelein im Himmel. Dort iſt es viel beſſer zu wohnen; denn dort giebt es keine Ueberſchwemmungen mehr!“

Der kleine Georg ſagte: „Das iſt wohl wahr! Es iſt aber doch ein groſſes Unglück, daß unſer kleines Brüderlein im Waſſer umgekommen iſt! Auch um unſere zwey ſchönen Kühe iſt es Schade! Noch mehr aber um unſern luſtigen Pudel! Der iſt auch ertrunken; ſonſt wäre er gewiß hieher gekommen! Er dauert mich faſt noch mehr als das Brüderlein!“

„Wie kannſt du doch ſo thöricht reden?“ ſagte Marie. „Das laß einmal hören.“

„Je nun,“ ſagte der Knabe, „das Brüderlein iſt ja nun im Himmel; der arme Pudel kann aber nicht in den Him-

mel kommen.“ So redeten die Kinder, und die Umstehenden, die ihnen zuhörten, mußten, so betrübt sie waren, doch ein wenig lächeln.

Indeß kamen aus den benachbarten, höher liegenden Ortschaften, die durch die Ueberschwemmung nichts gelitten hatten, mehrere Einwohner herbey, brachten den Verunglückten mancherley Lebensmittel und Kleidungsstücke, und erboten sich, sie einstweilen in ihre Wohnungen aufzunehmen. Dieß war Allen ein sehr großer Trost. Auch Martin war darüber sehr erfreut, sagte aber: „Ich werde von dem freundnachbarlichen Anerbieten nur für so lange Gebrauch machen, bis wir uns getrocknet und nothdürftig gekleidet haben; dann ziehe ich aber unverzüglich zu meinem Bruder, der einige Meilen von hier in dem Gebirge wohnt. Ihr, liebe Nachbarn, habt für so viele Leute nicht Raum ge-

nug; mein Bruder aber hat ein großes Haus, in dem er mir, nebst Weib und Kindern, gewiß sehr gerne ein Plätzchen einräumt. Sobald bessere Witterung eintritt und wieder Frühlingsluft weht, kehre ich zurück, und wir helfen dann treulich zusammen, unsere zerstörten Wohnungen wiederum aufzubauen. Seyd getrost! Wenn wir das Unsrige treu thun, so läßt Gott es uns nie an seinem Beistande fehlen. Denkt an mich, dieses große Unglück wird am Ende uns Allen noch großen Segen bringen!"

3.

Der getreue Pudel.

Nachdem Martin und Ottilie in verflossener Nacht ihr Haus verlassen hatten, durchbrach die tobende Wasserfluth alle Wände, die nur leicht aus Weiden ge-

flochten und mit Lehm bekleidet waren, bahnte sich einen breiten Weg mitten durch das Haus, und riß alles Hausgeräthe mit sich fort. Nur die starken Balken, die dem Hause einige Festigkeit gaben, leisteten noch einige Zeit Widerstand. Als das Haus zusammenstürzte, war das vermißte Kind sammt der Wiege schon mehr als eine Meile weit den Rhein hinabgeschwommen. Auch dort war die Wassersnoth sehr groß. Alle Flecken und Dörfer, die eine etwas tiefe Lage hatten, wurden unter Wasser gesetzt, viele Menschen geriethen in Lebensgefahr und verloren Hab' und Gut. Die Wiege schwamm indeß an einem Dorfe vorbey, das auf einem Hügel lag, und gegen die verheerende Ueberschwemmung gesichert war. Die Bewohner des Dorfes sahen mit Schrecken, wie allerley Hausgeräthe, da ein Tisch, dort eine Bank, hier einige Fässer, dort ein

Kaſten, da ein Mühlrad, ja dort ein ganzer Dachſtuhl, noch mit Stroh bedeckt, in den Wellen daher geſchwommen kamen. Einige Knaben wagten ſich bis an's äußerſte Ufer hinaus, um Alles recht in der Nähe zu ſehen. Da rief auf einmal einer der Knaben, der gute Augen hatte: „Ey, ſeht doch, dort mitten im Fluße ſchwimmt eine Wiege!“ Ein anderer Knabe, der nicht minder gut ſah, rief: „Und ſeht nur, ein Hund ſchwimmt dahinter her, und ſucht ſie an das Land zu ziehen.“ — „So iſt es, ſprach ein dritter; allein das gute Thier bemüht ſich vergebens; es ſcheint ſchon ſehr abgemattet, und die Gewalt des Stromes iſt ihm zu ſtark; auch wird es von den vorbey ſchwimmenden Eisſchollen gehindert.“ — Einige Männer waren am Ufer beſchäftigt, mit langen Stangen, an denen eiſerne Hacken befeſtigt waren, Fäſſer, Ki-

ſten und allerley Hausgeräthe aus dem Waſſer heraus zu ziehen. Einer aus ihnen, ein junger Fiſcher, ſah die Wiege, und rief: „Das Kind befindet ſich gewiß noch darin; denn um die leere Wiege würde das treue Thier ſich wenig bekümmern! Auf, Brüder, eilt, laßt uns das Kind retten! Ein Hund ſoll uns nicht beſchämen!“

Der Mann ſprang, troz der drohenden Gefahr, von den mächtig heranſtürmenden Eisſtücken zerſchmettert zu werden, in ein Schifflein, und zwey andere Fiſcher folgten ihm. Sie erreichten die Wiege, erblickten das Kind darin, hoben die Wiege in das Schifflein, und brachten das Kind glücklich ans Land.

Die Leute liefen zuſammen und drängten ſich um die Wiege, das Kind zu ſehen. Unter den Leuten am Ufer befand ſich ein reicher Weinhändler, Namens

Blank, der mit seiner Frau am Arme auch herausgekommen war, die Zerstörung zu schauen, die der angeschwollene Strom anrichtete. Die Frau wollte das gerettete Kind auch sehen. Auf die Bitte des Herrn Blank machten die Leute ihr sogleich Platz. „Ach, mein Gott, sagte die Frau, indem sie sich über die Wiege neigte, welch ein holdes Kind! Und seht nur, wie süß es schläft, unwissend, in welcher Gefahr es sich befunden, unwissend, daß es gerettet worden. Wahrhaftig, Gottes Auge wachte über das Kind.“

Die Frau hatte vor einigen Wochen ihr einziges Kind durch den Tod verloren. Sie wandte sich daher zu ihrem Manne und sagte zu ihm: „O sieh doch, liebster Daniel, wie dieses Kind hier unserm verstorbenen Kinde so ähnlich sieht! Es ist auch von gleichem Alter. Ich denke, der liebe Gott, der unser Kind uns ge-

nommen, wolle uns dieses dafür schenken! Wie meinst du, soll ich das holde Kind nicht zu mir nehmen, und wenn seine Aeltern in dem Wasser umgekommen seyn sollten, oder sonst nicht mehr zu finden wären, es behalten und erziehen?"

Herr Blank lächelte freundlich, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Wohl, wohl! Thu das! Wir wollen nicht minder barmherzig seyn, als diese drey braven Männer, oder jenes mitleidige Thier!"

Die Umstehenden waren über die menschenfreundlichen Gesinnungen des Herrn Blank und seiner Frau alle sehr erfreut, ja bis zu Thränen gerührt, und flüsterten unter einander: „Da trifft sehr schön das Sprichwort ein: Gott giebt seinen Kindern ihr Glück im Schlaf. Macht Gott arme Waisen, so erregt er mitleidige Herzen, die an ihnen Aelternstelle vertreten."

Die drey Fischer, die nur auf die Rettung des Kindes und ihres eigenen Lebens bedacht gewesen, hatten wenig auf den Hund geachtet. Der getreue Pudel kam aber jetzt auch an das Land, und schüttelte sich ein paar Male so kräftig, daß alle Umstehende vor dem umher spritzenden Wasser auseinander eilten. Der Hund fing hierauf an vor Freude zu bellen, wedelte mit dem Schweife, und sprang bald an dem Einen, bald an dem Andern der Fischer empor, als wollte er ihnen für die Rettung des Kindes danken. Herr Blank sprach: „Da dieser brave Hund so dankbar ist, so sollen es die Menschen nicht weniger seyn!“ Er nahm sechs Goldstücke aus seiner Börse, um Jedem der drey Fischer zwey davon zu geben. Sie wollten das Geld aber nicht nehmen. „Was wir gethan haben, sprachen sie, haben wir aus christlicher Liebe gethan,

und nicht um eitlen Lohnes willen!" Herr Blank sagte: „Es ist sehr schön, daß Ihr für Eure edle Handlung keines Lohnes begehrt; allein von mir wäre es nicht schön, wenn ich Euch die geringe Belohnung, die ich Euch bieten kann, entziehen wollte. Derjenige, der den Trunk kalten Wassers aus Liebe gereicht, belohnet, Er will gewiß, daß auch wir wohlthätige Handlungen nicht unbelohnt lassen. Nochmal, nehmt, was ich Euch im Namen der Menschheit, um die Ihr Euch verdient gemacht habt, mit freudigem Herzen gebe."

„Nun, sagte der junge Fischer, so *wollen wir das Gold denn nehmen*, und damit unsere armen Brüder im nächsten Dorfe unterstützen. Sie haben bey dieser Ueberschwemmung großen Schaden gelitten!"

Der Hund hatte sich indeß durch die vielen Leute, welche die Wiege umgaben,

hindurch gedrängt. Von ſeinem lauten, freudigen Gebelle erwachte das Kind, und fing an zu weinen. Frau Blank nahm es voll Mitleids auf die Arme und küßte es. Das Kind blickte mit ſeinen hellen Aeuglein begierig umher, als ſuchte es Etwas. „Du ſucheſt wohl deine Mutter, ſagte die Frau; ach, der Himmel weiß, wo ſie iſt, und ob ſie nicht in den Fluthen ihr Grab gefunden! Weine aber nicht! Ich will für jetzt deine Mutter ſeyn.“ Sie trug es in ihr Haus, das ſehr ſchön und von einem großen Garten umgeben war. Die Wiege ließ ſie von einem der Fiſcher ſich nachtragen; der treue Hund aber folgte von ſelbſt.

4.

Die liebevollen Pflegeältern.

Frau Blank nahm das Kind mit ſich auf ihr Zimmer, und war nun vor Al-

lem darauf bedacht, daß es Etwas zu eſſen bekomme. Sie war ſehr geſchäftig, es auf's liebreicheſte zu verpflegen. Sie reichte ihm in einem glänzenden ſilbernen Löffelchen Muß von dem weißeſten Semmelmehl. Hierauf hüllte ſie das Kind in die feinſte Leinwand, mit roſenfarbenen Bändern verziert, und trug es zu Herrn Blank in die Schreibſtube. „Sieh nur, rief ſie, was für ein wunderſchönes Knäblein mit gekräuſelten goldenen Löcklein, hellen blauen Aeuglein und roſenröthlichen Wangen uns Gott zugeſchickt hat! Wie friſch und geſund es iſt! — Aber nun haben wir noch eine Sache von Wichtigkeit zu überlegen! Da zu beiden Seiten des Rheines lauter gute Chriſten wohnen, und das Kind bereits mehrere Monate alt ſeyn mag, ſo iſt nicht daran zu zweifeln, daß es getauft ſey. Allein zu meinem groſſen Bedauern wiſſen wir den Taufnamen

des muntern, lieblichen Knäbleins nicht. Wir ſind alſo genöthigt, ihm einen Namen zu geben. Sag nun einmal an, wie ſollen wir es nennen?“

„Nenn es Moſes! ſagte Herr Blank; denn wie Gott über den kleinen Moſes im Binſenkörblein gewacht hat, ſo wachte er auch über die Wiege dieſes Kindes. Wie jenes Kind, ſo wurde auch dieſes aus dem Waſſer gerettet. Der Name Moſes iſt deßhalb der angemeſſenſte; diesen wollen wir dem Kinde geben.“

„Ey nicht doch! rief die Frau; das gebe ich nicht zu. Dieſer iſraelitiſche Name iſt unter Chriſtenkindern nicht gewöhnlich. Wir wollen das Kind Daniel nennen. So heißeſt du; ſo hieß jenes liebe Kind, das uns leider ſo frühe von dem Tode geraubt wurde. Um dieſes Namens willen wird mir dieſes Kind noch einmal ſo lieb ſeyn.“

Herr Blank lächelte, daß es seiner Frau nicht einfiel, auch Daniel sey ein israelitischer Name. Indeß sagte er bloß: „Nun wohl, das Kind soll Daniel heißen! Auch dieses ist ein schöner, angemessener Name. Wie Gott den Daniel unverletzt aus der Löwengrube befreit hat, so hat Er dieses Kind einer eben so augenscheinlichen Todesgefahr entrissen. Gott gebe nur, daß dieses Kind auch so fromm, so verständig, so voll kindlichen Vertrauens auf Gott, so gehorsam gegen Gottes heilige Gebote werden möge, als es der junge Daniel gewesen!"

„Das wollen wir hoffen, sagte die Frau, indem sie das Kind mit Wohlgefallen betrachtete; es wird auch gewiß so schön und lieblich heranblühen, als wie Daniel! — Doch komm nun, mein liebes Danielchen, sprach sie zu dem Kinde; ich will dir nun ein recht weiches, zierli-

ches Bettchen, aus Kissen, mit Musselin und den feinsten Spitzen garnirt, zurecht machen; alle die schönen Häubchen, Strümpfchen und Kleidungsstückchen, die ich für mein verblichenes Kind bereitet habe, sollst nun du erben, und sie sollen ganz dein Eigenthum seyn. Ich will dich seiner Zeit herrlich damit herausputzen!"

„Laß uns, sagte Herr Blank, vielmehr den Vorsatz fassen, das Kind fromm und christlich zu erziehen; das wird ihm viel heilsamer und nützlicher seyn, als all der Flitterstaat, mit dem du es zu schmücken gedenkst."

„Da hast du vollkommen Recht; dazu wollen wir beide zusammen helfen!" sagte die Frau, bot ihm betheurend die Hand, und ging mit dem Kinde wieder auf ihr Zimmer.

Der ehrliche Pudel begleitete sie, und ruhte, da er nun das Kind in Sicher-

heit sah, von seiner großen Anstrengung aus. Nachdem er auch noch Futter bekommen hatte, machte er sich aus dem Hause fort, schwamm über den Rhein, lief jenseits des Flußes eilig am Ufer hinauf und verschwand.

„Gieb Acht, liebe Hildegard, sagte Herr Blank zu seiner Frau, du wirst bald um dein liebes Pflegekind kommen. Der Pudel kehrt, wie ich nicht zweifle, zu den Aeltern des Knaben zurück, und bringt sie vermuthlich hieher!"

Die Frau seufzte. „Ach, sagte sie, ich kann mir den Jammer der guten Aeltern denken! Ich weiß es aus Erfahrung, wie tief der Verlust eines geliebten Kindes schmerze. Deshalb würde ich den betrübten Aeltern das Kind willig zurück geben. Allein es würde mich doch hart ankommen, es wieder zu verlieren."

„Nun, wir wollen sehen, was zu

thun seyn wird, sagte Herr Blank. Laß uns vorerst die Zurückkunft des Hundes abwarten, der wahrscheinlich nicht allein kommen wird.“

Nach drey Tagen, als Herr Blank und seine Frau, die das Kind auf dem Schooße hatte, Abends auf dem Kanapee unter vertraulichen Gesprächen beisammen saßen, kam der treue Pudel auf einmal in das Zimmer, und begrüßte das Kind und auch Herrn und Frau Blank mit freudigem Wedeln und Bellen. Er hängte aber bald wieder den Kopf und schien sehr traurig; jedoch zeigte er von nun an kein Verlangen mehr, sich von dem Hause zu entfernen. „Daraus, sagte Herr Blank, schließe ich, der Hund habe die Aeltern des Kindes nicht mehr gefunden, und sie seyen bey der großen Ueberschwemmung wahrscheinlich umgekommen. Das gute Thier wollen wir von nun an

Treulich heißen, weil es seine Schuldigkeit als treuer Haushund so treulich gethan hat. Wir Beide wollen aber nun auch die Pflichten, die wir mit dem Kinde übernehmen, getreulich erfüllen! Wir wollen ihm eine so gute Erziehung geben, als nur immer in unsern Kräften steht."

So verschieden diese Erziehung von derjenigen war, die dem Kinde seine Aeltern hätten geben können, so war sie in der Hauptsache doch eben dieselbe. Herr Blank war ein Mann, dem die Religion über Alles ging; in seinen Berufsgeschäften arbeitete er unermüdet, und wegen seiner unverbrüchlichen Rechtschaffenheit, seines durchaus würdigen Betragens wurde er allgemein als ein Muster eines edeln Bürgers geschätzt. Seine Ehegattin glich ihm an ungeheuchelter Frömmigkeit; sie war vom frühen Morgen bis an den späten Abend in dem Hause unaufhörlich thä-

tig, das Vorbild einer guten Hausmutter, und ganz vorzüglich wohlthätig gegen die Armen. Der Wahlspruch auch dieses vortrefflichen Ehepaares war im Grunde kein anderer, als: „Bethen und Arbeiten.“ Nie wurde der häusliche Gottesdienst unterlassen, wobey Herr Blank gewöhnlich aus einem geistreichen Andachtsbuche ein Gebeth oder eine Betrachtung vorlas. Morgen- und Abendgebeth wurde immer gemeinschaftlich entrichtet; so auch die Gebethe vor und nach Tische. An Sonn- und Festtagen mußten alle Handlungsdiener und Dienstboten in dem öffentlichen Gottesdienste erscheinen. Auch sprach Herr Blank mit ihnen über die Predigt. Nie redete er anders, als mit der größten Ehrfurcht von Gott und göttlichen Dingen.

So wurden die Gefühle für unsere heilige Religion früh in dem Herzen des

kleinen Daniels geweckt. Die Arbeiten, zu denen der Knabe erzogen wurde, waren nun freilich anderer Art, als die ländlichen Geschäfte, wozu er in seinem väterlichen Hause wäre angehalten worden; er mußte Alles lernen, was einem künftigen Kaufmanne dienlich seyn konnte. Aber der Fleiß und die Genauigkeit, die Herr Blank forderte, waren hier wie dort die nämlichen. Der Knabe wurde in den öffentlichen Religionsunterricht geschickt, und mußte die sehr wohl bestellte Stadtschule besuchen. Ueberdieß ließ ihm Herr Blank von den geschicktesten Hauslehrern besondere Stunden in der französischen Sprache, der Erdbeschreibung, Naturkunde und Geschichte geben.

Beide Pflegeältern wirkten bey der Erziehung in gutem Einverständnisse zusammen, wie es auch seyn muß, wenn aus einem Kinde etwas werden soll. Der

Ernst des Vaters ersetzte, was die Mutter zu sanft, zu nachgebend war; die Sanftheit der Mutter milderte die Strenge des Vaters. Daniel hatte gegen den Vater eine kindliche Ehrfurcht, und gegen die Mutter die zutraulichste Liebe. Furcht hielt ihn von Unbesonnenheiten zurück; die Liebe war ihm ein Antrieb zu allem Guten.

Daniel wuchs zu einem blühenden, schönen Knaben heran, zeigte ganz vorzügliche Talente, und zeichnete sich in der Schule sehr aus; denn er lernte sehr fleißig, und that Alles, was seinen Pflegältern nur immer Vergnügen machen konnte, mit Freuden. Beide liebten ihn, wie ihr eigenes Kind. Ja er glaubte, er sey es wirklich. Sie hatten ihm nichts davon gesagt, daß sie ihn so zu sagen als ein Findelkind angenommen hatten; er hatte auch keine Gelegenheit, es zu erfahren. Denn als er kaum ein paar Jahre alt war, hatte

Herr Blank ein schönes Haus, nebst einer ansehnlichen Handlung in Köln geerbt, war dahin gezogen, und hatte das Landgut, auf dem er bisher gewohnt hatte, in Pacht gegeben. Jedermann in der Stadt glaubte, der junge Daniel sey ein Sohn des Herrn Blank. Wirklich hatte auch Herr Blank, schon bevor er nach Köln gekommen, ihn adoptirt, ihm seinen Namen beigelegt, und ihm auch den größten Theil seines Vermögens zugedacht — und Daniel zeigte sich dieser Wohlthat werth, und gereichte seinen Pflegeältern zu großer Ehre und Freude.

5.

Der Pudel hält sich abermal wohl.

Als der junge Blank, wie er in der ganzen Stadt genannt wurde, das vierzehnte Jahr erreicht hatte, leistete er be-

reits in der Handlung nicht unbedeutende Dienste. Er schrieb mit zierlicher Hand sehr viele Handelsbriefe, so daß sein Pflegevater sie nur zu unterzeichnen brauchte; auch die mündlichen Aufträge, die Herr Blank ihm gab, besorgte er immer auf's genaueste.

Da schickte ihn denn Herr Blank eines Abends hinaus an den Rhein, um bey dem Schiffszollamte Einiges zu berichtigen. Da der Abend sehr schön war, so freute Daniel sich sehr, einen so angenehmen Spazirgang um einen Theil der Stadt machen zu dürfen. Er zog, da es sehr heiß war, seinen schönen Sommerrock von feinem, meergrünem Zeuge an, nahm seinen grauen Kastorhut und sein Spazierstöckchen mit goldenem Knopfe, und ging vor das nächste Thor; der treue Pudel, der noch am Leben war, und sich ganz wohl befand, begleitete ihn.

Als Daniel sein Geschäft auf dem Zollamte abgemacht hatte, landete eben ein Schiff, das den Rhein herabgekommen war, und am folgenden Tage weiter nach Holland fahren wollte. Die Reisenden stiegen an's Land, und sogleich drängten sich einige junge Bursche und Knaben herbey, und erboten sich, den fremden Herren und Frauen den nächsten Weg zu den besten Gasthöfen zu zeigen, und ihnen das Gepäck nachzutragen. Zuletzt fragte ein Knabe noch einen zwar anständig, aber etwas dürftig gekleideten Mann, in welchem Gasthofe er über Nacht bleiben wolle. „Ich werde auf dem Schiffe übernachten, sagte der Mann; in einem Gasthofe wäre es mir zu theuer; mein Nachtessen, ein Stück schwarzes Brod, führe ich in meinem Reisesack; einen erfrischenden Trunk aber liefert mir der nächste, beste Brunnen, oder auch der Rhein im Ueberfluß.“

Daniel empfand Mitleid mit dem armen Manne, der ein sehr redliches, treuherziges Aussehen hatte, näherte sich ihm etwas schüchtern, und sagte, indem er ein wenig erröthete: „Wenn Ihr es nicht übel nehmen wolltet, so möchte ich Euch eine Kleinigkeit von meinem Taschengelde zu einem Glase Wein geben. Wein ist für einen Reisenden doch immer besser, als Wasser, zumal als Flußwasser.“

„Lieber, junger Herr, sprach der Mann, ich bin es zwar nicht gewohnt, vom Almosen zu leben. Da Sie mir es aber gar so freundlich und wohlmeinend anbieten, so kann ich es unmöglich zurückweisen. Es ist dieses das erste Mal in meinem Leben, daß ich Almosen annehme. Gott segne Sie für Ihre milde Gabe!“

Der Pudel war, als Daniel sich dem Fremden näherte, an den Fluß gelaufen, um seinen Durst zu stillen, kam jetzt, als

Daniel weiter gehen wollte, zurück — und sprang auf einmal an dem Manne hoch empor, bellte so laut er konnte, und zeigte eine solche unbändige Freude, als wäre er von Sinnen gekommen. Der Mann rief erstaunt: „Je, Waldi, bist du's? Finde ich nach so vielen Jahren dich wieder? Ach, wie kommst du hieher?"

Daniel sagte: „Der Hund scheint Euch recht gut zu kennen. Hat er vielleicht einmal Euch zugehört?"

„Ja freilich! sprach der Mann; ich habe gemeint, der gute Waldi, mein treuer Haushund, sey schon vor dreizehn Jahren, als der Rhein mein Haus mit sich fortgerissen, in dem Wasser umgekommen. Ich hätte nicht gedacht, ihn noch einmal zu sehen." — „Ach, fuhr er fort, und trocknete sich die Augen, ich habe damals noch einen größern Verlust erlitten, der mir in dieser Welt nie mehr ersetzt wird!"

Daniel fragte, worin dieser Verlust bestanden habe. Der Mann erzählte nun ausführlich, wie bey jener großen Ueberschwemmung, die das Rheinthal betroffen, auch sein Wohnort hart mitgenommen worden; wie er in der Nacht plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt worden, und wie er und sein Weib sich alle Mühe gegeben, ihre Kinder aus dem furchtbar angeschwollenen Wasser in's Trockene zu bringen; wie aber sein jüngstes Kind in der Dunkelheit der Nacht und bey der großen Verwirrung in der Wiege zurückgeblieben, und leider zu spät vermißt worden; wie das arme Kind, das gar ein holdes Knäblein gewesen, unter den Balken des einstürzenden Hauses und in den tobenden Wasserfluthen des Rheines begraben worden, und er nichts mehr davon gesehen und gehört habe. — Dem guten Daniel kamen aus Rührung über das

Schicksal des unglücklichen Kindes die Thränen in die Augen; er wußte nicht, er selbst sey jenes Kind gewesen, das er beweinte. Er tröstete den betrübten Vater des verlornen Kindes, sagte, er solle jene Schickung willig von Gott annehmen, der den Menschen am Ende Alles zum Besten lenke, und bot ihm zum Abschiede freundlich die Hand, weil er nunmehr nach Hause eilen müsse.

Er entfernte sich einige Schritte, und rief seinem Pudel; allein der treue Hund wollte seinen wiedergefundenen Herrn nicht mehr verlassen. Indeß sah man wohl, daß es ihm eben so schwer ankomme, sich von Daniel zu trennen. Er sprang bald zu Daniel hin, und stellte sich ihm in den Weg, als wolle er ihn aufhalten, weiter zu gehen; bald sprang er wieder zurück zu seinem ehemaligen Herrn. Als Daniel endlich stehen blieb, setzte sich der Hund

in gleicher Entfernung zwischen Beiden auf den Weg, und blickte kläglich winselnd bald diesen, bald jenen an, als wollte er sie bitten, beieinander zu bleiben, und einander nicht mehr zu verlassen. Als Daniel wieder weiter ging, und dabey beständig dem Hunde lockte, sprang der Hund wieder ängstlich hin und her, und war nicht zu bewegen, den Mann zu verlassen. Das währte eine halbe Stunde, und es wurde bereits dunkel. Endlich sagte Daniel: „Ich weiß in der That nicht, was ich thun soll. Ich wollte Euch den Hund, so lieb er mir ist, gerne überlassen; allein er gehört meinem Vater, dem Kaufmanne Blank. Kommt mit mir; er soll entscheiden, wessen der Hund seyn soll.“

Beide gingen mit einander, und der Hund legte darüber mit muthigen Sprüngen und lautem Bellen seine Freude an den Tag.

6.

Wiederſehen und Wiedererkennen.

Herr Blank und ſeine Frau hatten mit dem Abendeſſen gewartet, bis Daniel zurückkam. Daniel führte den fremden Mann in das Speiſezimmer, das von zwey Wachskerzen erleuchtet war, die auf der mit einem blendend-weißen Tiſchtuche und hellem Silbergeräthe bedeckten Tafel ſtanden. Herr Blank fing ſogleich an, dem Daniel über ſein längeres Ausbleiben einen Verweis zu geben. Daniel erzählte die ſeltſame Begebenheit, die ſich mit dem Hunde zugetragen, und die ihm zugleich zur Entſchuldigung ſeines längern Ausbleibens diente. Herr Blank forderte den ehemaligen Beſitzer des Hundes auf, zu ſagen, wie er um den Hund gekommen ſey. Der Mann erzählte mit ſichtbarer

Rührung, wie er in jener furchtbaren Nacht durch das Austreten des Rheines nicht nur seinen getreuen Hund, sondern auch, was ihm unendlich mehr schmerze, sein geliebtes Kind, das noch in der Wiege lag, verloren habe. Dem Herrn Blank und seiner Frau kam zu gleicher Zeit der Gedanke in den Sinn, jenes Kind in der Wiege könne ihr angenommener Pflegesohn Daniel gewesen seyn. Herr Blank, als ein kluger, Alles wohl überlegender Kaufmann, wollte indeß die Sache noch genauer erforschen. Er schickte Daniel in die Schreibstube, um dort aus den Handlungsbüchern einen Konto auszuziehen, den ein fremder Weinwirth, der morgen in aller Frühe abreise, verlangt habe. Daniel ging in die Schreibstube, und Herr Blank fragte nun den Mann über seinen Namen, seinen Wohnort, das Jahr und den Monatstag und alle Umstände jener

verhängnißvollen Nacht auf's genaueste aus. „Sagt einmal, sprach er unter Anderem, hatte der Hund damals nicht auch ein Halsband an?"

„O ja, sagte der Mann, es war von rothem Leder, und die aus Messing verfertigten Buchstaben J. M. B., die Anfangsbuchstaben meines Namens, Johann Martin Braun, befanden sich darauf."

„Nun, sagte die Frau, und wie sah denn jene Wiege aus, in der das Kind damals gelegen?"

„Je nun, sagte der Mann, sie war nur von Tannenholz; aber sehr schön roth und blau angestrichen, fast so schön, wie die rothen und blauen Kornblumen."

Herr Blank und die Frau faßten nun den Mann schärfer in die Augen, und fanden in seinem Angesichte, ohnerachtet der Runzeln, die Kummer und Sorgen vor der Zeit hineingebracht hatten, eine

auffallende Aehnlichkeit mit ihrem Pflegesohne.

„Ich habe keinen Zweifel mehr, sagte Herr Blank, Euer Sohn, der vor dreizehn Jahren als ein zartes Kind sammt der Wiege von dem überströmenden Rheine hinweggeschwemmt worden, sey dem Tode im Wasser entgangen, und noch am Leben.“

„Wie? Was? rief der Mann voll des höchsten Erstaunens. O, wo ist er? Wo ist er? O führt mich doch sogleich zu ihm!“

„Ihr habt ihn schon gesehen, sprach Herr Blank; es ist eben der junge Mensch, der Euch hieher geführt hat.“

„Was? rief der Mann, der schöne, feine junge Herr! Wäre es möglich! O mein Gott, wie wunderbar sind Deine Wege!“ Er blickte mit gefalteten Händen zum Himmel, schwieg lange, und

brach dann in einen Strom von Thränen aus. Endlich fragte er: „Wie wurde er denn gerettet? Wie kam er in dieses Haus und in diese glücklichen Umstände?“ Herr Blank erzählte kurz, wie die Treue des Hundes zur Rettung des Kindes Veranlassung gegeben.

„Wir haben, fuhr dann Herr Blank fort, den zarten Knaben an Kindesstatt angenommen, und ihn erzogen. Er hat sich immer sehr gut betragen, und uns schon viele Freude gemacht. Da wir seinen Taufnamen nicht wußten, so nannten wir ihn Daniel. Wir ließen ihn nichts davon merken, daß er nur unser angenommenes Kind sey, und er hält uns für seine wahren Aeltern. Ich muß ihn nun auf die Entdeckung dieses Geheimnisses, das für ihn sehr wichtig ist, vorbereiten; auch Ihr, lieber Freund, habt nothwendig, Euch zu erholen. Ich höre

Daniel kommen! Geht einstweilen in dies Nebenzimmer."

„Recht gerne, sagte der hocherfreute Vater; es ist mir lieb, daß ich einen einsamen Ort finde, an dem ich Gott für die unaussprechliche Freude, die Er mir bereitet hat, auf den Knien danken kann."

Daniel trat mit dem verfertigten Konto in das Zimmer; da er den fremden Mann nicht mehr, wohl aber den Pudel noch bemerkte, sagte er: „Nun, lieber Vater, haben Sie den Mann zufrieden gestellt?"

„Lieber Daniel, sagte Herr Blank, setze dich einmal zu mir; ich habe mit dir zu reden." Nach einer kleinen Einleitung sagte er ihm: „Ich und meine Gattin, die du bisher Vater und Mutter nanntest, sind nicht deine Aeltern."

Daniel war höchst bestürzt über diese Nachricht; er war fast starr vor Erstaunen, und konnte lange kein Wort her-

vorbringen. Endlich sagte er: „O meine liebsten Pflegeältern, wie unermeßlich viel Gutes haben Sie mir gethan! Wie unaussprechlich war Ihre Liebe gegen mich, und um so dankenswerther, da ich nur Ihr angenommenes Kind bin! Mein ganzes Leben hindurch werde ich Ihnen dafür dankbar seyn! Aber wie kommt es, daß Sie mir dieses Geheimniß erst jetzt entdecken? Sie werden ja doch nicht im Sinne haben, mich zu verstoßen!"

„Gewiß nicht, sagte Herr Blank; doch höre weiter! Du bist jenes Kind, das aus dem Rheine gezogen wurde; der Fremde, den du draußen bey dem Schiffe angetroffen hast, ist dein Vater."

„Dieser! rief Daniel verwundert; nun, er scheint mir ein recht guter, redlicher Mann zu seyn!"

Herr Blank sprach, um Daniel zu prüfen: „Das mag wohl seyn! Allein er

iſt ſehr arm; du biſt durch unſere Vorſorge reich. Du bedarfſt ſeiner nicht. Auch würde er dir in ſeinem ärmlichen Anzuge eben nicht viel Ehre machen. Ich habe deßhalb gedacht, ihn mit einer Summe Geldes in ſeine Heimath zurück zu ſchicken."

„Ach, mein Gott, rief Daniel, indem er von dem Seſſel aufſprang, Sie werden ihn ja doch nicht ſchon zu dem Schiffe zurückgeſchickt haben! O laſſen Sie mich ſogleich zu ihm hinaus! Ich muß ſein väterliches Angeſicht noch einmal ſehen, und an ſeinem Halſe weinen! — Doch, was Sie ſagten, war wohl nicht Ihr Ernſt. Wäre mein Vater auch der ärmſte, der unglücklichſte Mann von der Welt, er wäre doch mein Vater. Ich würde mich ſeiner nicht ſchämen, und Alles, was ich habe, mit ihm theilen."

Daniels Vater hatte, da die Thüre

des Nebenzimmers ein wenig geöffnet war, und Daniel laut und mit Nachdruck gesprochen hatte, diese Worte vernommen. Er kam zur Thüre herein, stürzte auf Daniel zu, und rief: „O mein Sohn!“ Daniel rief: „O mein Vater!“ Beide umarmten sich, und vergoßen die süßesten Thränen.

7.

Wohlwollen und Dankbarkeit.

Frau Blank befahl noch ein Gedeck zu bringen, und lud Daniels Vater zum Abendessen ein. Bey Tische unterhielt sich Herr Blank sehr lebhaft mit Martin, und freute sich, an seinem Gaste einen sehr verständigen und wohlgesinnten Mann zu finden. Unter vielem Andern fragte er ihn, was ihn bewogen habe, eine solche weite Reise zu machen? Martin erzählte,

daß ihm in Holland eine kleine Erbschaft zugefallen sey, und daß er sich wirklich auf dem Wege dahin befinde, sie zu erheben. „Vor jener unglücklichen Ueberschwemmung, sagte er, habe ich in ziemlichem Wohlstande gelebt. Allein jenes große Unglück hat mich fast ganz zu Grunde gerichtet. Ich mußte Haus und Stadel von Grund auf neu bauen, auch Hausgeräthe, Vieh und die zu dem Weinbaue und der Bleiche erforderlichen Werkzeuge neu anschaffen. Dadurch gerieth ich, wie es nicht anders seyn konnte, in Schulden. Die nächsten zwey Jahre waren für mich, da mein Weinberg durch den rauhen Winter sehr gelitten hatte, schlecht. Auch in der Folge kamen wenige gute Weinjahre. Deßhalb konnte ich bey allem Fleiße und aller Sparsamkeit nicht mehr aus den Schulden herauskommen. Die Nachricht von einer Erbschaft, die

einige hundert Gulden beträgt, kam mir daher sehr erfreulich. Man machte indeß Schwierigkeiten, sie mir ausfolgen zu lassen. Da beschloß ich denn, selbst hinzureisen, um die Sache zu betreiben. Ob ich das Geld erhalten werde, steht nun zu erwarten."

„Nun, sagte Herr Blank, Ihr werdet Euch hoffentlich mit den nöthigen Papieren versehen haben?"

„Allerdings!" sagte Martin, indem er seine Brieftasche hervorzog, und seine Schriften dem Herrn Blank überreichte. Herr Blank durchlief sie mit schnellen Blicken, fand sie in Ordnung, sah jedoch, daß es noch ziemlich zweifelhaft sey, ob Martin mit seinen Ansprüchen durchdringen werde, und daß er sich wenigstens noch bedeutende Abzüge werde müssen gefallen lassen. Es war vorauszusehen, daß ihm, nach all den Ausgaben für Reise,

für den Aufenthalt in Holland, und für die Gerichtskoſten von dem kleinen Erbe wenig übrig bleiben werde. Allein Herr Blank, der eben ſo edelmüthig als reich war, ſprach: „Wißt Ihr was, mein lieber Freund! Eure Reiſe nach Holland iſt für Euch ſehr beſchwerlich; auch würdet Ihr dort lange aufgehalten werden, und Mühe haben, das Geld zu erhalten. Ich will Euch die betreffende Summe voll und rund ausbezahlen; Ihr gebt mir dagegen eine Vollmacht, die Summe zu erheben, und ich werde dann meinem Geſchäftsführer in Amſterdam auftragen, mir das Geld zu verſchaffen.“

Martin war über dieſen Vorſchlag ſehr erfreut, und nahm das gütige Anerbieten mit dem herzlichſten Danke an, obwohl er die Größe dieſer Wohlthat nicht ganz einſah, und nicht wußte, daß Herr Blank ihm den größten Theil an dem Gelde ſchenke.

Frau Blank, die eben so menschenfreundlich und wohlwollend als ihr Mann war, erkundigte sich jetzt liebreich nach Martins Ehegattin und seinen übrigen Kindern, und sagte: „Da Euch, mein werther Martin, die Reise nach Holland erspart ist, so müsset Ihr einige Tage bey uns bleiben. Daniel aber muß Euch dann begleiten, und auch eine Zeit bey Euch zubringen. Da er so glücklich war, seinen lieben Vater zu finden, so muß er nun auch seine liebe Mutter von Angesicht kennen lernen. Auch seine Geschwister zu sehen, wird ihm große Freude machen. Wir wollen Euch, lieber Freund, dann schon eine Gelegenheit verschaffen, mit Eurem wiedergefundenen Sohne nach Hause zu fahren."

Martin war über so viele Güte entzückt, und versicherte mehrmal, so gute, liebreiche Menschen habe er noch nie an-

getroffen. Fast immer standen ihm die Thränen in den Augen; er sagte wiederholt: „Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß Er meinen lieben Sohn so barmherzig von dem Tode im Wasser errettet, ihn zu so edlen Menschen geführt, die ihn so gut erzogen haben, und daß Er mich ihn wieder so wunderbar hat finden lassen."

Daniel sah seinen Vater, der so froh und fröhlich war, fast beständig mit der innigsten Freude und der kindlichsten Liebe an. Er hätte auch von seiner lieben Mutter gern mehr hören mögen, als in dem Gespräche vorgekommen war. So lange aber Herr Blank so angelegentlich redete, hatte er aus Bescheidenheit geschwiegen. Jetzt bat er seinen Vater, doch noch mehr von der Mutter und den Geschwistern zu erzählen. Martin erzählte mit Freuden; er war sehr beredt, indem er die Fröm-

migkeit, den Fleiß, die Demuth, die Sparsamkeit und die übrigen häuslichen Tugenden seiner Ehegattin schilderte; und mit Entzücken erzählte er von dem guten Betragen seiner zwey Söhne und seiner zwey Töchter; er konnte ihre rühmlichen Eigenschaften, ihre Gottesfurcht, ihre Ehrerbietigkeit gegen die Aeltern, ihre Folgsamkeit, ihre Arbeitsamkeit, ihre Sittsamkeit und Bescheidenheit nicht genug loben. Alle hörten ihm mit Freuden zu; die Herzlichkeit und Rührung, womit er sprach, überzeugte sie, daß er die Wahrheit rede, und daß er selbst ein sehr guter Ehegatte und ein sehr liebreicher Vater sey, und daß in seiner Wohnung Friede und Eintracht recht zu Hause seyen.

Daniel war über alle diese Nachrichten hoch erfreut, und schätzte sich glücklich, nun auch noch seine Mutter und Geschwister recht bald zu sehen.

„Nun, sagte er, als von der nahen Reise die Rede war, da muß ich meiner lieben Mutter und meinen Geschwistern doch auch Etwas mitbringen! Es ist gut, daß meine Sparkasse wohl bestellt ist; ich denke allerley für sie einzukaufen, wenn ich nur recht wüßte, was ihnen Freude machen werde.“

„Ich werde dir einkaufen helfen, sagte Frau Blank, und dich bitten, ihnen dann auch einige Geschenke von mir mitzubringen.“

„Wohl, sprach Herr Blank, und ich werde mein Scherflein auch beitragen.“

Am folgenden Morgen ging die Frau mit Daniel in einen Kaufladen, und kaufte für Daniels Vater und zwey Brüder feines Wollentuch, dann für die Mutter und die zwey Schwestern schöne Zeuge zu Kleidern, und noch allerley, was ihnen angenehm und nützlich seyn konnte.

Der Handlungsdiener hatte recht zu schleppen, um ihr Alles nachzutragen, und auch Daniel hatte unter jedem Arme ein Packet. Als sie nach Hause kamen, und Frau Blank die vielen schönen Geschenke auf einer langen Tafel ausbreitete, war Daniels Vater ganz erstaunt. Frau Blank ergötzte sich an seinem Erstaunen, deutete mit dem Finger auf ein großes Stück feinen, dunkelgrünen Tuches und sagte: „Dieses Tuch hat Daniel Euch, seinem lieben Vater, zum Geschenke bestimmt. Nehmt es nur sogleich in Empfang! Das Macherlohn werde ich bezahlen; der Schneider ist schon bestellt.“ Und so erhielt Daniels Vater, dessen Kleider wohl sehr reinlich, aber auch sehr abgetragen waren, eine vollständige neue Kleidung. Er konnte nicht Worte genug finden, den Dank, der sein ganzes Herz erfüllte, auszudrücken. Alles, was er

ſagte, ſchien ihm zu wenig. Allein Herr Blank ſprach: „Laßt es gut ſeyn! Wozu gäbe denn Gott einigen Menſchen mehr Vermögen, als ſie nöthig haben, wenn ſie nicht Denjenigen, die zu wenig haben, davon mittheilen wollten? Reiche Leute könnten, wenn ſie es recht verſtünden, in der Wohlthätigkeit eine größere Freude finden, als in tauſend andern Dingen, die für Geld zu haben ſind. Sie würden dann aus eigener Erfahrung lernen, wie wahr das Wort unſers göttlichen Erlöſers ſey: Seliger iſt geben, als empfangen."

8.

Freude über Freude.

Ein Hausfreund des Herrn Blank, der eine Handelsreiſe nach Mainz zu machen hatte, erbot ſich, Daniel und deſ-

sen Vater bis dahin mitzunehmen. „Nun wohl, sagte Herr Blank; von dort aus könnet ihr dann mit der Post vollends nach Hause reisen; das Postgeld zu bezahlen übernehme ich.“ Sie reiseten ab, und der getreue Pudel begleitete die Kutsche; zuweilen saß er auch eine Zeit sehr ernsthaft neben dem Kutscher auf dem Kutschenbock. Daniel hatte das alte Halsband des Hundes wieder hervorgesucht, es mit schönem rothen Leder neu überziehen, und das Beschläg und die drey Buchstaben J. M. B. im Feuer vergolden lassen. „Der treue Pudel, sagte Daniel, hat es wohl verdient.“

Als Martin mit Daniel sich seinem Wohnorte näherte, und man die weiße Leinwand auf der Bleiche schon von ferne zwischen den grünen Gebüschen hervorblicken sah, erkannte der Hund die Gegend, und sprang freudig voraus. Ottilie mit

ihren zwey Töchtern begoß eben das Tuch auf der Bleiche; die zwey Söhne waren in dem Weinberge beschäftigt. Der Hund lief auf Ottilie, seine ehemalige Hausfrau, zu, und sprang mit freudigem Bellen bald an ihr empor, und bald im Kreise um sie herum. Ottilie erstaunte nicht wenig, wie der Hund, von dem sie seit jener traurigen Ueberschwemmung nichts mehr gesehen noch gehört hatte, auf einmal hieher komme, und sie noch kenne. Die ältere Tochter erinnerte sich des Hundes wohl noch; allein diese kannte er nicht mehr. Die zwey Söhne, die von dem Weinberge aus die Freudensprünge des Hundes bemerkt hatten, kamen herab, und der ältere Sohn, Georg, wurde fast verdrießlich, daß sein alter Spielkamerad Waldi, den er ehemals so bedauert hatte, ihn gar nicht mehr kennen wolle. Indem Alle, Mutter, Töchter und Söhne

ſich noch immer über die unvermuthete Ankunft des Hundes nicht ſatt wundern konnten, vernahmen ſie den jubelnden Schall eines Poſthorns; die Kutſchenpferde, von dem geſchickten Poſtillion gelenkt, galoppirten muthig durch das Dorf, und hielten vor Martins Haus. „Nun, ſagte Ottilie, was giebt's jetzt wieder? Was will die Kutſche bey uns? Der Poſtillion muß irre gefahren ſeyn.“ Sie näherte ſich der Kutſche; da ſprang zuerſt Martin heraus. Sie grüßte ihn freundlich, machte aber ſogleich ein ernſtes Geſicht, und ſagte: „Aber um des Himmels Willen, liebſter Martin, was ſoll doch dieß heißen? Mit Extrapoſt zu fahren — und, was ich erſt jetzt ſehe, ſich vom Kopf bis zum Fuß ganz neu und ſo ſchön zu kleiden — nein, das iſt einmal zu arg! Und auch der Hund, der Waldi, den du wieder aufgetrieben und

gewiß theuer genug bezahlt haſt, hat ein ganz neues prächtiges Halsband mit deinem Namen. In der That, ich habe dich bisher für einen beſſern Haushälter gehalten. Ich fürchte, die Erbſchaft habe dir den Kopf verrückt. Wenn du ſo verſchwenderiſch zu leben anfängſt, ſo wird es mit dem ererbten Gelde bald ein Ende haben."

Martin ſagte lächelnd: „Werde nur nicht böſe, liebe Ottilie! Laß mich nur erſt auspacken! Du wirſt ſehen, an dem Gelde fehlt kein Heller." Er öffnete den Koffer, den der Poſtillion eben herein gebracht hatte, nahm den ſchweren Geldſack heraus, und ſchüttete das Geld auf den Tiſch. „Ach du lieber Himmel, rief Ottilie, ſo viel Geld auf einmal habe ich ja in meinem Leben noch nicht geſehen! Mir flimmerts vor den Augen, und es

iſt mir, als träume ich. Aber ſag' doch, wo nimmſt du die neue Kleidung her?"

„Das iſt noch nicht Alles, ſagte Martin; auch du und die Kinder ſollen neu gekleidet werden." Er packte die ſchönen Zeuge, den etwas dunklern für die Mutter, und die von hellerer Farbe für die Töchter, nebſt Band und Spitzen und Strickgarn aus; langte hierauf das Tuch zu einer vollſtändigen Kleidung für die Söhne aus dem Koffer hervor, und legte dann noch einen großen Pack feiner Leinwand dazu. Der Tiſch war zu klein, Alles darauf auszulegen. Ottilie ſagte: „Nein, das iſt zu viel! Mir ſteht der Verſtand ſtill. Wie kommſt du doch zu allen den koſtbaren Waaren?"

„Dieſes Alles, ſagte Martin, auf Daniel deutend, bringt Euch mein Reiſegefährte hier mit!"

9.

Die Seligkeit guter Aeltern und guter Kinder.

Daniel war indeſſen ſeitwärts ſtehen geblieben. Mutter und Kinder hatten in ihrer Freude ihn kaum bemerkt, oder doch nicht auf ihn geachtet. Er aber ergötzte ſich innig an der Freude ſeiner Mutter und Geſchwiſter, die alle recht gut und blühend ausſahen. Die Mutter, für die es bisher ſo Vieles zu ſehen gab, blickte ihn nun erſt recht an, und ſagte: „Der feine junge Herr da, ſagſt du, bringe uns alle dieſe ſchönen Sachen! Je, wer iſt er denn?“

Martin erhob ſeine Augen zum Himmel, faltete die Hände, und ſprach mit Feierlichkeit und hausväterlicher Würde, die etwas Erhabenes hatte: „Höret und er-

ſtaunet — und bethet Gottes heilige Vorſicht an!“ Mutter und Kinder waren ſo zur Freude geſtimmt, daß er ihnen die größte Freude, die ihrer wartete, ohne Gefahr entdecken konnte. „Sieh, liebe Ottilie, ſagte er, dieſer liebe, freundliche junge Herr iſt dein Sohn Caspar — jenes Kind, von dem wir glaubten, es ſey in jener großen Waſſerfluth umgekommen. Ein reicher Kaufherr und ſehr edler Mann hat ihn an Kindesſtatt angenommen, und Caspar, oder wie er jetzt heißt, Daniel, iſt nun im Stande, uns aus aller Noth zu erretten!“

Hierauf erzählte Martin, wie die Wiege mit dem Kinde, nachdem ſie aus dem vom Waſſer durchbrochenen Hauſe einen Ausweg gefunden haben mußte, auf dem Rheine weit hinabgeſchwommen, wie der Hund der Wiege nachgeſchwommen, und das Kind, wiewohl vergebens, zu retten

ſuchte; wie aber die Treue des Hundes die Leute am Ufer auf das Kind in der Wiege aufmerkſam machte, und die Urſache war, daß es gerettet wurde.

„Doch, ſprach Martin, was rede ich von dem Hunde, ſo ſehr ich auch ſeine Treue bewundern muß? Gott, ohne deſſen Wiſſen kein Spatz vom Dache fällt, hat das Kind gerettet! Gott hat ſich nach ſeiner unendlichen Weisheit, die ſich auf Alles erſtreckt, bloß dieſes ſeines Geſchöpfes, dieſes treuen Thieres, zur Errettung unſers Kindes bedient. Ihn, den guten, barmherzigen Vater der Menſchen, wollen wir anbethen; Ihm wollen wir danken!“ — Vater, Mutter, Daniel, alle Kinder, auch der Poſtknecht, der noch auf ſein Trinkgeld wartete, wurden von andächtigen Gefühlen ergriffen, und blickten mit Augen voll Thränen zum Himmel.

Daniel konnte sich aber nicht mehr halten. Er fiel seiner Mutter weinend um den Hals, und die Mutter schloß ihn in die Arme und drückte ihn unter den süßesten Thränen, die sie je geweint hatte, an ihr Herz. Er begrüßte hierauf alle seine Geschwister. Die Seligkeit, die in diesen himmlischen Augenblicken Aeltern und Kinder empfanden, ist unbeschreiblich.

Anfangs waren Daniels Brüder und Schwestern etwas scheu gegen ihn; er schien ihnen zu vornehm, als daß sie recht vertraut mit ihm hätten umgehen können. Sie konnten auch kaum glauben, daß er ihr Bruder sey. In der That war auch zwischen ihm und seinen Geschwistern, wenn er so in ihrer Mitte stand, ein auffallender Unterschied zu bemerken. Seine zierliche Kleidung nach der Art reicher Städter, sein Angesicht weiß und roth, wie Milch und Blut, seine

reine Aussprache, der feine Anstand in seinem Betragen, stachen sehr ab gegen die bäuerische Tracht seiner Brüder, ihre von der Sonne gebräunten Gesichter, ihre ländliche Mundart, ihre Dorfsitten und übergroße Höflichkeit. Allein, da er so ganz ohne allen Stolz, so anspruchlos und demüthig, so liebreich und freundlich war, so gewannen Brüder und Schwestern bald Zutrauen zu ihm, und sie redeten so vertraulich mit ihm, als wären sie mit ihm erzogen worden. Sie gingen mit ihm auf die Wiese, in den Weinberg, und umher in der Gegend. Sie zeigten ihm Alles, was das Landleben Schönes und Angenehmes hat. Er hatte nun freilich Vieles gelernt, und redete von Vielem, was sie nicht wußten; allein auch sie wußten Vieles, was ihm gänzlich unbekannt war. Er wußte als ein Städter, der wenig vor das Thor der

Stadt kam, die verschiedenen Getreidarten auf dem Felde kaum zu unterscheiden; sie aber konnten ihm fast jedes Feldblümchen nennen. Sie gingen an einem blühenden Flachsacker vorbey, und er fragte, wie es denn komme, daß man gar so viele von den niedlichen blauen Blümlein anbaue, und wozu sie dienen? Wie er vorhin manchmal über ihre Unwissenheit gelächelt hatte, so brachen jetzt sie, die keine so feine Begriffe vom Schicklichen hatten, in lautes Lachen aus. Allein sobald sie wahrnahmen, daß er etwas beschämt erröthete, hörten sie sogleich auf zu lachen, und die zwey Schwestern erzählten ihm nun die Geschichte des Flachses, vom Leinkörnlein an, das in die Erde gelegt wird, bis zu den zarten, viele Ellen langen Fäden, aus denen die schöne, weiße Leinwand und die feinen Spitzen, die er ihnen mitbrachte, gewebt worden.

Daniel sagte: „Ich sehe nun wohl, auch Ihr wißt Vieles, was ich nicht weiß! Allein so muß es seyn. Jeder Mensch muß das lernen, was zu seinem Berufe nothwendig ist.“

„Das ist gut bemerkt, sprach der Vater; so verschieden übrigens eure Erziehung ist, so war doch bey euch Allen die Hauptsache einerley — Frömmigkeit, Arbeitsamkeit, Berufstreue; und dieses gehört allen Menschen gemeinschaftlich an, dem Landmanne hinter dem Pfluge, dem Kaufmanne oder Gelehrten in seiner Schreibstube, und dem Könige auf dem Throne.“

Eines Morgens gingen Vater, Mutter und Geschwister mit Daniel auf die Anhöhe unweit des Dorfes, auf welcher sie bey jener Ueberschwemmung eine so fürchterliche Nacht zugebracht hatten. Die Mutter erzählte ihrem Sohne Daniel,

welche Angst sie da ausgestanden und wie sie um ihn gejammert habe; auch welcher allgemeine Jammer entstand, als Alle, die sich damals auf der Anhöhe befanden, ihr freundliches Dörflein so schrecklich verheeret sahen.

„Nun, nun, sprach der Vater; mit Gottes Hülfe ward es aber wieder aufgebaut, und zwar schöner und fester als zuvor. Ich sagte schon damals, dieses große Unglück werde am Ende uns Allen großen Segen bringen! Und so ist es auch gekommen. Die Leute in unserm Dorfe und in der ganzen Gegend wurden mehr angetrieben zum Gebeth und zum Vertrauen auf Gott; sie erkannten ihre Abhängigkeit von Gott lebhafter, und welche Unterwürfigkeit sie Ihm schuldig seyen. Ihre Arbeitsamkeit, die bey ihrem Wohlstande ziemlich nachgelassen hatte, wurde auf's neue geweckt; und Einige,

die der Reichthum und Ueberfluß hochmüthig und verschwenderisch gemacht hatte, wurden, von der Zeit an, demüthiger, sparsamer und mäßiger. Gott hat auch viele wohlthätige Herzen erweckt, die sich unsrer Noth liebreich annahmen, wie denn sogleich am Morgen nach jener schrecklichen Nacht viele gutherzige Menschen uns zu Hülfe kamen. Ich könnte davon eine ganze Reihe schöner Handlungen erzählen. Auch war unter den Einwohnern unsers Dorfes, von dem Tage an, mehr Eintracht und Liebe; manche Feindschaft hörte auf; Alle wurden friedfertiger; Alle standen in ihrer gemeinschaftlichen Noth einander getreulich bey. Und wie gut hat es Gott insbesondere mit mir und meinem lieben Weibe und meinen Kindern gemacht! Wer hätte damals geglaubt, daß wir unser liebes Kind, das wir für ertrunken hielten, noch einmal und zwar

in so erfreulichen Umständen wieder sehen würden? Wie hätten wir in jener traurigen Nacht auch nur denken können, daß wir einst hier auf diesem Hügel einen so fröhlichen Morgen haben würden? Aber schon damals hatte Gott für uns diese Freude im Sinne, und sah uns schon damals so erfreut, wie wir es jetzt sind, hier beisammen. Drum sag' ich immer: Nur nie verzagt, so übel es uns auch gehen mag; es geht gewiß wieder einmal gut. Gott macht am Ende Alles recht, wenn nicht in dieser, doch in jener Welt."

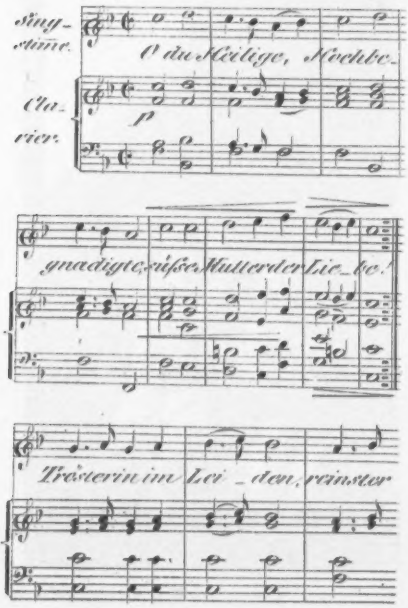
In der Folge machte Herr Blank den trefflichen Martin, von dessen Ehrlichkeit und Kunde des Weinbaues er sich vollkommen überzeugt hatte, zum Aufseher und Verwalter seines ansehnlichen Weingutes, das er damals, als Daniel aus dem Rheinstrome gerettet wurde, noch

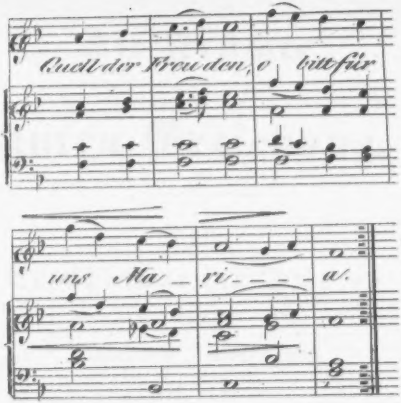
selbst bewohnt hatte. Martin überließ sein Haus, nebst Weinberg und Bleiche seinem ältesten Sohne, und zog mit seiner Ehefrau und seinen übrigen Kindern auf das Gut, dessen Verwaltung Herr Blank ihm anvertraut hatte. Daniel, dem Herr Blank seine ganze Handlung abtrat, ward dadurch in den Stand gesetzt, alle seine Geschwister auf das Beste zu versorgen, was er auch redlich gethan hat. Vater Martin und Mutter Ottilie, die sehr alt wurden, sagten öfter mit gefalteten Händen und frommen Blicken zum Himmel: „Der liebe Gott hat nicht nur unser Kind vom Wassertode errettet; Er hat durch eben jene Wasserfluth allen unsern Kindern große Wohlthaten erwiesen. Denn wir Aeltern hätten, wenn auch jenes Unglück nicht über uns gekommen wäre, wenig für sie thun können? Nun aber sind Alle auf's Beste versorgt.

Der liebe Gott ist der wundervolle Erretter aus aller Noth."

Sie erlebten an ihren Kindern viele Ehre und Freude, und wurden von ihnen verpflegt bis an ihr seliges Ende. Auch Herr und Frau Blank fanden an Daniel einen guten Sohn, der die Stütze und der Trost ihres Alters wurde. So ärnteten Alle die Früchte der guten Erziehung.

An die heiligste Jungfrau.





O Geduldige,
Gottergebene
Auf dem Nachtpfad des Lebens;
Daß wir ohne Klagen
Still die Leiden tragen
O, bitt für uns, Maria!

O Barmherzige,
O Mitleidige,
Mutter unsers Erlösers!
Tröstend uns begleite
In dem letzten Streite,
O, bitt für uns, Maria!

Die Früchte
der
guten Erziehung.

Drey
Erzählungen in Briefen
für
Kinder und Kinderfreunde
von dem
Verfasser der Ostereier.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg,
in der Joseph Wolffischen Verlagsbuchhandlung.
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Dieſes Büchlein deutet darauf hin, was bey einer guten Erziehung das Wichtigſte ſeyn müſſe. Kindliche Ehrfurcht gegen Gott, herzliche Liebe zu Ihm, eine heilige Furcht, Ihm durch Sünde zu mißfallen — mit einem Worte, Frömmigkeit muß in das zarte Kinderherz gepflanzt werden, wenn die Erziehung Früchte bringen ſoll.

In Erzählungen werden Beiſpiele von Kindern vor Augen geſtellt, die ihre Aeltern ehrten, liebten, ihnen gehorchten, ihnen Freude machten, ihnen in ihren alten Tagen zum Troſte, und zur Stütze ihres hinſinkenden Lebens wurden. Möchten dieſe Beiſpiele den Kindern ein Spiegel ſeyn,

worin sie sehen, wie ihr Betragen gegen ihre Aeltern beschaffen seyn soll.

In Briefen sind diese Erzählungen geschrieben, weil auch das Briefschreiben am leichtesten durch Beispiele gelehrt wird, weil es immerhin gut und nützlich ist, daß die Kinder Briefe schreiben lernen, und weil bey allem Guten und Nützlichen das Beste und Nützlichste nicht außer Acht gelassen werden soll.

Die Gottseligkeit ist zu Allem nütze, und hat die Verheißung dieses und des künftigen Lebens. Durch sie allein kann Alles, was in Schulen sonst noch Nützliches gelehrt wird, erst wahrhaft nützlich werden. Sie ist das Eine Nothwendige. Wie im Rechnen Eins den Nullen, so giebt im Leben die Gottseligkeit den menschlichen Kenntnissen und Bemühungen erst einen Werth.

I.

Der gefundene Ring.

Erſter Brief.

Der Hirtenknabe Johannes ſchreibt an ſeine Schweſter Maria.

Wieſenthal, den 1. Mai 1806.

Liebe Schweſter!

Geſtern war ein recht ſchöner Frühlingsabend. Ich ſaß unter einem Baume, und blies auf meiner Hirtenflöte. Meine Schäflein grasten friedlich am Bache. Mein kleines Büchlein, das ich noch aus der Schule habe, lag neben mir. Die Sonne ging bereits unter, und ihre feurigen Strahlen vergoldeten Himmel und Erde.

Da ging der Herr Kaplan am Bache spazieren. Er hörte mir eine Weile zu. Darauf kam er zu mir her. Er sah das Büchlein im Grase liegen. „Kannst du denn lesen, lieber Kleiner?“ fragte er mich freundlich. „O ja!“ sagte ich, und las ihm sogleich eine Seite ohne Anstoß vor.

Er war ganz verwundert, und sagte: „Wo bist du denn her? Wer sind deine Aeltern, daß sie dich so fleißig in die Schule schickten? Und wie kamst du in unser Dorf?“

Ich erzählte ihm nun unsere ganze Geschichte: Daß wir durch den Krieg um Hab' und Gut gebracht, und aus dem Lande vertrieben wurden; daß unser guter Vater im Kriege umgekommen sey; daß unsere liebe Mutter zu Tannenberg, sechs Stunden von hier, in einer armen Hütte krank liege; daß du, liebe Schwe-

ſter, ihr abwarteſt, und ſie durch Spinnen zu erhalten ſucheſt; und daß ich, um doch auch etwas zu verdienen, mich dieſen Frühling als Hirtenknabe hieher nach Wieſenthal verdingt habe.“ Die Thränen ſtanden mir in den Augen, wie ich ihm dieſes Alles ſo erzählte.

Er ſprach mir hierauf recht liebreich zu. „Sey du nur getroſt, ſagte er, und weine nicht. Lebe ſo fromm und rechtſchaffen, wie deine guten Aeltern, und es wird dir gewiß noch wohlergehen.“ Er griff in die Taſche, und ſchenkte mir dieſes ſchöne, neue Silberſtück, das ich hier, nebſt dem kindlichſten Gruße, unſrer lieben Mutter überſchicke. Gott gebe, daß ſie doch bald wieder geſund werde! Lebe wohl. Ich bin

dein getreuer Bruder
Johannes.

Zweiter Brief.

Maria schreibt ihrem Bruder Johannes.

Tannenberg, den 15. Mai 1806.

Liebster Bruder!

Ach, ich weine heiße Thränen! Mein erster Brief an dich ist wohl der traurigste, den ich in meinem ganzen Leben schreiben werde. Unsere liebe Mutter ist vorgestern Nachts gestorben, und heute Morgens wurde sie begraben.

Den Abend vor ihrem Tode saß ich an ihrem Bette. Da kam dein Brief. Ich las ihn ihr vor. Sie weinte vor Freuden.

„Ach, liebe Tochter! sagte sie, ich werde von diesem Krankenbette nicht mehr aufstehen. Ich werde nun wohl heimgehen zu Gott, unserm lieben Vater im Himmel. Daß ich euch, so gut ich konn-

te, erzogen habe, ist nun mein bester Trost im Tode. Ach, meine lieben Kinder! bleibt doch immer fromm und gut, und werdet täglich noch besser. Habt Gott stets vor Augen, liebt Ihn über Alles, haltet seine Gebote, und vertraut auf Ihn. Glaubet von ganzem Herzen an Jesus Christus, thut Alles, was Er uns lehrt, und folgt seinem schönen Beispiele. Bittet täglich, Gottes heiliger Geist wolle euch leiten und regieren, und gebt seinen Eingebungen Gehör. Liebet einander. Thut Niemanden etwas zu Leid'. Laßt euch durch eure Armuth und Noth nicht verleiten, Andern auch nur das Geringste zu nehmen. Hütet euch vor jeder, auch der kleinsten Sünde, besonders aber bewahrt eure Unschuld rein und unbefleckt. Gott wird dann gewiß für euch sorgen. Er wird nun auch Mutterstelle an euch vertreten, wie Er bisher euer Vater war.

Lebet wohl, und weinet nicht. Ich komme ja zu Gott, und werde dort stets für euch bitten. Dieß sind die letzten Worte eurer sterbenden Mutter. Vergiß sie nicht, liebe Maria, und schreib sie auch dem lieben Johannes. Ich schicke ihm hiemit meinen letzten Gruß. Gerne hätte ich ihn in dieser Welt noch einmal gesehen! Allein im Himmel, wo ich euren verstorbenen Vater gewiß anzutreffen hoffe, sehen wir uns ja Alle einst wieder."

Sie gab uns Beiden noch ihren mütterlichen Segen — und drey Stunden darauf verschied sie sanft und selig! Und ich weine mir nun fast die Augen aus! —

Wie schön der Herr Pfarrer sie zum Tode bereitete, und wie viel Gutes er ihr während ihrer langen Krankheit that, läßt sich gar nicht beschreiben. Er besuchte sie fast täglich, und schickte ihr täglich das Beste

zu essen. Er ließ ihr den Doktor kommen, und bezahlte für sie in der Apotheke. Auch in ihren letzten Augenblicken war er noch zugegen, und machte ihr durch seine tröstlichen Zusprüche das Sterben süß und leicht. Bethe doch recht, lieber Bruder, daß es Gott dem guten Herrn Pfarrer vergelten wolle!

Bethe aber auch für mich; denn ich bin nun wohl ein recht armes Mädchen. Wir sind zwar von jetzt an Beide verlassene Waisen; allein du bist doch schon so groß und stark, daß du dein Stücklein Brod mit Hüten verdienen kannst. Aber was soll ich anfangen? Zur Bauernarbeit bin ich noch zu schwach, und vor dem Betteln fürcht' ich mich. Man wird dabey so leicht liederlich. Gott erbarme sich

deiner armen Schwester
Maria.

Dritter Brief.

Johannes schreibt seiner Schwester Maria.

Wiesenthal, den 2. Juni 1806.

Liebste Schwester!

Du hast recht: Gott wolle sich unser erbarmen! Ich kann dir vor Weinen fast nicht schreiben. Es ist nicht zu sagen, wie mich dein Brief erschreckt und betrübt hat. Ach, wer hätte das gedacht, daß unsere liebe Mutter so bald sterben würde! Allein wir müssen uns doch wieder fassen; denn sieh, was Gott thut, ist doch Alles gut. Das müssen wir glauben, wenn es uns gleich viel anders vorkommt.

Unsere liebe Mutter ist glücklich. Sie war so fromm, und ist nun gewiß im Himmel. Sie hat es jetzt besser, als wir. Also sollten wir ihrer wegen ja vielmehr fröhlich seyn!

Für uns wird Gott auch sorgen. Er nährt jeden Vogel in der Luft, und kleidet die Blume auf dem Felde. Wie könnte Er seiner Kinder vergessen! Wenn das Lämmlein geschoren ist, schickt Gott einen warmen Wind, sagt das Sprichwort. Er wird also auch uns in unserm Elende Trost und Hülfe senden.

Weine nun nicht mehr, liebe Schwester! Laß uns lieber recht auf Gott vertrauen, bethen, und die Lehren unsrer guten Mutter befolgen. Dann macht es Gott gewiß recht mit uns — und dann sehen wir sie im Himmel bey Ihm dereinst wieder!

Ich lege dir da auch einen Brief an den Herrn Pfarrer bey.

Lebe wohl! Gott sey mit dir und

deinem Bruder
Johannes.

Vierter Brief.

Johannes an den Herrn Pfarrer zu Tannenberg.

Hochwürdiger,
Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Werden Sie doch nicht böse, daß ein so armer Knabe sich unterſteht, an Sie zu schreiben. Es iſt wahr, ich bin nur ein geringer Hirtenknabe, aber dennoch habe ich alle meine Schäflein von Herzen lieb. Ich gebe ihnen gerne von meinem Brode. Ich habe Mitleid mit ihnen, wenn ihnen etwas fehlt, und ziehe ihnen die Dornen, die ſie ſich hie und da eintreten, ſorgfältig heraus. Beſonders habe ich auf die Kleinen wohl Acht.

Verzeihen Sie, daß ich ſo geradezu mit Ihnen rede. Sie ſind auch ein Hirt. Sie lieben die Schäflein, die Ihnen der rechte gute Hirt anvertraut hat, gewiß

noch mehr, als ich die meinigen. Und eben dieſes macht mir Muth, recht kindlich und zutraulich mit Ihnen zu reden.

Ja, Sie lieben ihre Untergebenen. Das haben Sie an meiner ſeligen Mutter gezeigt. Sie haben ſo liebreich für ſie geſorgt, als wäre ſie Ihre Mutter. Dieß erfüllt mein Herz mit dem innigſten Danke! Und weil mein Vater und meine Mutter mir die Dankbarkeit als eine der ſchönſten Tugenden, beſonders an den Kindern, gar ſo eingeſchärft haben, ſo bezeige ich Ihnen meinen Dank hiemit auch ſchriftlich. Freilich weiß ich nicht Alles ſo recht zu ſagen, wie es mir um das Herz iſt; allein, glauben Sie mir, das kommt zum Theil auch daher, weil mein Herz ſo voll und bewegt iſt. Genug, ich bethe alle Tage für Sie, Gott wolle Ihnen Alles reichlich vergelten — und das wird Er auch gewiß thun!

Verzeihen Sie, daß ich meinem Danke nun noch eine demüthige Bitte beifüge. Meine Schweſter iſt jetzt wohl ein recht armes, verlaſſenes Mädchen. Ich bin ihr älterer Bruder. Ich ſollte für ſie ſorgen; aber, mein Gott! ich bin ſelbſt ärmer, als arm. Ich weinte und bethete recht von Herzen: Gott wolle mir doch eingeben, was ich thun ſoll. Nun, da fiel mir ein, Ihnen zu ſchreiben, Sie möchten ſich ihrer annehmen. Ach, ich bitte Sie nun um Gottes willen, und recht aus dem Innerſten meiner Seele: Erbarmen Sie ſich doch dieſer armen verlaſſenen Waiſe! — In der tröſtlichen Hoffnung, daß Sie dieſes thun werden, küſſe ich Ihnen ehrerbietig die Hand, und bin mit kindlicher Ehrfurcht Euer Hochwürden

dankbares Pfarrkind,

Johannes Müller.

Wieſenthal, den 2. Juni 1806.

Fünfter Brief.

Maria an ihren Bruder Johannes.

Tannenberg, den 15. Juni 1806.

Liebster Bruder!

Wie dank ich dir für deine Liebe! Dein Brief an den Herrn Pfarrer machte mein Glück.

Ich zog sogleich meine besten Kleider an, die zwar nur ärmlich, aber doch reinlich sind, und ging noch am Vormittage zu ihm. Er war eben im Garten, und las in einem Buche. Ich küßte ihm die Hand, und sagte: „Da ist ein Brief an Euer Hochwürden von meinem Bruder.“ Er machte sogleich das Buch zu, und öffnete den Brief. Ich merkte bald, daß ihm der Brief gefiel. Er lächelte öfter unter dem Lesen. „Das ist schön, das ist recht schön von deinem Bruder!“

ſagte er, als er fertig war. Er fragte, ob du mir öfters ſchreibeſt? Ich gab ihm deine zwey Briefe. Er las ſie auch, und ſagte: „Ihr ſeyd gute Kinder! Eure Aeltern haben viel an euch gethan, daß ſie euch ſo gut erzogen haben. Das iſt mehr werth, als wenn ſie euch zehn Tauſend Gulden hinterlaſſen hätten. Ich werde mein Haupt nicht ſanft niederlegen, bis da geholfen iſt. Geh hin, mein gutes Kind; ich werde dich wieder rufen laſſen.“ Ich küßte ihm die Hand, und ging.

Noch am Abende des nämlichen Tages kam der alte Bediente des gnädigen Herrn, und ſagte mir, daß ich auf das Schloß kommen ſolle. Ich ging ſogleich mit ihm. Er ſagte mir unterwegs, wie ich mich bey der Herrſchaft betragen müſſe, und führte mich in ein prächtiges Zimmer. Der gnädige Herr und die gnädige

Frau saßen bey Tische. Der Herr Pfarrer war auch da. Ich verneigte mich vor dem gnädigen Herrn und vor dem Herrn Pfarrer, und küßte der gnädigen Frau die Hand. Sie lächelte freundlich, und sagte zu mir: „Ich hätte ein Kindermädchen nöthig — möchtest du wohl bey mir bleiben?"

„O gnädige Frau!" sagte ich, und die Thränen kamen mir in die Augen. Ich konnte nicht weiter reden.

„Nun, sagte sie, so bleibe denn bey mir, und wenn du dich wohl hälst, so werde ich weiter für dich sorgen." Ich küßte ihr die Hand. Meine Thränen fielen darauf. „Das ist der schönste Dank! sagte sie. So — jetzt bist du meine Tochter."

Seit der Zeit bin ich nun im Schlosse. Die gnädige Frau ist immer so liebreich und freundlich, wie ein Engel. Sie ließ

mich auch sogleich ganz neu und recht artig kleiden. Das kleine Fräulein, das mir anvertraut wurde, ist gar ein holdes, liebliches Kind. Es fängt schon an zu reden, und macht mir viele Freude. Ich schätze mich recht glücklich, seine Wärterin zu seyn. Kurz, ich bin so fröhlich und vergnügt, als wäre ich in dem Himmel.

Sobald ich aber auch das erste Mal auf mein kleines, nettes Schlafkämmerlein kam, fiel ich sogleich auf die Knie nieder, und dankte Gott unter Thränen für seine gütige Schickung. O, es ist doch wahr! Wer Gott liebt, und Ihm vertraut, dem geht es wohl. Freue dich mit mir, lieber Bruder! Gott wird auch für dich sorgen, so wie für deine

dich ewig liebende Schwester
Maria.

Sechster Brief.

Johannes an seine Schwester Maria.

Wiesenthal, den 3. Juli 1806.

Liebste Schwester!

Was mir dein Brief für eine Freude gemacht hat, das ist gar nicht zu beschreiben! Gott sorgt sichtbar für uns. Daher wollen wir aber auch aufs neue Ihn lieben, Ihm gehorsamen, und Ihm vertrauen, dem liebreichen Vater armer Waisen! Ihn sehen wir freilich nicht; aber daß Er die Welt regiere und für die Menschen sorge, das sehen wir klar. Oft sag ich bey mir selbst: „O unsere liebe Mutter! Wenn du doch das noch erlebt hättest!“ „Aber nein, denk' ich dann wieder, wenn sie noch lebte, wär' es nicht so gegangen.“ Siehst du da nicht auch, liebe Schwester, wie Gott Alles recht

macht? Ihr hat Er den Himmel gegeben, und dir einen so guten Ort. Sie hätte auf dieser Welt nur bittere Tage gehabt — nun hat sie Freude! Dir hätte sie nicht mehr viel helfen können — nun hat Er dir eine andere Mutter gegeben!

Da sehen wir aber auch, wie gut es ist, wenn man etwas lernt und sich wohl hält. Hätten wir nicht lesen und schreiben können, hätten unsere Aeltern uns nicht wohlerzogen, so hättest du dieses Glück gewiß nicht gehabt. Ein so armes Mädchen hätte man nicht gleich so von der Straße weg angenommen. Ja, Gott sey Dank, daß unsere Aeltern uns lehrten, nicht auf Geld und Gut unser Vertrauen zu setzen — sondern auf Gott, und Fleiß und Tugend. Unser Hab' und Gut hat der Feind alles geraubt. Allein Frömmigkeit und Tugend, Fleiß und Ge-

ſchicklichkeit kann man Einem nicht nehmen. Darum ſind ſie aber auch die einzigen wahren Güter der Menſchen!

Ich bin nun aufs neue recht geſtärkt im Vertrauen auf Gott. „Ich habe keine Sorge mehr, als ſeinen Willen zu thun. Mach' du es auch ſo, liebe Schweſter! Für das Uebrige wird dann Er ſorgen.

Bitte Gott täglich um ſeine Gnade, die neuen Pflichten, die Er dir auferlegte, getreu und freudig zu erfüllen. — Die Aufſicht über Kinder iſt ein ſehr ſchöner Beruf, ja ein ſteter Gottesdienſt. Denn Chriſtus der Herr ſagt ja: „Wer ein ſolches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf." Lebe wohl, ich verbleibe

dein getreuer Bruder

Johannes.

Siebenter Brief.

Johannes an den Herrn Pfarrer zu Tannenberg.

Hochwürdiger,
Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Mein Herz sagt es mir, daß ich Ihnen schreiben, und Ihnen danken soll. Allein ich sehe es voraus, daß ich nicht Worte genug finden werde, Ihnen meinen Dank auszudrücken. Sie haben meine Schwester aus einem großen Elende errettet. Sie haben ihr zu einem großen Glücke geholfen! Gott sieht meinen Dank, und hört mein kindliches Flehen für Ihr Wohl. Er, der den Trunk Wasser, den man dem Durstigen reichet, belohnt, wird ein so großes gutes Werk nicht unbelohnt lassen! Er, der das Schreien der jungen Raben hört, wird das Flehen eines armen Hirtenknaben nicht unerhört lassen!

Auch an die gnädige Frau möchte ich gerne schreiben. Allein ich habe den Muth nicht dazu. Uebernehmen Sie es, verehrungswürdiger Herr Pfarrer, ihr zu danken. Sie haben die Bitte so gut angebracht; Sie werden auch den Dank auf die beste Art anzubringen wissen. Sagen Sie ihr, daß ich, wiewohl ich sie nicht kenne, dennoch die kindlichste Ehrfurcht und Liebe gegen sie empfinde. Wirklich geht es mir hier gerade so, wie mit dem lieben Gott. Man kann Ihn lieben, ohne daß man Ihn sieht. — Wenn die Sonne aufgeht, so bethe ich, sie wolle ihr mild und freundlich scheinen, und wenn der Abendstern am Himmel steht, so flehe ich, er wolle ihr Friede und Ruhe bringen!

Der Mann, der mir den Brief von meiner Schwester übergab, sagte mir auch, daß die jungen Herren im Schlosse

eine große Freude an schönen Schmetterlingen haben. Bey meinen Schafen hab' ich Zeit genug, sie zu fangen. Hier sende ich einmal einige. In Glas und Rahmen ließ sie der Herr Kaplan fassen, der mir auch zeigte, wie sie aufzubewahren sind. Ich weiß nun einmal nichts Besseres zu schicken. Indeß soll ja Einer dem Andern so viele Freude machen, als er nur immer kann — und wenn die jungen Herren an den schönen Farben die Allmacht und Freundlichkeit Gottes bewundern, so ist doch auch etwas Gutes geschehen.

Ich bin mit der herzlichsten Verehrung

Eurer Hochwürden

dankbares Pfarrkind,
Johannes Müller.

Wiesenthal, den 3. Juli 1806.

Achter Brief.

Johannes an seine Schwester Maria.

Wiesenthal, den 20. August 1806.

Liebe Schwester!

Nun ist mir auch ein Glück begegnet. Ich weidete neulich meine Schafe an dem Bache, und suchte (weil ich Gottes Weisheit und Güte auch in dem Geringsten gerne betrachte) an dem Gestade so allerley schöne, buntgestreifte Schneckenhäuschen. Da sah ich auf einmal etwas in dem Grase wunderschön glänzen. Es war ein goldener Ring, mit hellen, funkelnden Steinlein besetzt. Ich dachte sogleich, es müsse etwas recht Kostbares seyn, und hüpfte vor Freude!

Da gingen ein paar Juden vorbey. Ich zeigte ihnen den Ring. „Ey, ey, sagte der Eine, das Ding ist etwas Rares. Dir hilft es aber nichts. Sieh da einmal her! Ich

geb' dir sechs Groschen dafür." „Ich gebe den Ring nicht her, sagte ich. Ich kann mir denken, daß ihn Jemand verloren hat — und da muß ich ihn ja wieder zurückgeben. Ihn zu verkaufen, wäre Sünde." „Nun, sagte er, du weißt ja nicht, wem er gehört. Ich geb' dir einen großen Thaler dafür." „Da sieh! — fuhr er fort, und zeigte mir einen glänzenden Thaler. — Nun, so nimm doch!" Ich schüttelte den Kopf, und sagte: „Nein, nein! Um tausend solche Thaler möchte ich keine Sünde begehen."

Der andere Jude, der schon ein alter Mann mit grauem Haar und Barte ist, sprach: „Du bist ein ehrlicher Knabe. Ich bin aber auch ein ehrlicher Jude. Behalt du den Ring, und frag' fleißig nach, wem er gehört. Wenn du es nicht erfragst, so gehört der Ring dein. Und dann erkundige dich in dem Dörflein dort, von

dem du den Thurm siehst, nur nach dem alten Samuel. Wenn du mir den Ring bringst, so geb' ich dir hundert solche Thaler dafür. Denn das ist er werth." So giebt es auch unter den Juden zweierley Leute, wie unter den Christen.

Noch an demselben Abend ging ich zu dem Herrn Kaplan, und erzählte ihm Alles. „Den Ring, sagte er, hat der Herr Rittmeister verloren, der neulich auf der Entenjagd hier war. Der ehrliche Finder bekommt zehn Thaler. Laß den Ring da, und schreib einen Brief dazu. Ich will dann beides dem Herrn Rittmeister überschicken. Er ist der rechtschaffenste Edelmann von der Welt. Der Ring macht gewiß dein Glück." Ich denke auch, Gott habe mich den Ring nicht umsonst finden lassen, liebe Schwester, und

bin dein getreuer Bruder

Johannes.

Neunter Brief.

Johannes an den Herrn Rittmeister von Brav.

Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Rittmeister!

Ein armer Hirtenknabe nimmt sich die Freiheit, Euren Gnaden zu schreiben. Ich war so glücklich, beiliegenden Ring zu finden. Noch glücklicher schätze ich mich, Ihnen denselben wieder zustellen zu können. Dieß wird die Freiheit dieses Briefes entschuldigen.

Sie waren so gnädig, Demjenigen, der den Ring finden würde, ein Geschenk von zehn Thalern zu bestimmen. Ihre Großmuth macht mich aber so kühn, mir eine andere Gnade auszubitten. Meine Aeltern haben durch den Krieg Alles verloren. Beide sind todt. Die Armuth nöthigt mich, die Schafe zu hüten. Ich

thu' es mit Freuden. Allein ich bin doch wegen der Zukunft bekümmert. — Nun hätte ich eine recht große Lust, das Schreinerhandwerk zu erlernen, und wäre auch wirklich stark genug, in die Lehre zu treten. Ich bitte Sie daher, helfen Sie mir dazu, gnädiger Herr!

Gott wird Ihnen eine so große Wohlthat, durch die Sie einen armen Waisen glücklich machen, gewiß vergelten — und der Ring mit den schönen, schimmernden Steinen wird Ihnen dann noch einmal so lieb seyn, weil er Sie an eine edle Handlung und an die Thräne des Dankes erinnert, die aus gerührtem Herzen weinen wird

Euer Gnaden

unterthänigster Diener

Johannes Müller.

Wiesenthal, den 21. August 1806.

Zehnter Brief.

Maria an ihren Bruder Johannes.

Tannenberg, den 30. August 1806.

Liebster Bruder!

Das ist nun einmal wieder eine Freude! Gott macht sich doch wirklich recht ein Geschäft daraus, Diejenigen, die Ihn lieben, zu erfreuen!

Denk' nur, der Herr Bruder unserer gnädigen Frau ist schon acht Tage hier. Gestern abends saß nun die gnädige Herrschaft unter der großen Linde vor dem Schloßthore. Die beiden Herren rauchten Taback. Die gnädige Frau strickte. Ich stand dabey, und hatte das kleine Fräulein auf dem Arm.

Da kam ein Bote, mit einem Briefe an den Herrn Bruder der gnädigen Frau.

Er legte die Pfeife nieder, machte den Brief auf, und sprach erfreut: „Je, da kommt ja mein verlorner Ring wieder zum Vorschein! Das ist mir sehr lieb!“ Er fing an, den Brief laut zu lesen: „Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Rittmeister! Ein armer Hirtenknabe ...“

„Ach! rief ich aus, dieser Brief ist von meinem Bruder!“

Der Herr Rittmeister las den Brief zu Ende.

Die gnädige Frau sagte hierauf: „Bruder! Gott hat uns nun schon einmal zu den Aeltern dieser armen Kinder bestimmt. Ich habe das Mädchen angenommen; Du mußt den Knaben übernehmen.“ „Ach ja, sagte ich, erbarmen sich Eure Gnaden!“

„Was erbarmen! rief er mit Eifer. Der gute Junge verdients. Ihm geschehe, was er verlangt.“

Der gnädige Herr sprach nun: „Wir haben hier einen trefflichen Schreiner, der keine Kinder hat. Geben wir den Knaben ihm in die Lehre — so sind die zwey guten Geschwister doch beisammen, und wir bekommen vielleicht einmal einen braven Mann mehr in das Dorf."

Der Meister wurde gerufen, und Alles sogleich ausgemacht. Ich fragte, ob ich diese Freudennachricht dir nicht zuerst berichten dürfe? „Ja freilich! hieß es. Schreib' ihm, er soll kommen, je eher, je lieber!"

O so komm doch bald, liebster Bruder! Mit tausend Freuden und unter Thränen des innigsten Dankes gegen den Vater im Himmel, der uns Beide so glücklich machte, wird dir entgegen eilen

deine Schwester
Maria.

Eilfter Brief.

Herr Rittmeister von Brav an seine Schwester, die Frau von Tannenberg.

Waldau, den 18. November 1816.

Geliebteste Frau Schwester!

Ich beeile mich, Dir eine sehr angenehme Nachricht mitzutheilen, welche Dir, noch mehr aber unsern zwey Pflegekindern, Johannes und Maria, große Freude machen wird.

An dem Ringe, den ich verloren und den der redliche Johann gefunden hatte, war mir der mittle, schöne Diamant locker geworden. Ich ging damit zu einem Goldschmiede, um den Stein befestigen zu lassen. Der Goldschmied saß an seinem Werktische, nickte, mich zu grüßen, blos mit dem Kopfe, und feilte an der goldenen Dose, die er eben in der Arbeit

hatte, emsig fort. An dem Tische in der andern Ecke der Stube saß ein ältlicher Mann, ärmlich gekleidet, aber von ehrwürdigem Angesicht und ansehnlicher Größe. Er hatte einen Krug Bier vor sich stehen, neben dem ein großes Stück Brod lag. Der Mann stand, als ich in die Stube trat, sogleich auf, bezeigte mir seine Ehrerbietung, und blieb in gerader Stellung, wie sie einem Soldaten vor einem Offiziere geziemt, stehen.

„Ihr habt wohl auch gedient?" fragte ich ihn. „Mehrere Jahre! antwortete er. Als es Friede geworden, ward ich aber abgedankt. Mein kleines Gnadengehalt ist zu meinem Lebensunterhalte nicht hinreichend, und so muß ich denn, was noch abgeht, mit Holzspalten verdienen. Der Herr Goldarbeiter da war so gütig, mich, außer dem Lohne, noch mit einem Trunk zu bewirthen." Ich drückte dem alten

Krieger ein Geldstück in die Hand, wofür er mir sehr herzlich dankte.

Ich zeigte hierauf dem Goldschmiede meinen Ring. „Potz tausend! sagte er, es ist ein Glück, daß Sie den Edelstein nicht verloren haben.“ „Ey, sprach ich, ich hatte schon einmal das Unglück, den ganzen Ring zu verlieren. Ein ehrlicher Knabe aber, Namens Johannes Müller, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden, hat ihn gefunden, und ihn mir wieder gebracht.“

Der ehrliche Krieger stand auf, näherte sich mir ehrerbietig, und sagte: „O gnädiger Herr, können Sie mir von diesem Knaben nicht Mehreres erzählen? Woher ist er? Hat er nicht eine Schwester? Lebt seine Mutter noch?“

Ich erzählte ihm, daß ich mich des Knaben angenommen und ihm das Schreinerhandwerk habe lehren lassen; daß Ma-

rie, deſſen Schweſter, bey Dir, liebſte Schweſter, in Dienſten ſey; daß beide Kinder ſich ganz ausnehmend wohl halten; daß aber ihre Mutter, Helena Müller, geſtorben ſey.

„O du mein Gott! rief der Mann, und die Thränen drangen ihm in die Augen. Dieß ſind meine Kinder, Johannes und Maria. O wie freu' ich mich, daß ſie noch leben! Aber daß mein gutes, treues Weib geſtorben iſt, das betrübt mich tief!"

Er fragte hierauf ſehr begierig nach allen näheren Umſtänden. Ich erzählte ihm, was ich wußte. „Ach, rief er, Alles, Alles trifft zu. Nur thut es mir ſehr leid, daß die guten Kinder mich für todt halten. Es wundert mich aber nicht. Ich hatte bey der fürſtlichen Leibgarde gedient, und war verheirathet. Als der Krieg ausbrach, mußte ich in das Feld rücken;

Weib und Kinder aber zurück laſſen. Ich wurde ſo ſchwer verwundet, daß ich für todt auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, in feindliche Gefangenſchaft gerathen, und erſt nach langer Zeit wieder hergeſtellt worden bin. Unſer Land wurde indeß von dem Feinde beſetzt, und die Mutter mit den zwey Kindern mußte aus dem Lande entfliehen. Als ich endlich wieder ausgelöst worden, gab ich mir alle Mühe zu erfahren, wo ſie hingekommen wären. Allein alle meine Bemühungen waren vergebens. — Nun, nun, daß die Mutter ſo fromm und chriſtlich geſtorben iſt, das iſt mir ein großer Troſt! Und daß meine Kinder fromm und gut ſind, daß Maria die Mutter verpflegte bis an deren ſeliges Ende, und Johannes den gefundenen Ring wieder zurückſtellte, und daß Beide ſich ſo wohl halten, das iſt jetzt meine größte und einzige Freude.

Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß Er so väterlich für Beide gesorgt hat. Ich will auf der Stelle zu ihnen hinreisen, und sollte ich den ganzen Weg bis Tannenberg von Ort zu Ort betteln müssen; ich muß sie noch einmal sehen, und will dann gerne sterben!"

Der wackere, alte Krieger sagte dieses mit solcher Herzlichkeit und unter so heißen Thränen, daß auch mir und dem Goldschmiede die Thränen in die Augen traten. Die Frau und die Kinder des Goldschmieds, die auf das laute Weinen und Schluchzen des Mannes herbeigeeilt waren, weinten auch, und vergossen reichliche Thränen.

Ich versprach dem guten, liebevollen Vater, daß ich ihm Gelegenheit verschaffen wolle, sobald die bessere Jahrszeit eintrete, nach Tannenberg zu reisen; daß ich ihn, was ein so braver Krieger wohl

verdiene, neu montiren lassen wolle; und daß ich ihn auch mit dem nöthigen Reisegeld versehen werde, worüber er hoch erfreut war.

Nun, liebe Schwester, bring' Du den guten zwey Kindern die Freudennachricht, daß ihr Vater noch lebe, auf eine kluge Art bey. Auch rechne ich sicher auf Deine Güte und Menschenfreundlichkeit, daß Du dem ehrlichen Krieger während seines Aufenthaltes zu Tannenberg ein Winkelchen in Deinem Schlosse einräumen werdest.

Grüße mir Deinen edlen Gemahl und Deine lieben Kinder. Ich bin von ganzem Herzen

Dein Dich liebender Bruder
Adolph.

Zwölfter Brief.

Johannes an den Herrn Kaplan zu Wiesenthal.

Hochwürdiger,
Hochzuverehrender Herr Kaplan!

Euer Hochwürden haben schon damals, als ich zu Wiesenthal die Schafe hütete, sich meiner auf das liebreichste angenommen. Ihrem weisen Rathe hab' ich es zu danken, daß jener Ring, den ich dort am Bache gefunden habe, mir dazu verhalf, das Schreinerhandwerk zu erlernen. Sie haben mit Freuden vernommen, wie der liebe Gott durch eben jenen Ring es so gefügt, daß ich und meine Schwester inne geworden, unser lieber Vater sey noch am Leben. Sie werden nun gewiß auch gerne hören, wie es uns Kindern und unserm Vater noch weiter ergangen sey.

Welche Freude wir zwey Kinder empfanden, als wir unsern geliebten Vater, den wir so lange für todt gehalten, wieder von Angesicht sahen, läßt sich gar nicht beschreiben. Er war sehr verwundert, daß wir indeß so groß geworden; es freute ihn, daß wir so frisch und gesund aussehen; noch mehr freute es ihn, daß er nichts als Gutes von uns hörte.

„Nun wäre Alles gut, sagte er, wenn nur die Mutter noch am Leben wäre!" Wir mußten ihn zu ihrem Grabe führen. Auf dem Grabe steht ein Kreuz von Eichenholz. Ich hatte alle meine Kunst aufgeboten, es recht schön zu verfertigen. Meine Schwester hatte das Kreuz, gerade an dem Tage, bevor der Vater kam, mit einem Blumenkranze geziert, der aber bereits welk war. Der Vater brach, als er den grünen Grabhügel erblickte, in Thränen aus. Ja

wir alle Drey weinten und betheten lange an dem Grabe. „Sie ruhe im Frieden! sagte der Vater zuletzt. Hier auf Erden haben wir Kreuz und Leiden; wenn wir aber Alles mit Geduld übertragen und auf Gott vertrauen, so wartet unser dort eine unverwelkliche Krone.“

Der Vater war dahier sehr vergnügt; die gnädige Herrschaft, der Herr Pfarrer, und mein Meister begegneten ihm überaus freundlich und erwiesen ihm viele Ehre. Als er bereits drey Wochen bey uns zugebracht hatte, sprach er zum gnädigen Herrn: „Nun bin ich Euren Gnaden lange genug zur Last gefallen; es ist einmal Zeit, daß ich meinen Stab weiter setze.“ Allein der gnädige Herr sprach: „Meine Gemahlin hat Eure Tochter in ihre Dienste genommen; mein Schwager, der Rittmeister, hat für Euren Sohn gesorgt — und da will denn

auch ich Etwas für den Vater dieser guten Kinder thun. Ihr habt gesehen, daß mein Schloßgut sehr groß und weitschichtig ist, und sehr viele Aecker und Wiesen umfaßt; an Euch habe ich bemerkt, daß Ihr Euch sehr gut auf die Landwirthschaft versteht. Schon lange habe ich gewünscht, einen Mann zu finden, auf dessen Treue ich mich verlassen könnte, und der die Aufsicht über das zahlreiche Gesinde zu führen wüßte. An Euch glaube ich den rechten Mann gefunden zu haben. Ich habe daher dieses Dienstchen, zu dem Ihr alle erforderlichen Eigenschaften habt, und bey dem Ihr Euer gutes Auskommen finden werdet, Euch zugedacht. Ich verlange nicht, daß Ihr bey den ländlichen Arbeiten selbst Hand anleget; dazu seyd Ihr zu alt. Es ist mir schon genug, wenn Ihr Alles wohl anordnet, und fleißig nachsehet, ob

auch Alles richtig geschehe.“ Diesen Antrag nahm der Vater mit Freuden an, und auch wir Kinder waren höchst erfreut, daß nun der Vater beständig bey uns bleibe. Er trat sein neues Amt sogleich an; er griff, da er ungeachtet seines Alters noch sehr rüstig ist, sogleich zur Sense und zog mit den Mähdern hinaus auf die Wiese, und mähte voran; auch bey der Kornärndte führte er, wie er sich ausdrückte, das Commando über die Schnitter, ließ aber dabey, obwohl es Niemand von ihm verlangte, seine Sichel, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, keinen Augenblick ruhen.

Auch mein lieber Meister gewann meinen Vater sehr lieb; sie wurden sehr gute Freunde, und der Vater mußte, Sonntags bey einem Glase Bier, von den Feldzügen, die er mitgemacht hatte, ihm Alles ausführlich erzählen. Da der

Meiſter aber nunmehr alt und gebrechlich iſt, ſo hat er ſich entſchloſſen, ſein Haus und ſeine Werkſtätte mir zu übergeben. „Denn, ſagte er, ich bin überzeugt, daß der Johannes mir den nöthigen Lebensunterhalt ſicher reichen, und mich bis zu meinem Tode mit kindlicher Liebe verpflegen werde.“ Indeß hatte die Sache doch noch eine nicht kleine Schwierigkeit. Um Meiſter zu werden und das Bürgerrecht zu erlangen, auch einen größern Vorrath von Holz anzuſchaffen, und ſonſt noch einige Zahlungen zu leiſten, war eine Summe von hundert großen Thalern erforderlich, und wir wußten nicht, woher wir das Geld nehmen ſollten.

Wir hatten von dem Vorhaben des Meiſters noch keinem Menſchen ein Wort geſagt. Da ließ mich geſtern morgens der Herr Pfarrer rufen, zählte mir hundert große Thaler auf den Tiſch hin, und

sprach: „Da nimm, Johannes! Das ist ein Geschenk für dich, damit du das Haus deines Meisters übernehmen kannst.“ Ich konnte vor Erstaunen kein Wort vorbringen; es war mir, ich träume. Der Herr Pfarrer lächelte, und erklärte mir die Sache. Es ging nämlich so: Der Herr Rittmeister, hatte schon lange im Sinne, mir zur Uebernahme der Werkstätte zu verhelfen. Nun wurde der Herr Pfarrer dahier vor wenigen Tagen zu einer hohen geistlichen Würde erhoben, gemäß welcher er einen Ring mit einem Edelsteine tragen muß. Der Herr Rittmeister sprach daher zu ihm: „Der Ring da nützt mir zu nichts; er ist ein todtes Kapital. Ich weiß auch gar nicht, wozu ich ihn trage. Sie können ihn aber nun besser brauchen. Ich mache deßhalb Ihnen ein Geschenk damit — jedoch unter der Bedingung, daß Sie dem wackern Schrei-

nergesellen, Johannes Müller, hundert große Thaler schenken. Das ist der Ring unter Brüdern werth.“ Der Herr Pfarrer war über diese Großmuth so erstaunt, als vorhin ich, da mir der Herr Pfarrer das Geld vorzählte. Allein der edle Herr Rittmeister sagte bloß: „Wenn man etwas Gutes anfängt, so muß man es vollenden. Johannes kann dereinst seinen Vater, und auch seine Schwester, wenn diese keine andere Versorgung finden sollte, in sein Haus aufnehmen. So ist für alle Drey gesorgt.“

Der Herr Rittmeister hatte noch weiter gesagt: „Der Ring da war auch die Veranlassung, daß wir, ich und mein Schwager, den Herrn Kaplan zu Wiesenthal kennen und schätzen lernten; und mein Schwager, der Herr von Tannenberg, wird ihn zu Ihrem Nachfolger ernennen.“

Der Herr Pfarrer dahier nahm den Ring aus dem zierlichen Futterale hervor, ſteckte ihn an den Finger, und ſprach gerührt und mit Thränen in den Augen: „Ich werde den Ring zum Preiſe der göttlichen Vorſehung tragen; er wird mich ſtets daran erinnern, wie der gütige Gott ſich oft kleiner Mittel bedient, vielen Menſchen große Wohlthaten zu erweiſen.“

Verehrungswürdiger Herr Kaplan! ich brauche Ihnen nicht erſt zu ſagen, wie herzlich es nicht nur mich, meinen Vater und meine Schweſter, ſondern viele, ja alle Menſchen dahier freuen wird, in Ihnen, unſern würdigen Seelſorger zu verehren. Mit der aufrichtigſten Verehrung und Liebe

Euer Hochwürden

ewig dankbarer

Johannes Müller.

Tannenberg, den 17. Mai 1817.

II.

Die rothen Kreuzer.

Erſter Brief.

Margaretha, ein armes Landmädchen, ſchreibt an ihre Mutter.

Liebſte Mutter!

Ich bin recht glücklich dahier in der Stadt angekommen. Die Frau, bey der ich jetzt diene, war recht erfreut, daß ich ſo richtig auf den Tag eintraf, und grüßte mich auf das freundlichſte.

Sie erzählte mir, was ſie auf den Gedanken gebracht habe, mich in den Dienſt zu nehmen. Da Ihr dieſes nicht wißt, wie ich es bisher nicht gewußt ha-

be, so muß ich es Euch doch auch erzählen.

Als die Frau im letzten Frühlinge mit ihren zwey Kindern unsern Herrn Pfarrer, ihren Bruder, besuchte, hatte sie gar Vieles mit ihm zu reden, und einige Schriften mit ihm zu durchgehen. Die Kinder, die das erste Mal auf dem Lande waren, wollten lieber ein wenig im Freien herumspringen. Da ließ der Herr Pfarrer mich rufen, um die Kinder in den Garten, in das nahe Wäldchen und weiter hin auf die Wiese zu führen, und wohl auf sie Acht zu haben. Ueber eine Weile kamen aber doch die Frau und der Herr Pfarrer nach. Sie gingen in das Wäldchen, und sahen uns auf der Wiese; wir aber konnten sie nicht sehen. Der Knabe bemerkte in dem klaren Bache einige Fischlein, und wollte mit Gewalt in das Wasser waden, um sie zu fangen.

Um ihn abzuhalten, sagte ich: „Kinder, kommt hierher, ich will euch noch etwas Schöneres zeigen.“ Ich führte sie an ein Plätzchen, wo Alles voll Blumen stand. Die Kinder hatten große Freude daran. „Nicht wahr, sagte ich, der liebe Gott kann doch recht schöne Blumen machen!!! Die Kinder gaben mir Recht. „Nun, sagte ich, so habt den lieben Gott, der uns so schöne Sachen schenkt, auch recht lieb.“ Dieses Gespräch gefiel der Frau umgemein wohl. Der Herr Pfarrer lobte nun Euch, liebste Mutter, gar sehr, und sagte, daß Ihr Eure Kinder recht gut erzogen, und daß wir Kinder, der Bruder und ich, in der Schule immer unter seine besten Schüler gehörten. Als nun im Herbste darauf das Kindermädchen, das vor mir im Dienste der Frau gewesen, nach Hause mußte, weil seine Aeltern es nunmehr

ſelbſt nöthig hatten, ſo ſchrieb die Frau an ihren Bruder, unſern Herrn Pfarrer, ob ich wohl nicht Luſt hätte, zu ihr in den Dienſt zu treten. Der Herr Pfarrer ſchrieb, wie Ihr wißt, ſogleich zurück, daß wir Beide es als ein großes Glück anſehen, und daß ich mit dem nächſten fahrenden Boten eintreffen werde. So erzählte die Frau. „Und ſo, ſagte ſie dann zu mir, und nahm mich freundlich bey der Hand, hat uns, wie ich denke, der liebe Gott zuſammengeführt.“

Sie führte mich hierauf in die Kinderſtube, die aber ein ſehr ſchönes, helles Zimmer mit grünbemalten Wänden iſt. Die Kinder kannten mich noch, und ſprangen ſogleich auf mich zu. Der kleine Fritz fragte: „Was macht des Onkels Pudel, der mit uns auf die Wieſe lief, und ſo ſchöne Künſte kann, und die Steine, die man in den Bach wirft, aus dem

Waſſer heraus holt?“ Das kleine Thereschen fragte, wiewohl es bereits ſpät im Herbſte iſt: „Haſt du mir von den ſchönen Blumen, die auf deiner Wieſe wachſen, keine mitgebracht?“ Ich beantwortete die Fragen der Kinder und ſagte: „Anſtatt der Blumen habe ich von den Bäumen, die damals ſo ſchön geblüht haben, Euch Aepfel mitgebracht.“ Ich theilte ſie ihnen aus, und die Kinder hatten daran groſse Freude, und jedes behauptete, ſeine Aepfel hätten die ſchönſten rothen Backen.

Die Mutter lächelte, und ſagte zu mir: „Sey gegen die zwey Kinder immer ſo liebreich und freundlich, und habe immer wohl auf ſie Acht.“ „Das werde ich mit Freuden thun, ſagte ich; es ſind ja gar liebe, artige Kinder!“ „Nun wohl, thu' es, ſagte die Frau, und

ich werde dann auch dir eine liebreiche, freundliche Mutter seyn.“

Diese Worte der Frau waren mir sehr tröstlich und erfreulich. Allein so liebreich und freundlich, wie Ihr, liebste Mutter, kann doch kein Mensch in der Welt gegen mich seyn. Ach, wenn ich Eurer Mutterzähren und Eurer mütterlichen Ermahnungen beim Abschiede gedenke, so kommen mir jetzt noch die Zähren in die Augen. Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, wie Ihr mich hinaus begleitet habt an die Landstraße, wo der Botenwagen vorbey kommt; wie Ihr eines meiner zwey Päcklein getragen; wie Ihr, wiewohl ich es nicht zugeben wollte, im Regen stehen bliebt, um zu warten, bis der Wagen komme; wie Ihr einen kleinen Kuchen, den Ihr eigens für mich gebacken, nebst einigen Aepfeln in ein Taschentuch gebunden, und

mir mit auf den Weg gegeben; wie Ihr mich dem alten, ehrlichen Boten anempfohlen, und mir Eure Ermahnungen noch einmal kurz wiederholt habt. Ja, liebste Mutter, ich werde Eure Worte nie vergessen; sie sind in mein Herz geschrieben. Ich werde immer Gott lieben, gerne bethen, jede Sünde scheuen, böse Menschen fliehen, meiner Frau treu und redlich dienen, und die mir anvertrauten Kinder wohl verpflegen. Das verspreche ich Euch und dem lieben Gott. Bethet doch recht für mich, daß Gott mir seine allmächtige Gnade verleihe, mein Versprechen zu halten. Ich bethe auch stets für Euch, und werde immer seyn

Eure

liebende gehorsame Tochter
Margaretha Ost.

Zweiter Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebste Mutter!

Da schreib' ich Euch schon wieder, obwohl ich erst vor acht Tagen dem zurückkehrenden Boten einen Brief mitgegeben habe. Es ist mir gar so erfreulich und tröstlich, an Euch zu schreiben. Denn es ist mir da, als sitze ich bey Euch in unserm traulichen Stübchen und plaudere mit Euch. Die beiden Kinder, über die ich die Aufsicht habe, schlafen bereits sanft und süß. Da habe ich schon noch Zeit zu einigen Zeilen an Euch.

Meine Frau, die man dahier Madam Maier nennt, ist wirklich eine recht verständige, christliche Frau. Alles, was sie mir zu befehlen hat, sagt sie mit Freundlichkeit, und belehrt mich liebreich

über Alles, was ich noch nicht weiß. Ich könnte mir keine beſſere Frau wünſchen. Auch die zwey lieblichen Kinder haben mich ſehr lieb gewonnen, und ſind ſo gern bey mir, als bey ihrer Mutter. Das freut mich von Herzen, und iſt auch ihr ſehr lieb. Denn die Frau muß, weil der Herr in ſeinen Geſchäften viele Reiſen zu machen hat, die meiſten Stunden des Tages in ihrem Kaufladen zubringen.

Dieſen Laden, liebe Mutter, ſolltet Ihr einmal ſehen! Die Frau handelt mit Muſſelin, und Ihr könnet gar nicht glauben, wie alle dieſe Waaren ſo blendend weiß, und alle Fädelein ſo fein und gleich ſind. In meinem Leben habe ich nichts ſo Schönes geſehen; ich konnte mich nicht genug wundern, daß man etwas ſo Schönes machen kann. Meine Frau ſagte: „Alle dieſe Fäden wurden von Maſchinen geſponnen.“ Ich ſagte

in meiner Einfalt: „Von diesen Leuten habe ich zwar noch nie gehört; sie müssen aber sehr geschickt seyn.“ Meine Frau lachte von Herzen, und erklärte mir die Sache. Sie zeigte mir hierauf gestickte Halstücher und ganze Kleider. Die weißen Blumen und Verzierungen darauf sind wunderschön. „Diese, sagte meine Frau, kann man nicht durch Maschinen zu Stande bringen; sie sind von Menschenhänden gestickt. Viele tausend Menschen — Gott sey Dank! — verdienen mit dieser Arbeit ihr Brod.“

Das Haus, das meiner Frau gehört, ist sehr groß und schön. In dem obersten Stocke wohnt eine adelige Dame zur Miethe. Sogleich am ersten Morgen, nachdem ich abends zuvor angelangt war, trat die Kammerjungfer herein, und hielt einen weißen steinernen Krug in der Hand, der mit blauen Blumen bemahlt und mit

einem glänzenden, zinnernen Deckel verſehen iſt. „Du! ſagte ſie zu mir, das vorige Kindermädchen hat meiner gnädigen Frau immer draußen vor dem Stadtthore an dem Geſundbrünnlein das Trinkwaſſer geholt. Willſt du es nicht auch thun? Denn unſere Köchin und die Magd haben nicht wohl Zeit dazu, und für mich ſchickt es ſich nicht, mit dem Kruge zu ſchleppen. Du darfſt es nicht umſonſt thun. Meine gnädige Frau giebt dir für jeden Krug Waſſer einen Kreuzer, und wird dich am Ende der Woche immer richtig bezahlen. Nun, willſt du?“

„Wenn es meine Frau erlaubt, ſagte ich, recht gern. Allein wer wird ſich denn für einen Trunk kalten Waſſers bezahlen laſſen? Ich will das Waſſer mit Freuden umſonſt holen.“ Meine Frau, die dabey ſtand, ſagte: „Nimm du dieſe

Belohnung immerhin an. Die gnädige Frau kann sie leicht geben, und dir werden sechs Gulden des Jahres sehr wohl kommen."

Ich nahm den Krug, und trat mein neues Amt als Wasserträgerin sogleich an. Heute abends hatte ich eben das Licht angezündet, meine Frau strickte, und die beiden Kinder spielten; da trat die Jungfer herein, und brachte mir sechs rothe Kreuzer. „Sie kommen eben aus der Münze, sagte sie, und funkeln, obwohl sie nur von Kupfer sind, wie Gold."

Ich hatte an dem schönen, glänzenden Gelde große Freude, und dünkte mich so reich, als ich selten war. Diese sechs Kreuzer schicke ich nun Euch, liebe Mutter. Ihr könnet nun abends zu Eurem Stücke trockenen Brodes doch auch einen Schoppen Bier trinken. Ich werde Euch

jeden Kreuzer, den ich bekomme, immer am Ende des Monats schicken. Der Bote hat ja versprochen, alle Briefe umsonst mitzunehmen.

Ihr werdet über mein armseliges Geschenk lächeln. Ich weiß aber doch, daß Ihr es so gut aufnehmen werdet, als es gemeint ist.

So, nun gute Nacht! Es ist schon spät, und Ihr schlaft wohl schon so sanft, wie die zwey Kinder hier. Ich will mich nun auch zur Ruhe begeben, damit ich morgen wieder zur Arbeit aufstehen kann. Denn bevor Morgens die Kinder erwachen, habe ich immer allerley Hausgeschäfte zu verrichten. Gott sey mit Euch und Eurer

Euch

herzlich liebenden Tochter

Margaretha Ost.

Dritter Brief.

Die Mutter an ihre Tochter.

Liebste Tochter!

Um des Himmels willen, was haſt du getrieben! Als ich deinen Brief aufmachte, fielen ſogleich ſechs neue, blanke Goldſtücke heraus. Ich erſchrak und zitterte an allen Gliedern! O du lieber Gott, rief ich, das Kind wird das Geld doch nicht geſtohlen haben! Mein Gott, wenn meine Margaretha ſich von dem Glanze des Goldes hätte blenden und zu einer ſolchen Uebelthat verführen laſſen, ſo wäre ich die unglücklichſte Mutter!

Ich las nun deinen Brief. Du ſchreibſt da von rothen Kreuzern, und nennſt ſie ein armſeliges Geſchenk. Das verwirrte mich. Das Kupfer kann ſich ja doch nicht in Gold verwandelt haben,

dachte ich. Ich ſann lange nach. Endlich fiel mir ein, ein Bedienter der gnädigen Frau könnte ſich vielleicht den Spaß gemacht haben, anſtatt der rothen Kupferkreuzer meſſingene Rechenpfennige in den Brief zu thun, um mir anfangs eine eitle Freude und am Ende einen rechten Verdruß zu machen.

Ich lief zu dem Herrn Verwalter, der das Geld ſehr gut kennt. Ich ſagte, daß ich die Sache für einen muthwilligen Scherz anſehe; jedoch wolle ich ihm die gelben, glänzenden Geldſtücke zeigen.

„Ja, ja, ſagte er, das mag wohl ſo ein Streich eines muthwilligen Burſchen ſeyn.“ Er ſetzte ſeine Brille auf, und ſprach: „Laßt die feine Münze einmal ſehen.“

Ich gab ſie ihm. „Alle Welt, rief er, das iſt wahrhaftig ächtes Gold, jedes Stück 11 fl. 30 kr. im Werth.

Nein, das ist kein Spaß. Ich wenigstens möchte mir keinen solchen Spaß machen, und ich denke, kein Mensch in der Welt könnte dazu Lust haben."

Ich ließ ihn nun deinen Brief lesen. „Da muß ein Irrthum vorgegangen seyn, sagte er. Die gnädige Frau muß sich, zumal es bereits Nacht war, vergriffen haben; anstatt der Kupferkreuzer erwischte sie Goldstücke."

„Es kann wohl nicht anders seyn, sagte ich; am nächsten Botentage will ich das Geld meiner Tochter wieder zurück schicken."

„Thut das, sprach er, es könnte sonst einen schlimmen Handel absetzen."

Ich nahm das Geld wieder mit nach Hause. Ich konnte aber die ganze Nacht kein Auge zuthun. Ich fürchtete immer, es möchten Diebe kommen, und das Geld stehlen, und mich wohl gar noch oben-

drein erdrosseln. Mit dem Golde kam nichts als Schrecken, Angst und Sorgen unter mein Dach. Ich bin recht froh, daß ich des Unglücksgeldes heute los werde. Geh' doch augenblicklich zur gnädigen Frau, und gieb ihr die Goldstücke wieder zurück. Ich kann meinen Kopf nicht ruhig niederlegen, bis ich weiß, das Geld sey wieder in der Hand, der es gehört. Schreib mir doch sogleich, ob du es an den rechten Mann oder vielmehr an die rechte Frau gebracht hast.

Georg, dein Bruder, hat geschrieben. Er befindet sich wohl, und es geht ihm gut. Ach du mein Gott! als ihn das Loos getroffen hatte, Soldat zu werden, und er mit den andern Rekruten fort mußte, war ich wohl recht tief betrübt, und weinte mir die Augen wund. Allein der liebe Gott macht doch Alles recht. Da Georg so vergnügt und zufrieden in

seinem Stande ist, so bin ich auch ruhiger. Indeß hat er doch allerley Kleinigkeiten nothwendig, und möchte doch zu Zeiten mit seinen Kameraden ein Glas Bier trinken. Alle erhalten mehr oder weniger Unterstützung von Haus; ich aber kann ihm zur Zeit keinen Kreuzer schicken. Das thut mir recht leid. Ja, wenn die Goldstücke mein gehörten, da könnte ich ihm wohl helfen! Aber nichts da! Ich denke, wir alle Drey wollten lieber verhungern und verdursten, als nur einen Heller von fremdem Eigenthum entwenden.

Gott sey mit dir, liebe Tochter, und mit uns Allen, und bewahre uns vor allem Unrecht! Lebe wohl — und noch einmal, schreib' doch sogleich mit dem zurückkehrenden Boten

deiner

bekümmerten Mutter.

Vierter Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebste Mutter!

Der Anfang Eures Briefes hat mich recht erschreckt und betrübt! Ich mußte weinen, daß es Euch nur einen Augenblick einfallen konnte, es sey möglich, daß ich das Geld entwendet habe. Nein, lieber wollte ich mir die Hand abhauen lassen, als stehlen, oder sonst etwas Unrechtes thun!

Ich lief, so schnell ich konnte, die Stiege hinauf zur Frau von Holm, legte ihr die sechs Goldstücke auf den Tisch und sagte: „Sie müssen mir aus Versehen anstatt der rothen Kreuzer lauter Gold gegeben haben.“ Die gnädige Frau schüttelte den Kopf, und betrachtete die

Goldstücke, eines nach dem andern. Sie schien darüber fast so erstaunt, als Ihr.

Ich gab Ihr nun Euren Brief zu lesen. Sie las ihn, und sagte: „Das ist seltsam! Von mir aus ist aber keine Irrung vorgegangen. Für einen bloßen Spaß kann ich die Sache auch nicht ansehen. Ich denke, irgend eine unbekannte wohlthätige Hand hat das Gold in den Brief gethan, um deine arme Mutter zu unterstützen. Diese Art zu geben ist freilich etwas sonderbar, aber doch gewiß wohl gemeint."

Ich sagte mit Thränen in den Augen: „Liebste gnädige Frau! Diese unbekannte wohlthätige Hand ist gewiß die Ihrige. Welche könnte es sonst seyn? Sie waren so großmüthig, mit diesem reichen Geschenke eine bedrängte Wittwe und ihre Kinder zu erfreuen."

„O nein, sagte die Frau, wirklich habe ich, außer einigen goldenen Schaumünzen, wenig Gold in meiner Kasse, und von so schönen, neuen Goldstücken auch nicht ein einziges. Da, nimm dein Gold wieder, mein liebes Kind!“

„Aber, sagte ich, was soll ich denn damit anfangen? Es gehört nun einmal nicht mein. Wem soll ich es geben? Ich kann mir gar nicht einbilden, wer anstatt des Kupfers Gold in den Brief sollte gelegt haben. Rathen Sie mir doch, was ich thun soll!“

„Schicke das Gold wieder deiner Mutter, der du die rothen Kreuzer zugedacht hattest, sagte die Frau. Sie kann es mit gutem Gewissen zu ihrem Nutzen verwenden.“

Ich blieb stehen, und brachte noch viele Bedenklichkeiten vor. „Ach, gnädige Frau, sagte ich am Ende, nehmen

Sie das Geld in Verwahrung, bis man weiß, wem es gehört!"

Sie aber sprach: „Auf mein Wort, behaltet das Gold. Sollte Jemand darauf Ansprüche machen, und Ihr es bereits ausgegeben haben, so will ich es vergüten."

Da traten zwey adelige Fräulein herein, der Frau einen Besuch zu machen. Meine Tracht war ihnen etwas Neues, da die Landleute, die aus der benachbarten Gegend in die Stadt kommen, anders gekleidet sind. Ich mußte mich um und um drehen, damit sie mich recht betrachten konnten. Das kleine blaue Häubchen mit schwarzen Bändern, das rothe Mieder, der grüne Rock, die weißen Aermel und weiße Schürze wurden gemustert. „Du bist in der That ein hübsches Kind!" sagten sie. Das verdroß mich. „Ich bin kein Kind mehr!" sagte ich.

Da lachten sie und wollten mir weiß machen, in der Stadt nenne man auch erwachsene Fräulein, ja mancher Herr seine Frau Gemahlin: „Mein Kind.“ Ich glaubte es ihnen aber nicht. Hierauf fragten sie mich, wie ich heiße. „Gretel,“ antwortete ich. „Das ist ein garstiger Namen, riefen sie; du mußt dich Margot nennen.“ „Pfui, sagte ich; der Namen, den Sie da nannten, kommt mir närrisch vor. Ich habe ihn gar noch nie gehört. Kein Mädchen in meinem Dorfe heißt so, und ich glaube auch keines in der Welt.“ Da lachten und kicherten sie noch mehr.

Die gnädige Frau aber sagte: „Gretel, Gretchen oder das französische Wort Margot ist im Grunde einerley Namen, und es liegt nichts daran, wie man ihn ausspreche; allein daran ist Alles gelegen, daß die Menschen, in einem anderen

Sinne, auf ihren guten Namen halten und gute Menschen seyen.

Ich gab ihr recht, nahm die Goldstücke, die noch auf dem Tische lagen, und wollte gehen. Da machten beide Fräulein große Augen, und fragten mich: „Gehört das Gold dir?" Die Frau erzählte, wie ich dazu gekommen. „Das ist wunderbar, sagten die Fräulein; aber ein großes Glück für dich. Nun mußt du dir sogleich, anstatt deiner bäuerischen Kleidung, so schöne Kleider, wie die Stadtmädchen, anschaffen." Ich sagte: „Das ist kein guter Rath. Die Spinnenwebe-Kleidung der Stadtmädchen ist nicht für Landmädchen." Die Frau sprach: „Du hast recht, liebes Gretchen! Bleibe du bey deiner hübschen ländlichen Tracht, die mir sehr wohl gefällt. Manche Landmädchen haben mit der einfachen ländlichen Kleidung auch die ehrbaren länd-

lichen Sitten abgelegt, und ſind eitel und frech geworden. Wende du dein Gold beſſer an.“

Liebſte Mutter! ich weiß die Goldſtücke nicht beſſer anzuwenden, als daß ich ſie Euch ſchicke. Schickt davon auch ein Paar dem lieben Georg. Ihr Beide habt das Geld nöthiger, als ich.

Noch habe ich eine Bitte an Euch, liebe Mutter! Meine Frau, die Madam Maier, freute ſich, daß ich gut ſpinnen kann, und das Fädelein ſo rein und feſt iſt. „Dieſen Winter mußt du mir ein Stückchen Tuch ſpinnen,“ ſagte ſie. — Schickt mir, liebe Mutter, daher mein nettes, zierliches Spinnrädchen, das der ſelige Vater noch kurz vor ſeinem Tode beſonders für mich gemacht hat. Denn ich kann an keinem andern ſo gut ſpinnen. Der Vater war doch der beſte Dreher in unſerer ganzen Gegend! Und

Ihr, liebe Mutter, seyd die beste Spinnerin. Ach, wenn wir Zwey so abends beisammen saßen, und die Rädlein schnurrten, so waren wir doch recht vergnügt. Ich werde den Winter hindurch an meinem Spinnrädchen recht oft an Euch denken.

Lebt wohl, und macht Euch wegen der Goldstücke keine Sorge mehr, sondern schafft Euch dafür an, was Ihr den Winter hindurch braucht. Es wird bereits kalt. Kleidet Euch wärmer, und erfriert nicht mehr so, um Holz zu sparen. Ich bin recht froh, daß ich denken kann, wenn ich so in dem warmen Zimmer sitze, Ihr habt nun auch ein warmes Stübchen.

Ich bleibe ewig

Eure gehorsame Tochter
Margaretha.

Fünfter Brief.

Georg an seine Schwester Margaretha.

Liebste Schwester!

Gott grüße dich, du liebe Schwester, und Ihm sey Lob und Dank, daß Er durch dich sowohl der Mutter als mir eine so große Wohlthat erwiesen hat.

Die liebe Mutter hat mir die drey Briefe, die du ihr geschrieben, und zwey von den Goldstücken, die du ihr geschenkt, durch die Post überschickt. Du kannst denken, wie ich mich darüber freute!

Eure Ehrlichkeit aber freute mich noch mehr, als das Gold; wiewohl ich das Gold auch sehr gut brauchen kann. Es kam eben zu rechter Zeit. Denn ich habe allerley kleinere Kleidungsstücke nothwendig, die wir Soldaten uns selbst anschaffen müssen, wozu aber mein Sold nicht

hinreichen will. Jetzt ist mir aber auf lange Zeit geholfen.

Die Sache machte indeß bey dem ganzen Regimente großes Aufsehen. Meine Kameraden wissen alle, daß unsere liebe Mutter sehr arm ist, und nur kümmerlich zu leben hat. Sie wunderten sich daher, woher die Mutter auf einmal so viel Geld nehme. Einer hatte nemlich den Brief an mich gesehen, und auf der Addresse die Worte gelesen: Mit 23 fl. in Gold.

Ich erzählte ihnen, wie wir zu dem Gelde gekommen, und las ihnen deine Briefe. Allein Einige aus ihnen sagten: „Geh', geh', das sind Schwänke. Kein Mensch ist so närrisch, daß er so heimlicher und verstohlener Weise für seine blanken Goldstücke rothe Kreuzer eintauschen möchte. Die Goldstücke sind gestohlen."

Die Sache kam vor meinen Herrn Hauptmann, der zwar noch ein junger Offizier, aber von vieler Einsicht und groſſer Tapferkeit ist. Er ließ mich rufen.

„Nun, Ost, sagte er, wie ich höre, ist Er ja auf einmal reich geworden. Die Geschichte kommt mir aber doch etwas sonderbar vor. Hat Er die Briefe seiner Mutter und Schwester mitgebracht?“ „O ja wohl!“ sagte ich, überreichte ihm die Briefe, und legte die zwey Goldstücke, die ich noch nicht hatte wechseln lassen, auf den Tisch.

Er las die Briefe aufmerksam und mit sichtbarem Wohlgefallen. „Nun wohl, mein lieber Ost, sagte er, nachdem er alle vier Briefe durchgelesen hatte; seine Mutter ist eine grundehrliche Frau, und hat auch ihre Kinder, wie ich sehe, zu ehrlichen Leuten erzogen. Seine Schwester ist ein sehr rechtschaffenes Mädchen,

und auch Er hat sich immer als ein recht braver, ehrlicher Bursch' betragen. Habet Beide Eure Mutter immer so lieb, befolgt ihre guten Lehren ferner, und es wird Euch noch wohl gehen."

„Noch besonders, sagte der Herr Hauptmann, gefällt mir an seiner Schwester, daß sie gegen die alte, kränkliche Frau von Holm sich so gefällig und dienstfertig bezeigte, und ihr das Trinkwasser täglich von der gesunden Quelle außer der Stadt unentgeltlich holen wollte. Ich kenne diese Frau sehr gut. Sie ist meine Tante, und — nicht nur nach meiner Meinung, die partheiisch seyn könnte, sondern auch nach dem Urtheile Aller, die sie näher kennen — wirklich eine ganz vortreffliche Frau."

„Sollte wohl, sagte ich, diese edle Frau sich das Vergnügen gemacht haben, durch Verwechslung der rothen Kreuzer

mit Goldstücken, armen Leuten aus der Noth zu helfen!"

„O nein, sprach der Herr Hauptmann. An gutem Willen fehlt es ihr zwar nicht; allein sie ist nicht so reich, daß sie eine kleine Gefälligkeit so überreichlich belohnen, und einen Krug Wasser mit einem Goldstücke bezahlen könnte. Was mit dem Kupfergelde und den Goldstücken vorgegangen, ist zur Zeit noch ein Geheimniß. Ich weiß es nicht; das weiß ich aber ganz gewiß, wenn Ihr zwey Geschwister immer so gut bleibt, und Eure Mutter so ehrt und liebt, so wird Gottes Segen auf Euch ruhen, und Ihr werdet unter den Menschen immer Wohlthäter und gute Freunde finden."

Nach einigen Tagen kam ein Kamerad, der den Herrn Hauptmann bisher bediente, nunmehr aber als Grenadier zu einer andern Compagnie versetzt wird,

und sagte zu mir, der Herr Hauptmann werde mich, wie es scheine, zu seinem Bedienten nehmen. Denn du mußt wissen, daß mehrere Herren Offiziere sich von Soldaten bedienen lassen.

Ich ging auf der Stelle zu ihm. „Nun, Ost, sagte er, will Er mein Bedienter werden? Da seine Schwester so treu und redlich, und gegen meine Tante so dienstfertig und gefällig ist; so denke ich, Er werde es auch gegen mich seyn.“

Du kannst denken, liebe Schwester, daß ich diesen Antrag mit Freuden annahm, und versprach, ihm ein treuer, guter Diener zu seyn. Es ist ihm auch gut dienen; er ist gar ein lieber, freundlicher Herr. Auch kann ich die Dienste, die ich ihm zu leisten habe, neben dem Dienste des Königs leicht versehen. Ich habe ihm bloß täglich sein Mittagessen auf sein Zimmer zu bringen, seine Kleider

reinlich zu erhalten, und was er sonst noch nöthig hat, zu holen oder zu bestellen. Auch muß ich sein Pferd besorgen. Dafür belohnt er mich sehr gut, und läßt von seinem Essen immer etwas für mich übrig.

Neulich, da er sehr viel zu schreiben hatte, sagte er zu mir: „Höre Er einmal, Ost! Da seine Schwester so gut schreibt, so wird Er wenigstens nicht schlecht schreiben. Ihr Beide seyd ja in Eine Schule gegangen, und Beide gleich fleißig gewesen. Will Er mir nicht die zwey Bogen da abschreiben?"

„O recht gern, sagte ich, so gut ich es nemlich kann." Ich brachte sie ihm am andern Morgen. Er war damit sehr zufrieden, und sagte lächelnd und im Scherze: „Vortrefflich, Herr Sekretär!" Nun giebt er mir immer abzuschreiben, und belohnt mich dafür

besonders. Ich stehe nun so gut, als mancher reiche Bauernsohn, der zu seinem Solde noch eine große Zulage von Hause erhält.

Sieh, liebe Schwester, so haben deine Briefe und deine Kreuzer mir ein grosses Glück beschert. Wir wollen Gott dafür danken, daß Er Alles so gut fügte, und wollen ferner auf Ihn vertrauen.

Nun geht es bald wieder in's Feld. Bethe, daß Gott mich und meinen lieben Herrn unter feindlichen Kugeln und Schwertern bewahre. Sey aber, weil ich mich so vielen Gefahren aussetzen muß, nicht traurig und kleinmüthig. Gott giebt mir einen fröhlichen Muth, für mein Vaterland zu streiten. Auch der Muth unsers Herrn Hauptmanns belebt den meinigen. Er sagt öfter: „Es ist süß und rühmlich für das Vaterland zu

sterben.“ Er hat Recht, ja ich glaube, es ist auch wahrhaft christlich, für sein Volk Blut und Leben darzugeben. Sollte ich dich und die liebe Mutter in dieser Welt nicht mehr sehen, so sage ich Euch hiemit Lebewohl. Ach, es wäre mir freilich recht leid, wenn ich das viele Gute, das die Mutter uns gethan hat, ihr nicht mehr vergelten könnte. Auch Das betrübt mich, daß ich mich dann deiner, liebe Schwester, nicht mit Rath und That werde annehmen können! Allein der gütige Gott wird, wenn Er mich zu sich ruft, für Euch Beide sorgen — und in dem Himmel sehen wir uns ja Alle wieder!

Gott sey mit dir, liebste Schwester, und mit

deinem treuen Bruder
Georg Ost.

Sechster Brief.

Margaretha an ihre Mutter.

Liebste Mutter!

Gott Lob, daß es Friede ist! Ihr wißt zwar dieß schon längst. Man hat ja Gott in allen Kirchen dafür gedankt! Aber wir finden täglich neue Ursachen, Gott zu danken.

Viele Beurlaubte sind schon zurückgekommen. In vielen Häusern ist Freude; in manchem Hause aber auch Trauer über die Gebliebenen, die nie mehr zurückkehren, und es werden viele schmerzliche Thränen vergossen.

Aber ich, liebe Mutter, mußte gestern Freudenthränen vergießen. Denn, denkt nur, gestern kam Georg ganz unerwartet hieher. Ich kann es Euch gar nicht

ſagen, was für eine Freude ich hatte. Anfangs erſchrak ich zwar nicht wenig, als ein großer, anſehnlicher Soldat mit einem Schnurrbart und einem fürchterlichen Säbel an der Seite, in die Stube trat, und auf mich zu eilte. Ich ſchrie vor Schrecken. Er aber lachte und ſagte: „Kennſt du mich denn nicht mehr, liebe Schweſter?“ Da ſah ich erſt, daß es Georg ſey, und war vor Freude faſt außer mir. Das Herz klopfte mir nun vor Freude faſt noch mehr, als zuerſt vor Schrecken.

Georg erkundigte ſich nun vor Allem recht angelegentlich nach Euch. Er läßt Euch tauſendmal grüßen, und Euch ſagen, daß er, ſo bald möglich, ſelbſt kommen und Euch beſuchen werde.

Meine Frau ließ eine Flaſche Wein, Brod und drey Gläſer bringen, und ſagte zu mir: „Die Ankunft deines Bruders

muß gefeiert werden, und wir müssen auf seine Gesundheit trinken.“

Er setzte sich nun zu mir und meiner Frau an den Tisch, und erzählte, wie es im Kriege ihm ergangen. Die merkwürdigste Begebenheit für uns, liebe Mutter, ist, daß er seinen Herrn, den Herrn Hauptmann, aus der Hand der Feinde und vom Tode errettet hat. Der gute Herr war verwundet und auf ein Knie gesunken. Ein feindlicher Husar, dem sein Pferd erschossen worden ist, hatte schon den Säbel geschwungen, dem trefflichen Hauptmanne den Kopf zu spalten. Georg kam eben noch im rechten Augenblicke, hielt den Hieb auf, und schlug sich mit dem ergrimmten Husaren tüchtig herum. Mehrere feindliche Soldaten kamen herbey; aber auch Georgs Kameraden eilten auf seinen Ruf: „Rettet unsern Hauptmann!“ ihm zu Hülfe. Die Feinde

wurden in die Flucht gejagt. Georg verband seinen Herrn, bis man den Feldscherer rufen konnte, brachte ihn mit Hülfe seiner Kameraden in eine Bauernhütte, und verpflegte ihn auf das sorgfältigste. Der Herr wurde wieder hergestellt; die Wunde ist ganz geheilt, und bringt ihm keinen weitern Nachtheil. Sie ist aber für ihn, sagte Georg, noch ein schöneres Ehrenzeichen, als das Ordenszeichen, das seine Brust ziert.

Der Herr Hauptmann, der bey der Frau von Holm, seiner Tante, hier im Hause ist, sagte zu Georg: „Ich muß deine gute Schwester doch auch kennen lernen. Rufe sie!“ Als ich hereintrat, sagte er: „Es freut mich, die Schwester des Mannes kennen zu lernen, der mir das Leben gerettet hat. Ich werde mich gegen ihn gewiß dankbar beweisen, und auch dir und deiner Mutter so viel

Gutes thun, als ich kann. Schreib' das deiner Mutter, und grüße sie mir recht herzlich. Eine Mutter, die so gute Kinder erzogen hat, kann man nicht genug ehren."

Heute früh reiste der Herr Hauptmann wieder ab, denn er eilt sehr, seinen Vater und seine Mutter, die Beide noch am Leben sind, je eher je lieber, wieder zu sehen. Georg begleitete ihn, und gab mir noch beim Abschiede viele tausend Grüße an Euch auf.

Die Frau von Holm, die immer recht gnädig gegen mich war, ist jetzt noch viel freundlicher. Sie trat heute, als sie aus der Kirche kam, in unsere Stube, und sagte zu mir: „Ich habe eben Gott gedankt, daß Er mich meinen Karl wieder sehen ließ. Ich mußte weinen vor Freuden, als Karl mir erzählte, aus welcher großen Gefahr dein Bruder ihn errettet."

„Sieh, sagte sie, wie viel Gutes die rothen Kreuzer gestiftet haben. Hättest du diese Kreuzer aus kindlicher Liebe nicht sogleich deiner Mutter geschickt, so wäre dein Bruder nicht Karls Bedienter geworden, und Karl wäre vielleicht nicht mehr am Leben. Gott hat auf dieses dein kindliches Geschenk einen großen Segen gelegt.“

„Das ist wohl wahr, sagte die Kammerjungfer, die ihre Frau begleitete; aber ich möchte doch nur wissen, wie die rothen Kreuzer aus dem Briefe herausgekommen, und wie die Goldstücke dafür hineingekommen!“

Frau von Holm sagte: „Das möchte ich auch gerne wissen; allein nicht aus bloßer Neugierde, sondern um dem unbekannten Wohlthäter zu danken. Wir wollen indeß Gott danken, der durch Menschen den Menschen Gutes erweiset! Gott wolle die edle Seele, die nur Er

kennt, und durch die Er uns so großes Heil widerfahren ließ, reichlich dafür segnen.“

Um Das, liebste Mutter, wollen wir den lieben Gott täglich bitten. Ich werde aber Gott doch auch bitten, Er wolle es an den Tag kommen lassen, wer das Gold in meinen Brief gethan, und uns so viele Freude gemacht hat. Ihr habt die sechs Goldstücke recht gut vertheilt, indem Ihr zwey für Euch verwendet, zwey dem Bruder geschickt, und zwey für mich aufbewahrt habt. Ihr wünschet gewiß auch, so wie ich und der Bruder, die milde Hand zu küssen, durch die Gott uns so viel Gutes gethan hat.

Lebt indeß wohl! Ich verbleibe mit einem Herzen voll der kindlichsten Liebe

Eure

gehorsame Tochter
Margaretha.

Siebenter Brief.

Georg an seine Mutter.

Liebste Mutter!

Es ist mir sehr leid, daß mein herzlicher Wunsch, Euch wieder zu sehen, bisher noch nicht erfüllt worden. Ich konnte meinen lieben Herrn Hauptmann, der an mich so gewöhnt ist, und so großes Vertrauen in mich setzt, doch unmöglich allein reisen lassen! Ich hoffe aber nun recht bald zu Euch zu kommen, um dann auf immer bey Euch zu bleiben.

Wirklich habe ich Euch recht viel Angenehmes zu schreiben. Denkt nur, es ist jetzt aufgekommen, wer anstatt der Kupferkreuzer die Goldstücke in den Brief der Schwester gethan hat.

Gestern kamen wir, mein Herr und ich, wieder hieher zu der Frau von Holm.

Wir vernahmen sogleich, daß der Herr Oberst unsers Regimentes sich hier bey einem seiner Verwandten befinde. Mein Herr eilte sogleich zu ihm. Der Herr Oberst machte ihm einen Gegenbesuch, und wollte auch die Frau von Holm kennen lernen. Die Frau lud ihn zum Essen ein. Er speiste da mit noch einigen Gästen. Ich mußte bey Tische aufwarten.

Die gnädige Frau erzählte während der Mahlzeit die Begebenheit mit den rothen Kreuzern. Alle fragten begierig, ob das Geheimniß, wer das Gold in den Brief gethan habe, noch nicht entdeckt sey.

Der Oberst, der gar ein heiterer, freundlicher Herr ist, und dabey sehr reich, lächelte und sagte: „Da kann ich dienen. Weil ich sehe, daß Ihnen so viel daran liegt, so muß ich schon mit der Sprache heraus.“

„Während des Krieges waren wir auf alle Briefe sehr aufmerksam. Wir wußten, daß sich Spione in unserm Lande befanden, und dem Feinde von Allem, was ihm nützlich und uns nachtheilig seyn könnte, Nachricht gaben. Da wurde mir nun ein Packet Briefe gebracht, die theils an die Post, theils an Boten abgegeben worden. Ein Brief darunter hatte die Aufschrift: „An meine liebe Mutter, verwittibte Drechslermeisterin, mit 6 Kreuzern beschwert.“ Dies kam mir etwas seltsam vor. Was soll das seyn? dachte ich. Das Porto kostet ja mehr, als sechs Kreuzer. Ich schöpfte Verdacht. Die Spionen suchen oft ihre Nachrichten unter einfältigen Addressen weiter zu fördern, und an ganz gemeine Leute zu adressiren, auf die man den wenigsten Verdacht haben könnte. Ich öffnete den Brief. Je, dachte ich, den seligen Dreher Ost

habe ich ja gekannt! Er war aus meiner Herrschaft Kornfeld gebürtig und ein sehr guter Mann. Er hat mir zu meinen Tobackspfeifen manches schöne Rohr gedreht. Gott habe ihn selig!"

„Der kindliche Brief der Tochter an die Mutter rührte mich innig. Ich hatte Tags zuvor eine Rolle Goldes erhalten, das mir eben nicht nöthig war, nahm die Kreuzer aus dem Briefe heraus, und legte dafür die Goldstücke in den Brief. Nun, Gott sey Dank, daß dieser augenblickliche Einfall unter Gottes Leitung so viele freudige Begebenheiten veranlaßt hat."

„Ich dachte, sagte der Herr weiter, es werde bey Tische wohl von den rothen Kreuzern die Rede seyn. Ich habe die sechs Kreuzer zum Andenken aufbewahrt, und bringe sie hier mit, um sie an die betheiligten Personen auszutheilen. Denn da Gott diese rothen Kreuzer so gesegnet

hat, so wird Jedem aus uns ein solcher rother Kreuzer lieber seyn, als ein Goldstück.“ Er gab einen davon der Frau von Holm und einen dem Herrn Hauptmann. „Und einen, sagte er, behalte ich für mich.“ Die übrigen drey legte er neben sein Teller. „Diese, sagte er, sind für Georg, seine Mutter und seine Schwester bestimmt.“

Die Frau von Holm sprach, indem sie den Kreuzer zwischen den Fingern hielt und betrachtete: „Dieser rothe Kreuzer, an den sich so theure Erinnerungen knüpfen, indem er durch Gottes Leitung die Veranlassung gab, daß meinem Neffen das Leben gerettet wurde, soll mir ein so theures Andenken seyn, als eine goldene Denkmünze.“

Mein Herr sagte nun: „Meine Aeltern sind auf meine Bitte darauf bedacht, sich meinem Georg erkenntlich zu bezei-

gen, und seiner Mutter unter die Arme zu greifen. Das Haus der guten Wittwe ist wegen des zu frühen Todes ihres Mannes und wegen verschiedener Unglücksfälle überschuldet. Georg hat wenig Hoffnung, das Haus schuldenfrey zu machen, und sich darauf zu setzen. Wir haben daher, da ich dem Sohne so Vieles zu danken habe, uns vorgenommen, ihn mit einer Summe Geldes zu unterstützen."

„Nun, sagte der Herr Oberst, da werde ich mit Freuden beitragen."

Nach Tische, als die übrigen Gäste sich entfernt hatten, ließ der Herr Oberst mich rufen, und berieth sich mit Frau von Holm und meinem Herrn über unsere Angelegenheiten. Es wurde von ihnen beschlossen, die unverschuldeten Schulden des seligen Vaters zu bezahlen, und mich so zu stellen, daß ich mein Gewerbe

sorgenfrey und mit Nutzen betreiben könne. Der Herr Oberst versicherte, er werde, da es jetzt Frieden ist, meine Entlassung aus dem Kriegsdienste bewirken, damit ich alsdann sogleich das Haus mit der Werkstätte übernehmen könne. In weniger als einem Monate wird Alles berichtigt seyn.

Hierauf befahl mir der Herr Oberst, meine Schwester herauf zu führen. Er grüßte sie sehr freundlich, lobte sie, gab ihr die drey rothen Kreuzer, und sagte: „Theile sie mit deiner Mutter und deinem Bruder, und sey immer eine so gute Tochter und Schwester, wie bisher. Euch beiden Kindern sollen diese Kreuzer ein Andenken seyn und Euch sagen: Gott belohnt die kindliche Liebe. Eure Mutter aber wird, so oft sie ihren Kreuzer ansieht, sich freuen, daß sie Euch Kinder so gut erzogen hat."

Nun, liebste Mutter, wollen wir

Gott danken, der uns aus allen Nöthen und Trübsalen so gnädig errettet hat. Bald werde ich zu Euch kommen! Und da Ihr, wegen Eures Alters die Hausgeschäfte nicht mehr wohl besorgen könnet, so werde ich meine liebe Schwester mitbringen. Wir Drey wollen dann in Liebe und Eintracht ein recht seliges Leben führen.

Wir, ich und Margaretha, Eure liebevollen Kinder, können Gott nicht genug danken, daß Er uns dazu hilft, Euch ein fröhliches Alter zu bereiten.

Ich und Margaretha, die diesen Brief mitunterzeichnet, sind mit gleicher kindlicher Liebe

Eure

ewig dankbaren Kinder
Georg und
Margaretha.

III.

Die Feuersbrunst.

Aus den Briefen des Herrn Aloys May an seine Mutter.

Erster Brief.

Liebste Mutter!

Gott Lob, daß ich Sie, liebste Mutter, wieder gesehen, und Sie gesund und wohl getroffen habe! Ich war sehr erfreut, daß Sie, als eine arme Wittwe, von dem Fleiße Ihrer Hände, und von dem Wenigen, das ich Ihnen bisher schicken konnte, immer so zufrieden gelebt und keinen Mangel gelitten haben. Noch mehr freut es mich, daß ich bald

eine einträglichere Stelle erhalte, und Sie dann reichlicher werde unterstützen können. Ihre herzliche Frömmigkeit, Ihre mütterliche Liebe zu mir haben mich auf lange Zeit wieder im Guten gestärkt; mit neuem Muthe setze ich meine Geschäftsreise fort, hoffe auch, wiewohl wir jetzt die rauheste Jahrzeit haben und es sehr kalt ist, sie glücklich zu vollenden, und dann, nachdem ich lange Handlungsdiener gewesen, als Buchhalter eines ansehnlichen Handelshauses die fernere Zufriedenheit meines Herrn zu verdienen.

Meinem Versprechen gemäß werde ich Ihnen während meiner Reise von Zeit zu Zeit Nachricht von mir geben. Obwohl ich am liebsten kurze Briefe schreibe, so sollen doch Sie von nun an längere von mir erhalten, damit Sie, Ihrem Wunsche gemäß, länger daran zu lesen haben. Meine Reise war bisher, Gott sey Dank,

recht glücklich. Es begegnete mir nichts besonders Merkwürdiges, ausgenommen eine Begebenheit, die ich Ihnen jetzt etwas ausführlicher erzählen will.

Ich war gestern abends spät zu Bergheim in dem Gasthofe angekommen. Da ich in dieser Stadt keine Geschäfte hatte, und mit Anbruch des Tages wieder abreisen wollte, begab ich mich bald zur Ruhe. Allein um Mitternacht, als ich in tiefem Schlafe lag, wurde mein Schlafzimmer von einer so mächtigen Helle erfüllt, daß ich erwachte. Es war mir anfangs wie ein Traum, daß ich alle benachbarten Dächer, die ganz mit Schnee bedeckt waren, von blendend hellem, feuerrothem Glanze beleuchtet sah. Aber plötzlich erklang die Sturmglocke, und Trommeln ließen sich auf der Straße hören. Ich sprang auf, trat an's Fenster, und sah aus einem großen Hause, am Ende

der Straße, dicke, schwarze Rauchwolken emporsteigen, aus denen furchtbare Flammen hervorbrachen. Ich warf mich, so schnell ich konnte, in meine Kleider, und eilte auf den Platz. Die Feuerspritzen kamen in stürmischer Eile rasselnd angefahren. Noch ließen sich aber wenige Menschen sehen; nur der Besitzer des brennenden Hauses, seine Frau und seine zwey Kinder standen halb angekleidet da, starrten die Flammen an, rangen die Hände und jammerten laut; die Dienstboten schleppten schwer beladen allerley Geräthschaften aus dem Hause. Ich stellte mich an eine Feuerspritze, und bot Wasser, das von dem nächsten Brunnen in Kübeln herbeigetragen wurde. Nach und nach kamen von allen Seiten, noch schlaftrunken und fast taumelnd, Leute herbeigelaufen; sie wurden in Ordnung gestellt, um sich von Hand zu Hand die Eimer

zu bieten, die sie mitgebracht hatten. Auf einmal entstand seitwärts um die Ecke des brennenden Hauses ein herzdurchdringendes Jammergeschrey. Ich sprang eilends hin, um etwa zu helfen, wenn ein neues Unglück begegnet seyn sollte. Zwey Kinder waren in den Flammen zurückgeblieben. Die Aeltern hatten in ihrer großen Bestürzung es erst jetzt bemerkt. Der Vater stand todtenbleich da, und deutete mit ausgestrecktem Arme auf ein paar Fenster im dritten Stockwerke; die Mutter war auf die Knie gesunken, und erhob beide Arme zum Himmel, und flehte um Erbarmen. Zwey Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, zwölf bis dreizehn Jahre alt, standen neben ihren Aeltern, schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen, weinten und schrien: „O unser lieber Anton! O unser guter Franz! Ach, sie kommen im Feuer um; sie

müssen verbrennen! O du guter, barmherziger Gott, erbarme Dich ihrer!" Indeß wurde eine große Feuerleiter gebracht, und an eines der Fenster angelegt. Allein kein Mensch wollte sich hinauf wagen; denn eben stürzten mit furchtbarem Gekrach die brennenden Sparren des Dachstuhls zusammen. Auf's neue stiegen dicke Rauchwolken empor, und unzählige feurige Funken regneten auf die Leute herab. Einer der zwey Männer, welche die Leiter herbeigetragen hatten, rief: „Zurück, der Hausgiebel stürzt ein!" Der Andere sagte: „Die armen Kinder sind verloren! Wenn auch Jemand noch sich hinauf wagen wollte, so ist es doch zu spät!" Er sprang hinweg. Alles Volk zog sich erschrocken zurück. Wirklich neigte der Giebel des Hauses, der größtentheils von Holz war, und bereits brannte, sich vorwärts, und drohte jeden Augenblick

herabzustürzen. Allein ich dachte: „Im Namen Gottes sey es gewagt! Er wird mir gnädig seyn.“ Ich kletterte so schnell als möglich die Leiter hinauf, und erreichte, obwohl die Leiter etwas zu kurz war, das Fenster. Und was erblickte ich da! — Die Kammer war von schauerlich rothem Glanze des Feuers erleuchtet. Die zwey Kinder, recht liebliche, holde Knäblein, knieten in ihren weißen Hemdchen in Mitte der Kammer, erhoben ihre Händchen zum Himmel, und riefen mit vielen Thränen: „O lieber Vater im Himmel! Erbarme Dich unser! Hilf uns doch! Laß uns nicht verbrennen!“ Das Getäfel der Stubendecke und die Thüre waren bereits von den Flammen ergriffen. Ich stieß das Fenster ein, und plötzlich loderte das Feuer, das jetzt Luft bekam, mächtiger auf, und furchtbarer Rauch drang aus dem Fenster. Eilig stieg ich hinein, und

setzte die Knaben auf das Fensterſims. Das Volk auf der Straße erhob ein Freudengeſchrey, als es die zwey Kinder erblickte. Ich ſtieg wieder heraus, mußte aber mit den Füßen lange ſuchen, die Leiter zu treffen. Ich ſagte zu dem einen Knaben, er ſolle meinen Hals feſt umfaſſen, und ſchlang den Arm um den andern Knaben. Ich bemühte mich nun mit der noch freien Hand die Leiter zu ergreifen, und mich daran feſt zu halten. Dieß war in der That höchſt gefährlich. Ein lauter Schrey des Schreckens erſcholl aus Aller Mund. Einer der vielen hundert Zuſchauer rief: „Ach Gott, er kann ſie nicht retten!“ Ein Anderer ſchrie: „O Gott, ſie ſtürzen alle Drey mit einander herunter!“ Mehrere Stimmen riefen zugleich: „Gott ſteh' ihm bey; Gott erbarme ſich der Kinder!“ Auch die zwey Kinder weinten laut vor Angſt

und Entsetzen. Wirklich wurde es mir auch bange, wie ich, mit den zwey Kindern beladen, die Leiter erfassen, und an der schwankenden Leiter, an der ich mich nur mit einer Hand halten konnte, herabkommen wollte. Allein mit der Hülfe Gottes gelang es mir! Unter dem lauten, freudigen Zurufe der Volksmenge kam ich mit beiden Kindern glücklich herab.

Ich eilte, die Kinder den Aeltern zu bringen. Die Mutter war über den Anblick der Gefahr, worin ihre zwey Kinder schwebten, ohnmächtig geworden. Der Vater hatte sie in ein benachbartes Haus bringen wollen. Allein, von Schrecken und Angst gelähmt, vermochte er nicht, sie zu halten; sie war auf den mit tiefem Schnee bedeckten Boden hingesunken, und der Vater kniete neben ihr. Die zwey größern Kinder suchten Haupt und Schultern der Mutter zu stützen. Als

ich mit den zwey kleinern Kindern, eines auf dem Arme tragend, das andere an der Hand führend, mich den Aeltern nahte, riß der Knabe, den ich führte, sich los, sprang auf den Vater zu, und schrie freudig: „Liebster Vater!" Der Vater sprang auf, schloß den Knaben in die Arme, und rief: „Gott sey gelobt! Nun mag all' mein Vermögen vom Feuer verzehrt werden — meine liebsten Schätze sind gerettet." Der freudige Ausruf des Vaters, und die helle Stimme des Kindes, das er trug, drangen in das Ohr der Mutter; sie erwachte aus ihrer Ohnmacht. Ich bot ihr das andere Kind hin. Sie riß es in ihre Arme, als wäre es vor dem Feuer noch nicht sicher, drückte es an ihre Brust, und konnte vor Freude nur weinen und wimmern. Den Blick des Dankes, den sie mir zuwarf, werde ich in meinem Leben nicht vergessen! —

Ich eilte wieder an meine Feuerspritze. Nach einigen Stunden wurde man des Feuers Meister; es war keine weitere Gefahr mehr zu besorgen. Da die Thurmglocke morgens sechs Uhr schlug, kehrte ich zurück in den Gasthof. Meine zwey Reisegefährten standen, in ihre Mäntel gehüllt, schon vor der Hausthüre, und warteten ungeduldig auf mich. Ich eilte auf mein Zimmer, holte meinen Mantel und mein kleines Gepäck, zahlte den Wirth, trank stehend eine Schale Kaffee, und setzte mich dann zu den zwey Herren in die Kutsche.

Ich erzähle Ihnen dieses Alles, liebste Mutter, nicht um mich zu rühmen, sondern weil ich weiß, daß es Ihnen Freude machen wird. Ich verspreche Ihnen, einem Fremden nie davon zu erzählen. Allein wir Zwey sind ja Ein Herz und Eine Seele. Ich kann auch auf keinen Ruhm

Anspruch machen. Ich habe diese gute That lediglich Gott und Ihnen zu danken. Gott gab mir den Muth dazu; Sie, liebste Mutter, lehrten mich von meiner Kindheit an, so zu handeln. O wie oft, wie herzlich stellten Sie mir das Beispiel unsers göttlichen Erlösers vor Augen! O ich weiß noch alle Ihre Worte. „Er, sagten Sie, hat uns geliebt bis in den Tod; so sollen auch wir Menschen einander lieben. Er hat aus lauter Liebe sein Leben für uns dahingegeben; so sollen auch wir, wenn es noth ist, bereit seyn, aus Liebe für einander das Leben zu geben.“

Liebste Mutter! Ich schreibe Ihnen dieses in dem sehr guten Gasthofe eines kleinen Dorfes, wo ich heute abends sehr spät angekommen. Morgen in aller Frühe habe ich mit mehreren Krämern, die hieher bestellt sind, nicht unbedeutende Rech-

nungen abzumachen. Uebermorgen, sobald es Tag wird, geht es wieder weiter. Ich muß daher noch ein wenig ruhen. Darum gute Nacht, beste Mutter! — Gott sey mit Ihnen und Ihrem Sie

innigliebenden, dankbaren Sohne
Aloys.

Zweiter Brief.

Liebste Mutter!

Ich bin zwar recht glücklich hier angekommen, aber — ach meine liebste Mutter! — ich fand hier Alles verändert. Ich eilte, voll Freude über meine glücklich vollbrachte Geschäftsreise, zu meinem Herrn Prinzipal, dem Herrn von Walther, auf sein Arbeitszimmer; allein er, der sonst immer so gütig und freund-

lich gegen mich war, blieb unbeweglich in seinem Lehnsessel am Schreibtische sitzen, und sah mich höchst aufgebracht und mit finstern Blicken an. Er nannte mich sonst immer „Sie!" Allein jetzt sagte er: „Geh' Er! Wir sind geschiedene Leute; Er kann mir ferner nicht mehr dienen. Die Buchhalterstelle, die ich Ihm zugedacht hatte, habe ich einem treuern Manne verliehen; und die Stelle, die durch seine Beförderung wäre erledigt worden, ist mit einem wackern, jungen Menschen besetzt, auf den ich mich mehr verlassen kann, als auf Ihn. Geh' Er, und laß Er sich nie mehr vor mir sehen."

Ich war so höchst erstaunt über diesen mir ganz und gar unerwarteten Empfang, daß ich wie versteinert da stand, und lange nicht reden konnte. Endlich sagte ich: „Ist's möglich, daß Sie so mit mir reden? Womit habe ich Ihr

Wohlwollen verloren, mein liebſter Herr Prinzipal?"

„Nenne Er mich nicht mehr ſo, ſagte er unwillig; Er weiß es nur zu gut, daß Er meine Güte mit Undank vergolten, mein Zutrauen mißbraucht, und mich beſtohlen hat."

„Ich bin kein Dieb! ſagte ich tief gekränkt und beleidigt. Wer hat in meiner Abweſenheit mich bey Ihnen ſo angeſchwärzt und verläumdet? Stellen Sie mir ihn vor Augen, den böſen, falſchen Mann!"

„Ein ſehr redlicher Mann, ſprach mein Herr, hat mich aufmerkſam gemacht. Ich glaubte deſſen Worten lange nicht; allein augenſcheinliche Beweiſe überzeugten mich von Seiner Frevelthat."

„Von welcher That? rief ich, nennen Sie mir dieſelbe! Ich weiß mich keiner Uebelthat ſchuldig. Erklären Sie ſich!"

„Wohl, ich will mich erklären," sagte er.

Diese Erklärung würde aber Ihnen, liebste Mutter, gar nicht klar seyn! Sie würden Manches nicht verstehen. Ich muß Ihnen daher einiges Vorhergegangene erzählen, und etwas weiter ausholen.

Mein Herr ist ein ganz außerordentlicher Liebhaber von seltenen Münzen, die entweder wegen ihres Alterthums, oder wegen der merkwürdigen Begebenheiten, auf die sie geprägt worden, oder wegen ihres kunstreichen Gepräges in seinen Augen einen großen Werth haben. Er hat auch davon eine sehr schöne Sammlung zusammengebracht. Er mag diese Liebhaberey allerdings ein wenig übertreiben; seine Freunde scherzen auch manchmal mit ihm darüber. Indeß fand auch ich an den schönen Münzen keine geringe Freude. Es gelang mir, die Umschriften einiger

alten römiſchen Münzen zu leſen, die mein Herr nicht herauszubringen wußte. Er zeigte mir von nun an jede alte Münze, die er oft mit theurem Gelde an ſich gekauft hatte, und ich gewann ſehr in ſeinem Zutrauen. — Einige Zeit nun vor meiner Reiſe kam aus dem Zimmer meines Herrn von den Münzen, deren er immer einige auf ſeinem Schreibtiſche liegen hatte, um ſich daran zu ergötzen, hie und da eine weg, die er für eine beſonders große Koſtbarkeit hielt, wiewohl ſie nur von Silber oder gar nur von Kupfer war. Seit meiner Abreiſe aber hatte nie mehr eine gefehlt. Er legte unter die geringern Münzen eine oder die andere von größerm Werthe mit Vorſatz hin, und merkte in Geheim auf, um den Dieb zu entdecken. Allein ſie blieb unverrückt. Ein Freund, ſagte mein Herr, den er aber durchaus nicht nennen dürfe,

habe im Vertrauen die Vermuthung merken lassen, es könnte doch vielleicht möglich seyn, daß ich, da ich eine so übergroße Freude an schönen Münzen gezeigt, die schönsten davon mir zugeeignet habe. Mein Herr glaubte es aber immer noch nicht, daß ich der Thäter sey.

Nun besuchten zwey angesehene Reisende meinen Herrn, um seine Sammlung von Münzen zu besehen. Er zeigte ihnen mit dem größten Vergnügen alle die schönen goldenen und silbernen Münzen, die sich in einem zierlichen Kästchen mit vielen Schubläden befinden, der Reihe nach vor, und pries sie wegen ihres Alterthums, ihrer Schönheit und Seltenheit. „Nun aber, sagte er, sollen Sie erst die zwey allerseltensten und kostbarsten Schaustücke sehen.“ Beide große, goldene Münzen hatte er in Einem Futterale von grünem Safian, das mit

rothem Sammet ausgefüttert war, aufbewahrt, damit sie ja nicht beschädigt würden. Die zwey Herren waren voll Erwartung. Er öffnete das Futteral sorgsam und mit wichtiger Miene. Allein es war leer, und beide Münzen waren nicht mehr darinnen. Mein Herr war vor Entsetzen fast außer sich, und gerieth in einen furchtbaren Zorn. Wenn man ihm alle seine Goldrollen aus seiner Kasse gestohlen hätte, wäre er nicht so aufgebracht worden. „O der Dieb, der Schurke!" schrie er mit einer solchen Heftigkeit, daß beide Fremde erschraken, nach Hut und Stock griffen, und, seinen Verlust bedauernd, sich eilig empfahlen.

Mein Herr war nun fest überzeugt, daß ich die zwey goldenen Schaumünzen gestohlen habe. Er hatte sein Münzkabinett, wie er das Kästchen nennt, fast täglich geöffnet, aber vorzüglich nur jene

Münzen betrachtet, die er seit kurzer Zeit erhalten hatte. Nach den zwey Prachtstücken, die er schon seit vielen Jahren besitzt, und wohl schon hundertmal betrachtet hatte, hatte er schon seit mehreren Wochen nicht mehr gesehen. Weil das Futteral vorhanden war, fiel es ihm gar nicht ein, die Münzen könnten herausgenommen und entwendet seyn. Da er sie nun nicht mehr fand, so war es ihm ausgemacht, ich sey der Dieb. Er behauptete, ich habe vor meiner Abreise die kostbaren Stücke gestohlen, damit er, wenn er den Diebstahl entdecke, meynen solle, eine andere Hand habe den Frevel begangen. Ich hatte meinen großen Koffer auf meinem Zimmer stehen lassen, und meinem Herrn zu Zimmer und Koffer die Schlüssel übergeben; denn ich wollte bloß ein kleines Felleisen auf die Reise mitnehmen. Mein Herr öffnete nun in seinem

Zorne den Koffer, und fand zu unterſt auf dem Boden deſſelben, ſorgfältig in Seidenpapier eingewickelt und in eine alte Schlafmütze verſteckt, beide Münzen. Allein ſo entzückt der gute Herr war, ſeine geliebten Schauſtücke wieder zu haben, ſo ſehr entſetzte er ſich, daß ich, dem er ſein ganzes Zutrauen geſchenkt hatte, ſo ſchändlich und treulos an ihm gehandelt habe.

Nachdem er mir dieſe Begebenheit ausführlich erzählt hatte, war mir die ganze Sache klar. Irgend ein Menſch — obwohl ich mir nicht denken kann, welcher? — mußte, um mir das Zutrauen meines Herrn zu rauben, früherhin die ſeltenen Münzen von Silber oder Kupfer weggeräumt haben; eben derſelbe hatte gewiß auch die Goldſtücke geſtohlen, ſie in meinen Koffer verborgen, und meinen Herrn verleitet, ſie da zu ſuchen. Ich

wollte meinem Herrn das begreiflich machen. Er ließ mich aber nicht zu Worte kommen, oder wußte Alles, was ich sagte, anders auszulegen. Ich sagte unter Anderm: „Wenn ich die schönen Denkmünzen gestohlen und in meinem Koffer verborgen hätte, so würde ich Ihnen wohl nicht den Schlüssel dazu gegeben haben.“ Allein er rief: „Das zeigt eben von einem feinen, ausgelernten Spitzbuben; Er wollte mich durch dieß anscheinende Zutrauen nur sicher machen, daß ich den Raub gewiß nicht dort suchen sollte. Geh' Er mir aus den Augen, und sey Er froh, daß ich Ihn so ungestraft gehen lasse. Ich könnte Ihn in das Zuchthaus bringen. Er verdiente es. Allein um Seines seligen Vaters willen, der ein ehrlicher Mann war, und um Seiner guten Mutter willen, die sich über diese Geschichte zu todt grämen würde,

will ich den ruchlosen Diebstahl verschweigen, und keinem Menschen davon sagen.“

Ich wollte noch weiter reden; er öffnete aber die Thüre, und sagte: „Packe Er sich auf der Stelle aus meinen Augen, und laß Er Seinen Koffer und allen Seinen Plunder recht bald nachholen. Ich will weder Ihn, noch Etwas, das Sein ist, mehr unter meinem Dache haben.“

Ihnen, liebste Mutter, darf ich nicht erst betheuern, daß ich dieses Verbrechen nicht begangen habe. Sie haben mir von meiner Kindheit an die heiligste Ehrfurcht gegen Gott und seine Gebote in's Herz gepflanzt. Sie haben mir den Abscheu vor jeder, auch der geringsten Sünde zu tief in die Seele eingeprägt, als daß ich mich so weit hätte vergessen können. Sie werden auch nie von mir gehört haben, daß ich einen Menschen, auch nur um einen Heller, betrogen habe. Sie sind von

meiner Unschuld überzeugt. Ich aber bin sehr bekümmert, mich so an meiner Ehre angegriffen zu sehen. Es macht großes Aufsehen dahier, daß ich die erhaltene Buchhalter-Stelle nicht antreten durfte, und das Haus so schnell verlassen mußte. Man weiß die Ursache nicht, denkt sich aber etwas recht Arges, und es gehen allerley Gerüchte in der Stadt. Allein ich habe das feste Vertrauen auf Gott, Er werde meine Unschuld noch an den Tag bringen.

Ich habe mir indeß dahier ein Dachstübchen gemiethet, lese und bethe, gehe wenig aus, und gebe Unterricht in der englischen Sprache, um nicht ganz müßig zu seyn, und doch auch Etwas zu verdienen. Leben Sie wohl, und bethen Sie für

Ihren unglücklichen Soh

Aloys.

Dritter Brief.

Liebste, beste Mutter!

Gott sey gelobt und gepriesen! Er hat meine Unschuld an den Tag gebracht. Ich muß Ihnen die ganze merkwürdige Geschichte von Anfang an erzählen, obwohl erst der Ausgang derselben für mich von der glücklichsten Folge war.

Sie werden sich der Feuersbrunst erinnern, von der ich Ihnen schrieb, und bey der ich so glücklich war, mit Gottes Hülfe zwey Kinder aus den Flammen zu erretten. Der Vater dieser Kinder, Herr Bellini, hatte einem Kaufmanne dahier, dem Herrn Fein, eine Summe von fünfhundert Gulden geliehen. Herr Bellini hatte nun das Geld selbst nöthig, sein abgebranntes Haus wieder aufzubauen.

Der Kaufmann Fein war indeß gestorben, sein Sohn aber hatte die Schuld anerkannt, übernommen, und auch die Zinse richtig bezahlt. Herr Bellini schrieb nun an Herrn Fein, den Sohn, und kündete ihm das Kapital auf. Da er ihn für einen redlichen Mann hielt, ließ er, was freilich etwas unvorsichtig war, in den Brief mit einfließen, daß die Obligation, die der verstorbene Vater ausgestellt, und die Briefe, die der Sohn deßhalb geschrieben, verbrannt seyen. Der junge Fein läugnete aber jetzt, daß weder sein Vater diese Summe geborgt, noch er selbst je die Schuld anerkannt habe. Herr Bellini sah sich also genöthigt, vor Gericht zu klagen. Die Beweise, die er vorbringen konnte, machten die Sache sehr wahrscheinlich, aber nicht gewiß. Das Gericht übertrug daher dem Herrn Fein den Eid. Herr Fein erbot sich, indem er den Herrn

Bellini einen frechen Lügner schalt, den Eid auf der Stelle zu schwören. „Nun gut, sagte Bellini, ich will lieber fünfhundert Gulden verlieren, als Sie zu einem falschen Eide verleiten.“ Der Rechtsstreit ward abgebrochen, und man dachte kaum mehr daran.

Zu Anfang des Frühlings ließ Herr Bellini, um anstatt des abgebrannten Hauses ein neues zu bauen, die Brandstätte vom Schutte reinigen. Früher war es nicht wohl möglich gewesen; der Schutt war, wegen des vielen Wassers, womit man die Glut vollends gelöscht hatte, fest auf einander gefroren, und mit tiefem Schnee bedeckt. Herr Bellini war bey dem Abräumen beständig zugegen. Manches Brauchbare, auch geschmolzenes Silber, wurde noch vorgefunden. Endlich kam auch gegen alle seine Erwartung das kleine eiserne Kistchen, in dem er seine

Obligationen und die Papiere, die ſich darauf bezogen, verwahrt hatte, zum Vorſchein. Der Boden des Zimmers war damals bey der Feuersbrunſt ſammt dem Kiſtchen herabgeſtürzt; jedoch mußte ſogleich ſo viel Schutt darauf herabgefallen ſeyn, und den Flammen gewehrt haben, daß die Papiere darin nicht verbrannten, ſondern bloß ziemlich braun geworden ſind, jedoch vollkommen lesbar blieben.

Herr Bellini legte nun die Obligation und die eigenhändigen Briefe des Herrn Fein dem Gerichte vor. Fein wurde gerufen. Als er die Papiere erblickte, wurde er todtenbleich, zitterte und konnte die Schuld nicht mehr läugnen. Das Gericht verurtheilte ihn zur Bezahlung des beſtrittenen Kapitals, der Zinſen und der Gerichtskoſten; überdieß noch wurde er wegen vorgehabten Meineids, welches

Vorhaben er zu Protokoll gegeben, auf mehrere Jahre zur Gefängnißstrafe verurtheilt.

Eben dieser Herr Fein war nun der Mann, der, wie er sagte, um sich in Geschäften noch mehr zu vervollkommnen, die Erlaubniß nachgesucht hatte, in dem Handelshause des Herrn von Walther täglich einige Stunden unentgeltlich arbeiten zu dürfen. Er wußte ihm zu schmeicheln, war immer sehr nett und artig gekleidet, und in seinen Arbeiten sehr geschickt und ganz ungemein fleißig. Eben dieser junge Mann hatte dem Herrn von Walther den falschen Verdacht gegen mich beigebracht, und war anstatt meiner Buchhalter geworden.

Als Herr von Walther die Betrügereien des meineidigen Feins vernommen, ging ihm mit einem Male das Licht auf. Er eilte zum Stadtgerichte, und forderte,

man ſolle Fein's Wohnung gerichtlich durchſuchen, ob ſich die entwendeten ſilbernen und kupfernen Münzen nicht etwa dort vorfänden. Man fand ſie richtig in deſſen Schreibpulte, und der meineidige Fein erſchien nun noch überdieß als Dieb und Verläumder, und die ihm angekündigte Gefängnißſtrafe wurde verlängert.

Ich war ſeit einem paar Tagen nicht aus dem Hauſe gekommen, war auch von Niemanden beſucht worden, und wußte daher von Fein's entdecktem Meineide und den vorgefundenen Münzen nicht das Geringſte. Da trat auf einmal Herr von Walther mit offenen Armen in mein Dachſtübchen, und rief mit Thränen in den Augen: „Sie ſind unſchuldig! Fein hat mich ſchrecklich betrogen. Er hat früherhin die ſilbernen und kupfernen Münzen geſtohlen, und dann, wie ich jetzt klar

einsehe, auch die goldenen Schaustücke heimlich aus meinem Münzkabinette in Ihren Koffer gebracht, Sie um mein Zutrauen zu bringen. Ich war zu leichtgläubig und zu hitzig. Freilich, wenn der vorgebliche Diebstahl nicht meine Lieblingsneigung betroffen hätte, so würde der Verlust mir nicht so in das Herz gegriffen haben, und ich hätte die Sache besser überlegt. Je nun, wenn das Herz des Menschen von irgend einer zu großen Neigung eingenommen ist, so wird sein Verstand leicht der Spielball des nächsten, besten Betrügers, oder er betriegt sich selbst. Ich habe Ihnen sehr Unrecht gethan. Verzeihen Sie mir!" Wir umarmten einander unter Thränen.

„Nun kommen Sie aber sogleich mit mir, sprach er; Sie sind nun, wenn Sie anders noch in die Dienste Ihres Beleidigers treten wollen, mein erster

Buchhalter. Fein hat Arreſt, und wird heute noch in die Frohnfeſte abgeführt,"

Ich bezeigte mein Erſtaunen, und fragte, wie der Betrug des Herrn Fein an den Tag gekommen ſey? „Ja ſo, ſprach Herr von Walther, Sie wiſſen es noch nicht? Nun hören Sie einmal die ehrloſen Betrügereien und die ungeheure Falſchheit und Heucheley dieſes ruchloſen Menſchen."

Herr von Walther erzählte mir die Begebenheit, ſowohl von der abgeläugneten Schuld und dem vorgehabten Meineide, als von den geſtohlenen Münzen, die man in Fein's Pulte gefunden hatte. Ich rief öfter: „Fein? Dieſer hat dieſes Alles gethan? Iſt's möglich, daß er ſo ſchlecht an mir gehandelt hat? Ich hielt ihn für meinen Freund und für ſehr fromm. Er hat mir immer ganz ungemein freundlich begegnet, und immer ſehr

andächtige Reden im Munde geführt. So oft ich auf sein Zimmer kam, hatte er ein Andachtsbuch in der Hand.“

„Ja, ja, sagte Herr von Walther, so traf ich ihn auch immer, und noch mehrere Gebethbücher und Erbauungsschriften lagen neben ihm auf dem Tische. Der Schurke trug darauf an, meine Tochter Amalie zur Frau zu bekommen, und suchte mich durch fleißiges Arbeiten, meine Tochter durch Artigkeit in Kleidung und Betragen, und die Mutter durch seine Scheinheiligkeit für sich einzunehmen. Die Heucheley, daß er seine schlechten Streiche unter dem Scheine von Frömmigkeit ausübte, war noch das Schlechteste und Strafbarste von Allem. Gott aber hat den gottlosen Heuchler entlarvt und bestraft. Doch — kommen Sie nun mit mir! Alles in meinem Hause freut sich, Sie wieder zu sehen.“

Er führte mich an seinem Arme durch die Straße. Die Geschichte war sogleich stadtkundig geworden, und Jedermann begrüßte mich mit freudigen Blicken. Als wir zum Hause kamen, standen Mutter und Tochter, Handelsdiener und Packknechte, Köchin und Küchenmägde unter der Hausthüre, und bewillkommten mich mit großem Jubel. Da es bald darauf Zeit zu Tische war, so sagte Frau von Walther: „Der heutige Tag ist für uns Alle ein Freudenfest; ich bedaure, daß die Zeit zu kurz war, für eine festliche Mahlzeit zu sorgen.“ Herr von Walther ließ aber von seinem besten Rheinweine aus seinem Keller holen, und brachte die Gesundheit aus: „Ehrlich währt am längsten!“

Auf einmal entstand ein Lärm auf der Straße; eine Menge Leute liefen zusammen. Wir traten an's Fenster. Da

kam, geputzt wie ein [illegible] Herr Fein — auf einem Leiterwage. Er saß auf einem Bunde Stroh, und ein Soldat mit Ober- und Untergewehr saß neben ihm. Als er nun mit bleichem Gesichte und niedergeschlagenen Augen so vor dem Hause vorbey geführt wurde, hatte ich doch Mitleid mit ihm. Herr von Walther sagte aber: „Nun sieht Herr Fein, wie wahr das alte Sprüchlein sey: „Kein Fädelein ist so fein gesponnen, es kommet einmal an die Sonnen.“

Leben Sie wohl, liebste Mutter, und danken Sie Gott mit

Ihrem

hocherfreuten Sohne
Aloys.

Vierter Brief.

Liebste Mutter!

Das glaube ich, daß Ihnen mein letzter Brief große Freude gemacht hat. Allein auch der gegenwärtige Brief wird Sie freuen, und Sie werden ihn nicht ohne Rührung lesen.

Gestern abends wollten wir, mein Herr, seine Frau, Fräulein Tochter und ich, uns eben an den Theetisch setzen. Da trat eine schöne, ansehnliche Frau mit zwey überaus lieblichen kleinen Knaben in das Zimmer. Sie war bey ihren Verwandten dahier in der Stadt auf Besuch, und wollte nun auch ihre Jugendfreundin, die Frau von Walther besuchen. Es war Frau Bellini. Ich kannte sie aber nicht mehr; denn damals,

als ich sie sah, war sie todtenblaß, und glich einer Sterbenden. Sie wußte nichts davon, daß ich mich hier im Hause befinde; sie hatte seit jenem Brandunglücke nichts mehr von mir gehört.

Das kleinere Knäbchen rief aber sogleich: „Sieh, Mutter, das ist der Herr, der auf der großen Leiter zu uns hinauf geklettert, und in unsere brennende Kammer zum Fenster hereingestiegen ist.“

„Ey ja, Sie sind es! sprach der größere Knabe, Sie haben mich und das Brüderlein herabgetragen und gesagt, wir sollen uns nicht fürchten, als die Leiter so schwankte, und die Leute so schrien, und man so arg trommelte, und die Sturmglocke läutete, und Alles voll Feuer war.“

Die Mutter hatte, so wie sie in's Zimmer trat, sogleich ihre Freundin umarmt, und merkte erst jetzt auf die Reden

des Knaben. Sie sah mich an, und rief: „Mein Gott, ja, Sie sind es wahrhaftig! O in meinem Leben werde ich Ihr Angesicht nicht vergessen, wiewohl ich Sie nur wenige Augenblicke gesehen habe. Sie waren mir in meiner Todesangst ein Engel vom Himmel, der mir nicht nur Trost brachte, sondern auch Hülfe. O, Gott weiß es, wie herzlich ich immer gewünscht habe, Sie nur noch einmal in meinem Leben zu sehen, um Ihnen den innigsten Dank eines gerührten Mutterherzens auszudrücken! Ich vermochte es damals nicht; allein ich vermag es auch jetzt nicht!" Sie brach in einem Strom von Thränen aus.

„O meine Kinder! sagte sie schluchzend, küßt diesem Herrn — ach ich weiß nicht einmal, wie Sie heißen — küßt ihm die Hände, mit denen er euch das Leben gerettet hat! Wenn dieser Herr

nicht gewesen wäre, so wäret ihr Beide zu Staub und Asche verbrannt.“ Die zwey Knaben fingen auch an zu weinen, und benetzten meine Hände mit Thränen. Auch meinem Herrn standen die Thränen in den Augen; seine Frau und seine Tochter aber weinten recht von Herzen.

Herr von Walther sprach jetzt: „Von dieser Geschichte weiß ich ja noch gar kein Wort! Kommen Sie, Madam Bellini, setzen Sie sich hier auf das Kanapee, und erzählen Sie! — Und Sie, Herr May, müssen neben der gerührten Mutter sitzen.“

Ich wollte den Platz der Frau des Hauses überlassen. Aber Alle drangen in mich, diesen Ehrenplatz einzunehmen. Ich setzte mich, und die beiden Knaben drängten sich an mich, und hielten immer meine Hände. Ich nahm den kleinern auf den Schooß; der andere stand neben meinem

Knie. Mein Herr saß zwischen seiner Frau und Tochter auf den herbeigerückten Sesseln.

Frau Bellini erzählte mit großer Lebhaftigkeit und Rührung. Sie beschrieb, indem sie auf's neue todtenblaß wurde, ihren Todesschrecken und die furchtbare Todesangst, die sie empfunden, als sie ihre zwey Kinder vermißte; als es hieß, sie seyen noch droben in ihrer Schlafkammer; als unter dem Jammerrufe der vielen hundert Menschen die große Leiter gebracht wurde! „Ach, rief sie, ich eilte hin, blickte auf, sah die Fenster der Kammer von den innern Flammen furchtbar erleuchtet — und das Mutterherz drohte mir zu zerspringen, und die Knie brachen mir."

Wir Alle, die wir ihr zuhörten, wurden erschüttert und bebten. Sie machte hierauf von der großen Gefahr bey Ret-

tung ihrer Kinder eine solche Schilderung, daß mir selbst schauderte, und jene Gefahr mir jetzt viel größer vorkam, als sie mir damals geschienen. Ich sagte ihr das. Allein sie sagte: „O nein, die Gefahr war nicht so geringe, als jetzt Ihre Bescheidenheit sie macht. Als ich Sie oben an der Spitze der schwankenden Leiter mit meinen zwey Kindern beladen erblickte, Flamme und Rauch aus den Fenstern drang, Feuerfunken über Sie herabregneten, der Hausgiebel brannte, wankte und krachte — da vergingen mir die Sinne. Ich ward ohnmächtig!"

„O hören Sie auf, rief Frau von Walther. Mir schwindelt auch!"

„Wahrhaftig, sagte Amalie, die Tochter des Hauses, ich bin nahe daran, auch ohnmächtig zu werden."

Frau Bellini sagte sanfter und ruhiger, und zu mir gewandt: „In der

That, Sie und die zwey Knaben hier schwebten augenscheinlich in der größten Todesgefahr! Tapfere Männer sagten mir nachher: „Es fehlte uns wahrhaftig nicht an gutem Willen, Ihre Kinder zu retten. Allein es schien uns geradezu unmöglich. Den fremden Herrn hat Gott hergeschickt; die Rettung Ihrer Kinder ist ein Wunder. Es war wirklich nur um einige Augenblicke zu thun, so hätte der brennende Giebel, der sogleich darauf mit furchtbarem Krachen und neu hervorbrechenden, dicken Rauchwolken herabstürzte, den Herrn und Ihre Kinder erschlagen. Gott hat die Kinder durch diesen Herrn wunderbar gerettet!“

Sie ergriff mit Augen voll Thränen meine Hand, und sprach: „O daß wir, ich und mein Mann, doch nur wüßten, womit wir Sie erfreuen, was wir Ihnen Gefälliges erzeigen könnten?“

Ich sagte gerührt: „Ihre Mutterfreude, Ihr Dank ist mir Lohnes genug. Ich bedarf jetzt nichts. Doch wenn ich in eine Verlegenheit kommen sollte, so werde ich mich ganz gewiß an Herrn Bellini und Sie wenden.“

„Nun wohl!“ sagte sie, und wandte sich an ihre zwey kleinen Knaben. „Du, Anton! sprach sie zum ältern, was willst du dem Herrn geben?“

„Meine Trommel, sagte der Knabe, und noch dazu das Eichhörnchen, das ich zu Hause habe.“

„Und du, Franz! sprach die Mutter, was willst du ihm schenken?“

„Alles, was mir auf Weihnachten das Christkindlein bescheren wird!“ sagte der Kleine.

Die Frauen lächelten mit Thränen in den Augen. Herr von Walther stand auf und sagte: „Unser Thee ist über die Ge-

schichte ganz in Vergessenheit gekommen. Doch, sprach er, wir sind auf eine andere Art angefeuchtet worden, und trocknete sich die Thränen. Indeß kann ich eine so liebevolle Mutter und ihre holden Kinder doch nicht so mit nassen Augen und trockenem Munde abfertigen. Speisen Sie mit uns zu Nacht!" Die Frau sagte, sie werde wirklich bey einem Abendessen erwartet, wozu einige ihrer Freundinnen eingeladen seyen. „Also kommen Sie morgen auf Mittag!" sprach Herr von Walther. Sie sagte, daß sie auch auf morgen Mittag schon eingeladen sey, daß morgen auf den Abend ihr Mann kommen werde, sie abzuholen, und daß sie übermorgen mit Anbruch des Tages mit ihm abreisen müsse. „Ey, rief Herr von Walther, so erwarte ich Sie sammt Ihrem lieben Manne morgen auf ein kleines Abendessen! Ich lasse keine Einwen-

dungen gelten.“ Frau Bellini nahm die Einladung an, und wir Alle begleiteten ſie bis an die Hausthüre.

Gute Nacht, liebſte Mutter — denn ich ſchreibe Ihnen immer bey Nacht, weil ich bey Tag immer viele Geſchäfte habe. Ich denke, ſo ſehr die Erzählung der Frau mich ergriff, recht ſanft zu ſchlafen. Es iſt doch eine Freude, wenn man in der Welt auch einmal etwas Gutes geſtiftet hat. Gott ſey mit Ihnen und Ihrem

Sie

inniglichenden Sohne

Aloys.

Fünfter Brief.

Liebste Mutter!

Ich schreibe Ihnen schon wieder! — Wenn mein voriger Brief Sie gerührt hat, so wird dieser Sie hoch erfreuen. Ich habe Ihnen eine höchst angenehme Begebenheit zu berichten!

Als ich gestern morgens in das Zimmer trat, begrüßte mich mein Herr und seine Frau noch viel freundlicher, als sonst. Amaliens Angesicht aber war, als sie mir einen guten Morgen wünschte, von Freundlichkeit wie verklärt. Wir tranken zusammen Kaffee. Denn seit ich in das Haus aufgenommen bin, darf ich bey dem Frühstücke nie fehlen.

Herr von Walther sagte mit sehr heiterer Miene zu mir: „Ich bin unzu-

frieden mit Ihnen! Warum haben Sie von dem Allem, was Frau Bellini gestern abends erzählte, uns nichts gesagt?"

„In der That, sprach Frau von Walther, das war nicht freundschaftlich."

Ich sagte: „Unsere Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut. Ich habe keinem Menschen davon gesagt; nur meiner Mutter habe ich die Geschichte geschrieben."

„Betrachten Sie mich künftig, sprach Frau von Walther mit besonderm Nachdrucke, als Ihre Mutter."

„Und mich, fügte Herr von Walther bey, als Ihren Vater."

Ich getraute mir kaum zu denken, welche erfreuliche Bedeutung diese Worte für mich haben könnten. Ich eilte zu meinen Geschäften. Weil ich eben einen starken Posttag hatte, und wir auf den Abend so werthe Gäste erwarteten, wollte

ich mit meinen Briefen recht bald fertig werden, um den Abend frey zu haben, und an der Gesellschaft ungestört Theil nehmen zu können. Ich ging deßhalb Mittags nicht zu Tische, sondern ließ mir einiges wenige Essen auf die Schreibstube bringen.

Als ich am Abende in das Speisezimmer trat, war noch Niemand da, als Herr Bellini und mein Herr. Beide Herren waren in einem eifrigen Gespräche begriffen; die Frauen hatten sich in ein anderes Zimmer begeben. Herr Bellini eilte sogleich auf mich zu, umarmte mich als den Retter seiner Kinder, und bezeigte mir seinen Dank in kurzen, kräftigen Ausdrücken.

„Sie glauben nicht, sprach er hierauf, welche Mühe wir uns gegeben, Ihren Namen und Ihren Aufenthalt zu erfahren. Ich ging in alle Gasthöfe.

Im goldenen Hirsche hörte ich, daß Sie da mit zwey Herren, die Niemand kannte, und mit einem ganz fremden Kutscher abends sehr spät angekommen, und morgens sehr frühe wieder abgereist waren; weiter konnte man mir nichts sagen. Wir erkundigten uns im ganzen Städtchen, ob denn Niemand Sie kenne. „O ja wohl, hieß es, den wohlgekleideten fremden Herrn, der so fleißig an der Spritze arbeitete, daß er wohl bis auf die Haut naß wurde, und der sich dann in das brennende Haus wagte, kennen wir wohl! Der ist weder wasserscheu, noch feuerscheu. Wie er aber heiße, oder woher er sey, das wissen wir nicht.“ Indeß erzählte man mir doch manchen Zug von Ihnen, der mir gefiel. Ihre zwey Reisegefährten, die wohl nur der Zufall Ihnen zugeführt hatte, waren nicht Ihres Sinnes. Beide sahen in guter Ruhe

der Feuersbrunst zu, und rauchten ganz behaglich Taback. Allein Sie riefen denselben mit einem strafenden Blicke zu: „Meine Herren! Haben Sie vielleicht Ihre Pfeifen an dem Feuer da angezündet? Greifen Sie doch zu den Eimern!“ Die zwey Herren fühlten das Unschickliche ihres Betragens, hatten aber keine Lust zur Arbeit, sondern entfernten sich. In einer Feuersspritze war nach der letzten Feuersbrunst etwas Wasser zurückgeblieben und eingefroren. Sie war nicht zu gebrauchen, und die Leute wußten sich nicht zu helfen. Allein Sie riefen: „Gießt ein wenig warmes, aber ja nicht zu heißes Wasser hinein.“ Man machte es so, und die Spritze kam bald in Gang. So zeigten Sie sich durchaus nicht nur als einen menschenfreundlichen, edelmüthigen Mann, sondern überhaupt als einen Mann, der genug Muth und Verstand hat, den Men-

schen die Wahrheit zu sagen, und guten Rath zu ertheilen.“

Doch, liebste Mutter, verdiene ich nicht Tadel, daß ich da so Vieles geschrieben, was mir zum Lobe gereicht? Allein ich versichere Ihnen, daß ich Selbstlob hasse, und daß ich dieses Alles bloß geschrieben, weil ich Sie liebe, und Ihnen gern Freude machen möchte, und weil ich weiß, daß Sie diesen Brief mit Freude lesen werden.

Jetzt kamen die zwey Frauen und Fräulein Amalia; alle sehr zierlich, ja festlich gekleidet. Frau von Walther sagte zu Herrn Bellini: „Ich habe eine Beschwerde gegen Sie. Warum haben Sie nicht gestattet, Ihre zwey lieben Kleinen mit hieher zu nehmen?“ Herr Bellini sprach: „Kinder taugen nicht immer in die Gesellschaft der Erwachsenen. Sie stören jede ernstere Unterhaltung, oder haben Langeweile dabey. Wie nachtheilig

ihnen die Gespräche und Scherze in gemischten Gesellschaften werden können, brauche ich hier nicht zu erwähnen; denn hier könnten sie nur Gutes lernen. Indeß würden sie hier vielleicht doch beschwerlich fallen.“

„Ey, nicht doch, sagte Herr von Walther; Sie müssen sie auf ein Stündchen hieher kommen lassen. Die Kleinen müssen doch die Kuchen und Torten verkosten, die Amalia heute gebacken hat. Da es bereits dunkel ist, so lasse ich sogleich anspannen, um sie in der Kutsche hieher zu bringen.“

Ich erbot mich, sie abzuholen, und brachte sie. Als sie die zierliche Tafel, die hellen Wachslichter, das schimmernde Silber und die netten Körbchen voll Früchte erblickten, waren Beide ganz entzückt. Nachdem wir zu Tische gebethet hatten, und man sich zu Tische setzen wollte, sprach

Herr von Walther zu den Kleinen: „Nun, wo wollet denn ihr hinsitzen?“ Beide riefen: „Neben Herrn May.“

Während der Mahlzeit kam das Gespräch bald wieder auf die Feuersbrunst. Frau Bellini erzählte, das Feuer sey vermuthlich durch eine Magd ausgekommen, die schon früher einmal die noch glühende Asche in ein hölzernes Gefäß gethan, und sie nicht in das feuerfeste Gewölb, sondern, um sich einen Gang zu ersparen, in die nächste Kammer gestellt habe, und deßhalb sehr ernstlich und nachdrücklich gewarnt würde; einige Leute aber seyen der Meinung, das Feuer sey gelegt worden.

Amalia sagte: „Wie kann der gütige Gott es doch zulassen, daß durch eine nachläßige Magd, oder gar durch einen bösen Menschen so gute Menschen in Schrecken gesetzt, und ihrer Wohnung beraubt werden! Ich würde einen Knaben, der

ein Vogelnest zerstören, und junge und alte Vögelein verscheuchen wollte, an den Haaren zurückreißen. Warum wehrt der liebe Gott, dem gute Menschen doch unendlich lieber sind, als uns die Vögel, den Bösen nicht, solches Unglück anzurichten?"

„Liebe Fräulein Amalia, sagte Herr Bellini, der Verlust meines Hauses und eines großen Theils meines Vermögens war für mich, meine Frau und Kinder allerdings ein großes Unglück; allein wir und viele Menschen wurden dadurch noch eines größern Segens theilhaft. Wir lernten die Hinfälligkeit und Nichtigkeit aller zeitlichen Güter noch mehr einsehen. Wir erkannten, daß wir keine andere feste Stütze haben, als Gott allein. Wir wurden genöthigt, unsere einzige Zuflucht zu Ihm zu nehmen. O wie riefen auch unsere nächsten Nachbarn, die in Gefahr wa-

ren, zu Gott um Hülfe! Wie betheten wir selbst bey der Todesgefahr unsrer geliebten Kinder! Wir wurden geübt in der Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen. Viele Menschen fanden Gelegenheit, ihre Menschenliebe an den Tag zu legen. Ich erkenne es mit Dank, daß viele große Kaufleute mir nicht unbedeutende Summen nachließen, und mir neue Waaren auf Treu und Glauben gaben. Viele, sehr viele Menschen aus benachbarten Ortschaften, die dabey nichts zu gewinnen oder zu verlieren hatten, eilten herbey, den Brand zu löschen. Ohne solche Unglücksfälle, Feuersbrünste, Hagelschlag, Krankheiten und dergleichen, hätten gerade die schönsten Tugenden: Vertrauen auf Gott, Geduld im Leiden, Wohlthätigkeit gegen Leidende und Bedrängte, heldenmüthige, sich aufopfernde Liebe, und auch die Dankbarkeit gegen Wohlthäter

gar nicht Statt. Und sind gerade diese Tugenden nicht ohne Vergleich mehr werth, als alle zeitliche Güter?"

„Vortrefflich! rief Herr von Walther; mir selbst, der ich doch viele Meilen weit von Ihnen entfernt wohne, war Ihr Unglück ein großes Glück. Ich lernte den heuchlerischen Fein kennen, der sich in mein Zutrauen einzuschmeicheln gewußt, und der Sie, da Sie durch die Feuersbrunst schon so viel verloren, noch um eine große Summe Geldes betriegen wollte; ich wurde, Gott Lob, seiner los. Die Unschuld des Herrn May kam an den Tag, und ich nahm ihn wieder in mein Haus auf. Sein Edelmuth, mit dem er sein Leben für Ihre Kinder gewagt, machte ihn mir noch unendlich schätzenswerther. Wie Ihnen Ihre Kinder wieder geschenkt worden, und Sie nun größere Freuden an ihnen haben, als zuvor, so geht es

mir auch mit ihm. So weiß Gott alle Leiden, die Er über uns schickt, in Freuden zu verwandeln.“

Frau Bellini winkte jetzt ihren zwey Knaben. „Wir reisen morgen sehr frühe ab, sagte sie. Ihr müßt nun zu Bette gehen, damit ihr wohl ausschlaft, und auf der Reise recht munter seyd.“ Beide Knaben standen augenblicklich auf, bethe-ten nach Tische, küßten dem Herrn und der Frau von Walther für die gütige Be-wirthung die Hand, und baten, da sie zu Bette gehen wollten, ihren Vater und ihre Mutter um den Segen. Ich erbot mich, sie zu begleiten. Frau von Walther ließ eine Schachtel bringen, und packte für die Kinder, bis angespannt wurde, große Stücke Kuchen, eine ganze Torte, und so viele von den schönen Früchten ein, die auf der Tafel standen, als in die Schachtel hinein gingen. „Ihr habt die

schönen rothen Aepfel und gelben Birnen schon lange angelacht, sagte sie, und waret doch so bescheiden, keine zu verlangen. Das war recht schön. Ihr könnet sie nun auf der Reise vergehren."

„Ey, sagte der kleine Anton, die schönen Aepfel und Birnen bringen wir unserm Bruder und unsrer Schwester mit nach Hause!"

„O ja wohl, sprach Franz, und auch die Torte und die Kuchen! Der Bruder konnte nicht mitreisen, weil er das Studiren angefangen, und die Schwester darf die Schule auch nicht versäumen. Nun aber werden sie über das Mitgebrachte doch noch eine Freude haben."

Herr von Walther sagte zur Frau Bellini: „Sie erziehen Ihre Kinder sehr gut; Sie werden Freude an Ihnen erleben."

„Das gebe Gott! sagte Frau Bellini. Gott hat diese meine zwey Kinder auf's

neue mir wieder geschenkt, und ich gelobte Ihm, sie mit neuem Eifer Ihm zu erziehen. Es ist aber so schwer! Den Kindern drohen noch schrecklichere Gefahren, als Flammen und Fluthen. Im Feuer und Wasser findet man nur den zeitlichen Tod; die Verführung aber stürzt in ewiges Verderben. Gott gebe mir Weisheit, daß ich meine Kinder vor allen Gefahren Leibes und der Seele bewahre, und wenn sie einst in Gefahr der Versuchung gerathen sollten, sie so muthig herausreiße, wie ihr edelmüthiger Erretter sie aus den Flammen gerissen hat."

Als ich zurückkam, erhob sich Herr von Walther feierlich von seinem Sessel, und sprach zu mir: „Lieber Sohn! Ich bin Ihnen wegen des Unrechtes, das ich Ihnen zufügte, eine große Entschädigung schuldig; auch wünsche ich, Ihre edle That, so gut ich kann, zu belohnen. Meine

Handlung soll von nun an „Walther und May" heißen. Ich gebe Ihnen mein halbes Vermögen — und dazu meine Tochter zur Frau. Ich habe bemerkt, daß Sie eine Neigung zu ihr haben, und meine Tochter zu Ihnen. Wir beide Aeltern sind einverstanden, und Ihre gute Mutter wird auch nicht dagegen seyn. Reicht Euch die Hände und Herr und Frau Bellini seyen Zeugen der Verlobung, und dann auch die verehrtesten Hochzeitgäste."

Ich wurde bleich vor Freudenschrecken, und Amalia glühte wie eine Rose. Wir gaben uns die Hände, und Herr von Walther sprach: „Gott segne Euch, meine lieben Kinder." So sprach auch Frau von Walther mit Thränen in den Augen. Und Herr und Frau Bellini wünschten uns von ganzem Herzen Glück.

Liebste Mutter! Heute drey Wochen werde ich kommen, Sie zur Hochzeit ab-

zuholen. Sie werden große Freude haben, Ihre künftige Schwiegertochter kennen zu lernen; sie ist vortrefflich erzogen und in jeder Hinsicht ein vollkommenes Frauenzimmer. Es ist ein sehr großes Glück für mich, daß die Tochter so verehrungswerther Aeltern meine Ehegattin wird. Die gute Erziehung, die Sie mir gaben, legte den Grund dieses meines Glückes. Ich kann Ihnen, beste Mutter, und meinem seligen Vater nicht genug dafür danken. Ach, daß der Vater diese Freude noch erlebt hätte! Er hat bey dem kleinen herrschaftlichen Amte, das er begleitete, sich manchen Bissen am Munde erspart, und anstatt des Weines sich mit Wasser begnügt, um mich etwas Rechtes lernen zu lassen, nicht, um damit zu glänzen, sondern für Zeit und Ewigkeit guten Gebrauch davon zu machen. Er hielt sehr viel auf einen gebildeten Verstand und auf gründ-

liche Kenntniſſe, aber noch mehr auf Frömmigkeit und Tugend. Er flößte mir heilige Ehrfurcht vor Gott und Abſcheu gegen alles Böſe ein. Gott wolle es ihm in jener Welt vergelten, da ich es in dieſer nicht mehr kann, und es auch nie im Stande ſeyn würde, wenn der gute, edle Mann noch lebte!

Nun, liebſte Mutter, machen Sie ſich reiſefertig — um dann für immer bey uns zu bleiben. Dieß wünſchen Herr und Frau von Walther, die Ihnen ihre eigene Kutſche und Pferde ſchicken werden. Meine liebe Braut grüßt Sie mit kindlicher Ehrerbietigkeit und Liebe, und bittet Sie um Ihren mütterlichen Segen. Ihnen in Ihren alten Tagen recht viele Freuden zu machen, iſt der innigſte Wunſch Ihrer guten Tochter Amalia und Ihres

ewig dankbaren Sohnes

Aloys.

Mathilde und Wilhelmine,

die

ungleichen Schwestern.

Eine Erzählung

von dem

Verfasser der Ostereier.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.
Verlag von Georg Joseph Manz.

1 8 4 6.

120. 2.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Unter meinen Papieren, die ich wegen meines hohen Alters noch einmal zu durchsuchen für nöthig erachtete, fand ich diese vor Jahren verfaßte Erzählung, die sich auf eine wahre Begebenheit gründet.

Da ich seit dieser Zeit ähnliche Begebenheiten erlebt habe, so schien es mir, es dürfte für die Jugend, ja für Eltern und Kinder nicht ganz unnütz seyn, diese Erzählung durch den Druck bekannt zu machen.

Gott gebe, daß ich mich nicht täuſchte, ſondern daß dieſe Blätter Vielen zum Segen gereichen mögen!

Augsburg, im Jahre 1845.

Chriſtoph von Schmid.

Erſtes Kapitel.

Der Vater.

Herr von Reinhard war geheimer Rath des Fürſten und in der Reſidenz und dem ganzen Lande allgemein verehrt. Er verlor ſeine Gemahlin, eine überaus verſtändige, gute, ſanfte Frau ſehr bald. Sein einziges Kind, Mathilde, war bei dem Tode der Mutter kaum drei Jahre alt. Die erſte Erziehung des Kindes, die dem Vater eine große Herzensangelegenheit war, vertraute er der Mutter ſeiner ſeligen Frau an. Alle freien Stunden, die er bei ſeinen überhäuften Geſchäften erübrigen konnte, widmete er dem lieben Kinde. Doch fand er oft erſt am ſpäten Abende einige Augenblicke, ſich mit der holden Kleinen zu unterhalten.

Er wohnte in der Vorſtadt und hatte an ſeinem Hauſe einen ſchönen großen Garten. Er ging Abends, oft erſt kurz vor Sonnenuntergang, in den Garten, um ſeine Augen, die den ganzen Tag über nur Schwarz auf Weiß ſahen, an dem ſanften Grün der Raſenplätze und Bäume zu erquicken, und, nachdem er den ganzen Tag nur Aktenſtaub eingeſchluckt hatte, wieder friſche Luft zu athmen. Gewöhnlich nahm er die kleine Mathilde mit ſich, und ergötzte ſich an den kindlichen Fragen und Einfällen des zarten Mädchens.

Als einmal die Sonne beſonders ſchön unterging, und die Wolken, die Gipfel der hohen Pappelbäume, die Thurmſpitzen und die Kirchenfenſter im Abendgolde glänzten, ſagte die kleine Mathilde in ihrer kindlichen Einfalt: „Ei, wo nimmt doch der liebe Gott das viele, viele Gold her, Alles ſo ſchön zu vergolden! Er muß ſehr reich ſeyn.“ „Das iſt Er, ſprach der Vater, und uns zu lieb hat

Er Alles ſo ſchön gemacht. Alles, was wir am Himmel und auf Erden nur immer erblicken, kommt von Ihm.“ „O da iſt Er doch recht gut und hat uns lieb, ſagte das Kind. Ich habe Ihn aber auch recht lieb.“

Eines Abends nach einem heißen Sommertage, da ſich die Luft abgekühlt hatte, und es ſehr angenehm war, hielt ſich der Vater mit Mathilde etwas länger im Garten auf. Der Vollmond leuchtete ganz unvergleichlich ſchön. Die Kleine betrachtete ihn mit großem Wohlgefallen. „Der Mond iſt wohl ganz von Silber?“ ſagte ſie. „Mein neues ſilbernes Trinkbecherlein, das ich von der Großmutter bekam, glänzt lange nicht ſo ſchön. O wie hell er ſcheint, ſo hell, daß die Bäume einen deutlichen Schatten werfen. Gott iſt doch recht freundlich, daß Er uns bei Nacht den Mond ſo ſchön und freundlich ſcheinen läßt.“ „Wohl, mein Kind, ſprach der Vater, danke aber auch dem lieben Gott, daß Er uns bei Nacht den

Mond, und bei Tage die Sonne leuchten läßt."

Als der Vater nach mehreren Regentagen mit Mathilde wieder in den Garten ging, lief Mathilde freudig voraus, kehrte aber sogleich wieder erschrocken um, und rief: „O Vater! es ist ein Unglück geschehen; der Mond ist zerbrochen. Sieh doch einmal, er ist nur mehr halb." Der Vater lächelte und sagte: „Der Mond zerbricht nicht. Er ist immer ganz und vollkommen rund." Der Vater suchte dem Kinde begreiflich zu machen, daß der Mond seinen Glanz von der Sonne habe, und daß wir immer nur so viel von ihm sehen können, als von der Sonne beleuchtet wird. „Warte nur, sagte der Vater, sein Licht wird jetzt wieder beständig zunehmen, bis er wieder ganz rund ist." Mathilde gab nun alle Abende fleißig Acht, wie der Mond immer zunehme, bis er endlich wieder voll und rund am Himmel stand. „Das ist schön, sagte Mathilde, daß der Mond

bald halb, bald ganz ist! Wir haben so noch viel mehr Freude daran, als wenn er immer voll wäre.“ Der Vater sagte dem Kinde, wie richtig der Mond ab- und zunehme, und daß man schon auf viele Jahre hinein genau die Stunde und Minute berechnen könne, wann er voll und wann er im ersten oder letzten Viertel seyn werde. „So richtig, sprach der Vater, hat der liebe Gott den Lauf des Mondes, so wie auch der Sonne angeordnet.“ „Nun, nun, sagte Mathilde, ich sehe schon, der liebe Gott hat Alles sehr gut eingerichtet. Er ist so weise als gütig.“

An einem schönen heitern Abende, an dem sich der Mond gar nicht am Himmel befand, und Mathilde sich überall nach ihm umsah, sagte sie zum Vater: „Je, wo ist er denn hingekommen? Er wird doch nicht davon gelaufen seyn?“ „Er wird schon wieder kommen, sprach der Vater; betrachte einstweilen die Sterne.“ Er führte Mathilde an eine Stelle im Garten,

wo man den Abendſtern ſehen konnte. „O wie ſchön!“ rief Mathilde entzückt. „Einen ſchönern Stern habe ich noch nie geſehen.“ Sie konnte ihn kaum genug betrachten. Jetzt bemerkte ſie aber, daß nach und nach an dem Himmel noch andere Sterne zum Vorſchein kamen. Sie hatte darüber eine kindliche Freude, und bat den Vater, den Garten doch noch nicht zu verlaſſen, indem ja noch immer neue Sterne ſich ſehen ließen. Der Vater blieb aus väterlicher Liebe zu dem Kinde, bis der ganze Himmel weit und breit von unzähligen Sternen funkelte. „Aber, rief die Kleine, wer zündet denn alle dieſe vielen, vielen Lichtlein an?“ — „Wie kannſt du noch fragen! ſprach der Vater. Wer ſonſt, als der liebe Gott, obwohl wir Ihn nicht ſehen.“ „Ei, ſagte das Kind, da muß er aber doch einen langen Arm haben.“ „In einem gewiſſen Sinne, ſprach der Vater, haſt du wohl Recht, mein liebes Kind! Gottes Allmacht und Güte reichet weiter,

als die Himmel ſich erſtrecken, und ſeine Barmherzigkeit geht über alle ſeine Werke."

Eine Zeit her hatte der Vater ſo viele Arbeit, daß er erſt ſpät in den Garten kommen konnte. Mathilde bat daher die Großmutter, früher mit ihr dahin zu gehen. Wann endlich der lang erwartete Vater kam, ſprang ſie allemal ihm mit einem Blumenſtrauße entgegen, den ſie für ihn gepflückt hatte. „Nur Schade, ſagte ſie, daß man die ſchönen Farben nicht mehr recht ſehen kann. Es iſt ſchon zu dunkel! Du glaubſt nicht, lieber Vater, wie ſchön ſie ſind." „Ich weiß es, ſprach der Vater. In den Blumen zeigt Gott ſich ſo weiſe, freundlich und gütig, als in den Sternen. Alle Geſchöpfe ſagen uns: Der Herr iſt freundlich und gütig, und ſeine Güte währet ewig."

Mathilde ſtellte im nächſten Frühlinge dem geliebten Vater alle Tage einen Blumenſtrauß auf ſeinen Schreibtiſch, von den erſten

Veilchen an, bis die Rosen in ihrer vollen Pracht blühten. „Der Vater, sagte sie, hat ja nicht Zeit, die schönen Blumen in dem Garten zu betrachten; so sieht er aber doch wenigstens ein Müsterlein davon.“

Wie der Vater an der Lernbegierde und den Fragen und Bemerkungen seines Kindes große Freude hatte, so machten die weisen Lehren des geliebten Vaters, die er in lieblichen, klaren, dem kindlichen Alter angemessenen Worten vorzubringen wußte, auf die kleine Mathilde tiefen Eindruck. Sie blieben ihr unvergeßlich für's ganze Leben.

Die Großmutter, die schon seit der Geburt ihres Enkelchens in dem Hause wohnte, hatte eine ganz unbeschreibliche Freude an dem lieben Kinde. Die fromme Frau behandelte das Kind mit der äußersten Liebe und Zärtlichkeit, redete am liebsten mit ihm von Gott, von dem göttlichen Erlöser, von der heiligen

Jungfrau, von den Engeln und Heiligen, und lehrte es kurze, schöne Reimgebete.

Wenn die kleine Mathilde ein solches Gebetchen gelernt hatte, eilte sie allemal zum Vater, und sagte es ihm mit gefalteten Händchen auf. „Schön, sehr schön, sagte dann der Vater; daß du diese schönen Gebete so andächtig beten kannst, freut mich noch mehr, als alle die Veilchen und Rosen, die du mir je gebracht hast, mich gefreut haben."

Zweites Kapitel.

Die Nachbarin.

Eine reiche, angesehene Kaufmannswitwe, Frau Fein, zog in das nächste Haus, das sehr schön und groß war. Der Garten des Herrn von Reinhard lag zwischen den zwei Häusern. Sie kam herüber, der Frau Großmama einen Besuch zu machen, und sich in die neue Nachbarschaft zu empfehlen. Sie sagte unter Anderm, mit großem Vergnügen bemerke sie fast täglich die hochverehrte Frau Nachbarin mit deren liebenswürdigem Enkelchen in dem Garten; sie habe ein Töchterchen von eben dem Alter, und bitte sehr höflich, mit diesem Kinde zu Zeiten in den Garten kommen zu dürfen, nicht so fast, weil sie selbst keinen Garten habe, sondern ganz vorzüglich, weil sie und ihr liebes

Kind nirgends eine beſſere Geſellſchaft finden könnten. Die alte Frau erlaubte dieß mit tauſend Freuden. Die beiden zarten Mädchen gewannen ſich bald lieb, und ſpielten ſehr vergnügt miteinander. Die zwei Frauen ſetzten ſich indeſſen auf eine Bank unter einem ſchattigen Baume, und wurden auch bald ſehr vertraut. Die Großmutter fand in der Frau Nachbarin eine ſehr verſtändige Frau von vieler Lebensart, die das Alter zu ehren wiſſe und ſehr edle Geſinnungen habe.

Frau Fein kam nun mit ihrer kleinen Wilhelmine, ſo oft ſie die Großmutter und Mathilden in dem Garten erblickte, unverzüglich herüber. Immer brachte ſie der kleinen Mathilde irgend ein kleines Geſchenk, ein Spielzeug oder Zuckerwerk mit. Mathilde ſprang ihr allemal ſchon von Weitem entgegen. Frau Fein nahm das Kind auf die Arme und küßte es. Sie ſelbſt ſpielte mit den Kindern und gab ihnen allerlei Spiele an. Sie brach ihnen,

mit Erlaubniß der Großmama, Früchte von den Bäumen, gab aber Mathilden immer zuerst davon. Mathilde schien zu ihr fast mehr Zuneigung zu zeigen, als zur Großmutter, worüber diese fast ein wenig eifersüchtig wurde.

Selbst der geheime Rath bemerkte mit Vergnügen, wie freundlich die Frau Nachbarin gegen sein Töchterchen sei. Er hörte einmal, da er wie gewöhnlich an seinem Arbeitstische saß, das Kind in dem Garten heftig schreien. Er trat an das Fenster. Das Kind war gefallen und Frau Fein sprang eilig herbei, hob das Kind auf, und wußte mit der zärtlichsten mütterlichen Liebe und Sorgsamkeit das Kind zu beruhigen, daß es wieder lächelte und mit seiner kleinen Gespielin freudig umher sprang.

Er bezeigte der Großmutter seine Zufriedenheit darüber. „Auch ich, sagte die Großmama, bin sehr erfreut, daß ich an der Frau Nachbarin eine so gute Freundin, und daß Mathilde an Wilhelmine eine so artige Ge-

ſpielin gefunden hat. Die artigen Kinderchen ſind ein ſo hübſches Pärchen, daß ſie wirklich Zwillinge ſeyn könnten. Sie ſind in einem Jahre, einem Monate, ja beinahe an eben demſelben Monatstage geboren. Ich habe ſchon öfters gedacht — die zwei lieblichen Mädchen ſollen noch zwei Schweſterchen werden. Ueberlegen Sie das einmal, Herr Sohn! Die Frau iſt kaum ſeit einem Jahre Wittwe und noch in ihrem ſchönſten Alter; meine ſelige Tochter, wenn ſie noch lebte, würde jetzt eben ſo alt ſeyn. Die Frau Fein iſt in der That auch eine ſehr vernünftige Frau, und von ſo guter Lebensart, daß Sie dieſelbe in jeder Geſellſchaft aufführen könnten. Dazu war ihr Mann ein angeſehener Kaufherr, und ſie beſitzt ein großes Vermögen. Sie, beſter Herr Sohn, müſſen jetzt, da ſeit dem Tode Ihrer ſeligen Frau, meiner lieben Tochter, bereits über zwei Jahre verfloſſen ſind, doch einmal darauf denken, Sich wieder zu vermählen. Ihr beſchwerliches

Hauswesen braucht eine beständige, sorgsame Aufsicht; ich aber bin bereits zu alt, die mancherlei Geschäfte zu leiten, und die Hausrechnung zu führen. Auch bedarf Mathilde einer Mutter, denn ich werde dem lebhaften Kinde bald nicht mehr Meister. Kurz, Frau Fein wäre für Sie die angenehmste Frau, und für Mathilde die trefflichste Mutter! Ich bin überzeugt, wenn Sie ihr Anträge machen, so bekommen Sie keinen Korb."

Der geheime Rath ward nachdenkend und sagte: „Nun, von der Sache läßt sich noch einmal weiter reden; sie braucht Ueberlegung." Er kam nach einem Paar Tagen in den Garten, als eben die Großmutter und Frau Fein beisammen auf der grünen Bank am Springbrunnen saßen. Er hatte die Schwiegermutter über eine Hausangelegenheit zu fragen; vielleicht wollte er auch die Frau Fein sprechen und näher kennen lernen. Er ward sehr für sie eingenommen, kam noch ein paarmal in

den Garten und ſagte dann zu ſeiner Schwiegermutter: „Ich habe nun die Sache überlegt — und meine Wahl iſt getroffen.“ Die Heirath kam zu Stand, und die Hochzeit wurde, nach dem Wunſche der reichen Braut, mit großer Pracht gefeiert.

Drittes Kapitel.

Die Stiefmutter.

Der geheime Rath hatte mit Recht bemerkt, eine vorhabende Heirath brauche Ueberlegung. Allein ein so verständiger Mann er sonst war, so hatte er die Sache doch nicht genug überlegt. Die Frau Fein, nunmehr Frau geheime Räthin von Reinhard, war wohl sehr artig und weltklug, allein ein sehr eitles, herrschsüchtiges, jähzorniges Weib, ohne edleres Gefühl. Es war blos der Rang des geheimen Rathes, das Wörtchen von, und ihr Wunsch, in Gesellschaften zu glänzen, was sie auf den Gedanken brachte, eine Heirath mit dem Herrn von Reinhard einzuleiten. In dieser Absicht hatte sie das benachbarte Haus gemiethet, die Bekanntschaft der Großmutter gesucht, sich ihr

mit ſo großer Ehrerbietung genähert, und auch der kleinen Mathilde geſchmeichelt. Als Frau vom Hauſe wußte ſie bald, ſich der Herrſchaft zu bemächtigen. Sie ließ alle Zimmer neu tapeziren, ſchaffte prächtigere Möbel, Spiegel, Uhren, Gemälde, Wolkenvorhänge an, hielt Kutſche und Pferde, gab große Tafeln, und jede Woche einmal fand ſich eine zahlreiche Abendgeſellſchaft ein; ſie veranſtaltete Concerte, die meiſtens mit einem Tanze beſchloſſen wurden.

Im Garten wurde auch Alles geändert; ſie ließ die ſchönſten fruchtbaren Bäume umhauen und an derſelben Stelle ausländiſches wildes Gebüſch pflanzen; auch ließ ſie eine Einſiedelei bauen, in der ſie nicht ſelten, die Woche zwei bis dreimal, ein Dutzend Damen mit Thee und Kaffee bewirthete. Der geheime Rath, der einmal hinein kam, weil die Frau Präſidentin die Geſellſchaft mit einem Beſuche beehrte, fand es etwas ſeltſam, in der Ecke der ſehr geräumigen Zelle einen angekleideten Klaus-

ner von Holz zu ſehen, der auf einem kleinen Tiſchchen Wurzeln und Kräuter und einen irdenen Waſſerkrug vor ſich ſtehen hatte — und gleich dabei die große Tafel zu erblicken, die mit Kuchen und Torten, ſilbernen Kaffeekannen und vergoldeten Porzellantaſſen, Burgunderflaſchen und geſchliffenen Gläſern beladen war.

Dem guten Herrn von Reinhard wollte dieſes Alles gar nicht gefallen; er machte ſeiner Frau Gemahlin ſehr beſcheidene Vorſtellungen dagegen. Allein ſie ſagte: „Laß mich gewähren, liebſter Mann; ich bin ja reich und habe das Geld dazu. Was nützt das Geld im Kaſten, wenn man keinen Gebrauch davon machte!“ Herr von Reinhard äußerte freilich, man könne von dem Gelde einen beſſern Gebrauch machen. Allein um des Friedens willen ließ er es gut ſeyn. Oft wenn ſie auf ſein Studirzimmer kam, und wieder irgend eine Luſtbarkeit oder verſchwenderiſche Ausgabe in Vorſchlag brachte, gab er, nachdem er alle Einwendungen ver-

gebens erſchöpft hatte, endlich nach und ſagte, nur um ihrer los und in ſeiner Arbeit nicht unterbrochen zu werden: „So ſei's denn! Thue, was du willſt.“

Die alte Großmama zog ſich in das abgelegene kleine Zimmerchen zurück, das die junge Frau ihr noch gelaſſen hatte. Sie ſagte oft mit bittern Thränen: „So, wie in dieſer liſtigen Betrügerin, habe ich mich noch in keinem Menſchen geirrt. Ach, daß ich ihr die Gartenthüre nie geöffnet hätte! Wie glücklich lebten wir früherhin! Ich bin Schuld, daß die Schlange ſich in das Paradies einſchlich. Ja, ja, es iſt um das Heirathſtiften eine gefährliche Sache; wer klug iſt, befaßt ſich nicht damit.“

Die gute Frau Großmutter wurde kränklicht, war oft ſehr leidend und kam ſelten mehr aus ihrem Zimmer. Sie ſaß, ſehr reinlich gekleidet, faſt immer an ihrem Arbeitstiſchchen, nähte und ſtickte, oder las in einem Andachtsbuche. Sie hatte von dem Fenſter aus eine

ſehr ſchöne Ausſicht in den Garten. Da ſie nicht mehr hinunter gehen konnte, ſo brachte Mathilde ihr die ſchönſten Blumen und die beſten Früchte herauf. Immer ſtand ein Geſchirr mit Blumen oder ein Körbchen voll Früchte auf ihrem Tiſchchen. Sie lebte äußerſt mäßig und aß nur ſehr wenig. Mathilde ließ es ſich nicht wehren, ihr das kleine Mittagsmahl und Abendeſſen auf das Zimmer zu bringen. So oft Mathilde eine freie Stunde hatte, eilte ſie auf das Zimmerchen der lieben Großmama, und brachte dann auch ihr Geſtrick oder ihre Näherei mit ſich. Die Großmama erzählte ihr dann, was ſie eben geleſen hatte, oder ließ ſich von ihr vorleſen. Wilhelmine und ihre Mutter kamen aber faſt nie, oder nur auf einige Augenblicke dahin. Der geheime Rath, deſſen Zeit immer den Geſchäften angehörte, beſuchte ſie die Woche wenigſtens zwei oder dreimal auf eine halbe Stunde. Wenn Wilhelmine und ihre Mutter nicht zu Hauſe

waren, so ließ er sein Abendessen auf das Zimmer der ihm werthen Schwiegermutter bringen, um mit ihr und Mathilde da zu speisen. Alle drei waren da ohne Vergleich vergnügter, als Wilhelmine und ihre Mutter in den lärmenden Gesellschaften waren, in denen sie sich herumtrieben.

Die fromme Großmutter starb sehr schnell und unerwartet. Mathilde vergoß heiße Thränen. Dem geheimen Rathe, so wenig er sprach, sah man wohl an, daß er über den Verlust der ehrwürdigen Frau tief betrübt war. Wilhelmine und ihre Mutter machten sich aber wenig daraus. Die Mutter gab bei dieser Veranlassung einen auffallenden Beweis von ihrem lieblosen Herzen und Wilhelmine von ihrem schwachen Verstande, den aber die Mutter immer als sehr durchdringend lobte. Die Mutter sagte zu Wilhelmine: „Es ist gut, daß sie starb. Wir sind dadurch einer großen Last los geworden. Ihre weisen Bemerkungen

und frommen Ermahnungen fingen an, mir läſtig zu werden.“ Wilhelmine fragte die Mutter: „Warum iſt ſie denn geſtorben?“ „Weil ſie ſo alt war,“ ſprach die Mutter. „O dann, ſagte Wilhelmine, iſt es ihr ſchon recht geſchehen. Warum iſt ſie ſo alt geworden!“

Wilhelminens Mutter beſtand darauf, die Leiche am dunkeln Abende in aller Stille und ohne alle Begleitung zu begraben. Allein Mathilde beſuchte das Grab ſehr oft, und pflanzte einen Rosmarinſtrauch, den ſie mit ihren Thränen benetzte, auf das Grab.

Mathilde bekam es nach dem Tode der Großmutter, bei der ſie immer Troſt und Ermunterung gefunden, und die ſie immer in Schutz nahm, viel härter. Die Stiefmutter hatte bisher ſich gegen Mathilden ziemlich artig betragen, und war ihr nie beſonders unfreundlich begegnet — nicht aus Achtung gegen die Großmutter, ſondern aus Furcht, die alte Frau möchte ſonſt den vornehmen Damen, von denen

ſie zu Zeiten Beſuch erhielt, davon erzählen. Allein von nun an ließ ſie ihre geheime Abneigung gegen die gute Mathilde immer mehr blicken.

Wilhelmine und Mathilde, die beiden Schweſtern, lebten bisher in ſchweſterlicher Eintracht. Obwohl Wilhelmine, weil die Mutter ihr Alles geſtattete, ſehr eigenſinnig und auffahrend war, ſo machte doch Mathildens Sanftmuth und ruhiges Betragen, daß der Friede nicht geſtört wurde. Mathildens liebevolles Wohlwollen erwarb und erhielt ihr die Gegenliebe der Schweſter. Allein auch dieſes währte nicht mehr lange. Beide Kinder wurden gemeinſchaftlich in der franzöſiſchen Sprache und in der Muſik unterrichtet. Als die zwei Mädchen das vierzehnte Jahr erreicht hatten, da machte die Mutter zwiſchen ihren zwei Töchtern einen immer auffallenderen Unterſchied. Sie zeigte gegen ihre eigene Tochter eine blinde Zärtlichkeit, und behandelte Mathilde mit ſtief-

mütterlicher Härte. Auch Wilhelmine blickte auf Mathilde mit neidiſchen Augen, und fing an, ihr ſehr feindſelig zu begegnen, denn Mathilde übertraf Wilhelmine an Talent und Liebenswürdigkeit weit. Obwohl Wilhelmine eine friſchere Geſichtsfarbe und röthere Wangen hatte, ſo gaben dennoch Beſcheidenheit und ſanftes Betragen ihrer Schweſter eine unbeſchreibliche Anmuth.

Einmal ſpielten beide Abends im Concerte auf dem Klavier, und jede ſang eine Arie. Wilhelmine wurde zwar gelobt und beklatſcht, aber, wie man wohl merken konnte, ziemlich kalt und blos aus Höflichkeit. Mathildens Geſang aber fand großen Beifall, und ihr Klavierſpiel erregte Bewunderung. Am folgenden Morgen ſagte die Mutter: „Du, Mathilde, du haſt nun von dieſen feinen Künſten mehr als genug gelernt. Du biſt ein armes Mädchen ohne Vermögen. Deine verſtorbene Mutter hatte kein Heirathgut eingebracht, und du

haſt alſo kein mütterliches Erbtheil zu erwarten; das Einkommen deines Vaters geht jährlich auf, und es bleibt nichts davon übrig. Deine Schweſter aber iſt reich; ſie hat glänzende Ausſichten. Du ſiehſt nichts vor dir, als dich einmal an einen Landbeamten oder ehrlichen Bürgersmann zu verheirathen oder gar dein Leben lang zu dienen. Es iſt deßhalb nothwendig, daß du die Küche fleißig beſucheſt, bei der Wäſche mithilfſt und den Garten beſorgeſt; auch wird es nöthig ſeyn, daß du, wenn die Mägde etwa anderwärts beſchäftigt ſind, die Zimmerböden und die Stiege aufwaſcheſt. Der Waſchkübel ſchickt ſich für ein Mädchen, wie du, beſſer als das Klavier."

Die gnädige Frau Mama hielt nun Mathilde um nichts beſſer, als eine Magd, und kleidete ſie auch um nicht viel beſſer. Ihr eitles Töchterlein Wilhelmine putzte ſie hingegen auf das prächtigſte heraus, ſchaffte ihr immer neue koſtbare Kleider an, und nahm ſie in alle Ge-

ſellſchaften mit, auch in das Theater, ſogar auf Bälle. Wenn die ſtolze Frau große Tafel gab, und Wilhelmine im höchſten Statte neben der Mutter auf dem Sopha ſaß, und beide ſich den Gäſten, die nach und nach ankamen, in ihrer Herrlichkeit zeigten, ſtand Mathilde am flammenden Herde, und vergoß manchen Schweißtropfen. Es geſchah nicht ſelten, daß ein Fremder vom Lande in die Küche kam, und zu ihr ſagte: „Jungfer Köchin, ſei ſie ſo gut, und reinige ſie mir meine ſchmutzigen Stiefel da ein wenig, bevor ich dem Herrn geheimen Rath, der gnädigen Frau und ihren Fräulein Töchtern meine Aufwartung mache.“ Die beſcheidene Mathilde ließ ſich dieſe Demüthigung gefallen, ſchickte ſich in ihr Loos, brachte es aber in allen häuslichen Arbeiten ſo weit, und erwarb ſich in allen Theilen der Haushaltung ſolche Einſichten, daß ſie eine ganz vortreffliche Wirthſchafterin wurde.

Wenn Mathilde nun für alle ihre Mühe und Arbeit von der Mutter nicht einmal einen

Dank hatte, ſondern vielmehr oft ungerecht und ſehr bitter getadelt wurde, ſo wußte der Vater ſie wieder zu tröſten. „Es iſt wahr, liebe Tochter, du haſt es in dieſem Hauſe ſehr hart, und ich bedaure dich. Allein die Art, wie deine Mutter dich behandelt, wird wider ihren Willen dir Segen bringen; die Erziehung aber, die ſie ihrer Tochter gibt, kann dieſer nur zum Verderben gereichen. Ein Mädchen muß zu einer guten Haushälterin erzogen werden. Kochen, Waſchen, Nähen, Spinnen, Stricken und Alles, was man in das Haus braucht, ſind für ſie unumgänglich nöthige Dinge; Muſik und dergleichen dienen aber nur zur Zierde, ſowie man zum Kaffee etwas Zucker nimmt, oder einen Kuchen mit Blumen beſteckt. Du wirſt einmal eine gute Hausfrau werden; deine Schweſter aber kann ihren künftigen Mann nur unglücklich machen. Habe alſo Geduld; überhaupt iſt es dem Menſchen gut, wenn er von Jugend auf das Joch getragen hat.“

Viertes Kapitel.

Der Tod des Vaters.

Der Vater fing indeß nach einiger Zeit an zu kränkeln; die zu große Anstrengung in seinen Amtsgeschäften und wohl auch der geheime Verdruß über seine unglückliche Heirath waren Ursache daran. Auf sein Verlangen wurde er der meisten Arbeiten überhoben. Mathilde war darüber sehr froh, und schätzte sich glücklich, daß sie nun des Umganges mit ihrem lieben Vater mehr genießen konnte. Diese Stunden, die sie Abends nach vollbrachter Tagesarbeit in seiner Gesellschaft zubrachte, waren die seligsten ihres Lebens. Ihre Mutter und Schwester befanden sich zu dieser Zeit meistens in Gesellschaft oder im Theater. Mathilde speiste dann mit ihrem Vater im Garten oder an dem

kleinen Tiſchchen in ſeinem Arbeitszimmer zu Nacht, und beide blieben dann noch eine oder zwei Stunden in vertraulichen Geſprächen beiſammen, die für Mathilde ſo lehrreich als angenehm waren. Der Vater begab ſich hierauf zur Ruhe; Mathilde mußte noch, bis die Mutter kam, aufbleiben, um ihr auf ihr Zimmer zu leuchten, ſie zu bedienen, ihr Limonade oder Thee zu machen, oder was ſie ſonſt noch eſſen wollte, zu bereiten.

Die Mutter und ihre Fräulein Tochter kamen des Abends ſelten vor neun Uhr, oft erſt gegen zwölf Uhr nach Hauſe. Mathilde las dann, aber nur ſolche Schriften, die ihr der Vater anrieth, und die geeignet waren, Verſtand und Herz zu bilden, oder aus denen ſie ſich Kenntniſſe erwerben konnte, die einem gebildeten Frauenzimmer nöthig oder nützlich ſind.

Die Frau von Reinhard hatte den größten Klaviermeiſter in der Stadt ausgewählt, um ihrer Fräulein Tochter Wilhelmine Stunden zu

geben. Allein der treffliche Meiſter kam gar oft, und fand weder Mutter noch Fräulein Wilhelmine zu Hauſe. Da ſagte er denn zu Mathilde: „Kommen Sie, mein Fräulein, ich will die Stunde Ihnen geben. Ich werde von der zu großmüthigen Frau Mama doch dafür bezahlt, ohne daß Fräulein Wilhelmine davon Gebrauch macht. Unverdient mag ich aber das Geld nicht einnehmen. Auch iſt meine Mühe an Ihrer Fräulein Schweſter ohnehin verloren. Sie hat weder Luſt noch Talent zur Muſik; ſie wird mir wenig Ehre machen. Allein Sie, mein Fräulein, haben eine große Anlage zur Kunſt.“ Mathilde ſetzte ſich mit Freuden an das Klavier. Die Mutter hatte die vortrefflichſten Muſikalien, von denen ſie hörte, und mitunter ſehr ſchwere Stücke, angeſchafft. Wilhelmine hatte ſich vor den vielen, drei- und vierfach unterſtrichenen Noten entſetzt. Allein Mathilde konnte die Stücke, nachdem der Meiſter ſie ihr nur einmal vorgeſpielt hatte, bald

nachſpielen. Ja, ſie wußte bald ohne Beihilfe des Meiſters die ſchwerſten Stücke aufzufaſſen und trefflich vorzutragen. Sie ſaß von nun an manche Stunde des Abends oder der Nacht an dem Flügel, und brachte es bei ihrem ganz vorzüglichen Talent zur Muſik zu einer großen Fertigkeit und einer hohen Vollkommenheit.

Die Mutter hatte auch eine Kammerjungfer, die eine geborne Franzöſin war, und das Franzöſiſche ſehr rein und gut ſprach, in Dienſte genommen, damit Wilhelmine Gelegenheit finde, ſich in der franzöſiſchen Sprache zu üben. Mamſell Louiſe war ein ſehr gutes Mädchen; ſie wurde ſehr gut bezahlt, mußte ſich aber von der gnädigen Frau und Fräulein Wilhelmine manche harte Begegnung gefallen laſſen. Louiſe hielt ſich deßhalb an die ſanfte, beſcheidene Mathilde. Beide Mädchen wurden ſehr gute Freundinen. Sie brachten viele Stunden des Tages, in denen die Herrſchaft nicht zu Hauſe war, gemeinſchaftlich am Nähtiſche oder der Stick-

rahme zu. Sie redeten immer franzöſiſch, und Mathilde ſprach nach einiger Zeit ſo gut, als wäre auch ſie in Frankreich geboren und erzogen worden.

Der Vater, der ſchon ſeit einem Jahre ſehr leidend geweſen, wurde nun bedeutend krank. Mathilde verpflegte ihn mit der kindlichſten Zärtlichkeit. Während die Mutter und Wilhelmine ſich alle Tage außer Haus in Geſellſchaften oder bis ſpät in die Nacht auf Bällen erluſtigten, ſaß Mathilde voll der zärtlichſten Theilnahme an ſeinem Bette, reichte ihm Arznei, legte ihm die Kiſſen zurecht und las ihm vor. Der Vater ſagte während ſeiner Krankheit mehrmal zu ihr: „Liebſte Tochter! Du erfüllſt das vierte Gebot treulich an mir; denke an mich, es wird dir noch wohlgehen.“

Der edle Mann ſtarb — ſeine Frau begab ſich unverzüglich zu einer Freundin, der Frau von Schlingen, auf das Land, indem ſie ſagte, der Schmerz würde ſie zu ſehr angreifen. Sie

nahm ihre Fräulein Tochter Wilhelmine mit ſich, weil dieſe bei ihrem empfindſamen Herzen durch zu vieles Weinen ihre ſchönen Augen verderben würde. Sie befahl jedoch Mathilden, das Leichenbegängniß mit aller erdenklichen Pracht zu beſorgen. Mathilde veranſtaltete es unter tauſend Thränen, ohne übermäſſige Pracht, aber doch ſehr würdig, und bewährte ſich auch da als die liebevollſte Tochter. Die Thränen, die Mathilde und unzählige Menſchen vergoſſen, gereichten dem edlen Manne mehr zur Ehre, als aller erdenkliche Prunk.

Nach acht Tagen kam die gnädige Frau Mama mit ihrer Fräulein Tochter zurück, und zwar beide, zu Mathildens Erſtaunen, im größten Vergnügen. „Du, Mathilde, ſagte die Frau, deine Schweſter Wilhelmine iſt jetzt Braut; ſie wird die Gemahlin Seiner hochfreiherrlichen Gnaden, des Herrn Baron von Hainburg. Du mußt doch einmal den herrlichen Schmuck ſehen, den er ihr verehrt hat.“

Wilhelmine holte das Schmuckkästchen herbei und öffnete es. „Sieh, sprach die Mutter mit hoher Miene zu Mathilden, die Steine sind alle ächt; diese Heirath freut mich unendlich. Allein was hast du jetzt vor? Denn bei der Hochzeit deiner Schwester, die nunmehr eine hochadelige Dame wird, wirst du wohl nicht gerne zugegen seyn. Auch müßte ich dich neu kleiden lassen, und dir doch wenigstens einigen Schmuck anschaffen, und das würde mich jetzt, da ich so große Ausgaben habe, zu viel kosten. Ueberdieß würde es dir auf dem Schlosse meines hochfreiherrlichen Herrn Schwiegersohnes, wohin ich und meine Tochter jetzt ziehen, wie ich fürchte, nicht gefallen. Sage also, wohin willst du dich verfügen?“

„Ich werde mich zu der Schwester meiner seligen Mutter begeben, sagte Mathilde.“ „Wer ist diese und wo lebt sie?“ fragte die Mutter, die sich nie um die blos bürgerlichen Anverwandten ihres Herrn Gemahls, des Herrn von Rein-

hard, bekümmert hatte. Mathilde ſagte: „Ihr Mann iſt ein Goldarbeiter in Frankfurt.“ „Nun wohl,“ ſprach die ſtolze Frau; „in die Haushaltung eines ehrſamen Bürgers ſchickſt du dich gut, und wirſt da treffliche Dienſte leiſten. Doch, geh' jetzt an deine Geſchäfte.“

Die Verlaſſenſchaft des ſeligen Herrn von Reinhard, von der man bei der verſchwenderiſchen Lebensart ſeiner Frau nicht viel erwartete, fiel über alle Erwartung gering aus. Bei dem Leben ſeiner erſten Frau hatte er von ſeiner anſehnlichen Beſoldung, wiewohl er vielen Menſchen große Wohlthaten erwies, und überall gab und half, jährlich immer wohl etwas zurückgelegt; allein die zweite Frau hatte nicht nur die ganze Beſoldung immer verbraucht, ſondern noch bedeutende Schulden gemacht. Die Verſchwenderin hatte auch ihr eigenes Vermögen zugeſetzt, und ſie würde auch noch das Vermögen ihrer Tochter, das ſehr bedeutend war, verſchwendet haben, wenn ſie es hätte angreifen

dürfen, und eine bei dem Stadtgerichte hinterlegte Urkunde ihr das nicht auf das bestimmteste und nachdrücklichste untersagt hätte. Das Haus, der Garten und die ganze Hauseinrichtung des seligen geheimen Raths mußten nun verkauft werden, um die Schulden zu tilgen.

Ein alter Freund des verstorbenen geheimen Raths sagte zu Mathilden, sie soll das nicht zugeben. Ihr seliger Vater sei, wie aller Welt bekannt, ein sparsamer Herr und kein Schuldenmacher gewesen; die Stiefmutter, diese schlechte Haushälterin, habe diese Schulden ohne Wissen ihres Mannes gemacht. Man könne seiner Tochter nicht aufbürden, diese Schulden zu bezahlen. „Ueberlassen Sie die Sache mir," sagte er, „ich getraue mir es durchzusetzen, daß die wenigsten dieser Schulden auf Ihre Rechnung bezahlt werden." Allein Mathilde wollte dieses nicht. „Da würden die meisten Gläubiger leer ausgehen," sagte sie, „Wilhelminens Mutter hat nichts mehr; sie verschwendete Alles, was sie

hatte. An das väterliche Erbtheil ihrer Tochter aber hat ſie keine Anſprüche zu machen. Ich kann meinem Vater im Grabe die Schmach nicht anthun, daß Schulden, die wenigſtens unter ſeinem Namen und auf ſein Anſehen hin gemacht worden, unbezahlt bleiben ſollten. So viel von mir abhängt, ſoll Alles bis zum letzten Heller bezahlt werden. Es bleiben mir, wie ich denke, doch meine Kleider und mein weißes Zeug noch übrig, und damit bin ich ſchon zufrieden."

Da der ſelige geheime Rath ein Menſchenfreund geweſen, und vielen Menſchen Gutes erwieſen hatte, ſo wurden die meiſten Stücke der Hauseinrichtung bei der Verſteigerung ſehr hoch getrieben, und nachdem Alles berichtigt war, blieben der guten Tochter noch einige Hundert Gulden an Geld. Der Hausfreund, der das Geld auf ihre Bitte ſogleich ſicher angelegt hatte, brachte ihr die Obligation. „Je nun, ſagte er, bei den wenigen hundert Gulden wird mehr

Segen ſeyn, als wären es ſo viele Tauſende.“ Mathilde, die eben mit Einpacken beſchäftigt war, legte das Papier, ohne es zu öffnen, in ihren Koffer, dankte dem freundlichen Manne, und ſagte ihm weinend Lebewohl.

Fünftes Kapitel.

Eine Wanderung.

Mathilde ging am Tage vor ihrer Abreiſe in der Abenddämmerung noch auf den Gottesacker, weinte da am Grabe ihres geliebten Vaters und ihrer Großmutter ſchmerzliche Thränen, betete lange, und empfahl ſich als eine arme Waiſe in den Schutz Gottes. Am andern Morgen begab ſie ſich, um wohlfeiler zu reiſen, auf den Poſtwagen.

Die Reiſegeſellſchaft beſtand zu ihrem großen Troſte aus lauter recht ordentlichen Leuten, einigen Kaufherren, die auf die nahe Frankfurter Meſſe reiſen wollten. Auf einer der letzten Poſtſtationen vor Frankfurt ſaß noch eine Bürgersfrau ein, die ſehr ordentlich gekleidet war, aber ein ſehr blaſſes, kränkliches Aus-

ſehen hatte. Man war noch keine Stunde gefahren, ſo wurde es der Frau übel. Sie ſagte, ſie könne das Fahren unmöglich länger ertragen, ſie müſſe ausſteigen. Mathilde ſtieg mit ihr aus, und führte ſie unter einen Baum, der an der Straße ſtand. Die Frau ſetzte ſich halb ohnmächtig unter dem Baume nieder, und ſah ſo blaß aus, wie eine Leiche. Der Poſtwagen hielt eine Weile; endlich erklärte die übrige Reiſegeſellſchaft einmüthig, ſie könne nicht mehr länger zuwarten, das junge Frauenzimmer ſolle wieder einſteigen, man müſſe machen, daß man weiter komme. Mathilde ſagte, ſie wolle bei der kranken Frau bleiben; ſie erſuchte den Conducteur, ihren Verwandten, dem Goldarbeiter Burkhard und deſſen Frau, die ſie Abends erwarteten, zu ſagen, warum ſie ſpäter kommen werde. Er verſprach es, und der Poſtwagen fuhr weiter.

Es war ein trüber Herbſtabend, und man war keinen Augenblick ſicher, daß es regnen

werde. Die Gegend umher war öde und einsam. Zu beiden Seiten der Straße befanden ſich düſtere Fichtenwälder. Auf der ganzen Straße war kein Menſch zu ſehen oder zu hören. Nur die Raben krächzten auf den Bäumen. Mathilde blickte zwar von Zeit zu Zeit umher, ob ihr nicht Jemand zu Hülfe komme; ſie ſah aber noch mehr auf die kranke Frau, und horchte ängſtlich auf ihr ſchweres Athmen. Sie kniete neben ſie hin, hatte einen Arm um ſie geſchlungen, trocknete ihr mit ihrem weißen Tuche den Schweiß ab, und bedauerte, daß ſie ihr ſonſt keine Hilfe leiſten konnte.

Während Mathilde ſo mit der ohnmächtigen Frau beſchäftigt war, kam auf der ſandigen Landſtraße eine Kutſche langſam daher gefahren. Ein ältlicher Herr ſaß darin, in eine Ecke der Kutſche gelehnt, und las in einem Buche. Der Poſtillion wandte ſich um gegen den Herrn, deutete mit der Peitſche auf den Baum, und ſagte: „Der Frau dort iſt es,

glaub' ich, übel geworden." Der Herr nahm ſein kleines Taſchenperſpektiv, und ſchaute hin. „Lieber Gott, ſprach er, das Angeſicht der armen Frau, die unter dem Baume liegt, gleicht dem Angeſichte einer Sterbenden; das liebliche junge Frauenzimmer, das in einen ſchwarzen ſeidenen Mantel gehüllt neben ihr kniet, und ſeinen gelben Strohhut neben ſich liegen hat, ſcheint höchſt beſtürzt und betrübt!"

Der Herr ließ, als er näher gekommen war, den Poſtillion halten, ſtieg aus, und ging hin, ohne daß Mathilde in ihrer Angſt ihn ſogleich bemerkte. Er grüßte Mathilde und ſagte: „Die gute Frau befindet ſich in der That ſehr übel; ich will verſuchen, ob ich ihr nicht einige Dienſte leiſten kann. Ich habe eine kleine Reiſeapotheke bei mir und hoffe, einige ſtärkende Tropfen ſollen ihr gut thun." Er eilte zu ſeinem Reiſewagen, brachte ein kleines Arzneiglas und ein ſilbernes Löffelchen, und gab von den Tropfen der kranken Frau ein. Es ſchien ihr

beſſer zu werden; ſie blickte auf, ſchloß aber ſogleich wieder die Augen.

Der fremde Herr ſagte zu Mathilde: „Die Frau iſt wohl Ihre Mutter, oder doch ſonſt Ihnen nahe verwandt?“

„Nicht näher, ſagte Mathilde, als wir Menſchen alle einander verwandt ſind.“ „Wie fanden Sie aber ſich hier ſo zuſammen?“ fragte der Herr. Mathilde erzählte es mit wenig Worten. „Das iſt ſehr ſchön von Ihnen, ſagte der Herr; das iſt ſehr edel.“ „Edel nun eben nicht, ſagte Mathilde, ſondern blos menſchlich. Es wäre ja unmenſchlich, ja grauſam, eine Kranke ſo ganz allein auf der Straße auszuſetzen, und ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen.“

„Wohl wahr, ſagte der Herr, aber Sie ſelbſt hätten ſo in große Verlegenheit kommen können.“ „Das fiel mir wohl ein, ſagte Mathilde; allein ich dachte: Was jetzt offenbar das Nothwendigſte iſt, muß man jetzt thun, und die Bedenklichkeiten über das, was kommen

könnte, ſich aus dem Sinne ſchlagen. Ich hoffte, Gott werde uns ſchon Jemand zu Hülfe ſchicken, damit wir nicht im Walde übernachten müßten."

„Nun, ſagte der Herr, das hat Gott auch gethan. Ich hoffe, Sie und die kranke Frau in meinem bequemen Reiſewagen glücklich nach Frankfurt zu bringen."

Die Kranke hatte ſich indeß merklich erholt. „Nun glaube ich, ſagte der Herr, unſere Kranke dürfte wohl ein Gläschen Wein genießen." Er holte eine Flaſche alten Rheinwein und weißes Brod aus ſeinem Wagen. Die Frau aß und trank, und erholte ſich beinahe ganz. Der Herr führte mit Hilfe Mathildens ſie zu dem Wagen, und beide halfen ihr einſteigen. „Nicht wahr, ſagte der Herr, als ſie eine Weile gefahren waren, in meinem Reiſewagen, der in Stahlfedern hängt und ſich nach Belieben der friſchen Luft öffnen läßt, iſt es beſſer, als in dem Poſtwagen? Ich weiß wohl, wenn der Poſtwagen ſehr beſetzt iſt, ſo

ist man da sehr enge gepackt. Die Luft ist dort sehr dumpfig, und das heftige Stoßen thut auch nicht wohl." Mathilde und die Frau dankten ihm herzlich für seine freundliche Güte, und sagten mehrmal, Gott wolle es ihm vergelten. Unterwegs fragte der Herr, wiewohl sehr bescheiden, wer Mathilde sei, woher sie komme und wohin sie reise. Sie sagte es, und er sagte, er nenne sich Fink, und reise auf die Frankfurter Messe.

Es war bereits finstere Nacht, als der Wagen an dem Thore zu Frankfurt ankam. Beide Frauenzimmer wollten nun aussteigen. „Nicht doch, sagte Herr Fink, ich bin es gewohnt, nichts halb zu thun. Ich werde sie beide in ihre Wohnung bringen. Sagen Sie, wohin wir zu fahren haben. „Das Haus wohin Mathilde sich begeben wollte, war keine hundert Schritte innerhalb des nächsten Thors; die fremde Frau wohnte vor dem entgegengesetzten Thore der Stadt. Herr Fink sagte zu Mathilde: „Zuerst will ich Sie in ihre Her-

berge bringen; dann werde ich mit der Frau hier zu deren Wohnung fahren." Die Frau ſagte, ſie fühle ſich jetzt ſchon wieder ſo kräftig, daß ſie ohne Beſchwerde nach Hauſe gehen könne. Allein Herr Fink ſprach: „Was ich angefangen, mache ich gerne aus. Fahren Sie mit mir!" Man fuhr zuerſt vor das Haus des Goldarbeiters. Er und ſeine Frau kamen mit einem Lichte vor die Hausthüre. „Kommſt Du doch einmal, liebſte Mathilde! riefen ſie. O wir waren ſehr um Dich beſorgt. Eben erſt hatte der Poſtillion deinen Koffer gebracht und geſagt, Du ſeieſt bei einer kranken Frau draußen im Walde allein zurück geblieben. Wir hielten eben Rath, was zu thun ſei, und beſchloſſen, einen Wagen zu beſtellen und Dir entgegen zu fahren. Nun Gottlob, daß Du da biſt."

Mathilde erzählte, wie gütig der fremde Herr ſie und ihre Reiſegefährtin aufgenommen habe. Der Goldarbeiter drückte ihm voll des innigſten Dankes die Hand, und ſeine Frau ſagte

freundlich, ob der Herr nicht hereinkommen und bei ihnen übernachten wolle. Herr Fink ſagte, er begebe ſich zu einem guten Freunde, bei dem er zur Meßzeit allemal wohne; er werde aber während ſeines Aufenthaltes in der Stadt ſie gewiß beſuchen. Für jetzt müſſe er die Frau in ſeinem Wagen an Ort und Stelle bringen. Er zog ſeine Schreibtafel heraus, und ſchrieb die Hausnummer hinein. Die Frau neigte ſich aus der Kutſche, um Mathilden noch einmal zu danken, und verſicherte ſie ihrer heißeſten Segenswünſche.

Als die Kutſche des Herrn Fink vor dem Hauſe der Frau hielt, kamen ihr Mann und ihre Kinder eilig heraus. Sie waren ſehr in Sorgen geweſen, weil ſie zur verſprochenen Zeit nicht heim gekommen war. Alle begrüßten ſie mit frohem Jubel. Sie konnten nicht Worte genug finden, dem fremden Herrn ihren Dank auszudrücken. Herr Fink dachte: „Mit welcher kleinen Mühe kann man gar oft den Menſchen eine große Freude machen!“

Sechstes Kapitel.

Onkel und Tante.

Am andern Morgen erzählte die Tante, daß ihr Mann wegen einer Geldſache ſich in großer Verlegenheit befinde, und mit Schmach und Gefängniß bedroht ſei. Er hatte von einem anſehnlichen auswärtigen Handelshauſe Beſtellungen von Gold- und Silberwaaren erhalten, die an Werth bei dreitauſend Gulden betrugen. Die Hälfte der Waaren hatte er bereits vor einigen Wochen abgeſendet — da erhielt er plötzlich die Nachricht, dieſes Handelshaus habe wegen ſchlechter Geſchäftsführung und verſchwenderiſcher Lebensart ſeine Zahlungen einſtellen müſſen, und die Waaren ſeien ſo gut als verloren. Die übrigen der beſtellten Waaren, die indeß fertig geworden, aber zum Glücke noch nicht abgeſen-

det waren, lagen nun da, und Herr Burkhard wußte dazu keinen Käufer zu finden. Er trug sie verschiedenen Kaufleuten an. Allein der Eine versicherte auf Ehre, er sei bis zum Ueberflusse mit Waaren der Art versehen; der Andere bot einen Preis, mit dem Gold und Silber nicht bezahlt, und der erwartete, mehrjährige Arbeitslohn verloren gewesen wäre; ein Dritter sagte, daß der Geschmack sich bereits geändert habe, und diese Arbeiten, so schön sie auch seien, wahrscheinlich keinen Abnehmer finden würden. Was aber bei der Sache erst das Schlimmste war, so hatte Herr Burkhard einem Wechselherrn, der ihm das zu verarbeitende Gold und Silber geliefert, einen Wechsel auf tausend Reichsthaler ausgestellt, der schon vor acht Tagen verfallen war. Der Wechselherr hatte ihm zwar eine Frist von acht Tagen, gerade bis heute Abends bewilligt, allein dabei gedroht, wenn Herr Burkhard nach Verlauf dieser acht Tage nicht bezahle, ihn unausweichlich arretiren zu lassen.

„Wenn mein lieber Mann, ſagte die Tante nicht heute noch bezahlt, ſo wandert er morgen — o Gott, ich kann das Wort kaum ausſprechen! — in das Gefängniß.“ Sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Sie ſchwieg eine Weile, und ſagte dann ſchmerzlich weinend: „Wir wiſſen uns in der That nicht mehr zu helfen. Mein guter Mann iſt ſchon heute frühe ausgegangen, um noch einen Verſuch zu machen, die Waaren zu verkaufen, mit deren Erlös er den Wechſel bezahlen könnte. Ich werde jetzt auch gehen, um zu ſehen, ob eine gute Freundin, die ſehr reich iſt, mir nicht etwa, wenn der letzte Verſuch meines Mannes nicht gelingen ſollte, das Geld vorſtrecken könne. Allein ich fürchte, weder ich, noch mein Mann werden etwas ausrichten. O Gott, — ſagte ſie noch und faltete die Hände — wende Du die Schmach, die uns bevorſteht, von uns ab!“ Mathilde hatte, während die Tante erzählte, viele Thränen vergoſſen. „Ach, liebſte, beſte Tante! ſagte ſie, wenn ich

Ihnen nur helfen könnte! Wenn ich nur die fünfhundert Gulden bei Handen hätte, die mir aus der Verlassenschaft meines seligen Vaters geblieben sind. Mit tausend Freuden wollte ich sie Ihnen geben. Aber da Sie das Geld heute noch nöthig haben, so weiß ich nicht, wie da zu helfen ist. Doch, wir wollen auf Gott vertrauen, und recht herzlich zu Ihm flehen!" „Ja, sagte die Tante, Er wolle uns gnädig und barmherzig seyn. Indeß wollen wir auch das Unsrige thun, und bei Bekannten und Freunden Hilfe suchen. Vielleicht will er uns doch durch gute Menschen helfen."

Die Tante ging. Mathilde setzte sich höchst betrübt auf einen Sessel. „Ach, dachte sie, wie vielen Jammer richten doch Leichtsinn und Verschwendung an! Wie viel Unrecht wird dadurch den Nebenmenschen zugefügt! Ach, wenn meine Stiefmutter das Vermögen meines seligen Vaters nicht so elend verschwendet hätte, so wäre ich jetzt nicht so arm, sondern wohl so reich,

daß ich den Meinigen und vielen Menſchen davon manches Gute erweiſen könnte. Wie ſchmerzlich muß es für meinen guten Onkel ſeyn, durch einen verſchwenderiſchen Menſchen nicht nur den Lohn ſeiner Arbeit, ſondern noch überdieß beinahe ſein ganzes Vermögen zu verlieren!"

Sie weinte aufs Neue ſchmerzlich, und blickte wehmüthig zum Himmel. Jetzt fiel ihr ein, ihre gerichtliche Obligation zu fünfhundert Gulden könnte wohl die Dienſte des baaren Geldes thun. „Wenn der Onkel, dachte ſie, bei ſeinen Waaren blos den Werth des Goldes und Silbers in Anſchlag bringt, und wenn ich die Obligation dazu lege, ſo wäre dieß zuſammen doch ganz gewiß ein Unterpfand, darauf man die Summe von fünfzehnhundert Gulden ohne Bedenken vorſtrecken würde. O wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich dazu beitragen könnte, die liebe Tante und den würdigen Herrn Onkel ſo aus ihrer gegenwärtigen Noth zu reißen!"

Siebentes Kapitel.

Herr Fink.

Mathilde öffnete den Koffer, legte einige Kleidungsstücke und feine Wäsche auf Tisch und Stühle umher, und nahm die Obligation, die weiter unten im Koffer lag, heraus. Als sie das Papier, das sie noch nicht einmal gelesen hatte, entfaltete, fiel ihr sogleich der Name ihres seligen Vaters in die Augen, und sie mußte noch mehr weinen.

In diesem Augenblicke trat ihr Reisegefährte von gestern, Herr Fink, herein. „Ich komme nur auf einige Augenblicke! sagte er. Mein Weg in meinen Geschäften führte mich durch die Straße, und da wollte ich an ihrem Hause nicht vorbeigehen, ohne ihnen einen guten Morgen zu wünschen, und Sie zu fragen, wie Sie

auf die etwas müheſelige Reiſe geſchlafen haben? Aber was iſt Ihnen? Sie haben, wie ich ſehe, geweint. Haben Sie bei Ihren Verwandten nicht die gute Aufnahme gefunden, die Sie erwarteten, oder befinden dieſelben ſich nicht in ſo glücklichen Umſtänden als ſie wünſchen, oder iſt vielleicht das Papier, das Sie da in der Hand halten, die Urſache ihrer Thränen? Ich frage nicht aus Neugierde, ſondern aus der aufrichtigſten Theilnahme an Ihrem Kummer. Vielleicht kann ich helfen oder doch wenigſtens guten Rath ertheilen."

„Ihnen darf ich meinen Kummer wohl vertrauen! ſagte Mathilde; die Güte, mit der Sie geſtern die kranke Frau und mich in Ihren Wagen aufnahmen, bewährt Sie mir als einen Mann, der Zutrauen verdient." Sie erzählte, was ihr die Tante eben jetzt erzählt hatte, und fügte noch bei, was ihr eben erſt eingefallen, und was ſie mit der Obligation vorhabe.

„Sie ſind wohl ſehr reich, ſagte Herr Fink,

daß Sie das Papier da Ihren Verwandten abtreten wollen?“

„O nein, ſagte Mathilde, dieſe wenigen hundert Gulden, und die Kleider, die da umherliegen, ſind Alles, was ich habe.“

„Gutes Kind, rief Herr Fink, und dieſes kleine Kapital wollen Sie hingeben, Ihren Verwandten aus der Noth zu helfen? Behalten Sie Ihr Weniges, und ſeien Sie ruhig. Es ſoll dennoch geholfen werden. Sie haben ſich der fremden Frau im Walde ſo liebreich angenommen — wie ſollte ich mich Ihrer und der Ihrigen nicht annehmen?“

Jetzt kam der bekümmerte Goldarbeiter zurück. Herr Fink bemerkte auf den erſten Blick, daß der gute Mann einen Fehlgang gemacht habe — und ſprach: „Fräulein Reinhard, Ihre liebe Nichte, hat mir ſo eben erzählt, daß Sie einen Vorrath von Waaren an Gold und Silber haben, den Sie gern verkaufen möchten. Laſſen Sie einmal ſehen!“ Herr Burkhard führte ihn

in ein reinliches Zimmer, wo die fertigen Waaren in einem Glaskaſten in der ſchönſten Ordnung aufgeſtellt waren. Herr Burkhard zeigte ein Stück nach dem andern, und ſagte dabei die Preiſe, über die er mit dem Kaufmanne, der ſie beſtellt hatte, übereingekommen war.

„Nun wohl, ſagte Herr Fink, die Arbeit iſt ganz vortrefflich. Ich weiß ſchon, wohin damit. Hier zu Lande iſt zwar die neuere Faſſon beliebter, allein in anderen Gegenden gibt man mit Recht der älteren, kunſtreichern den Vorzug. In der That, Sie ſind ein Künſtler. Ich habe nur eine Ausſtellung zu machen; der verunglückte Kaufmann hat Ihnen die Preiſe zu niedrig geſtellt. Bei ſolcher Knauſerei iſt doch kein Segen! Es thut mir in der Seele wehe, wenn reiche, vornehme Handelsherren auf Koſten ihrer fleißigen und manchmal wohl auch armen Arbeiter noch reicher werden wollen. Leben und leben laſſen, iſt mein Wahlſpruch. Ich kaufe die Waaren alle, wie ſie da ſind

Ihnen ab, und gebe Ihnen noch zweihundert Gulden — über die genannten Preiſe. Noch heute Abends ſollen Sie das Geld erhalten."

Da erheiterte ſich das Angeſicht des guten Burkhard gleich der Sonne, wenn der Nebel weicht, der ſie verdunkelte. Mathilde, die dabei ſtand, blickte mit der innigſten Dankbarkeit und der Freundlichkeit eines Engels auf Herrn Fink. Die Tante, die eben von ihrem Gange unverrichteter Sache zurück kam und nun hörte, was vorgegangen ſei, brach in Freudenthränen aus, dankte Gott und bat Herrn Fink, bei dem Mittageſſen zu bleiben.

Herr Fink ſagte: „Für heute Mittag bin ich ſchon verſagt; doch bis Abend — Schlag vier Uhr — komme ich auf eine Schale Thee, bringe das Geld und laſſe dann die Waaren abholen. Jetzt rufen mich meine Geſchäfte." Er entfernte ſich eilends.

Die Hausfrau ſagte: „O Mathilde, mit dir iſt Glück und Segen in unſer Haus gekom-

men. Ohne dich befänden wir uns in einer sehr traurigen Lage. Wir können dir nicht genug danken.“ „Lassen Sie uns Gott danken, sagte Mathilde, der Alles so gut gefügt hat!“

Herr Fink kam Abends genau zur bestimmten Stunde. Ein Handlungsdiener mit einem schweren Packe Geld auf der Schulter folgte ihm. Das Geschäft, die Durchsicht des Waarenverzeichnisses, das Zählen der Geldrollen, die Ausstellung der Quittung ward sogleich abgethan. Der edle Kaufmann brachte mit dem wackern Burkhard, dessen Frau und Nichte an dem Theetische eine sehr vergnügte Stunde zu. Jetzt sah er aber auf die Uhr und sagte: „Nun habe ich noch einige Geschäfte abzumachen; und Sie, Herr Burkhard, werden wohl auch nicht säumen, ihren Gläubiger zu befriedigen. Ihre schönen Gold- und Silberwaaren werde ich morgen früh abholen lassen. Uebrigens war ich heute Ihr Gast; nun müssen auch Sie alle drei mit einem Abendessen bei mir vorlieb neh-

men. Ich wohne dahier — bei einem alten Freunde, bei dem ich wie zu Hause bin. Den Tag werde ich ihnen noch bestimmen und Sie dann dahin abholen."

Am Tage vor seiner Abreise hielt Herr Fink sein Wort. Er kam, seine Gäste abzuholen, und führte sie in das Haus seines Freundes. Sie trafen da eine kleine, aber auserlesene Gesellschaft an. Vor Tische wurde Musik gemacht, Klavier gespielt und gesungen. Der Onkel sagte zu Mathilde: „Wenn ich nicht irre, hast du ehemals auch das Klavierspielen gelernt. Willst du es nicht wagen, dich auch ein wenig hören zu lassen?" „Ach ja, sagte Herr Fink, ich bitte Sie darum. Nur darf meine Bitte Ihnen nicht ungelegen kommen." Mathilde setzte sich an das Klavier, und spielte so vortrefflich, daß Alle sie als eine Meisterin bewunderten. Eben so gut sang sie. Ein Kaufmann aus Frankreich, der zugegen war, bezeigte ihr in französischer Sprache seinen Beifall, und sie antwortete

ihm in franzöſiſcher Sprache ſehr geläufig, und wußte ein Geſpräch über franzöſiſche und deutſche Muſik, das er anfing, ſo gut mit ihm zu führen, daß er fragte, ob ſie in Frankreich geboren ſei, oder wie viele Jahre ſie ſich da aufgehalten habe.

Herr Fink ſagte: „Ich entdecke immer neue Vorzüge an Ihnen. Sie haben ſich nicht nur jene Eigenſchaften erworben, die eigentlich den Werth des Menſchen ausmachen, Kenntniſſe und edle Geſinnungen, ſondern auch das, was zur Zierde gereicht und das Leben angenehm macht.

Nach einem ſehr angenehmen Abende ſtand Herr Fink mit dem Schlage zehn Uhr auf, ſagte, daß er wegen ſeiner morgigen Abreiſe heute noch Einiges zu berichtigen habe, verſprach aber, ſo oft er künftig nach Frankfurt kommen werde, wolle er Herrn Burkhard, deſſen Frau und Nichte allemal beſuchen. Alle drei dankten ihm noch einmal herzlich, und fuhren in der Kutſche, die Herr Fink beſtellt hatte, ſehr vergnügt nach Hauſe.

Achtes Kapitel.

Eine Hochzeit.

In jener Abendgesellschaft, in der Mathilde so trefflich gesungen und Klavier gespielt hatte, war auch Eduard, der Sohn des Herrn Fink, zugegen gewesen, der sich eben damals in einem berühmten Handelshause zu Frankfurt aufhielt, um sich noch mehr in Handlungsgeschäften zu vervollkommnen. Er bewunderte Mathilde als das vollkommenste Frauenzimmer, das er je gesehen; er nährte in der Stille den feurigsten Wunsch, sie einmal zu seiner Gattin zu wählen. Er kam auch die Woche einmal auf einen kurzen Besuch von einer halben Stunde in Herrn Burkhards Haus. Gewöhnlich bestellte er eine oder die andere Arbeit von Gold oder Silber, und brachte dem Fräulein einige von den vortrefflichsten

Muſikalien, die eben erſchienen waren. Allein er nahm ſich ſehr in Acht, gegen Mathilde nicht das Geringſte von ſeinem Wunſche merken zu laſſen. Er fürchtete, ſein Vater werde, als ein reicher Mann, es nicht zugeben, daß ſein Sohn ein armes Mädchen heirathe.

Mathildens Tante merkte es aber dennoch; ſie bemerkte auch, daß Mathilde ſich glücklich ſchätzen würde, wenn er ihr Gatte werden wollte. Die Tante warnte aber Mathilde. „Liebſte Mathilde, ſagte ſie, ſei wohl auf deiner Hut, daß keine ſolche Neigung in deinem Herzen aufkomme. Sie könnte dich um alle Ruhe des Herzens bringen. Bei deiner Armuth kannſt du keine ſolche Anſprüche machen. Anſtatt der fröhlichen Ausſichten, mit denen du dir vielleicht ſchmeichelſt, könnteſt du dir jahrelangen Kummer und namenloſen Jammer bereiten. Was nicht ſeyn kann, ſollen wir auch nicht wünſchen.“

„Liebſte Tante, ſagte Mathilde, ich habe

mir dieſes Alles ſchon ſehr oft ſelbſt geſagt; ich bin immer bemüht, mir dergleichen Wünſche aus dem Sinne zu ſchlagen. In der That, ich denke nicht, daß mir ein ſolches Glück beſchert ſei."

Eduard, deſſen Wunſch immer lebhafter wurde, und der ſich überzeugt hatte, daß Mathilde ſeinen Wunſch theile, nahm ſich vor, mit ſeinem Vater darüber zu ſprechen, und ihn um die Erfüllung dieſer Wünſche zu bitten. Der Vater hatte geſchrieben, er wolle den künftigen Frühling nach Frankfurt kommen, um Eduard mit ſich nach Hauſe zu nehmen, und ihm einen Theil ſeiner Handlung abzutreten. Mit großer Bangigkeit, unter Furcht und Hoffnung, erwartete Eduard die Ankunft des Vaters.

Eines Abends kam der Vater, und ſogleich am folgenden Morgen trug Eduard ſeinen Wunſch, der, wie er hoffe, auch Mathildens Wunſch ſei, freimüthig vor. „Indeß, ſagte er, haben Beide ſich noch nicht gegen einander erklärt; ich ſtelle

die Entſcheidung vertrauensvoll dem geliebten Vater anheim.“ Eduard erwartete ernſtliche Einwendungen, und hatte ſich vorbereitet, darauf zu antworten. Allein wie groß war ſein Erſtaunen, ſeine Freude, als der Vater ihn freudig umarmte und ſagte: „Lieber Sohn! dein und Mathildens Wunſch iſt auch der meinige. Ich wünſche dir Glück zu deiner Wahl. Es freuet mich, daß du die Tugend höher ſchätzeſt, als Geld und Gut. Zwar haben viele Menſchen hier unter dem Monde nothwendig auf das leidige Geld zu ſehen, und ein Mann würde ſehr thöricht handeln, wenn er ſich verheirathen wollte, ohne zu wiſſen, wie er Frau und Kinder ernähren könne. Allein uns hat Gott — Ihm ſei Dank, — ſo viel beſchert, daß wir aller Nahrungsſorgen überhoben ſind, und daß du frei nach deinem Herzen wählen kannſt. Auch mir wünſche ich, ſo wie dir, Glück zu dieſer Wahl. Mathilde, die ſich ſo liebreich gegen eine fremde Kranke

bezeigte, und ihren alternden Anverwandten ein ſo großes Opfer zu bringen bereit war, wird ſich, wenn ich alt und krank werde, auch gegen mich als eine gute Tochter erweiſen. Ich ſelbſt werde dein Brautwerber ſeyn; komm' jetzt nur ſogleich mit mir. Da der Morgen ſo ſchön iſt, wollen wir nicht durch die Stadt, ſondern durch die ſchöne Lindenallee vor der Stadt gehen, ſo kommen wir zu dem nächſten Thore, bei dem Mathilde wohnt."

Unterwegs ſprach der Vater: „Liebſter Eduard! ich habe damals, als du Mathilden das erſtemal geſehen haſt, wohl bemerkt, was für einen Eindruck ihr freundliches, beſcheidenes Betragen, ihr Geſang und Klavierſpiel auf dich gemacht hat. Allein da ich oft geſehen habe, daß Singen und Spielen und ein freundlicher Blick nicht dafür ſchadlos halten könne, wenn die Frau keine genießbare Suppe zu kochen weiß, oder der Mann, wenn er ausgehen will, keinen ganzen Strumpf vorfindet,

ſo forſchte ich zuvor genau nach, wie Mathilde ſich in allen ihren bisherigen Verhältniſſen benommen habe. Ich begab mich an ihren Geburtsort, und vernahm da, wie bei dem Leichtſinn und der Nachläſſigkeit ihrer Stiefmutter die ganze Laſt des Hausweſens auf ihr lag; wie ſie von frühem Morgen bis zum ſpäten Abend arbeitete, kochte, wuſch, kehrte und fegte; wie die Schulden, die ihre Stiefmutter dem Vater zuzog, wohl nicht wären bezahlt worden, wenn Mathilde das zerfallene Hausweſen durch Fleiß und Sparſamkeit nicht noch ſo viel möglich zuſammengehalten hätte. Mit beſonderer Rührung vernahm ich, wie ſie die Hartherzigkeit ihrer Stiefmutter und den Uebermuth ihrer Stiefſchweſter mit Geduld und Sanftmuth übertragen, wie herzlich ſie ihre Großmutter geliebt und ſie unermüdet bedient, und wie ſie ihren Vater als eine treue Tochter bis zu ſeinem Tode auf das liebreichſte und zärtlichſte verpflegt hat."

Unter ſolchen Reden des Vaters, die den Sohn hoch erfreuten, kamen Beide in Mathildens Haus. Aber wer könnte das Erſtaunen, die Freude Mathildens, ihrer guten Tante und des würdigen Onkels ausſprechen, — als der alte Herr Fink ihnen ſeinen Sohn vorſtellte, ſeinen Antrag vorbrachte, Mathilden fragte, ob ſie ſeine Tochter, die Frau ſeines Sohnes werden wolle, und dann beider Hände in einander legte, und mit gerührtem Vaterherzen ſagte: „Gott der Allmächtige ſegne Euch, meine liebſten Kinder!“ und dann mit Thränen in den Augen beide umarmte. Mathilde war dieß Alles wie ein Traum; die Tante faltete freudeweinend die Hände; der Onkel blickte gerührt zum Himmel! Die Rührung Aller war unbeſchreiblich.

„Doch, ſagte der Vater, jetzt muß ich wieder an meine Geſchäfte. Ich bleibe aber noch einige Tage hier, und werde dann, vorerſt nur mit Eduard, nach Hauſe reiſen, um

Anſtalten zur Hochzeit zu machen. An einem Tage, den wir in der Folge noch beiderſeits beſtimmen wollen, wird Eduard wieder hieher kommen, um ſeine Braut abzuholen; und Onkel und Tante müſſen ſie begleiten. Die Hochzeit ſoll ein großes Freudenfeſt werden für uns alle und noch für viele gute Menſchen.“ Und ſo geſchah es denn auch.

Eduard kam an dem beſtimmten Tage in einem neuen prächtigen Reiſewagen. Als er am folgenden Morgen wieder abreiſen wollte, und mit Mathilde, ihrem Onkel und ihrer Tante aus der Hausthüre trat, um einzuſteigen, verwunderten ſich Alle nicht wenig. Zu ihrer nicht geringen Freude war die Kutſche reichlich mit Blumenkränzen geziert. Denn die Gärtnersfrau, deren ſich die Braut und der Vater des Bräutigams ſo liebreich angenommen hatten, wollte ſo ihre Dankbarkeit ihnen zu erkennen geben.

Neuntes Kapitel.

Die Frau von Almen.

Eduard und Mathilde lebten in der glücklichsten Ehe, und trugen ihren Vater gleichsam auf den Händen. Eduard betrieb sein Handelsgeschäft mit Einsicht, Fleiß und Pünktlichkeit, und genoß wegen seiner Redlichkeit allgemeines Zutrauen. Was er durch Fleiß erwarb, hielt Mathilde durch weise Häuslichkeit zusammen. Nach wenigen Jahren hatte sich sein Vermögen beinahe verdoppelt. Er kaufte sich nun in einer angenehmen Gegend das schöne Landgut Almen, das ein wahrer Edelsitz war. Das Schloß war von herrlichen Gärten umgeben; viele Aecker, Wiesen und Waldungen gehörten dazu; die Einwohner des freundlichen Dörfleins hatten an die Gutsherrschaft nur

wenige Abgaben an Geld und Getreid zu entrichten.

Eduard reiste im Frühlinge mit seiner Frau und seinen drei Kindern dahin, und wurde mit großem Jubel aufgenommen. Man nannte ihn dahier nicht anders, als den Herrn von Almen und Mathilde die gnädige Frau. Er hatte im Sinne gehabt, den guten Landleuten ein ländliches Fest zu geben. Allein als er vernahm, daß die Aerndte hier und in der Gegend umher äußerst schlecht ausgefallen sei, und man eine Hungersnoth befürchtete, so ließ er anstatt des Festes von dem vorräthigen Getreide auf dem herrschaftlichen Kasten den Vermöglichern zu billigen Preisen, den Armen aber unentgeltlich, so viel sie nöthig hatten, austheilen. Alles im Dörflein freute sich, einen so wohlthätigen Gutsherrn zu haben, und bezeigte ihm den herzlichsten Dank.

Eduard reiste mit seinen zwei Söhnen wieder zurück in die Stadt, weil die zwei leb-

haften, hoffnungsvollen Knaben dort die Schulen beſuchten; Mathilde wollte mit Julie, die jetzt etwa neun Jahre alt war, noch einige Zeit bleiben. Sie hatte in dem Schloſſe mehrere Einrichtungen zu machen, und wollte zugleich auch der friſchen Landluft und der ſchönen Jahreszeit genießen. Sie erinnerte ſich in den ſchönen Gärten recht lebhaft der ſeligen Abende, die ſie ehemals mit ihrem Vater in dem Garten an ihrem väterlichen Hauſe zugebracht hatte, erzählte ihrer Tochter davon, und machte ſie auf jede Schönheit der Natur, oder wie ſie lieber ſagte, auf die Freundlichkeit Gottes in ſeinen Werken aufmerkſam.

Einmal hatte Mathilde mit Julie den ganzen Nachmittag in einem Gartenhauſe zugebracht, das eine herrliche Ausſicht gegen Morgen hatte. Beide nähten aber, faſt ohne aufzublicken, an Vorhängen von feinem Muſelin, die für die Fenſter in dem Zimmer des Vaters beſtimmt waren. Sie wollten ihn, wenn er hieher käme,

ſie wieder in die Stadt abzuholen, damit überraſchen. Als Julie wieder mit einem Vorhange, an dem ſie die ſchönen Franzen anzunähen hatte, fertig war, trat ſie an das offene Fenſter. Es war der ſchönſte Frühlingsabend. Bäume und Hecken ſtanden in voller Blüthe. Die Sonne ging eben unter, und beleuchtete mit ihren goldenen Strahlen das ganze Thal, den fernen Wald und die nahen Bauernhütten. Da ſprach Julie auf einmal: „O ſieh' doch, liebſte Mutter, da drüben an der Wand des nächſten Hauſes das artige Schattenſpiel! Sieh, dort an der ſonnigen Wand das Schattenbild eines kleinen Mädchens, das ſehr emſig ſpinnt. O ſieh, wie geſchäftig das fleißige Kind die Arme bewegt, wie zierlich es den Faden benetzt, und wie ſchnell und hurtig das Rädchen ſich umdreht!“ —

Die kleine Spinnerin ſelbſt konnte man von hier aus nicht ſehen. Ein dichtes Hagedorngeſträuch verbarg ſie. Allein die untergehende Sonne, die mit roſenröthlichem Glanze

die Wand des gegenüberſtehenden Hauſes erhellte, malte den Schatten des Mädchens daran ab.

„Das iſt in der That ſehr artig, ſprach die Mutter. Das Kind gibt uns, ohne es zu wiſſen, ein ſehr hübſches Schauſpiel zum Beſten! Aber ſieh, jetzt ſteht das Schattenbild des Mädchens auf, und trocknet mit der Schürze ſich die Augen. Jetzt ringt das Kind die Hände, fällt auf die Knie nieder, und ſtreckt die ausgebreiteten Arme zum Himmel aus. Dem armen Kinde, ſo klein es noch iſt, muß ein groſſer Kummer auf dem Herzen liegen.“

„Soll' ich nicht hinüber laufen, ſagte Julie, und fragen, was dem Kinde fehle?“ und kaum hatte die Mutter freundlich genickt, ſo hatte Julie ſich ſchon auf den Weg gemacht. Als das Kind die Fußtritte hörte, ſetzte es ſich eilends wieder an das Spinnrädchen, und ſpann ſo emſig, wie zuvor.

Julie fragte: „Warum biſt du ſo traurig, liebes Kind, und warum weineſt Du?“

„Ach, ſagte das Kind ſchluchzend, ich bin ſo hungrig. Ich habe ſeit heute Morgens nichts gegeſſen, als ein winzig kleines Stücklein Brod.“

„O ſo komm' mit mir, ſagte Julie, wir wollen dir zu eſſen geben.“ Sie nahm das Mädchen bei der Hand, und eilte mit ihm in den kleinen Gartenſaal. Die Mutter ſchnitt von dem Kuchen, der auf einem Seitentiſchchen ſtand, ein großes Stück ab, und gab es dem Kinde. Das Kind aß begierig.

Mathilde ließ ſich mit dem Kinde in ein Geſpräch ein. „Wie heißeſt du?“ fragte ſie. „Eulalia,“ ſagte das Kind. „Das wundert mich, ſagte Mathilde, ſo heißt wohl kein Mädchen dahier weit umher. Der Name iſt unter den Landleuten nicht gebräuchlich; er ſcheint aus einem Schauſpiele genommen zu ſeyn. Aber wer ſind denn deine Aeltern? Wie heißt dein Vater?“

„Ach, ſagte das Kind, in der rheinländiſchen Ausſprache, die hier fremde war, mein

Vater iſt ſchon lange geſtorben.“ „Wo haſt du denn früher gewohnt?“ fragte Mathilde. „O weit, weit von hier! antwortete das Kind. Als der Vater ſtarb, da kam ein Herr mit goldenem Kragen und einem Degen an der Seite zu uns, und brachte noch andere dergleichen Herren mit, die jedoch keine goldgeſtickten Kleider hatten. Er befahl ihnen, alle Thüren und Kaſten zu verpetſchieren, wie man die Briefe petſchiert. Die Mutter aber und die Großmutter zogen hieher.“

„Wie heißt denn deine Mutter?“ fragte Mathilde. „Sie heißt Wilhelmine“ ſagte das Kind.

Dieſer Name traf Mathilden wie ein Blitzſtrahl. Sie glaubte, in dem Geſichte des Kindes eine Aehnlichkeit mit den Geſichtszügen ihrer Schweſter Wilhelmine zu bemerken. „Wie heißeſt du mit deinem Zunamen?“ fragte Mathilde.

„Ich heiße Eulalia Müller“ ſagte das Kind.

„Nein, dachte Mathilde, das trifft nicht zu.“ Indeß stiegen dennoch tausenderlei Gedanken in ihr auf. Sie schwieg aber, gab dem Kinde den Rest des Kuchens, schenkte ihm einen Dukaten, und befahl ihm, die Mutter zu grüßen.

Das Kind lief voll Freude nach Hause. Die Mutter war bei dem Anblicke des Goldstückes erstaunt, und aß sogleich von dem Kuchen. „Die neue Gutsherrschaft, sagte sie, ist doch in der That sehr wohlthätig! Nicht nur ihren Gutsangehörigen, sondern auch Fremden, die sich hier aufhalten, erweiset sie Gutes. Ich hoffe, die gnädige Frau werde in unsrer großen Noth unsere fernere Wohlthäterin seyn. Ich kann mir gar keine liebreichere Frau denken, als diese vortreffliche Frau von Almen.“

Zehntes Kapitel.

Die Frau von Hainburg.

„Sollte die Mutter dieſes armen Kindes die Frau von Hainburg ſeyn!“ dachte Mathilde wiederholt. „Denn der Mann, der meine Schweſter Wilhelmine zur Ehe genommen hat, war ein Herr von Hainburg.“ Sie konnte faſt die ganze Nacht nicht ſchlafen. Der Name ihrer Schweſter Wilhelmine, und die Aehnlichkeit des Kindes mit Wilhelminen lagen ihr immer im Sinne. Sie konnte aber doch kaum glauben, dieſe arme fremde Frau ſei ihre Schweſter Wilhelmine, von der ſie ſeit vielen Jahren nichts mehr gehört, noch viel weniger ſie geſehen hatte.

Als Mathilde am folgenden Morgen mit Julie am Frühſtücke ſaß, ließ Madame Müller,

die Mutter des Kindes, das von der gnädigen Frau gestern so reichlich beschenkt worden, sich melden, um für das großmüthige Geschenk zu danken. Mathilde sagte: „Die Frau solle herein kommen."

Es war Wilhelmine. Sie sah aber sehr blaß und abgemagert aus. Mathilde würde sie nicht mehr gekannt haben, wenn das Kind sie nicht zuvor aufmerksam gemacht hätte. Wilhelmine dachte aber nichts weniger, als daß die gnädige Frau, die, wie es einer adeligen Dame geziemt, fein und zierlich gekleidet, in dem prächtigen Zimmer auf dem Sopha saß und auch von sehr jugendlichem blühendem Aussehen war, ihre Schwester Mathilde sei, der sie ehemals mit solchem Uebermuth und so großer Verachtung begegnet war, dergleichen sich keine Magd hätte gefallen lassen. Auch war damals Mathilde wegen der vielen Arbeiten und schlechten Behandlung immer etwas bleich von Angesicht.

Wilhelmine ſagte, daß ſie durch die gegenwärtige Theuerung der Lebensmittel in große Noth verſetzt worden, daß ihre Mutter gefährlich krank ſei, und daß ſie ſich außer Stand ſehe, den Arzt aus der Stadt rufen zu laſſen, ja daß ſie der kranken Mutter nicht einmal die für eine Kranke dienlichen Speiſen anſchaffen könne.

Mathilde war zu bewegt, als daß ſie ihrer Schweſter ſich ſogleich hätte zu erkennen geben können. Auch wollte ſie Wilhelminen, die ſich unter fremdem Namen im Dorfe aufhielt, ſchonen. Sie hieß ſie neben ſich ſitzen, und ſchenkte ihr Kaffee ein. Sie befahl, der Kutſcher ſolle auf der Stelle anſpannen und in die Stadt fahren, den Arzt abzuholen. Sie verſicherte, ſie werde der Kranken alle Speiſen, die der Arzt für angemeſſen erachten würde, aus der Schloßküche abgeben laſſen.

Wilhelmine ſtand auf, dankte mit einer tiefen Verneigung für das unverdiente hohe

Wohlwollen der gnädigen Frau, und empfahl ſich, weil ſie ihre kranke Mutter nicht länger allein laſſen könne.

Als es bereits Mittag war, kam der Doktor in dem Schloſſe an, und brachte ſeine Frau mit. Die Doktorin ſagte: „Der herrliche Frühlingstag und der leere Platz in der ſchönen Kutſche waren zu reizend und einladend für mich, als daß ich dieſe angenehme Spazierfahrt hätte unterlaſſen können. Ohne Vergleich wichtiger aber war mir, eine ſo ausgezeichnete Dame, als welche die Frau von Almen mir gerühmt worden, perſönlich kennen zu lernen. Dabei rechnete ich darauf, die gnädige Frau werde bei Ihrer bekannten Güte dieſe meine Freiheit nicht ungnädig aufnehmen.“ Mathilde verſicherte, beide, ſowohl der Herr Doktor als die Frau Doktorin, ſeien ihr gleich willkommene Gäſte.

Der Doktor wollte nun ſogleich ſeinen Krankenbeſuch vornehmen. Frau von Almen ſagte: „Ich werde Sie den nächſten Weg füh-

ren, und, bis Sie zurückkommen, die Frau Doktorin zu unterhalten ſuchen.“ Bei dem Gartenhauſe blieb ſie ſtehen, wies dem Doktor die Wohnung der Kranken, und ging, bis er zurückkomme, mit der Doktorin in dem großen prachtvollen Garten, der im vollen Schmucke des Frühlings prangte, ſpazieren.

Nachdem der Doktor zurückgekommen war, ſetzte man ſich zu Tiſche. Der Doktor ſagte: „Die alte Frau von Reinhard befindet ſich ſehr ſchlecht; ſie wird von dieſem Krankenbette nicht mehr aufſtehen.“

„Wie? ſprach Mathilde, kennen Sie dieſe Frau?“

„O ja wohl, ſehr gut! ſagte der Doktor; nicht nur ſie, ſondern auch ihre Tochter, die Freifrau von Hainburg. Ich wohnte damals, bevor ich meine gegenwärtige Anſtellung erhielt, als praktiſcher Arzt in einer entfernten Gegend, und war der Hausarzt dieſer adeligen Familie.

Ich habe den seligen Herrn Baron in seiner letzten Krankheit täglich besucht."

Der Doktor und die Doktorin dachten nichts weniger, als daß diese erarmten Leute mit der Frau von Almen so nahe verwandt seien, sie sagten also Alles, was sie von denselben wußten, unverholen. Die unglückliche Familie war das einzige Gespräch bei Tische.

„Aber sagen Sie doch, lieber Herr Doktor, sprach die Frau von Almen, wie war es doch möglich, daß die Leute von einem so großen Reichthume zu einer so tiefen Armuth herabgekommen sind?"

„Das ist sehr möglich, sprach der Doktor, wenn man verschwenderisch lebt, sich kein Vergnügen versagt, und nicht an die Zukunft denkt. Der selige Herr Baron war ein herzensguter Mann, allein seine Finanzen waren schlecht. Er suchte deßhalb eine reiche Frau zu bekommen. Sonst hätte er wohl nicht außer dem Adel geheirathet. Indeß muß man es ihm zur

Ehre nachſagen, daß er mit dem angeheiratheten Vermögen alle ſeine damaligen Schulden bei Pfennig und Heller richtig bezahlte."

„Freilich wohl, ſagte die Doktorin; auch der reiche Schmuck, den er ſeiner Braut zum Präſent machte, wurde von ihrem Vermögen bezahlt."

Der Doktor ſprach weiter: „Die eitle verſchwenderiſche Schwiegermutter und ihre noch leichtſinnigere Frau Tochter beherrſchten den ſchwachen gutmüthigen Mann ganz. Es ging ſogleich nach der Hochzeit ein ſehr luſtiges Leben an. Sie beſuchten zur Zeit des Karnevals die Reſidenz, begaben ſich im Sommer in die Bäder und im Herbſte an den Rhein, um an den Vergnügungen der Weinleſe Theil zu nehmen. Die beiden Weiber drängten ſich in alle, auch die gebildetſten Geſellſchaften, und der gute Mann ging hinten darein. Die junge Frau hielt ſich für ein Frauenzimmer von Bildung, weil ſie in Romanen und Schauſpielen ziemlich bewan-

dert war. Allein sie legte in manchen Dingen, die heut zu Tage wohl jeder Bürgersfrau bekannt sind, eine so grobe Unwissenheit an den Tag, daß ihr Herr Gemahl oft feuerroth wurde, und in große Verlegenheit kam."

„Davon, sagte die Doktorin mit sehr geläufiger Zunge, erzählte man sich in der Stadt manches lustige Geschichtchen, das von Mund zu Mund ging. Die neugebackene gnädige Frau wurde sehr ärgerlich und verdrießlich, wenn man sie daran erinnerte, daß sie doch nur eine Bürgerstochter sei, und daß ihr Vater, Herr Fein, bloß ein Kaufmann gewesen. „Leider war er das!" sagte sie dann mit einem Seufzer; fügte aber, die Nase hoch erhebend, noch bei: „Er war jedoch ein sehr großer, reicher Kaufherr, ein Millionär, der bei zweimal hundert tausend Gulden im Vermögen hatte." Sie hatte gehört, ein Frauenzimmer vom Stande müsse in der Geschichte, Naturgeschichte, Naturkunde und Erdbeschreibung bewandert seyn, und

wollte in dergleichen Kenntniſſen doch auch nicht unwiſſend erſcheinen. Allein ſie kannte die Geſchichte nur aus Schauſpielen und Opern. Einmal ſah ſie in einem benachbarten Schloſſe ein herrliches Gemälde, das die Königin Eſther vor dem Throne des Königs Aſſuerus vorſtellt. Da rief die Frau von Hainburg ganz entzückt: „Das iſt ein vortreffliches Stück; es iſt aus der berühmten Oper: die Entführung aus dem Serail.“ Wieder einmal ſprach ſie von der Oper: die Veſtalin, ſagte aber anſtatt veſtaliſche immer weſtphaliſche Jungfrauen, und wunderte ſich, daß in Weſtphalen die Jungfrauen ſo ſeltſam gekleidet ſeyn ſollen. Als man in einer Geſellſchaft von den fremden Thieren redete, die eben in der Stadt angekommen waren, und für Geld zu ſehen ſeien, unter denen ſich ein großer Adler befinde — ſagte ſie: „Nun, den muß ich auch ſehen; der muß mit ſeinen zwei Köpfen eine ſeltſame Figur machen.“ Als einmal an einer großen Tafel, zu Ende der Mahl-

zeit, Krebſe aufgetragen wurden, erwähnte ſie, daß die Krebſe nur in den Monaten, in deren Namen ſich kein R befindet, gut zu eſſen ſeien. „Es iſt doch etwas Schönes um die Naturkunde, ſagte ſie; ich habe mich ſchon viel mit ihr beſchäftigt, und unter Anderem gar oft nachgeſonnen, wie es doch komme, daß der Buchſtabe R im Kalender auf die Krebſe im Bache einen ſo großen Einfluß habe. Allein ich konnte den Grund nicht finden. Die Gelehrten aber werden dieſer wichtigen Sache wohl noch weiter nachforſchen.“ Ein andermal war von den beſten Landkarten die Rede. „O, ſagte ſie, mein Vater hatte ein ganzes großes Buch voll der allerkoſtbarſten Landkarten; ich habe ſie zwar nie angeſehen, ſie waren aber, ſo viel ich weiß, alle auf Atlaß gedruckt; denn mein Vater nannte ſie nur immer ſeinen Atlaß.“

„Damit, ſprach der Doktor, machte die Frau von Hainburg ſich allerdings lächerlich; allein ohne dieſe und ähnliche Kenntniſſe, die

ihr fehlten, hätte ſie dennoch eine recht gute Frau und treffliche Hausmutter ſeyn können. Es fehlte ihr aber gerade die Hauptſache. Sie hatte keine gründliche Erkenntniß unſrer heiligen Religion und weder Ehrfurcht vor Gott, noch Liebe zu den Menſchen. Sie beſuchte die Kirche an Sonntagen und beſonders an hohen Feſttagen nur, um ſich in einem neuen prächtigen Anzuge ſehen zu laſſen, und unter der Predigt ſann ſie blos nach, wohin ſie Nachmittags ausfahren wolle, und an welchem der vielen Vergnügungsorte es wohl am glänzendſten und luſtigſten zugehen werde. Die ſchönen weiblichen Tugenden, Sittſamkeit, Beſcheidenheit, ſanftes Betragen fehlten ihr ganz; ſie war ſehr hochmüthig, auffahrend, tadelſüchtig und ohne alles Wohlwollen gegen ihre Mitmenſchen. Sie konnte einen dürftigen Greis oder eine arme verwittibte Mutter vieler Kinder, die ſie um eine Gnade anſprachen, mit einem rothen Kreuzer oder gar mit Vorwürfen und Schimpfworten

abfertigen, und gleich darauf für überflüssigen Putz ein paar Goldstücke hingeben, oder gar auf den Abend deren ein Dutzend mit lachendem Munde am Spieltische verlieren, voll Stolzes auf ihren Reichthum, und um zu zeigen, daß sie das Geld nicht zu achten brauche."

„Von der Haushaltung, sprach die redselige Doktorin, verstand sie nun vollends gar nichts. Auch davon weiß ich eine Menge lächerlicher Histörchen zu erzählen. Eines Tages kam der Herr Baron mit einem andern adeligen Herrn ganz unerwartet von der Jagd zurück. Beide waren sehr hungrig, und der Herr Baron sagte zu seiner Frau: „Mache doch, daß wir sogleich etwas zu essen bekommen." Sie kam in große Verlegenheit, und sagte, daß die Köchin eben ausgegangen sei, sie wisse nicht, wohin. Er aber sprach: „Wir wollen mit Allem vorlieb nehmen. Sei so gütig, dich selbst zu bemühen, und uns wenigstens einen Eierkuchen oder gebackene Eier zu machen." Die

gnädige Frau ging in die Küche, ſchlug Eier in eine Pfanne, und brachte ſie über das Feuer — wußte aber nicht, daß man zuvor Schmalz oder Butter in die Pfanne thun müſſe. Die Eier brannten an, und der brenzliche Geruch verbreitete ſich durch das ganze Haus."

„Die Dienſtboten bemerkten bald, daß die gnädige Frau von der Haushaltung ganz und gar nichts verſtehe, hatten ſie zum Beſten und betrogen ſie auf mancherlei Weiſe. Die Frau kam einmal von Ungefähr in die Küche. Die Köchin hatte eben eine große Pfanne voll Schmalz auf dem Feuer, um für die Leute im Hauſe kleine Kuchen oder ſogenannte Küchlein zu backen. „Wie, ſagte die Frau unwillig, eine ſo ungeheure Pfanne voll Schmalz wollt Ihr zu einer Speiſe für die Domeſtiken verwenden?" „Seien Sie ruhig, flüſterte die Köchin ihr leiſe zu, und ſagen Sie den Leuten im Hauſe nichts davon. Es iſt nur oben ein wenig Schmalz, unten iſt nichts als lauter

Waſſer.“ „Ah, ſagte die Frau, dann laß ich es gelten“ — und die Köchin konnte kaum das Lachen zurückhalten. Das war nur eine kleine Täuſchung. Allein da die Frau weder den Preis der Eßwaaren, noch wie viel man davon zu einer Mahlzeit brauche, zu beurtheilen wußte, ſo ward ihr gar oft das Zweifache oder gar das Vierfache in Rechnung gebracht.“

„Nun genug, ſagte der Doktor; durch die ſchlechte Wirthſchaft im Hauſe und den großen Aufwand außer dem Hauſe ward das ſchöne, große Vermögen, das die Frau ihrem Manne zugebracht, und von deſſen Hälfte er ſeine früheren Schulden bezahlt hatte, in dem Laufe einiger Jahre rein aufgebraucht. Die heilloſen Weiber ſtürzten den guten Baron aufs Neue in faſt ſo große Schulden, als er zuvor gehabt hatte. Der Mann war nunmehr ſo arm, als vor ſeiner Heirath. Er wurde vor Kummer krank und ſtarb. Nach ſeinem Tode wurde das Schloßgut nebſt ſämmtlichen Mobilien ge-

richtlich verkauft. Der Frau blieb nichts, als ihre Kleidung, nebst einigen wenigen Kostbarkeiten. Sie gerieth in große Verachtung. Der Adel, der sie als eine Eingedrungene betrachtete, und dem sie auch sonst wenig Ehre gemacht hatte, brach allen Umgang mit ihr ab, und die Bürgerlichen, denen sie immer stolz und verächtlich begegnet hatte, wollten nichts mehr von ihr wissen. Der Aufenthalt in der Stadt war ihr unerträglich; sie zog hieher auf das Land. Aber auch hier wußte sie nicht zu sparen. Sie verkaufte Kleider und Schmuck, und gerieth zuletzt in die äußerste Armuth und Noth."

„So hatte noch ein jeder Mann, der nur um des Geldes Willen eine Frau nahm, es in der Folge zu bereuen; so nahm es mit eiteln, vergnügungslustigen Weibern noch immer ein trauriges Ende."

„Doch, sagte der Doktor, obwohl es sich nicht läugnen läßt, daß die zwei Damen eine sehr leichtsinnige Lebensart geführt haben, so

wollen wir dennoch über das Vergangene den Vorhang ziehen. Ihre gegenwärtige Lage erregt Mitleid. Ich werde für meine Krankenbesuche nichts anrechnen. Laſſen Eure Gnaden die zwei bemitleidswerthen Frauen, beſonders aber das hilfsbedürftige Kind, Ihrer fernern Huld und Gnade empfohlen ſeyn."

Frau von Almen verſprach, es zu thun, und der Doktor ſtand, da es jetzt abgeſpeist war, unverzüglich auf, indem er ſagte, daß er noch andere Kranke zu beſuchen habe.

Elftes Kapitel.

Die Kranke.

Während der Doktor und die Doktorin an der Tafel der Frau von Almen in dem ſchönen heiteren Speiſeſaal ſehr vergnügte Stunden zubrachten, waren die Kranke und ihre Tochter Wilhelmine ſehr traurig und betrübt. Schon das war für Beide, Mutter und Tochter, kein geringer Schrecken, als ihr ehemaliger Hausarzt, der ſie noch in ihrem vorigen Glanze und ihrer ganzen Herrlichkeit geſehen hatte, in ihr düſteres, ärmliches Stübchen hereintrat, wo ſie ganz unbekannt, und wenigſtens vor Spott und verdienter Verachtung geſichert zu leben glaubten. Der Arzt benahm ſich gegen Beide ſehr liebreich und freundlich. Die Kranke erkannte jedoch ſo-

gleich an ſeinen bedenklichen Mienen, als er ihr den Puls fühlte, daß es mit ihr ſehr ſchlimm ſtehe. Wilhelmine begleitete ihn heraus vor die Hausthüre, und fragte: „Nun, mein liebſter Herr Doktor, wie finden Sie meine Mutter?“ „Sie iſt höchſt gefährlich krank, ſagte der Arzt, ſie lebt kaum mehr acht, ja vielleicht nur mehr drei Tage. Und ich halte es als Arzt für meine Pflicht, Ihnen das unverhohlen zu ſagen. Laſſen Sie einen Geiſtlichen rufen. Die beklagenswerthe Kranke hat in der That Vieles zu bereuen. Sie hat, wenn es noch nicht geſchehen ſeyn ſollte, ſehr nöthig, ſich mit Gott auszuſöhnen. Ich war, wie Sie Sich erinnern werden, der Arzt des ſeligen Herrn von Hainburg. Ich darf ſagen, er war mein Freund, und klagte mir oft ſeine Noth. Der nagende Gram über die übermäßige Verſchwendung, die wider ſeinen Willen in ſeinem Hauſe herrſchte, und wie er wohl vorausſah, ihn an den Rand eines Abgrunds bringen werde, war die Haupturſache ſeiner

Krankheit und ſeines frühen Todes. Einen großen Theil der Schuld daran hat die Kranke zu verantworten. Bringen Sie ihr bei, daß ſie in wenigen Tagen unvermeidlich ſterben werde. Reden Sie ihr zu, daß ſie ſich auf ihren nahen Tod vorbereite. Sie werden ihr da nichts ganz Unerwartetes ſagen. Ganz gewiß fühlt ſie, daß ihr Tod nicht mehr ferne ſei. So nahe denkt ſie ihn aber doch nicht. Sie wird über die Nachricht allerdings erſchrecken. Allein was iſt ein bald vorübergehender Schrecken gegen eine unſelige Ewigkeit! Es iſt nichts Geringes, vor dem Gerichte Gottes zu erſcheinen! — Fürchten Sie auch nicht, daß Sie ſo die Krankheit Ihrer geliebten Mutter verſchlimmern werden. Man könnte wohl ſagen, es ſei da nichts mehr zu verderben. Allein ich denke, die Kranke werde vielmehr, wenn ſie ihre Zuflucht zu Gott nimmt, in Ihm Troſt finden, ruhiger werden, und da ſie nun einmal nicht mehr länger leben kann, wenigſtens ſelig ſterben. Der Herr Pfarrer da-

hier iſt ein ſehr würdiger Geiſtlicher, mit dem ich ſchon an manchem Krankenbette zuſammengetroffen habe. Der erleuchtete, gottſelige Mann weiß den Sterbenden die Hoffnung des ewigen Lebens ſo in das Herz zu bringen, daß ſie die Schrecken des Todes für nichts achten."

Wilhelmine hatte zitternd und bebend den Arzt ſo reden hören. Sie fühlte, der größte Theil der Schuld, daß ihre Mutter in ſolchem Elende, in ſo tiefer Armuth ſterben müſſe, liege auf ihr ſelbſt, wiewohl der Arzt es nicht deutlich geſagt hatte. Indeß hatte ſie gar nicht daran gedacht, daß ihre Mutter an dieſer Krankheit ſterben werde. Sie hatte vielmehr geglaubt, die beſſere Nahrung aus der Schloßküche werde der armen Kranken wieder aufhelfen.

Es war ihr unmöglich, ſogleich zum Krankenbette der von ihr noch immer geliebten Mutter hineinzugehen. Sie blieb lange mit feſtgefalteten Händen und ſchmerzlich zum Himmel erhobenen Augen vor der Hausthüre ſtehen. „Es

iſt ſchrecklich, ſeufzte ſie, daß ich, ſo zu reden, meiner Mutter das Leben abſagen ſoll, wie man einem armen Sünder das Leben abzuſagen pflegt, er müſſe in drei Tagen ſterben. Doch, ich ſehe wohl, es muß ſeyn. Ich kann dem Arzte nicht Unrecht geben.“ Sie flehte zu Gott um die Gnade, die Schreckensnachricht der kranken Mutter auf die ſchonendſte Weiſe beibringen zu können.

Mit betrübtem Angeſicht, denn ſie bemühte ſich vergebens, ihre Betrübniß ganz zu verhehlen, trat ſie an das Krankenbett. Die Kranke ſprach: „Liebſte Tochter! ich weiß ſchon, was du mir ſagen willſt. Du haſt zwar, als du unter der Hausthüre mit dem Arzte redeteſt, der kleinen Eulalia befohlen, hinein zu gehen. Sie hat aber noch die Worte des Arztes gehört, in drei Tagen werde ich ſterben müſſen. Weinend und ſchluchzend kam ſie herein, fiel mir um den Hals, und erzählte mir, was der Arzt geſagt hatte.“

„Je nun, ſeufzte die Kranke, der Wille Gottes geſchehe! Ich habe in dieſer Welt nichts zu verlieren. Ich entgehe da vielem Jammer und Elende, das ich bisher erdulden mußte und das mir noch fernerhin bevorſtünde. Allein wie es mir in jener Welt ergehen werde, das iſt mein tiefſter Kummer.“

„Doch, ſeid nun ſtill, ſprach ſie zu Wilhelmine und Eulalia, und redet kein Wort mehr; ich muß nun nachdenken — und beten. Stört mich nicht.“

Sie ſchwieg und lag mit gefalteten Händen und verſchloſſenen Augen lange ſo da. Nur ſeufzte ſie von Zeit zu Zeit, und reichliche Thränen floſſen über ihre Wangen.

Frau von Almen hatte zu Mittag ſehr gut bereitete Speiſen geſchickt und auf beſonderes Anrathen des Arztes eine Flaſche köſtlichen Wein. Die Kranke genoß von allem blos ein paar Löffel voll Suppe. Wilhelmine und Eulalia erquickten ſich aber nach langem Hunger an den guten

Speiſen gar ſehr. Gegen Abend trank die Kranke auf Wilhelminens Zureden ein Gläschen von dem Weine. Sie fühlte ſich davon geſtärkt. Als es bereits dunkel war, brachte der Kutſcher, der den Doktor in die Stadt zurück geführt hatte, die Arznei. Die Kranke nahm nach Vorſchrift davon, und fühlte ihre Kräfte noch mehr gehoben.

„Liebe Wilhelmine, ſprach ſie, bringe nun Eulalia zur Ruhe.“ Wilhelmine führte das Kind die Treppe hinauf in ein Dachkämmerlein, zündete dann ein kleines Nachtlicht an, wovon das düſtere Stübchen nur ſehr ſparſam erleuchtet wurde, und ſetzte ſich an das Krankenbett ihrer Mutter, um bei ihr zu wachen.

Nachdem die Kranke eine Weile geſchwiegen hatte, ſprach ſie: „Liebſte Wilhelmine! ich habe Vieles mit dir zu reden. Ich habe unſern bisherigen Lebenswandel überdacht. Es iſt mir unbegreiflich, wie ich ſo unausſprechlich leichtſinnig dahin leben konnte. Ehrbegierde, Ver-

gnügungssucht und das thörichte Vertrauen auf den vergänglichen Reichthum haben mich verblendet, ja ganz blind gemacht. Ohne Vergleich schmerzhafter aber, als alle unsere gegenwärtige Armuth, als unser äußerster Mangel, ist mir das Gefühl, dieses unser Elend selbst verschuldet zu haben. Ach, es ist etwas Schmerzliches um die Reue. Die Sünde ist das größte Uebel in der Welt; sie macht uns peinliche Gewissensunruhe, die ein beständig nagender Wurm ist. Man sollte sich schon deßhalb vor der Sünde hüten, um sich die Reue zu ersparen."

„Vor Allem muß ich dich, liebste Tochter, um Vergebung bitten, daß ich dich nicht besser erzogen habe. Ich hätte dich strenger anhalten sollen, etwas Rechtes zu lernen; ich hätte dich von deiner Kindheit an zu Fleiß und Ordnung und besonders zum schnellen Gehorsam gewöhnen sollen. Allein ich war zu nachsichtig gegen dich. Ich glaubte in meinem Unverstande, es geschehe aus Liebe; allein es war im Grunde

wahre Grauſamkeit. Ich habe dich ſehr unglücklich gemacht.“ Sie nahm Wilhelmine bei der Hand und ſprach mit Thränen in den Augen: „Verzeih mir!“

„O liebſte, liebſte Mutter! rief Wilhelmine, und brach in einen Strom von Thränen aus, Sie ſind zu gütig gegen mich! Ich bin ſchon, ſo lange ich denke, ein recht eigenſinniges widerſpänſtiges Kind gegen Sie geweſen. Wie oft habe ich das, was Sie mir befohlen, ja, um was Sie mit liebreichen Worten mich gebeten haben, nicht gethan, wie oft trotzig geſagt: Ich mag nicht! Wie oft habe ich meinen Willen durch Weinen und Heulen durchzuſetzen gewußt? Als ich aber in den vollen Beſitz meines Vermögens kam, und nun ſelbſt die gebietende Frau des Hauſes zu ſeyn glaubte, wie ſtolz und übermüthig habe ich mich gegen Sie betragen! Sie haben mich damals mütterlich ermahnt, zu ſparen; Sie haben mir vorausgeſagt, wie es mir ergehen werde. Da-

mals wäre es noch nicht zu ſpät geweſen, mich zu warnen. Ich ließ mich aber nicht warnen. Ich gab Ihnen vielmehr ſehr harte Reden, und warf Ihnen wohl gar vor, daß Sie früherhin eben ſo gehandelt haben. Ich habe das vierte Gebot ſchlecht befolgt; darum geht es mir nun ſo übel. Gegen die übrigen Gebote aber: Du ſollſt nicht tödten, und wie ſie weiter heißen, glaube ich mich nicht verfehlt zu haben. Mein einziger Fehler war, daß ich nicht ſparen konnte."

„O Wilhelmine, wie irrſt du dich!" ſprach die Mutter. „Du haſt freilich keinen Menſchen lebensgefährlich verletzt; aber du haſt durch deinen Stolz auf dein großes eingebrachtes Vermögen, durch deine verderbliche Verſchwendung deinem guten ſeligen Manne großen Kummer gemacht, und ihn in ein frühes Grab gebracht. Du haſt ihm die eheliche Treue nie gebrochen; allein anſtatt ihm eine getreue Lebensgefährtin zu ſeyn, warſt du ſeine Quälerin und die größte

Plage, die er auf Erden gehabt hat. Du haſt freilich nicht geſtohlen; allein du haſt Schulden gemacht, von denen du voraus ſehen mußteſt, daß ſie nicht bezahlt werden konnten! Wie viele Kaufleute, Handwerker, bedürftige Familienväter haben an dir das Ihrige verloren. Das war auch geſtohlen! Mancher Dieb ſtarb am Galgen, der ſeinen Mitmenſchen nicht den zehnten Theil eines ſolchen Sündengeldes entwendet hat. Doch genug! Ich habe freilich alle dieſe ſchweren Sünden auch begangen. Ich bereue dieſe meine Sünden mit bittern Thränen. Bereue du die deinen auch! Gedenke, daß wir dieſes Alles vor dem Richterſtuhle Gottes werden verantworten müſſen."

Wilhelmine, die ſonſt ihrer Mutter gar oft heftig widerſprochen hatte, gab ihr Recht. Das Elend hatte ſie mürbe gemacht. Sie fing an zu weinen. Beide vergoſſen heiße Thränen, und redeten lange kein Wort mehr. Endlich fing die Mutter wieder an: „Liebe Wilhelmine! Ich weiß, daß du, trotz meiner und deiner Fehler, mich

dennoch liebſt. Du wollteſt mich nicht verlaſſen, bevor du mir die Augen zugedrückt hätteſt. Allein was willſt du nach meinem Tode anfangen?“

Wilhelmine ſagte: „Ich habe ſchon oft daran gedacht. Sogleich, nachdem wir aus dem Schloſſe Hainburg ausgewieſen worden, nahm ich mir vor, in dem Klavierſpielen oder in der franzöſiſchen Sprache Unterricht zu geben. Denn ich ward ja, als wir noch große Tafeln geben konnten, als eine Meiſterin auf dem Klavier von den Gäſten oft bewundert. Auch wegen meiner guten franzöſiſchen Ausſprache ward ich oft gelobt. Ich ſprach deßhalb mit dem Muſikdirektor, deſſen Concerte wir ſehr fleißig beſucht hatten. Allein ich bemerkte, daß er ſich Mühe gab, das Lachen zurück zu halten. „Sie hätten vorerſt ſelbſt noch Vieles zu lernen, bevor ſie Andere unterrichten könnten, ſprach er. Sie haben kaum ein halb Dutzend Stücke erträglich klimpern gelernt. Vom Blatt weg wiſſen Sie nicht das leichteſte Stückchen zu ſpielen. Zur

Muſiklehrerin taugen Sie ganz und gar nicht.“ Ich wendete mich hierauf an meinen ehemaligen franzöſiſchen Sprachmeiſter. Auch dieſer ſagte: „Das geht nicht! Sie würden ſich einer ſtrengen Prüfung unterziehen müſſen; ich verſichere Sie aber, Sie würden darin nicht beſtehen.“ Nun dachte ich, Beſchließerin in dem Hauſe irgend einer hohen Herrſchaft zu werden, wäre immer auch noch Etwas! Ich ſprach darüber mit der Frau Kronenwirthin, in deren prächtigem Gaſthofe öfter des Jahrs großer Ball geweſen, auf dem wir uns allemal richtig eingefunden haben. Sie war früherhin Beſchließerin in einem gräflichen Hauſe, dachte ich; ſie war immer ſehr höflich gegen mich, und wird mir die beſte Auskunft geben. Allein ſie legte mir eine Menge Fragen vor über die Führung eines großen Hausweſens, über die Beſorgung des weißen Zeuges und der Betten, über den Einkauf, die Güte und den Preis von mancherlei Waaren und von hundert in einem ſolchen Hauſe

erforderlichen Dingen. Ich wußte auf dieſe Fragen nicht zu antworten. Ich ſah wohl ein, auch damit ſei es nichts. Es fiel mir nun ein, Köchin zu werden; allein ich gedachte an jenen verbrannten Eierkuchen, und verwarf auch dieſen Gedanken. Das Einzige, dachte ich, was mir noch übrig bliebe, wäre, wenn auch nur in einem bürgerlichen Hauſe, als Magd zu dienen. Allein nie habe ich eine Hand naß gemacht, nie einen Beſen berührt. Wie könnte ich waſchen, oder ein Haus, Stubenboden und Treppen rein halten? Ich wäre, da ich meine Kräfte nie geübt habe, wahrlich nicht im Stande, einen Waſſerkübel oder einen Arm voll Holz die Stiegen hinaufzutragen. Ach, was ſoll ich anfangen?“

Die Mutter ſagte: „Gott wolle ſich deiner erbarmen! Ich weiß dir nicht zu rathen. Zu Ihm flehe ich. Vertrau' auch du auf Ihn. Er kann, was ich nicht kann. Er iſt der allgemeine Helfer in aller Noth!“ Beide ſchwiegen

lange, tief betrübt und heiße Thränen vergießend.

Jetzt erlosch das kleine Nachtlicht, und sie sahen sich plötzlich in tiefe Finsterniß versetzt. Wilhelmine hatte das Oel bei dem Krämer auf Borg genommen. Da aber das letzte noch nicht bezahlt war, so hatte er ihr, ungeachtet ihres dringenden Bittens, nur sehr wenig gegeben. Die Glocke auf dem Kirchthurme schlug zwölf Uhr. Wilhelmine sollte der Kranken Arznei reichen. Allein sie mußte im Dunkeln lange suchen, das Arzneiglas und den blechernen Löffel zu finden. Sie mußte sehr Acht haben, die Arznei nicht zu verschütten; sie hatte Mühe, der Kranken den Löffel in die Hand zu geben. „Ach, seufzte Wilhelmine, wie elend müssen sich doch arme Leute behelfen! Erst, als wir sogar arm wurden, fiel es mir ein, wie wehe es thue, arm zu seyn, wie hart es sei, des täglichen Brodes, der nöthigen Kleidungsstücke, des Holzes im rauhen Winter, des Lichtes bei

dunkler Nacht entbehren zu müſſen! O wie oft, wie oft habe ich an dem grünen Tiſche in den Bädern ſo viel Gold verloren, womit ich Tauſende von Armen hätte erquicken können! Wie bequem und gemächlich hätten wir Monate, wohl Jahre lang von dem Gelde leben können, das ich in Geſellſchaften nicht ſelten auf eine Karte geſetzt und verloren habe. Es iſt unverzeihlich! Ach, ich ſelbſt bin Schuld, daß wir ſo arm ſind! Es iſt eine Strafe Gottes. Schon oft hatte ich gewünſcht zu ſterben — wenn die kleine Eulalia nicht wäre! So oft ich ſie anſehe, geht mir ein Stich durch das Herz. Sie iſt ein ſehr gutes Kind, fromm, lernbegierig und folgſam. Wie oft erfreute ſie mich, wenn ſie mir mit kindlicher Lebhaftigkeit und Herzlichkeit erzählte, was ſie in der chriſtlichen Lehre und in der Schule vernommen hatte, und was ich, ihre Mutter, bisher ſelbſt nicht gewußt habe. Allein was ſoll aus ihr werden? Sie in ein Erziehungsinſtitut zu brin-

gen, wäre wohl das Beſte. Aber wie könnten wir die Koſten beſtreiten? Wir können ihr ja kaum das trockene Brod reichen! O, wie ſinnlos habe ich gehandelt, mein großes Vermögen ſo leichtſinnig zu verſchwenden! Es brächte mich, wenn ich nicht auf Gottes Barmherzigkeit vertraute, zur Verzweiflung!"

Die Nacht wurde der Kranken und der Krankenwärterin ſehr lang, indem ſie gar nichts ſahen. Sie hörten auch nichts, als den Glockenſchlag der Thurmuhr und den Ruf des Nachtwächters.

Endlich merkte Wilhelmine, daß die kranke Mutter eingeſchlafen ſei, und, indem ſie nur leiſe athmete, ſehr ruhig ſchlafe. Auch ſie entſchlief. Da träumte ihr von Mathilde. Die verſtoſſene Schweſter ſtand hell und deutlich vor ihr. Ihr Angeſicht war lieblich und freundlich, aber doch wehmüthig. In einer Hand hielt ſie einen geſiegelten Brief; mit dem Zeigefinger der andern Hand deutete ſie darauf. Wilhel-

mine erwachte. Es ist sehr begreiflich, daß ihr von Mathilde träumte. Als sie in dem Schlosse zu Almen ihre Schwester Mathilde, ohne sie zu erkennen, gesehen hatte, bemerkte sie in deren Angesichte doch etwas, das sie an Mathilde erinnerte. Warum ihr der Brief im Traume vorgekommen, konnte sie, so lange sie träumte, nicht begreifen. Allein sobald sie erwachte, fiel ihr ein, Mathilde habe, nicht lange nach ihrer Abreise, aus Frankfurt an die Mutter geschrieben. Die Mutter hatte aber, dachte Wilhelmine, von einem reisenden Kaufmanne, von dem sie viele Waaren kaufte, vernommen, der Goldschmid, zu dem Mathilde sich begeben hatte, werde wegen Schulden in das Gefängniß kommen. „Aha, sagte die Mutter, sie wird von uns Geld verlangen; daraus wird nichts.“ Sie warf den Brief uneröffnet in das Kaminfeuer, an dem wir eben saßen. Etwa nach einem halben Jahre schrieb Mathilde an mich. Ich habe den Brief eben so, ohne ihn zu lesen,

vertilgt. Wir hätten das nicht thun ſollen! Wir hätten die Briefe doch wenigſtens leſen ſollen! Seit dieſer Zeit haben wir nichts mehr von ihr gehört. Ach, die gute Mathilde! O ſie war immer ſo beſcheiden, ſo arbeitſam, ſo geduldig! Wir hätten nicht ſo grauſam gegen ſie ſeyn ſollen. Wie geht es ihr wohl jetzt? Lebt ſie wohl noch — und wo? Ach, wo ich nur hinblicke, an was ich nur denke, begegnen mir Vorwürfe.

Endlich nach einer traurigen Nacht brach die Morgenröthe an, und ſchien durch das ſchmale, trübe Fenſter in die kleine Stube. Die Mutter erwachte auch. „Liebe Wilhelmine, ſprach ſie, nimm dein Gebetbuch, und lies mir, da es nunmehr Tag iſt, ein Gebet für Kranke und Sterbende vor.“ Wilhelmine las mit zerknirſchtem und reumüthigem Herzen, und mit einem eben ſolchen Herzen hörte die Mutter zu. Die Worte: „Ein reumüthiges und zerknirſchtes Herz verſchmäht Gott nicht!“ waren beiden ſehr tröſtlich. Wilhelmine las weiter:

„Wir Menſchen alle ſind Sünder! wir alle haben Vieles gethan, was gegen Gottes heilige Gebote iſt; wir alle haben Vieles unterlaſſen, was Gott von uns fordert. Es iſt aber ein theures, koſtbares Wort, daß Jeſus Chriſtus in dieſe Welt gekommen iſt, die Sünder ſelig zu machen.“

„Das iſt es, ſprach die Mutter; dieſes Wort iſt unſer beſter Troſt. Ich will mich nun noch mehr vorbereiten, mich mit Gott auszuſöhnen, und dann rufe mir den Herrn Pfarrer.“

Zwölftes Kapitel.

Das Wiedererkennen.

Schon am frühen Morgen beſuchte Frau Mathilde von Almen ihre alte, kranke Mutter, wiewohl dieſelbe wegen ihrer ſtiefmütterlichen Hartherzigkeit des ſchönen Mutternamens nicht werth war. Mit bangem Herzen trat ſie in das enge, niedrige Stübchen. Mathilde erſchrak über das knöcherne, todtenbleiche Geſicht, das ehemals ſo voll und blühend geweſen. Sie war innigbetrübt, die alte kranke Frau, die vorher in Glanz und Ueberfluß ſo leichtſinnig gelebt hatte, die aber doch ihre Mutter war, nun in dem äußerſten Mangel und Elende zu ſehen. Die Kranke lag in einem ſehr armſeligen Bette. Mathilde ſetzte ſich mit Thränen in den Augen

an das Krankenbett. Die Kranke ward von der Gnade, daß die gnädige Frau sie besuche, und ihr so viele Theilnahme erweise, bis zu Thränen gerührt; sie hatte nicht die geringste Ahnung, diese Frau, gegen die sie so große Ehrfurcht empfand, sei ihre Tochter. Mathilde fragte sehr liebreich nach ihrem Befinden, tröstete sie freundlich, sprach ihr Muth ein und versprach ihr, sie auf alle erdenkliche Weise zu unterstützen. Wilhelmine stand indeß mit gefalteten Händen weinend unten am Bette. Die kleine Eulalia hatte sich an die freundliche Frau, die ihr vorgestern Kuchen gegeben hatte, zutraulich angeschmiegt, und blickte lächelnd zu ihr auf; ihre Mutter und Großmutter aber nannten die Frau von Almen, die jetzt aufstand zu gehen, einen Engel des Himmels, den ihnen Gott zugesendet habe, sie aus dem tiefsten Elende zu erretten.

Mathilde besuchte ihre kranke Mutter am folgenden Morgen wieder, und schickte so viele

Speiſen, daß auch Wilhelmine und Eulalia ſich daran ſatt eſſen konnten. Ja ſie brachte, da ſie aus ihrem Garten nur wenige Schritte hinüber hatte, der Kranken manche der auserleſenſten Speiſen ſelbſt. Der Doktor kam nach zwei Tagen wieder, und fand die Krankheit im Zunehmen und höchſt gefährlich. Am dritten Tage, als Mathilde an das Krankenbett trat, fühlte die alte kranke Frau ſich ihrem Tode nahe, ſtreckte ihr die abgezehrte Hand entgegen und ſagte: „Beſte gnädige Frau! Sie haben unausſprechlich viel Güte für mich gehabt. Gott wolle es Ihnen vergelten, denn Er kann es allein! O ich bitte Sie, laſſen Sie meine arme verlaſſene Tochter und meine Enkelin, dieſes liebenswürdige, aber bedauernswerthe Kind, Ihrer fernern Güte genießen.“

„Aber dann, fing ſie an, liegt mir noch eine andere Bitte, wie ein ſchwerer Stein auf dem Herzen.“ Sie raffte alle ihre Kräfte zuſammen, richtete ſich in dem Bette auf, und

ſprach: „O verſprechen Sie mir, dieſe Bitte einer Sterbenden zu erfüllen; ſonſt kann ich nicht ruhig ſterben. Ich habe noch eine zweite Tochter, die zwar nur meine Stieftochter, aber eine ſehr gute Tochter iſt. Dieſe habe ich durch meine Verſchwendung beinahe um ihr ganzes väterliches Erbtheil gebracht. Ich habe ſie, ſo lange ſie bei mir war, ſehr hart behandelt, und am Ende ſie grauſam verſtoſſen. Sie kam zu einem Anverwandten, einem bürgerlichen Goldarbeiter in Frankfurt, bei dem ſie, wie ich denke, Magddienſte leiſtete. Ich war ſo thö-richt, mich deßhalb ihrer zu ſchämen, und be-kümmerte mich weiter nicht mehr um ſie. Wirk-lich weiß ich gar nichts mehr von ihr, nicht, ob ſie noch lebe, oder wo ſie lebe. Vielleicht iſt ſie durch meine Schuld ſehr arm, verlaſſen und unglücklich, zumal ihr Anverwandter, der Goldſchmid, wie man mir ſagte, ſich in ſehr mißlichen Vermögensumſtänden befand. Ach, ich denke, mein gegenwärtiges Elend iſt eine

Strafe Gottes für die Hartherzigkeit, mit der ich dieſer guten Tochter begegnete. O ſie war, was ich damals nicht erkennen wollte, aber nun wohl einſehe, ſo gut, ſo willig, ſo dienſtfertig, ſo unermüdet, fleißig, und hat meinen Uebermuth mit einer ſolchen Sanftmuth und himmliſchen Geduld übertragen, daß ich ohne Thränen nicht daran denken kann. Ich kann es nicht ausſprechen, wie meine damalige Gefühlloſigkeit mich jetzt reue! O laſſen Sie, ich bitte Sie eines Bittens, ihr nachforſchen. In Frankfurt iſt ſie wahrſcheinlich noch zu erfragen. Und wenn ſie Hülfe bedürfen ſollte, ſo wenden Sie die unverdiente Güte, die Sie mir Unwürdigen erzeigten, ihr zu, die es mehr verdient. O verſprechen Sie mir dieſes, und ich ſterbe ruhig."

Nun konnte Frau von Almen ſich nicht mehr halten. Sie ſprach, in Thränen ausbrechend: „Seien Sie ruhig; Mathilde iſt glücklich. Gott hat für ſie geſorgt; Er hat ihr

Alles zum Beſten gelenkt.“ „Ach Gott! rief die Kranke, ſo wiſſen Sie von ihr? O erzählen Sie, ich bitte Sie, erzählen Sie mir Alles, was Sie von ihr wiſſen!“ Frau von Almen ſprach: „Ich bin jene Mathilde, für die Sie nunmehr ſo viele Liebe empfinden!“

Die Sterbende ſank, wie von einem Blitze getroffen, zurück auf ihr Bett. Mathilde ſuchte ſie zu beruhigen. „Ich habe, ſagte ſie, meine liebe Schweſter Wilhelmine, als ſie das erſte Mal über meine Schwelle trat, ſogleich wieder erkannt. Was ſie mir von Ihnen, liebſte Mutter, erzählte, ging mir tief zu Herzen, und ich habe mich deßhalb Ihrer thätiger, als anderer Bedrängten angenommen.“

Sie umarmte weinend ihre todtkranke Mutter. Die Mutter war vor Erſtaunen noch immer außer ſich. Sie vermochte nicht zu reden, ſie konnte nur weinen. Sie fühlte es im Innerſten des Herzens, daß es göttlich ſchön ſei, Beleidigungen zu vergeben und Böſes mit Gutem zu vergelten.

Wilhelmine, die dabei ſtand, war wie vernichtet. Alle Unbilden, die ſie ihrer guten Schweſter angethan hatte, kamen ihr zu Sinn. Sie fiel vor ihrer Schweſter auf die Kniee nieder, ſtreckte beide Arme gegen ſie aus, und flehte mit heißen Thränen um Vergebung. „Ach, rief ſie, erbarmen Sie Sich meiner und verzeihen Sie mir!“

Mathilde hob ſie auf, und ſchloß, weinend und ſchluchzend, ſie in ihre Arme. Es war ein herzerſchütternder Auftritt, voll unausſprechlicher Wehmuth und unbeſchreiblicher Seligkeit. Beſonders fühlte Mathilde es im Innerſten ihres Herzens: „So ſelig es iſt, zu geben, ſo iſt Vergeben doch noch viel ſeliger.“

Nachdem Alle etwas ruhiger geworden, ſetzte Mathilde ſich wieder an das Krankenbett, und erzählte, wie der Schatten des betenden Kindes, der kleinen Eulalia, ihr die erſte Veranlaſſung gab, deren Mutter und Großmutter zu entdecken. „Das hat Gott ſo gefügt, ſagte

ſie. Ihm ſei ewiger Dank! Er hat das Gebet des frommen Kindes erhört. Er hat unzählige Mittel, denen zu helfen, die in der Noth Ihn anrufen. Ihm muß das Geringſte dazu dienen — ſogar der Schatten an der Wand."

„Ich will mich nun auch mit Gott ausſöhnen, ſprach die Todkranke." Sie ließ noch an demſelben Abende den Pfarrer rufen, und empfing am andern Morgen mit großer Andacht die heilige Kommunion, wobei Mathilde und Wilhelmine, Julie und Eulalia knieend und betend zugegen waren. Die Nacht darauf ſtarb ſie. Ihre zwei Töchter, in ſchwarzen Flor gehüllt, begleiteten die Leiche zu Grabe; ihre beiden Enkel gingen, ſchwarz gekleidet und mit weißen Tüchern in der Hand, vor ihnen her.

Einige Tage nach dem Leichenbegängniſſe kam Eduard mit ſeinem Vater, der noch immer ſehr geſund und rüſtig war, Abends in dem Schloſſe an, um hier einige Tage zuzubringen. Mathilde erzählte, wie ſie ihre Mutter

und Schweſter wieder gefunden habe, daß die Mutter aber ſogleich darauf geſtorben ſei. Sie ſagte, daß ſie wünſche, ihre Schweſter zu ſich zu nehmen, und deren Tochter Eulalia mit ihrer Tochter Julie zu erziehen. Sie habe aber nichts beſchließen wollen, ohne vorher die Meinung ihres Mannes zu hören. Eduard war ſogleich bereit, das Kind anzunehmen; allein die Schwägerin in ſein Haus aufzunehmen, hatte er nicht geringe Bedenklichkeiten.

Der alte Herr aber ſprach mit ſehr ernſter Miene: „Mit Leuten, die in Nichtsthun und Vergnügungsſucht, in Leichtſinn und Verſchwendung aufgewachſen ſind, iſt nicht viel anzufangen; ſie beſſern ſich ſelten. Wilhelmine ſcheint zwar durch ihr Elend zu beſſern Geſinnungen gekommen zu ſeyn; ich zweifle aber, ob ſie ihren Sinn ernſtlich geändert hat. Sie würde ſich ſchwerlich an Fleiß und Ordnung gewöhnen. Ja, wenn ſie unſern Wohlſtand erblickte, würden die alten Neigungen wieder in ihr er-

wachen. Sie würde bei uns nicht vergnügt seyn. Es würde ihr da nicht gefallen; sie würde vielleicht bald allerlei Versuche machen, in unserm Hause eine andere Ordnung einzuführen oder vielmehr Unordnungen anzurichten. Ich weiß zur Stunde wahrhaftig nicht, was wir mit ihr anfangen sollen."

Jetzt wurde Mathilde hinausgerufen, erst nach einer Stunde kam sie wieder herein. „Nun sagte sie, tritt, wie ich denke, der liebe Gott in das Mittel. Eben vorhin kam die kleine Eulalia mit weinenden Augen, und sagte, ihre Mutter sei plötzlich sehr krank geworden. Ich ging unverzüglich zu ihr, und fand die Krankheit gefährlich. Ich befahl, morgen vor Anbruch des Tages den Arzt zu rufen. Wir wollen hören, was er sagt. Soviel ist indeß gewiß: In die Stadt können wir sie für jetzt nicht mitnehmen, ja sie kaum hieher in das Schloß bringen."

Der Arzt kam, ſah ſie, und ſagte, als er in das Schloß zurück kam: „Sie lebt keine drei Wochen mehr.“

„Ach, rief Mathilde, ſo jung ſoll ſie ſchon ſterben! Aber wie kann es anders ſeyn, da ſie ſchon Jahre her ſo Vieles auszuſtehen hatte!“

„Das, was ſie ausſtand, iſt das Wenigſte, ſprach der Arzt; ſondern ihre unordentliche Lebensart, die Treibjagd nach Vergnügungen, ihre Tanzwuth, mit der ſie auf Bällen manche Nacht durchraste, zerrütteten ihre Geſundheit. Sie litt ſchon vor einigen Jahren an einem trockenen Huſten, der mir gar nicht gefiel. Sie hatte eine Anlage zur Auszehrung. Hunger und Kummer, Mangel an erforderlicher Verpflegung, die große Anſtrengung bei der Krankheit ihrer Mutter, der Schmerz über deren Tod haben freilich das Zunehmen des Uebels beſchleunigt. Indeß trifft jetzt zu, was ich ihr ſchon damals, als ſie noch geſund war, über

ihre übertriebene Tanzluſt geſagt habe: „Dieſe Galoppaden ziehen den Tänzern und Tänzerinnen die galoppirende Schwindſucht zu.“

Wilhelmine wurde mit jedem Tage zuſehends ſchwächer. Sie bat Mathilde, die ihr eine liebevolle Krankenwärterin war, mehrmal mit heißen Thränen um Verzeihung, empfahl ihr die troſtloſe Eulalia und ſtarb, ehe vierzehn Tage vergingen. Ihre Leiche wurde auf dem Gottesacker des Dorfes neben dem Grabe ihrer Mutter zur Erde beſtattet.

Eduards Vater war es gewohnt, über Alles, was ihm im Leben vorkam, ſeine Betrachtungen zu machen. Er ſagte zu ſeinem Sohne, als beide von dem Leichenbegängniſſe zurückkamen: Ich hätte an Wilhelminens Grabe, als ich Mathilde ſo ſchmerzlich weinend an dem friſch aufgeworfenen Grabhügel ſtehen ſah, eine kurze Leichenrede halten mögen. Ich würde ungefähr geſagt haben:

„In der Geſchichte dieſer zwei Schweſtern ſehen wir, wie in einem Spiegel, die Folgen einer ſchlechten wie einer guten Erziehung. Wilhelmine, die von ihrer Mutter ſchlecht erzogen wurde, ward ein eitler Zieraffe; jeder vernünftige Menſch hatte Mißfallen an ihr; ſie machte ihren Mann unglücklich und ſich ſelbſt höchſt elend. Von ſolcher verderblicher Erziehungsweiſe rührt der meiſte Jammer her, der ſo viele Familien zerrüttet. Mathilde hat ihre erſte Erziehung ihrer frommen Großmutter und dann ihrem guten Vater zu danken; was ihre Stiefmutter dazu beitrug — indem ſie Mathilden zu ſtrengen Arbeiten und Hausgeſchäften anhielt — war auch gut, wiewohl die Stiefmutter es eben nicht gut mit ihr meinte. Mathilde genießt nun der allgemeinen Achtung, beglückt ihren Mann und ihre Kinder, iſt der Troſt meiner alten Tage, und bei Allem, was ſie thut, iſt Segen. Die Erziehung muß beſſer werden. Frömmigkeit, Fleiß, Arbeitſamkeit,

Bescheidenheit, Genügsamkeit, brauchbare Kenntnisse anstatt eiteln Prunkens mit nutzlosem Wissen und eitlem Flitterstaat muß wieder an die Tagordnung kommen, wenn es wieder besser werden soll in der Welt. Gott gebe, daß es so werde!"

Inhalt.

	Seite
Vorrede	III
Erſtes Kapitel. Der Vater	5
Zweites Kapitel. Die Nachbarin	14
Drittes Kapitel. Die Stiefmutter	20
Viertes Kapitel. Der Tod des Vaters	32
Fünftes Kapitel. Eine Wanderung	43
Sechſtes Kapitel. Onkel und Tante	52
Siebentes Kapitel. Herr Fink	57
Achtes Kapitel. Eine Hochzeit	65
Neuntes Kapitel. Die Frau von Almen	73
Zehntes Kapitel. Die Frau von Hainburg	81
Elftes Kapitel. Die Kranke	97
Zwölftes Kapitel. Das Wiedererkennen	117

Im Verlage von G. Joseph Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jugendschriften

von dem Verfasser der Beatushöhle.

Einsiedler, der, am Carmel. Eine erbauliche Legende. Allen Christen, besonders der reiferen christlichen Jugend erzählt. 2te verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. geh. 36 kr. od. 9 gr.

Geschichte, die, von den Spielern. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reiferen Jugend dargebracht. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 36 kr. od. 9 gr.

Heinrich von Dinkelsbühl. Eine Erzählung für die gesammte edlere Lesewelt, besonders für die reifere Jugend. Mit 1 Stahlstiche. 8. Velinp. 36 kr. od. 9 gr.

Hexe, die, vom Karrenberge. Eine Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzuge. Der gesammten edleren Lesewelt, besonders aber der reiferen Jugend dargereicht. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 36 kr. od. 9 gr.

Köhler aus Valencia. Eine Erzählung für die reifere Jugend. 3te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlstich. 8. 36 kr. od. 9 gr.

Negerin, die, von Guayana. Eine Geschichte aus dem nördlichen Südamerika. Der gesammten edlern Lesewelt, besonders aber der reifern Jugend dargereicht. Mit 1 Stahlstich. 8. geh. 36 kr. od. 9 gr.

Adelheid von Thalheim.

Eine

denkwürdige und rührende Geſchichte

aus

dem vorigen Jahrhundert.

Dem

blühenden Alter

gewidmet

von dem

Verfaſſer der Oſtereier.

Mit einem Stahlſtich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1848.

Vorrede.

Gegenwärtige Geſchichte, die ſich um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts, alſo ungefähr vor hundert Jahren zugetragen hat, hörte ich ſchon in meiner Jugend erzählen. An dieſe Erzählung wurde ich auf einer Reiſe in die Schweiz, vor mehr als fünf und zwanzig Jahren ſehr lebhaft erinnert, und nahm mir vor, ſobald ich nach Hauſe käme, ſie nach meiner Art zu bearbeiten. Allein bei meiner Ankunft zu Hauſe warteten ſo viele ſchriftliche Amtsarbeiten auf mich, daß ich die Erinnerungen aus meiner Jugend und von meiner Reiſe nur ſehr flüchtig aufzeichnen konnte. Dieſe Blätter fielen

mir, als ich meine Papiere aus früheren Zeiten durchſuchte, wieder in die Hand, und ich fand die Geſchichte, wiewohl nur kurz entworfen, ſo anziehend und lehrreich, daß ich mich ſogleich an den Schreibtiſch ſetzte, den Entwurf der Erzählung auszuführen.

Ich hatte bei dieſer Arbeit, die ich in meinem hohen Alter unternahm, keinen andern Wunſch, als daß ſie dem verehrten Leſer, beſonders der geliebten Jugend, zum Vergnügen, und — was noch ohne Vergleich mehr iſt — zum Nutzen gereichen möge.

Der gütige Gott gebe dazu ſeinen Segen!

Augsburg, im Auguſt 1847.

Chriſtoph v. Schmid.

Erſtes Kapitel.

Das väterliche Haus.

Adelheid war die einzige Tochter ſehr verehrungswerther Aeltern, die in großem Anſehen ſtanden, und von jedem guten, edlen Menſchen, der ſie näher kannte, innig verehrt wurden. Der Vater, ein ganz ausgezeichneter Beamte, war ein Mann von großem Verſtande, unverbrüchlicher Rechtſchaffenheit, ſtrenger Gerechtigkeitsliebe und ungeheuchelter Religion. In allen den vielen Ortſchaften ſeines großen Amtsbezirkes hatten die Amtsangehörigen Ordnung, ſittliches Betragen, Fleiß und Arbeitſamkeit, Friede und Eintracht, ihren Wohlſtand und ihr ruhiges, zufriedenes Leben vorzüglich ſeinen unermüdeten, redlichen, auf Alles aufmerkſamen Bemühungen zu danken.

Seine Ehegattin war eines solchen Mannes vollkommen würdig. Was er in seinem großen, umfassenden Wirkungskreise war, das war sie in ihrem kleinern, beschränkten, häuslichen Kreise — eine treffliche Hausmutter, klug und unermüdet thätig. Die Aufsicht über ihre ländliche Hauswirthschaft gab ihr, Jahr aus, Jahr ein, eine sehr angenehme Beschäftigung. Wohlthätigkeit gegen die Armen und Bedürftigen lag ihr sehr am Herzen; dabei war sie aber so weise als freigebig. Selten gab sie Geld, am liebsten Arbeit, die sie aber sehr reichlich belohnte.

Beide Aeltern machten es sich zur größten Herzensangelegenheit, ihrer Tochter eine gute Erziehung zu geben. Ihre einzige Tochter war auch ihre einzige Freude auf Erden.

Adelheid war schon als ein zartes Mädchen ein liebliches Bild der Unschuld. Man konnte von ihr sagen, was von der Unschuld selbst, um sie kurz und treffend zu schildern, gesagt wird: „Sie ist das engelschöne Kind,

das nicht weiß, daß es ſchön iſt.“ Sie wurde, wie die übrigen Kinder der Stadt, in die allgemeine deutſche Schule geſchickt, und ging ſehr gerne dahin. Das Leſen lernte ſie ſehr bald. Während die Kinder in der Schule noch in den erſten Blättern des Leſebüchleins leſen lernten, hatte ſie aus Wißbegierde ſchon das ganze Büchlein durchgeleſen. Auch mit dem Schreiben und Rechnen ging es ſehr gut, wozu freilich ihr Vater nicht weniger als der Schullehrer beigetragen hatte.

Der Vater gab ihr, unerachtet ſeiner vielen Geſchäfte, täglich eine oder zwei Stunden beſondern Unterricht, vorzüglich in der franzöſiſchen Sprache. Er hatte früherhin auf ſeinen Reiſen einige Zeit in Frankreich zugebracht, und dort viele gute und ſchöngeſchriebene Bücher kennen gelernt, an derengleichen man damals in Deutſchland noch keinen Ueberfluß, ſondern vielmehr Mangel hatte. Da Adelheid ſehr leicht faßte, und für Alles Gute und Schöne das lebhafteſte Gefühl hatte, ſo las er mit ihr den Telemach. Dieſe Stun-

den gewährten dem Vater die angenehmſte Erholung.

Eben ſo eifrig, wie die öffentliche Schule, beſuchte Adelheid die chriſtliche Lehre in der Kirche. Als der Tochter des erſten Beamten der Stadt, wurde ihr in dem forderſten Kirchenſtuhle der erſte Platz angewieſen. Dieſe Stelle verdiente ſie aber noch mehr wegen ihrer Aufmerkſamkeit und ihres genauen Auffaſſens des Unterrichtes. Wenn auch manche bereits Erwachſene eine Frage nicht zu beantworten wußten, ſo wandte der Stadtpfarrer ſich an ſie, und ſie gab, mit wenigen Worten, kurz und deutlich, immer die treffendſte Antwort. Der Pfarrer betheuerte ihren Aeltern öfter, ein ſo ſeltenes Kind, ſo ausgezeichnet an Verſtand und Herz, ſey ihm während ſeiner langen Amtsführung noch nicht vorgekommen.

Als Adelheid das erſte Mal zum Tiſche des Herrn ging, trat ſie in ihrem einfachen weißen Kleide und einen Blumenkranz in dem Haare, mit einer ſolchen Andacht und Innig-

keit, einer ſo tiefen Demuth in ihrem anmuthigen Geſichtchen, ſo ſittſam und langſam, mit niedergeſchlagenen Augen und ihre zarten Hände erhebend, hinzu, daß ſie nicht nur allen Kindern das ſchönſte Beiſpiel war, ſondern daß auch alle Aeltern bis zu Thränen gerührt wurden.

Sie lernte auch das Singen; ſie hatte eine ſehr helle, reine, ganz ungemein liebliche Stimme. Auf die Bitte des Chorregenten ſang ſie auf dem Muſikchore der Kirche an Feſttagen eine Arie. Als das heilige Weihnachtsfeſt wieder heranmahte, erſuchte ſie der Chorregent, bei dem Gottesdienſte, der zu Mitternacht gehalten wurde, das herkömmliche Weihnachtslied zu ſingen. Sie verſprach es, indem ihre Aeltern es gewiß erlauben würden. Allein die Nacht war ſo finſter und ſtürmiſch, es ſchneite und regnete ſo heftig, daß Alle auf dem Chore dachten, das Fräulein werde wohl nicht kommen. Aber zur allgemeinen Freude kam ſie dennoch; ihre Aeltern, die den Gottesdienſt auch beſuchen

wollten und dahin fuhren, hatten ſie zu ſich in die Kutſche genommen. Sie ſang das Lied ſo deutlich, ſo andächtig und herzlich, daß Jedermann jedes Wort verſtand und die ganze Gemeinde innig davon gerührt wurde. Beſonders gingen den Leuten die Worte zu Herzen:

Willkommen in dem Jammerthal,
O ſey willkommen tauſendmal,
Sey tauſendmal geſegnet,
Du theures, liebes, holdes Kind!
Es weht bei uns ein kalter Wind,
Und ſchneiet hier und regnet.
Wir gingen troſtlos und verzagt,
Im fremden Lande vielgeplagt,
Gefangen alle auf den Tod;
Da kamſt du zu uns in der Noth,
Zu bringen uns — wir ſinds nicht werth! —
Heim zu des Vaters Haus und Herd,
Zu machen uns im Himmelreich
Den lieben heil'gen Engeln gleich.

Die Leute ſagten nach dem Gottesdienſte zu einander: „Das alte Lied kam uns ganz neu vor, es iſt uns, als hätten wir es das erſte Mal gehört. Es paßt nicht nur auf

die heutige, kalte ſtürmiſche Nacht, ſondern auf alle Umſtände unſers Lebens. Ach, Viele von uns ſind in dieſer Welt hart geplagt, und auf Alle wartet der Tod! Wir haben keinen beſſern Troſt als den Himmel. Und wer anders kann uns dahin bringen, als Chriſtus der Herr, an deſſen Geburt wir heute Nacht erinnert werden?“

Was Adelheid von ihren Aeltern, in der Schule und Kirche gehört, und in Verſtand und Herz aufgenommen hatte, brachte ſie aber auch in Ausübung. Hannchen, ein armes Mädchen, die Tochter eines Taglöhners, wurde krank. „Johanne,“ ſagte Adelheid öfter, „iſt meine liebſte Mitſchülerin. Gott gab ihr ganz außerordentliche Talente. Wenn meine lieben Aeltern mich zu Hauſe nicht beſtändig belehrt, und ich in dem Umgange mit ihnen nicht ſo viel Gutes gelernt hätte, ſo wäre ſie die erſte in der Schule und ich müßte ihr weit nachſtehen.“

Adelheid hatte mit ihrer kranken Mitſchülerin das herzlichſte Mitleid, und bat ihre

Aeltern, den Arzt rufen zu lassen; sie brachte ihr solche Speisen, die der Arzt verordnet hatte, die man aber in der Hütte eines Taglöhners nicht gut zu bereiten wußte; sie ersparte sich von dem, was ihr bei Tische vorgelegt wurde, das Beste am Munde, um es ihrer kranken Freundin zu bringen, ein Flügelchen von einem eingemachten Hühnchen, ein Teller voll Auflauf von Reis oder dergleichen. Sie brachte ihr aber nicht nur gute Speisen, den Leib zu erquicken; sie sagte ihr jedesmal irgend ein erbauendes Wort, oder erinnerte sie vielmehr daran, um ihre bekümmerte Seele zu trösten, als zum Beispiele: „Denen die Gott lieben, dient Alles zum Besten. Auch diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Verherrlichung Gottes. Jedes Leiden ist eine verkleidete Wohlthat Gottes.“

Als die Kranke wieder gesund war und wieder ausgehen konnte, war ihr erster Gang in die Kirche, um Gott ihren Dank darzubringen, und dann zu ihrer Wohlthäterin, um auch dieser zu danken. Die arme Johanne

hatte ihre beſten Kleider angezogen, die aber ſehr dürftig waren. Adelheid war darauf bedacht, ihr für den Winter eine wärmende Kleidung zu verſchaffen. „Komm mit mir zu meiner Mutter," ſagte ſie, „der du doch auch danken willſt."

Beide gingen. „Liebſte Mutter," fing Adelheid an, „die Tante, die gütige Schweſter des Vaters, hat mir zu meinem Geburtstage, nebſt andern Geſchenken, ein Goldſtück geſchickt, für das ich mir einen beliebigen Putz anſchaffen ſolle. Aber dem armen Hannchen hier wäre eine gute warme Winterkleidung viel nöthiger, als mir ein Pelzkragen — blos zur eitlen Pracht. Darf ich das Goldſtück nicht zu einem Kleide für Hannchen verwenden?"

Die Mutter war über die mildthätigen Geſinnungen ihrer Tochter erfreut. „Wohl, mein liebes Kind," ſagte ſie, „das thu'. Und was fehlt, werde ich dazu legen." Hannchen bekam, für Sonn- und Werktage, alle nöthigen dauerhaften ländlichen Kleidungsſtücke.

Eines Morgens war Adelheid in der Gartenlaube mit Weißſticken in Muſſelin beſchäftigt. Hannchen kam auf Beſuch, und ſah ihr mit freudigem Wohlgefallen und mit Bewunderung zu.

„Mir kommt da ein Einfall,“ ſagte Adelheid, „möchteſt du dieſe Arbeit nicht auch lernen? Du biſt, wie ich gewiß weiß, dazu geſchickt genug, und könnteſt dein Brod damit verdienen. Denn zu ländlichen Arbeiten im Felde, in Scheuer und Stall, womit deine Aeltern und die meiſten Leute unſers Städtchens ſich ernähren, haſt du doch nicht hinreichende Kräfte.“

Hannchen war über dieſen Vorſchlag entzückt. Fräulein Adelheid wurde des armen Hannchens Lehrerin, und bald übertraf die Schülerin beinahe die treffliche Meiſterin. Adelheid ſchickte Hannchens gelungenſte Stickereien ihrer Tante, von der ſie die Muſter und den Muſſelin mit angedeuteten Zeichnungen erhalten hatte, und fragte ſie, ob das arme Mäd-

chen nicht mehr dergleichen Arbeiten erhalten könnte. Bald kam ein Pack mit Muſtern und vielem Muſſelin, worauf die Stickereien vorgezeichnet waren. Hannchen bekam viele Beſtellungen, die gut bezahlt wurden. Mehrere Mädchen in dem Städtchen und in den benachbarten Dörfern lernten das Sticken, und fanden, beſonders im Winter, wann die Feldarbeiten ruhten, einen neuen, ergiebigen Nahrungszweig. Adelheid wurde ſo, faſt noch als Kind, die Wohlthäterin vieler armen Leute, und verſchaffte ihnen Arbeit und guten Verdienſt.

Die Wohnung des Amtmanns, ehemals ein gräfliches Schloß, auf einer breiten Anhöhe zunächſt der Stadt gelegen, war von fruchtbaren Getreidefeldern, dem ehemaligen Schloßgute umgeben, die jetzt den anſehnlichſten Theil von dem Dienſteinkommen des Amtmanns ausmachten. Jener Mann, der den Anbau derſelben beſorgte, der Baumeiſter genannt, wohnte mit ſeiner Familie und einigen Knechten und Mägden unten im Schloſſe. Die Taglöhner, die für Lohn ihre hülfreichen

Hände boten, wohnten in kleinern Häusern und Häuschen zu beiden Seiten des Schlosses.

Eines Morgens begleitete Adelheid ihre Mutter hinaus in das Feld. Sie wollten sehen, ob das Getreide zur Aernte reif sey. „O welch ein reicher Segen Gottes, sprach die Mutter, zum Himmel blickend und die Hände faltend! Wie viele hunderttausend Aehren, und alle schwer von Körnern! Wir können dem lieben Gott nicht genug danken. Ich möchte sogleich hier unter freiem Himmel auf die Knie niederfallen und Ihm meinen Dank darbringen!“

Gegen Abend aber brach ein furchtbares Gewitter über die ganze Gegend herein. Schwarze Wolken bedeckten den Himmel; heftige Blitze blendeten die Augen, und das Krachen des Donners war erschütternd. Hagelsteine, fast so groß als Hühnereier stürzten in ungeheurer Menge rasselnd nieder. Alle Einwohner des Schlosses und der ländlichen Hütten umher zitterten und bebten; erschrocken und todten-

blaß, jammerten ſie laut und beteten. Sobald das Wetter nachließ, eilten der Baumeiſter, Knechte und Mägde hinaus in das Feld, um zu ſehen, welchen Schaden der Hagel angerichtet habe. Alle kamen troſtlos zurück und riefen: „Keine Aehre ſteht mehr aufrecht; alle Früchte ſind in den Grund und Boden hineingeſchlagen! Man ſieht kaum mehr, welche Früchte auf einem Acker geſtanden ſind.“

Adelheids Vater war in Geſchäften ausgeritten; die Mutter ſaß bitterlich weinend in ihrem Armſtuhle. Der größte Theil ihres Einkommens war dahin! „Ach,“ ſagte ſie, „es iſt ein großes Unglück! Wovon ſollen wir nun leben! Und wie bedauere ich die armen Landleute, denen wir nun auch in ihrer großen Noth nicht beiſpringen können!“

„Ja,“ ſagte der alte Baumeiſter, „es iſt hart! Die Leute in Städten begreifen gar nicht, was für ein großer Jammer das iſt, wenn der Landmann ſo vor ſeinem Acker ſteht,

den er im Schweiße seines Angesichts gebaut hat, und nun alle seine schönen Hoffnungen so ganz und gar vernichtet sieht.“

Adelheid kam mit Thränen in den Augen aus dem Garten zurück. Auch da waren alle Gewächse übel zugerichtet; die noch unreifen Aepfel und Birnen herabgeschlagen, und die Blumen, die Adelheid mit so großer Sorgfalt gezogen, und so viele Freude daran gehabt, waren alle vernichtet. Allein sie vergaß ihres kleinen Leides, als sie die Leute sah, die so bestürzt und bekümmert umher standen und den gänzlichen Verlust der reichlichen Aerndte laut beklagten. Sie erblickte auch ihre Mutter in Thränen. Sie eilte auf die geliebte Mutter zu.

„Ach, Adelheid,“ sprach die Mutter, „wer hätte, als du heute Morgens die unzähligen goldenen Aehren bewundertest, das gedacht, daß es noch heute Abends so kommen würde! Es ist für uns und die guten Landleute, vielleicht weit umher in der Gegend, ein Verlust von vielen tausend Gulden!“

Die liebevolle Tochter fing nun an, die Mutter zu tröſten. Die Liebe zu ihrer Mutter machte ſie beredt. Jedes Wort kam aus einem frommen, kindlichen Herzen, und ging wieder zu Herzen. Die bekannten troſtreichen Lehren bekamen von den Lippen eines Kindes ausgeſprochen — denn Adelheid war damals kaum zwölf Jahre alt — eine beſondere Kraft. Am meiſten wurde die Mutter, ſo wie alle Umſtehende, von den Worten gerührt: „Es iſt ja doch nur ein zeitlicher Verluſt, der uns Allen zum Segen gereichen kann für die Ewigkeit. — Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Namen des Herrn ſey gebenedeit. Er kann, Er wird es wieder geben.“

Die Mutter ſtimmte ihr bei, und die Leute gingen getröſtet auseinander. Der alte Baumeiſter ſprach: „Der ganze Zuſpruch, aus dem Munde eines ſo zarten Fräuleins, iſt ein wahres Meiſterſtück. Glücklich die Mutter, die eine ſolche Tochter hat, ſelig die Aeltern, die ein ſolches Kind haben; was ſie in dieſer Welt auch für Verluſt haben mögen, es bleibt ihnen doch der beſte Gewinn.“

Zweites Kapitel.

Die Tante.

Jahre verflossen; Adelheid hatte ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt, und war ausnehmend schön. Doch das war ihr geringster Vorzug. Jungfräuliche Sittsamkeit und Bescheidenheit waren ihre schönste Zierde. Sie war unermüdet thätig, und dabei immer heiter und fröhlich. Die Mutter übertrug ihr einen Theil des Hauswesens, und konnte sich darauf verlassen, daß alles auf's Beste besorgt werde. „Adelheid," sagte die Mutter manchmal, „dieses oder jenes sollte auch geschehen," und Adelheid konnte mit heiterem Angesichte antworten: „O daran habe ich schon gedacht; es ist schon längst gethan."

Nie sah man sie müßig, keine Arbeit war ihr zu viel. Alle junge Pflänzchen im Gar-

ten wurden von ihrer Hand geſetzt und begoſſen. Es war ihr nicht zu viel, bei der großen Wäſche mitzuhelfen, und ihre rege Thätigkeit brachte aller Hände in ſchnellere Bewegung; ihre Fröhlichkeit und Heiterkeit machte Allen die Arbeit leicht und wie zu einem Spiele.

Dem Vater wußte ſie ihre kindliche Liebe auf alle erdenkliche Weiſe zu bezeigen. Immer war ſie darauf bedacht, ſolche Gemüſe zu pflanzen, die er gerne aß, oder die erſten von ihr gezogenen jungen Hühner auf den Tiſch zu bringen; auch gelang es ihr, ſo oft es nur möglich war, ſeine Lieblingsgerichte, Forellen oder Krebſe, aufzutreiben. Wenn der Vater an einem düſtern Regentage beſtändig am Schreibtiſche geſeſſen, und Abends nicht mehr ausgehen wollte, wußte ſie ihn am beſten zu erheitern. Sie erzählte ihm eine angenehme Neuigkeit und wußte mit ihrer Lebhaftigkeit und ihrem Witze das alltäglichſte Geſchichtchen ſo vorzubringen, daß der ernſte Vater darüber lächelte, und manchmal

laut lachte. Hie und da sang sie ein artiges neues Liedchen, das ihn sehr ergötzte.

Gar oft trat sie bei dem Vater oder der Mutter als Fürbitterin für Arme und Bedrängte auf, und nichts war für sie erfreulicher, als wenn sie denselben die Gewährung der Bitte verkünden, oder gar die erbetene Gabe überbringen konnte. Besonders liebte sie die Kinder und beschenkte sie mit Obst oder Blumen. Sie strickte Strümpfe für arme Kinder, und ließ von ihrem Taschengelde, anstatt es auf Putz und Näschereien zu verwenden, Schuhe machen, damit die Kinder die Schule besuchen konnten. Im ganzen Städtchen und sämmtlichen Ortschaften, die in den Amtsbezirk ihres Vaters gehörten, war Fräulein Adelheid allgemein geehrt und geliebt. Was in einem schönen, alten Liede von einem frommen Landmädchen gesagt wird, konnte man auch von ihr sagen: „Sie war der Aeltern Freude und des Dorfes Zierde;“ — nur mußte man anstatt des Dorfes sagen, des Städtchens und der ganzen Gegend.

Eines Abends wollte der Vater eben auf die Jagd gehen, weil er dieſe Bewegung im Freien bei ſeinem faſt beſtändigen Sitzen am Schreibtiſche zu ſeiner Geſundheit unumgänglich nothwendig fand. Da kam eine prächtige, dunkelgrün und ſpiegelhell lackirte Kutſche in donnerndem Galoppe vor dem Amthauſe angefahren. Die vorgeſpannten vier Braunen wurden von einem bärtigen Kutſcher, mit goldbordirtem Hute und Mantelkragen, gelenkt.

„Du biſt es, Schweſter!“ rief der Amtmann freudig; „ich meinte in der That, fürſtlichen Beſuch zu erhalten.“ — „Nun, nun,“ ſetzte er bei, „es freut mich von Herzen, Dich wieder einmal zu ſehen!“ Er gab ſein Jagdgewehr einem Diener, half ihr ausſteigen, bot ihr den Arm und führte ſie die Treppe hinauf.

Die Schweſter des Amtmanns war eine reiche Wittwe. Sie hatte vor zwanzig Jahren den Major von Hochberg geheirathet, der als General ſtarb, und ihr ein großes Ver-

mögen, aber keine Kinder hinterließ. Sie war eine sehr ansehnliche Frau, und auch bei Hofe wohl gelitten; nur liebte sie den Glanz und die große Welt zu sehr.

Die Frau des Amtmanns stand oben an der Treppe, und begrüßte die geliebte Schwägerin mit offnen Armen und Freudenthränen in den Augen, begleitete sie in das Zimmer, und nahm ihr den seidenen Mantel ab, und den Hut, auf dem eine weiße Straußenfeder nickte.

Die Generalin, Frau von Hochberg, trat an den Spiegel, um zu sehen, ob ihre Haube von den feinsten Brüßlerspitzen in Ordnung sey. „Aber um des Himmelswillen," fing sie an, „ist das auch ein Spiegel? Zwar der Spiegel ist ächt, hell und rein; aber der schwarze Rahmen ist doch gar zu altfränkisch."

Der Amtmann sagte: „Da der Spiegel ächt und gut ist, so mag auch der Rahmen gut genug seyn. Ich pflege vor Allem auf

die Hauptſache zu ſehen; iſt dieſe gut und in Ordnung, ſo bekümmere ich mich um die Nebenſache wenig.“

Die Generalin ſah auf die Wanduhr und ſagte: „Mein Kutſcher hat gut gefahren; aber habt ihr dieſe Uhr mit dem hohen langthürigen Kaſten noch immer? Ich habe euch ja ſchon vor drei Jahren vorgepredigt, dieſe Uhr mit dem alten Uhrkaſten bei Seite zu ſchaffen, und dorthin auf die Kommode eine Stockuhr mit prächtig vergoldetem Gehäuſe zu ſtellen.“

Der Amtmann ſprach: „Das wäre ein ſchlechter Tauſch. Dieſe Uhr da mit dem langen Perpendikel und den bleiernen Gewichten geht ſehr richtig auf die Minute. Man kann ſich auf Stockuhren nicht ſo ſicher verlaſſen. Ich fände es unvernünftig, bloß wegen äuſſerlichem Glanze das Beſſere mit dem Schlechtern zu vertauſchen.“

Die Generalin trat zum Kanapee, ſich zu

ſetzen. „Dieſes alte Kanapee," ſagte ſie, „mit dem aus Rohr oder Stroh geflochtenen Sitze iſt leider auch noch da! Da müſſen, wie ich euch ſchon öfter geſagt habe, elaſtiſche Polſter her, mit Atlaß überzogen. Eure Wohnung iſt in der That ein großartiges Gebäude; allein es ſieht da alles ſo bürgerlich aus. Ich ſollte hier zu befehlen haben! Da müßte mir alles gräflich, ja fürſtlich werden. Ich begreife gar nicht, wie ihr ſo leben könnet. Ihr ſeyd doch wohlhabend genug, euch elegant und geſchmackvoller einzurichten. Warum doch thut ihr es nicht?"

„Liebſte Schweſter," ſprach der Amtmann, „wir leben hier in unſerer — ich muß es geſtehen — etwas altfränkiſchen Stube vollkommen zufrieden und vergnügt, und ich bin feſt überzeugt, prächtige Möbel könnten uns nicht glücklicher machen. Wozu alſo ſo viel Geld ausgeben für Nichts?"

Jetzt trat Adelheid herein, die in dem Garten, zur Mittagsmahlzeit auf morgen, Bohnen

gepflückt hatte. „Himmel, meine liebste Nichte,“ rief die Tante, und schlug die Hände zusammen, „bist du es, oder bist du es nicht? Was ist seit drei Jahren aus dir geworden! Wie groß und schön bist du! Welches liebliche Gesicht! Welche Rosenwangen! Welche schlanke Gestalt!“

„Adelheid,“ sagte die Mutter, „geh', und mache das grüne Zimmer zurecht; deine Tante wird sich wohl umkleiden wollen. Und dann begieb dich in die Küche, um eine gute Abendmahlzeit zu besorgen.“

Der Amtmann war sehr zufrieden, daß die Mutter es der Tochter ersparen wollte, ein solches Lob anzuhören, und bezeigte ihr mit einem freundlichen Lächeln seine Zufriedenheit; sagte aber dann laut: „Mir ist von der Welt nichts so zuwider, als wenn man junge Mädchen wegen ihrer Gestalt, auf die sie ohnehin nur zu eitel sind, so übertrieben lobt.“

Die Generalin sprach: „Ich sage ja nichts,

als was wahr ist! Wie glänzten ihre dunkelblauen Augen von Freude, als sie mich erblickte! Ihre Blicke strahlten gleich einem Diamanten voll Feuers.“ — „Ei was,“ sagte der Amtmann, „bei diesem Feuer könnte ich nicht einmal meine Tabakspfeife anzünden.“

Die Generalin sprach, ohne sich unterbrechen zu lassen: „Und welche Fülle von goldenen Locken, dergleichen ich noch nie gesehen habe.“ — Der Amtmann sagte: „Diese Locken sind aber doch kein ächtes Gold! Man könnte daraus keine Dukaten prägen.“

„So bist Du immer,“ sagte die Generalin; „immer kommst Du mir mit deinem spöttischen Witze in die Quere und hemmest den Schwung, den meine Reden nehmen wollen. Es bleibt ausgemacht, Adelheid ist eine vollendete Schönheit.“

„Nun wohl,“ sprach der Amtmann, „ich

mag dir nicht immer widersprechen. Auch muß ich gestehen, Schönheit ist eine Gabe Gottes, aber ein gefährliches Geschenk, das schon manchem braven Mädchen zum Falle gereichte. Gott wolle meine Tochter in seinen heiligen Schutz nehmen, und sie davor bewahren. Ich halte es mit Salomo: „Betrüglich ist die Anmuth und eitel ist die Schönheit; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.“

Er stand auf, um nachzusehen, ob die schönen Pferde der Generalin gut versorgt würden, und um Haber herausgeben zu lassen.

Beide Frauen setzten sich auf das Kanapee, und ihre Gespräche waren etwas sonderbar. Die vornehme Staatsdame sprach von dem neuesten Schnitte der Kleider; die treffliche Hausfrau erzählte von dem reichlichen Schnitte, den sie von ihren Kornfeldern sich verspreche. Die Dame redete von dem neuesten Kopfputze; die häusliche Frau versicherte, daß ihre Kohlköpfe im Krautgarten sehr schön stehen. „Ich

gedenke," sagte sie, „nicht nur meine Haushaltung für den Winter gut zu versorgen, sondern noch einige hundert Köpfe zu verkaufen."

Jetzt trat der Amtmann wieder herein, nahm einen Sessel, und setzte sich zu den Frauen.

„Nun, mein lieber Bruder und meine liebe Frau Schwägerin," fing die Frau von Hochberg an, „muß ich euch doch sagen, warum ich eigentlich hieher komme. Allerdings zwar, um nach drei Jahren wieder einmal die Freude zu genießen, euch zu sehen. Ich habe aber noch eine andere wichtige Ursache. Schon seit meinem letzten Hierseyn habe ich euch in jedem Briefe dringend gebeten, mit Adelheid mich zu besuchen, und sie auf eine Zeit mir anzuvertrauen. Es ist unumgänglich nothwendig, daß sie wenigstens ein Jahr in einer großen Stadt zubringe. Es fehlt ihr noch sehr an der erforderlichen Bildung."

Der Amtmann ſprach: „Ich wüßte doch nicht, was ihr noch fehlen ſollte. Sie iſt ein ſittſames, beſcheidenes Mädchen, in allen häuslichen Geſchäften wohl geübt, gewandt und ſehr geſchickt, ihren Aeltern gehorſam und von Herzen fromm. Was kann man mehr fordern? Sie gibt einmal eine ehrenwerthe Hausfrau eines braven Beamten auf dem Lande oder in einem kleinen Städtchen ab. Eine Hofdame kann und ſoll ſie nun einmal nicht werden. Nichts iſt toller, als wenn Beamten ſich dem Adel, und Adelige ſich den Fürſten gleichſtellen wollen. Dieſer Hochmuth hat ſchon viel Unheil in die Welt gebracht.“

Die Mutter winkte dem Vater mit den Augen und ſagte: „Ich bin Gottlob mit meiner Tochter ſehr zufrieden, und kann ſie nicht genug loben. Sie hat uns bisher nur Freude, und nie einen Verdruß gemacht. Ich habe an ihr in meinem beſchwerlichen Hausweſen eine große Stütze, und würde ſie hart vermiſſen. Allein es iſt ſehr erfreulich für uns, daß die gnädige Tante für ihre Nichte ſo wohl-

wollend gesinnt ist. Diese Gnade dürfen wir nicht gering achten. Es ist ein großes Glück für Adelheid, daß sie unter einer so vortrefflichen Anleitung und Aufsicht alles Erforderliche, alles Gute und Schöne, was ihr noch abgeht, erlernen kann."

„Je nun," sagte der Amtmann, „ich kann dir da nicht widersprechen. Indeß ist es eine Sache von großer Wichtigkeit, ob unsere Tochter in die Stadt soll. Wir wollen darüber schlafen, und morgen weiter darüber sprechen."

Jetzt, da es bereits dunkel wurde, kam Adelheid herein, und sagte, das Abendessen sey bereit. Der Amtmann bot seiner Schwester den Arm, und führte sie in das hellerleuchtete Speisezimmer. Sie warf einen schnellen Blick über die kleine Tafel, und sprach: „Schön, sehr schön! Adelheid hat alles über meine Erwartung trefflich angeordnet. Das Tafeltuch gleicht dem neugefallenen Schnee, und die reinen Gläser, die glänzenden, silbernen Leuchter, der große, herrliche Blumenstrauß zwischen zwei

Fruchtkörbchen in Mitte der kleinen Tafel nehmen ſich auf dem weißen Grunde ſehr maleriſch aus.“ Sie ſetzte ſich ſehr vergnügt zu Tiſche, und lobte bei jedem Gerichte, das aufgetragen wurde, Adelheids Kochkunſt.

Gegen Ende der Mahlzeit ſprach Frau von Hochberg: „Dort an der Wand ſehe ich eine Laute; wie wäre es, wenn Adelheid uns eine kleine Tafelmuſik zum Beſten gäbe?“

Adelheid ſang und ſpielte. „Bravo!“ rief die Tante. „Meine Nichte hat eine unvergleichlich ſchöne Stimme, ganz ungemein hell und rein, und ſie weiß die Laute ſehr zierlich zu halten. Aber das Inſtrument, auf dem ſie ſpielt, taugt ganz und gar nichts. Welche garſtige ſchnarrende Töne! Ich möchte ihrem Muſiklehrer, dem alten Schulmeiſter, die Augen auskratzen!“

„Bei den Ohren ſollſt du ihn nehmen,“ ſprach der Amtmann, „denn an feinerem mu-

ſikaliſchen Gehör ſcheint es ihm in der That ein wenig zu fehlen.“

Die Frau Schweſter ſagte lachend: „Dir fehlt es doch nie an Witz; wie wäreſt du ſonſt mein Bruder!“

So verſchieden Bruder und Schweſter in manchen ihrer Anſichten waren, ſo kam es, da beide ſich herzlich liebten, doch nie zu einem Streit. Nach einem fröhlichen Abende begaben ſich alle vergnügt zur Ruhe.

Die Mutter redete aber mit dem Vater, als beide allein waren, noch lange, ob ihre Tochter in die Stadt ſolle, oder nicht. „Sey es,“ ſprach die Mutter, „daß deine Schweſter etwas zu prachtliebend ſey. Sie iſt aber doch eine vortreffliche Frau, voll Verſtand und von durchaus tadelloſem Betragen. Sie iſt eine große Wohlthäterin der Armen; ſie wird in der Stadt und bei Hofe allgemein hochgeachtet. Bei ihr kann unſere Tochter nichts Schlimmes lernen, ſondern vielmehr Alles, was ihr an feiner Le-

bensart noch abgeht. Und dann ist noch Eines zu bedenken. Deine Schwester hat unsere Tochter schon von deren zarten Kindheit an lieb gewonnen. Sie hat, wie ich gewiß weiß, im Sinne, ihr ganzes großes Vermögen unserer Tochter zu vermachen. Sollten wir dieses für gering achten? Wie viel Gutes ließe sich damit stiften! Ein für alle Mal, mit deiner Schwester dürfen wir es nicht verderben."

„Je nun," sprach der Amtmann, „wenn meine Schwester darauf besteht, unsere Tochter mit sich in die Stadt zu nehmen, so mag es geschehen, — aber nur unter der Bedingung, daß beide im künftigen Frühling zurückkommen, um sich des angenehmen Landlebens zu erfreuen — und damit wir ihres erwünschten Umganges genießen können." Ueber diese Entscheidung war die Frau höchst vergnügt.

Am folgenden Tage begab sich die Frau von Hochberg, von Bruder und Schwägerin begleitet, in das Besuchszimmer, wo das Frühstück bereit stand. Sie trat sogleich an eines der

offenen Fenſter, und ſagte: „Ich muß es bekennen, die Ausſicht von hier iſt ſehr hübſch. Das reich angebaute Thal im Sonnenglanze — alle die Aecker und Wieſen, unten am Berge das hübſche Städtchen mit der alten, gothiſchen Kirche, weiterhin die vielen Dörfchen, Weiler und einzelne Bauernhöfe, hinter denen ſich ein ſchattiger Wald erhebt — Alles das zuſammen bildet ein recht artiges Landſchäftchen! Aber auf eurem Berge hier, finde ich es doch gar zu einſam. Man ſieht hier doch gar nichts, als dort eine Magd, die einen Bund Gras auf dem Kopfe trägt, und dort einen Knecht, der ſeine Pferde zur Tränke führt. Wenn ich hier wohnen ſollte, wäre es mir bis zum Sterben langweilig.“

„O nein,“ ſagte die fleißige Hausfrau, „ich habe nie Langeweile; ich finde vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend mehr als genug zu thun.“

„Und mir,“ ſagte der Amtmann, „wird bei meinen vielen Geſchäften die Zeit nur immer zu kurz.“

„Aber wie iſt es mit Adelheid?“ ſagte die Frau von Hochberg; „ſie hat ja gar keine Unterhaltung, die ihrer Jugend angemeſſen wäre, keine Freundin ihres Alters und Standes, nichts als ihre Hühner und Tauben. Was aber das Schlimmſte iſt, ſo kommt ſie nie in eine größere Geſellſchaft, und einzig in dieſer, einzig in der großen Welt kann ſie den ihr geziemenden Anſtand erlernen, die Sicherheit und Leichtigkeit, und den richtigen Takt, mit Menſchen umzugehen. Ich verſichere euch, wenn ich ſie heute, auch im zierlichſten Anzuge, in eine gebildete Geſellſchaft einführen wollte, man würde ſie für nichts halten, als für ein verkleidetes Bauernmädchen. Kurz, es bleibt dabei, Adelheid muß mit mir in die Stadt.“

Der Tag, der zur Abreiſe beſtimmt war, brach an. Die Aeltern beriefen ihre Tochter zu ſich in das Zimmer. Sie trat mit Augen voll Thränen herein. „Liebſte Adelheid,“ ſprach der Vater, „ſo zieh' denn hin! Vergiß in den Zerſtreuungen der Welt nie deiner Aeltern! Vergiß nie Gottes! Bewahre die guten Leh-

ren, die wir dir von deiner Kindheit an gegeben haben, in deinem Herzen. Bedenke, daß unser Leben auf Erden kein bloßer Zeitvertreib seyn soll, sondern daß wir für ein ewiges, besseres Leben, für den Himmel bestimmt sind. Ohne himmlisch gesinnt zu seyn, ohne stetes Andenken an Gott, ohne Andacht ist der Mensch nichts. Nach jedem zerstreuenden Tage sammle dein Gemüth, ehe du dich schlafen legst, wieder vor Gott."

„Ja, liebe Adelheid, das thue," sagte die Mutter. „Es hat mich recht gefreut, daß du deine Andachtsbücher so sorgfältig eingepackt hast. Lies doch an jedem Morgen und jedem Abende ein Gebet. Behalte die schönen Sprüche der heiligen Schrift, von denen für jeden Tag des Monats einer oder der andere darin steht, den Tag über im Sinne. Ehre deine Tante, als deine zweite Mutter; sie meint es sehr gut mit dir. Bete täglich für deine Aeltern; wir werden auch für dich beten. Und nun lebe wohl. Mache, daß unser Wiedersehen in Freude sey. Und Gott sey mit dir."

„Ja," wiederholte der Vater mit Nachdruck. „Gott — Gott ſey mit dir!"

Die Aeltern begleiteten ihre Tochter auf das Zimmer der Tante. „Lieber Himmel," rief dieſe, als Adelheid in Reiſekleidern hereintrat, „was haſt du da für einen Hut? Der iſt ja ſchon ſeit mehr als einem Jahre aus der Mode. Mit dieſem dürfteſt du nicht ausgehen, ohne dich dem allgemeinen Gelächter auszuſetzen. Und dein Reiſemantel da — wie, laß ihn einmal näher betrachten! Er iſt zwar von ſehr gutem, aſchengrauem Atlaß und mit roſenfarbenem Taffet gefüttert! Aber man ſieht es ihm nur zu ſehr an, daß er nicht erſt aus dem Laden kommt. Auch die Farbe trägt man jetzt nicht mehr. Ich wollte wetten, der Mantel iſt noch ein Erbſtück von deiner Großmutter. Aber warte nur, ich werde deine Garderobe muſtern, ich werde dich zu kleiden wiſſen. Ich will dich zuſchnitzeln! Deine Aeltern ſollen dich, wenn du zurückkommſt, gar nicht mehr kennen."

„Das wolle Gott verhüten," sprach der Vater, „daß deine Aeltern in dir, liebe Adelheid, ihre Tochter nicht mehr erkennen sollten. Bleibe du ein frommes, tugendhaftes Mädchen. Das ist die Hauptsache. Bilde dir ja nicht ein, du seyest vornehmer, wenn du dich vornehmer gekleidet sehen wirst. Durch all den Flitterstaat kann man an wahrem Menschenwerthe nicht gewinnen, sondern vielmehr verlieren. Dergleichen Pracht gleicht dem Bande da auf deinem Hute. Es trägt nichts dazu bei, gegen Sonnenschein oder Regen zu schützen."

Beide Aeltern boten ihrer Tochter, die weinend und schluchzend zu der Tante in den Wagen stieg, noch einmal mit Thränen in den Augen die Hände, und riefen: „Gott sey mit dir!"

Drittes Kapitel.

Die große Stadt.

Adelheid befand ſich nun in dem Hauſe der Tante, das einem Pallaſte glich. Das einfache Landmädchen erſtaunte über die Pracht der Zimmer, über die großen Spiegel in goldenen Rahmen, über die mit Gold verzierten Spieluhren auf den Kommoden, über die mit Blumen von allen Farben geſtickten Fußteppiche, und über die mit wunderſchönen Stickereien prangenden Sofa's und Seſſel.

Die erſten Tage behielt die Tante Adelheid zu Hauſe, bis die Putzmacherinnen, die vollauf zu thun bekamen, mit ihrer Arbeit fertig waren. Hierauf lud die Tante einige adelige Fräulein, die von ſehr artigen und feinen Sitten waren, zum Thee ein, um ihre Nichte vorerſt mit dieſen bekannt zu machen.

Adelheid war Anfangs etwas schüchtern, kam aber bald mit ihnen in das Gespräch. Da sie einen lebhaften Verstand und einen schnellen Witz hatte, so wußte sie die Fräulein sehr gut zu unterhalten. Sie fand sich bald so gut in die Art, mit ihnen umzugehen, als wäre sie mit ihnen erzogen worden.

Die Frau von Hochberg setzte ihren Stolz darein, Alles, was von Bildung und feiner Lebensart war, zwei- oder dreimal des Monats in ihrem Hause versammelt zu sehen. Sie stellte ihre Nichte der Gesellschaft vor. Alle Damen und Herren erstaunten über Adelheids Schönheit; auch ihr anspruchloses, ungekünsteltes Betragen fand großen Beifall. Sie sprach zwar nur wenig, aber alles, was sie sagte, war treffend und zeigte von Verstand. Die Tante nahm sie in andere Gesellschaften mit, und ihre Erscheinung erregte allgemeines Aufsehen. Ueberall in der Stadt redete man mit Bewunderung von der liebenswürdigen Nichte der Frau von Hochberg. Wenn man ein Frauenzimmer als sehr schön preisen wollte,

ſo ſagte man: „Beinahe ſo ſchön, als Fräulein Adelheid.“

Es iſt nicht zu verwundern, daß bald Mehrere die ſchöne Nichte und vermuthliche einzige Erbin der reichen Frau von Hochberg ſich zur Gemahlin wünſchten, und ſich um ihre Hand bewarben. Die zwei vorzüglichſten Bewerber waren der königliche Kriegsrath von Kleenau und ein Baron von Clermont.

Der Kriegsrath war in jeder Hinſicht ein vortrefflicher Mann, von ausgezeichneten Verdienſten und allgemein hochgeachtet. Dieſem gab die Tante den Vorzug. „Es wäre,“ ſprach ſie, „ein großes Glück für dich, liebe Adelheid, ſeine Gemahlin zu werden. Er iſt zwar nicht mehr ſehr jung, jedoch in ſeinen beſten Jahren, kaum acht und vierzig. Er ſcheint aber zehn Jahre jünger, ſo gut ſieht er aus. Sein ganzes Betragen iſt voll Anſtand und Würde. Er iſt auch ſehr reich, und hat ſchöne Güter. Was aber noch ſchätzenswerther iſt, ſo erhielteſt du durch dieſe Hei-

rath adelige Vorrechte, würdeſt eine gnädige Frau, und dürfteſt — bedenke, was das iſt! — ſogar bei Hof erſcheinen.“

Der Baron von Clermont, in Frankreich geboren und erzogen, war ein überaus artiger Mann, von ganz ungemeiner Anmuth im Umgange. Er ſprach die deutſche und franzöſiſche Sprache mit gleicher Fertigkeit, war unerſchöpflich an witzigen Einfällen, und wußte Jedermann, am meiſten aber Adelheiden, etwas Angenehmes zu ſagen. Er gefiel ihr ſehr wohl, was aber der Tante höchſt mißfiel, obwohl ſie bisher ſeiner nie ohne große Lobeserhebungen erwähnt hatte.

Die Tante ließ es nicht lange anſtehen, ſondern ſprach eines Morgens: „Höre einmal, Adelheid, ich habe mit dir zu reden. Geſtern hat mich der Baron um Erlaubniß gebeten, dich morgen auf den Ball führen zu dürfen; ich habe es ihm abgeſchlagen, wiewohl — wie es ſich von ſelbſt verſteht — mit aller geziemenden Art. Da er von ſeinen Hoffnungen

ſprach, dich als ſeine Braut an den Altar zu führen, ſo ſagte ich ihm unverhohlen, auf deine Hand dürfe er ſich keine Hoffnung machen. Deine Aeltern würden, wie ich gewiß wiſſe, dieſe Heirath mit einem Ausländer nie zugeben; und auch ich könne, ſo hoch ich den Herrn Baron ſchätze, den Aeltern nicht Unrecht geben. Er ſchien beſtürzt und ſagte, in wenigen Tagen, vielleicht ſchon heute oder morgen, werde er in ſein Vaterland zurückkehren. Daran wird er ſehr wohl thun. Laß ihn ziehen; er iſt einmal nicht für dich. Er iſt zwar, was ich nicht läugnen kann, ein recht hübſcher, feingebildeter Mann, ein trefflicher Geſellſchafter, der eine ganze Geſellſchaft zu beleben weiß. Allein er iſt noch zu jung, — wohl zwanzig Jahre jünger als der Kriegsrath — und zufolge ſeiner Jugend noch zu leichtſinnig, zu flatterhaft. Das iſt ein groſſer Fehler. Kurz, wir kennen ihn noch nicht genug. Auch wiſſen wir nicht, was ſeine Aeltern zu einer ſolchen Heirath ſagen würden. Sicher würdeſt du in dem fremden Lande, fern von deinen geliebten Aeltern, nicht glück-

lich seyn. Gewöhne dich daran, den Kriegsrath als deinen Bräutigam anzusehen. Ich habe ihm mein Wort gegeben; ich habe es in einer zahlreichen Gesellschaft öffentlich ausgesprochen. Mache mich nicht zur Lügnerin. Du wirst Frau von Kleenau. Daran geschieht mein gnädiger Wille!"

Adelheid widersprach ihr nicht; sie sagte blos, sie sey immer bemüht gewesen, der geliebten Tante ehrerbietig zu gehorchen; allein zu der gnädig vorgeschlagenen Heirath „Ja" zu sagen, sey ihr, wiewohl sie gegen den würdigen Mann immer eine kindliche Ehrfurcht gehegt habe, in diesem Augenblicke nicht möglich. Der Tante war dieses für jetzt genug.

Am folgenden Tage klagte Adelheid über heftige Kopfschmerzen, und blieb den Tag über in ihrem Zimmer. Als die Tante Abends Anstalt machte, auf den Ball zu fahren, kam Adelheid zu ihr in das Zimmer und sagte, den Kopf mit der Hand haltend, es wäre ihr unmöglich mitzufahren — und wünschte der

Tante gute Unterhaltung. Sie gedenke, ſagte ſie, ihr Kopfweh auszuſchlafen. „Und wohl auch das Herzweh wegen des Barons,“ dachte die Tante, und wünſchte ihr gute Nacht.

Als am andern Morgen die Tante, bereits um zehn Uhr, ſich zum Frühſtücke niederſetzte, ſprach ſie zur Kammerjungfer: „Wo bleibt Fräulein Adelheid? Geh ſie, und wecke ſie die Siebenſchläferin!“

Die Jungfer ging, kam aber erſt nach einer guten Weile wieder und ſagte: „Ich kann ſie nicht wecken! Sie hat den Schlüſſel zu ſich hineingenommen. Auf alles Klopfen und Rufen gab ſie keine Antwort. Ich fürchte, es ſteht nicht gut mit dem Fräulein!“

Die Tante war betroffen. Sie nahm den Hauptſchlüſſel aus der Kommode, ging die Treppe hinauf und öffnete die Thüre. Allein das Zimmer war leer; das Bett war noch ganz ſo, wie die Kammerjungfer es geſtern Abends zurecht gemacht hatte. Die Tante ſtand,

wie vom Donner gerührt. „Was ſoll das ſeyn! rief ſie; doch wohl nicht entlaufen? Sollte der Baron es gewagt haben, ſie zu entführen? Ach, das wäre zu ſchrecklich und ich wäre des Todes!“

Sie unterſuchte das ganze Zimmer, Kaſten und Kommoden. Die Kleider, die ſie für Adelheid hatte machen laſſen, ſowie das Schmuckkäſtchen, das ſie ihr geſchenkt hatte, waren da. Nur der alte Reiſemantel, den Adelheid mitgebracht hatte, der Hut, ihr alltägliches Hauskleid, und einiges weißes Zeug fehlten. „Alſo doch davon gelaufen!“ ſprach die Tante. „Doch, doch wird ſie ſich nach Hauſe begeben haben. Das Trotzköpfchen wird der lieben Mama klagen wollen, wie ſchnurſtracks die Tante ihrer Neigung entgegen geweſen ſey.“

Sie befahl, unverzüglich anzuſpannen, aber nicht den prächtigen Reiſewagen mit vier ſtattlichen Pferden, ſondern nur ein leichtes Kütſchchen mit zwei Pferden, um eilends zu ihrem Bruder zu fahren. Sie fühlte unterwegs keine geringe Angſt. Als ſie das

Amthaus von ferne ſah, klopfte ihr das Herz noch mehr. „Ach,“ ſeufzte ſie, „wenn es denn doch ſo wäre, wenn Adelheid mit dem Glücksritter wirklich durchgegangen wäre — wie würde der Vater toben, wie würde die Mutter jammern! Gott ſey mir gnädig! Ich würde an Allem Schuld haben müſſen.“

Sie ließ langſamer fahren; ſie ſtieg an dem großen Baumgarten, der zu dem Amthauſe gehörte, aus. Sie ſchlich durch die Hinterthüre in das Haus und trat in die Stube. Der Amtmann und ſeine Frau ſaßen bei der Abendmahlzeit. „Um des Himmelswillen,“ rief ſie, „iſt Adelheid nicht da!“ und rang die Hände.

Die Aeltern erblaßten. Es kam zu Erklärungen. Sie erzählte die traurige Geſchichte, daß Baron von Clermont, ein dem Anſcheine nach edler Mann, ſie heimlich nach Frankreich entführt habe, und daß Adelheid, wie aus

Allem hervorgehe, eingewilligt habe, ſich entführen zu laſſen.

Der Jammer der Aeltern war unbeſchreiblich. Der Vater hielt ſtreng auf Ehre, Tugend und Rechtſchaffenheit und tadelloſes Betragen. „Alſo," ſagte er, „eine — das Wort erſtirbt mir auf der Zunge; ich kann es nicht ausſprechen! Aber das ſind die Früchte eurer galanten Erziehung. Wäre Adelheid bei uns geblieben, hätte ſie, anſtatt der eiteln Putzkünſte, in der Haushaltung, in der Küche und im Garten geholfen, ſo wäre ſie jetzt noch ein gutes, ſchuldloſes Mädchen, und wir hätten die Schmach nicht an ihr erlebt. O es iſt ſchrecklich, ein geliebtes Kind auf dem Wege des Verderbens zu wiſſen! Dieſer Jammer bringt mich in's Grab."

Die Mutter weinte ſchmerzlich. „Du gutes Kind!" ſprach ſie, „du kannteſt die Welt noch nicht. Du wurdeſt bloß hintergangen. Ach, welchem Jammer gehſt du entgegen! Wie wird es dich reuen! Mit welchem zerriſſenen

Herzen wirſt du an das väterliche Haus denken! O wenn du in deiner ſchönſten Jugend geſtorben wäreſt, ſo hätte ich an deinem Grabe wohl heiße Thränen geweint! Aber wie du jetzt lebſt, das iſt ſchrecklicher als der Tod! Ach, könnte ich das Geſchehene ungeſchehen machen, wie gerne wollte ich ſterben!"

Adelheids Entweichung richtete in der ganzen Familie Trauer an, und verdarb einem Jeden ſeine Lebensfreude. Die Tante beſchloß, nicht mehr in der Reſidenz zu bleiben. „Ach," ſagte ſie, „das Ziſchen und Flüſtern der Frauen und Fräuleins, die Adelheids Schönheit beneideten, wäre mir unerträglich! Es iſt mir leid, daß ich noch einmal dahin muß, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Ich werde aber weder Beſuche machen, noch annehmen. Ich werde mich, ſo lange es nöthig iſt, nur heimlich dort aufhalten." Sie zog ſich auf ihre Güter zurück, und führte da ein ſtilles, oft ſehr betrübtes Leben. Sie machte ſich Vorwürfe, Adelheids Unglück veranlaſſet zu haben.

Adelheids Mutter, die in der ganzen Gegend die angesehendste Frau war, und im Städtchen überall, wo sie hinkam, die erste Stelle einnahm, scheute sich auszugehen. Es war ihr, als machte ihr jeder Pflasterstein Vorwürfe über Adelheids Verirrung.

Der treffliche Amtmann legte sein Amt nieder. „Wie könnte ich," sprach er, „ohne zu erröthen, gefallene Töchter bestrafen, da meine Tochter, das erste Mädchen im Umkreise meines Amtes, ihnen ein so trauriges Beispiel gab! Und die bösen, sittenlosen Menschen, wie werden diese sich freuen — wie die Teufel sich eines gefallenen Engels freuen."

Der Amtmann kaufte sich ein ehemaliges Försterhaus tief im Walde, um dort den traurigen Rest seines Lebens zuzubringen.

Viertes Kapitel.

Die Entführung

Kein Menſch konnte begreifen, wie die edle Adelheid, die in einer ſo guten Familie aufgewachſen war, und Gefühl für Tugend und Ehre gleichſam mit dem erſten Lebenshauche eingeathmet hatte, ſich ſo weit vergeſſen konnte. Man konnte nur ſtaunen, daß ſie, ſie, die überall recht für das Vorbild eines ſittſamen, wohlgeſitteten und durchaus tadelloſen Frauenzimmers galt, daß ſie, die allgemein Hochgeachtete, ſo tief geſunken, mit einem fremden jungen Manne zu entfliehen!

Allein Viele ſuchten, zwar keineswegs ſie zu rechtfertigen, jedoch zu entſchuldigen. „Man bedenkt nicht, ſagten ſie, daß die gute Adelheid, die als ein unerfahrenes Landmädchen in die Reſidenz gekommen, von dieſem plötzlichen Wechſel wie betäubt wurde. In ihrem väter-

lichen Hause geboten ihr, von ihrer Kindheit an, die Aeltern mit Ernst. Niemand sagte ihr, daß sie schön sey, oder man lobte sie wenigstens deßhalb nicht. Unter steten, angenehm abwechselnden Geschäften verflossen ihr Tage und Jahre. Jetzt aber traten an die Stelle häuslicher Beschäftigungen Concerte, Theater und Ball. Die Tante hielt ihr einen Musiklehrer und Tanzmeister. Alles, was sie sonst noch lernen mußte, war nur Zeitvertreib, Tändelei und die Kunst zu glänzen. Da sie auf Kosten der Tante gleich einem adeligen Fräulein prächtig gekleidet war, so hielt sie sich für nicht viel geringer, als ein adeliges Fräulein. Ueberdieß sah sie sich von Schmeichlern und Anbetern umgeben. Ein Vergnügen jagte das andere. Die ewigen Zerstreuungen ließen die arme Adelheid fast nie mehr recht zur Besinnung kommen."

Der Baron von Clermont galt übrigens für den gebildetsten Mann in der Residenz. Er beobachtete in seinem ganzen Betragen den höchsten Anstand. Nie kam ein ungeziemendes,

zweideutiges Wort aus ſeinen Lippen. Er ſprach mit Adelheid ſehr viel von Tugend, und wußte ihr, ohne den geringſten Anſchein von Ruhmredigkeit, manche edle Handlung, beſonders manche Wohlthat gegen arme, bedrängte Familien von ſich zu erzählen. Er wußte ihr auf die feinſte Art zu ſchmeicheln, beſonders in franzöſiſcher Sprache, in der ſolche Schmeicheleien noch feiner und lieblicher klangen. Aber nie ſprach er ausdrücklich von Liebe, noch von der Abſicht ſie zu heirathen. So gelang es ihm, Adelheids Zuneigung zu gewinnen. Da ſie ein ſehr gutes Mädchen war, ſo nahm dieſe Neigung eine geiſtige Richtung. Sie hielt den Baron für den edelſten, tugendhafteſten, vollkommenſten Mann, den ſie ſich denken konnte. Der Gedanke, daß ſie ihn, oder er ſie, heirathen wolle, war nie in ihr Herz gekommen. Ueberhaupt dachte ſie noch an keine Heirath, am allerwenigſten mit irgend einem Herrn von Adel. Sie vergaß nicht, ſie ſey doch kein adeliges Fräulein, und ihr Vater, obwohl er ſich „von Thalheim“ ſchrieb, ſey weder Baron noch Graf. Erſt aus dem Munde der Tante hatte

ſie vernommen, daß der Baron ſich Hoffnung auf ihre Hand mache, daß aber die Tante ſeine Bewerbung für immer beſtimmt abgewieſen habe. Adelheid merkte erſt jetzt, da ſie vernommen hatte, der Baron werde nach einigen Tagen abreiſen, und nie mehr zurückkommen, wie ſtark dieſe ihre geheime Neigung zu dem Baron ſey.

Der Baron ſah wohl ein, er werde Adelheid nie überreden können, mit ihm nach Frankreich zu entfliehen, ſondern ſie würde vielmehr über dergleichen Anträge ſich entſetzen, und ihr Herz auf immer von ihm abwenden. Er hoffte jedoch, durch Ueberraſchung könne es ihm gelingen. „Wenn ich ihr nur eine Stunde, ja nur einige Minuten Zeit zur Ueberlegung laſſe,“ dachte er, „ſo wird ſie meinen Vorſchlag und wohl auch mich verabſcheuen.“ Er wußte Zeit und Umſtände ſehr gut zu benützen.

Die Tante hatte, um die prächtigen Zimmer des mitteln Stockes immer frei zu haben und in glänzender Pracht zu erhalten, ihrer

Nichte in dem obersten Stocke ein kleines Zimmer angewiesen. Hier nahm diese nie Besuch an. Selbst die Tante kam nie hinauf, noch viel weniger der Baron, sondern nur, so viel es nothwendig war, die Kammerjungfer. Adelheid hatte sich hier, wie in dem väterlichen Hause, eingerichtet. Sie zog am späten Abende gewöhnlich das Hauskleid an, das sie mit hieher gebracht hatte. Sie pflegte oft noch spät in der Nacht zu lesen. Wann es ihr zu kühl wurde, so bediente sie sich des Mantels, den sie auf ihrer Reise hieher angehabt hatte, und in dem sie doch nicht ausgehen durfte, als eines Schlafrockes. Den Hut benützte sie zu einem Lichtschirme.

Auch jetzt, nachdem die Tante auf den Ball gefahren war, saß sie traurig und betrübt auf ihrem kleinen Zimmer und stützte den Kopf auf die Hand. Sie hatte die vergangene Nacht kein Auge geschlossen; auch am heutigen Tage hatte sie nicht bloß vorgeblich, sondern wirklich Kopfschmerzen. Die entschiedene und bestimmte Erklärung der Tante: „Du bist die Braut des

Kriegsrathes; der Baron ist für immer abgewiesen," hatte sie so angegriffen, daß sie fast ganz außer Fassung gekommen war. Es lag wohl ein offenes Buch vor ihr. Sie konnte aber nicht lesen, sie konnte nichts als weinen.

Da wurde leise an ihrer Zimmerthüre geklopft. Sie wunderte sich, wer, zumal noch so spät, komme, und rief herein. Aber wie erschrak sie, als der Baron, der ihr Zimmer noch nie betreten hatte, herein trat. Sie bebte und zitterte.

Der Baron sprach, sie höchst wehmüthig anblickend: „Verzeihen Sie, daß ich Sie erschreckte. Es war mir aber unmöglich, noch in dieser Stunde von hier abzureisen, ohne Ihnen — ach auf immer! — Lebewohl zu sagen."

Adelheid starrte ihn mit ihren großen blauen Augen an. Eine so plötzliche Abreise des Barons war ihr ganz und gar unerwartet.

„Sie ſind erſtaunt," ſprach er; „allein es iſt nicht anders. Ich habe Briefe erhalten, die mich zu einer ſo plötzlichen Abreiſe nöthigen. Ich gedenke nie mehr hieher zurückzukommen. Was ſollte ich auch noch hier, da Ihre verehrte Tante mir alle und jede Hoffnung benommen hat? Ich würde nur mir, und vielleicht auch Ihnen! unbeſchreibliche Leiden verurſachen. Und das will ich nicht, wenigſtens Ihnen nicht; denn um mich wäre es mir einerlei."

Er hielt mit einer Hand ſein weißes Tuch vor die Augen, bot ihr die andere Hand, und ſagte ſchluchzend: „So leben Sie denn wohl, geliebtes, innigſt verehrtes Fräulein! Leben Sie wohl auf immer! Wir müſſen uns trennen auf ewig."

Adelheid, die bisher nur horchte und ſtaunte, vergoß reichlichere Thränen, faßte ſeine Hand und rief: „Trennen! auf ewig! Nein, das wäre mir unmöglich. Gäbe es denn keinen andern Ausweg mehr!"

„Wir haben nur zwei Wege," ſagte er, „entweder ewige Trennung, oder ewige Vereinigung."

Adelheid blickte ungläubig und kummervoll zu ihm auf. Ihr Blick ſchien um Erklärung zu flehen.

Er wiederholte: „Es iſt kein Ausweg, als ewige Trennung oder ewige Vereinigung."

„Ewige Vereinigung," ſagte ſie leiſe, „wie wäre das möglich?"

„Sie gehen mit mir," ſagte er, „jetzt, ſogleich, und ſo kommt Alles in's Reine."

„Wie?" rief Adelheid, höchſt erſchrocken, und ward bleich wie eine Wand.

„Verzeihen Sie," ſprach er; „der Schmerz machte mich zu viel ſagen. Indeß bin ich Ihnen eine nähere Erklärung ſchuldig; bloß um mich zu vertheidigen, keineswegs um Ihnen einen ſolchen Vorſchlag zu machen. Doch, was

mir da ſo dunkel vorſchwebte" — ſagte er, und faßte mit der Hand ſeine Stirne — „wird mir in dieſem Augenblicke plötzlich klar. Ja, liebſte Adelheid, reiſen Sie mit mir; ich ſchwöre es Ihnen vor dem Angeſichte des Himmels, auf der ganzen Reiſe werde ich Ihnen nicht anders begegnen, als einer geliebten Schweſter, und auf meinem Landgute in der Schweiz, wo ich ganz mein eigener Herr bin, ſoll dann der Prieſter unſere Hände ineinander legen — und wir ſind glücklich."

„Und meine Aeltern?" fragte Adelheid wehmüthig.

„Ihre geliebteſten Aeltern," ſagte er, „werden allerdings einige trübe Augenblicke haben. Allein am Ende werden ſie glücklich ſeyn, wie wir. Die verehrungswürdigen Aeltern werden es gewiß billigen, daß wir der Tante zuvorgekommen, die Sie, ohne die Aeltern auch nur zu fragen, und gegen Ihre Neigung, an einen alten, wiewohl ſehr ehrenwerthen Mann, ſo ganz eigenmächtig verheirathen will. Wir eilen

zu ihnen, fallen ihnen Beide zu Füßen, bitten um Verzeihung, und ſie — die liebenden Aeltern — geben uns unter Thränen ihren theuren Segen. Ich bin überzeugt, ſie würden dieſes in dieſem Augenblicke thun, wenn ſie es nicht mit der Tante zu verderben fürchteten. Sie möchten das Vermögen der Tante nicht gerne verlieren. Allein um dieſes iſt es mir gar nicht. Ich habe, wovon wir beide — ja wovon ſogar eine fürſtliche Familie leben könnte. Ich wünſche und begehre nichts als Sie — einzig nur Sie — ohne alle Mitgabe — ſo wie Sie ſtehen und gehen. Ihre Aeltern werden ſich in der Stille freuen, uns glücklich zu ſehen, ohne es mit der Tante verdorben zu haben. Kommen Sie alſo, mein geliebteſtes Leben! mit mir. Mein Reiſewagen ſteht bereit; in einigen Stunden ſind wir über der Gränze, und der Eingang in's Paradies thut ſich uns auf."

„Ach," ſeufzte Adelheid, „da wäre noch Vieles zu bedenken!"

„Vieles zu bedenken?“ rief der Baron, wie aus einem Traume erwachend, und ſchrecklich um ſich blickend. „Allerdings! Möchten Sie doch bedenken, daß ich dieſe Trennung, von Allem, was mir auf Erden lieb und theuer iſt, nicht ertragen werde, daß ich verzweifeln werde, daß — ach, vergieb mir, guter Gott! — eine Kugel mein elendes Leben enden werde.“

„Ach,“ ſprach er weiter, „ehemals gab es wohl eine großmüthigere Liebe, die ſelbſt das Leben für den geliebten Gegenſtand opferte; aber jetzt — doch nein, es iſt nicht möglich, daß Adelheidens Liebe ſo verzagt, ſo kleinſtädtiſch und kleinmüthig ſey. Nein, nein, ich habe mich nicht geirrt! Du willſt meinen Untergang nicht; du biſt eine hohe, entſchloſſene Seele. Komm alſo — vertraue dich mir, ich will nichts, als dein Glück. Du haſt keine Wahl — entweder mich als Leiche, und den alten Kriegsrath als deinen Bräutigam zu ſehen, oder meine Braut, meine Gemahlin zu werden.“

„Adelheid zitterte und bebte. Sie blickte um ſich. „Wie könnte ich ſogleich reiſen?“ ſagte ſie, „da brauchte es noch viele Anſtalten. Ich habe nur mein altes, ziemlich abgetragenes Hauskleid an. Es iſt nichts gepackt.“

„Anſtalten machen?“ rief er, „ſich umkleiden? packen? — Nichts von all' dem! Wirf dich in deine Reiſekleider, die du mit hieher brachteſt. Schmuck und Alles, was dir die Tante gab, laß da. Wir brauchen, wir wollen nichts von ihr. In zwei Tagen ſind wir an Ort und Stelle; dort ſollſt du Alles köſtlicher erhalten. — Himmel, es ſchlägt neun Uhr. Nun komm, ehe die Thore der Stadt geſchloſſen werden. Komm mit, oder lebe ewig wohl! — Aber nicht wahr, du läſſeſt mich die Reiſe nicht allein machen? Du verſtoßeſt mich nicht! Dort an der Wand hängen ein Mantel und ein Hut. So unſcheinbar ſie beide ſind, mehr brauchſt du nicht.“

Er warf ihr den Mantel um, ſetzte ihr den Hut auf, und ſprach dann: „Stürze durch

überflüßige Bedenklichkeiten nicht dich und mich in's Verderben; denn dieſe Trennung würde doch keines von uns beiden lange überleben.«

Er führte ſie durch eine Seitentreppe des Hauſes hinab in den großen Garten, an das eiſerne Gitterthor, vor dem ſein Reiſewagen hielt. Sie ging mit ihm, halb ſich weigernd, halb bewußtlos. Der Wagen fuhr ab, ließ das Stadtthor hinter ſich zurück, und rollte zwiſchen den hohen Pappeln zu beiden Seiten der Straße in furchtbarer Eile dahin.

Adelheid war noch immer wie träumend. Sie klagte mehrere Male ſchmerzlich aufſeufzend, ſie habe ſich übereilt; ſie habe eine Unbeſonnenheit begangen. Sie bat, umkehren zu laſſen; ſie wollte ausſteigen. Er aber bot alles Erdenkliche auf, ſie zu beruhigen.

Auf der ganzen Reiſe behandelte er ſie mit einer Art von Ehrerbietigkeit. Sie erreichten die Schweiz, und kamen endlich auf

einem ſchönen Landgute am Zürcherſee an. Es war bereits Mittag. Er hob ſie aus dem Reiſewagen. Der Kammerdiener, der zugleich Hausmeiſter war, eine Kammerjungfer und noch andere Dienſtboten eilten unter die Hausthüre herab, und bewillkommten mit tiefen Verbeugungen ihren gnädigen Herrn, und, nachdem er ihnen geſagt, wer das Frauenzimmer ſey, das er mitbringe, ſo begrüßten Alle, ſich ehrfurchtsvoll verneigend, Adelheid, als ihre künftige gnädige Frau.

Der Baron führte Adelheid in den obern Stock; die Zimmer waren ſchöner als jene der Tante, wiewohl nicht ſo prächtig. Sanftrothe Tapeten mit dunkelgrüner Einfaſſung, große Spiegel mit reichen, goldenen Rahmen und einige Meiſterſtücke von Gemälden zierten die Wände; Tiſche und Fußböden waren mit farbenreichen Teppichen belegt; Seſſel und Sopha glänzten von polirtem, braunem Holze, und die Kiſſen darauf waren mit grünem Damaſte überzogen. Durch die hellen, klaren Spiegelfenſter hatte man eine Ausſicht

auf den See und die Berge, die entzückend ſchön war.

In einem kleinen Zimmer, das ſchöner war, als alle übrige, blieb der Baron ſtehen, und ſprach: „Geliebteſte Braut! Dieſes Zimmerchen habe ich, obwohl Ihnen alle zu Gebote ſtehen, Ihnen zur Wohnung beſtimmt.“

Der Baron ſetzte ſich hierauf mit Adelheid zu der ſehr niedlich bereiteten Mahlzeit. Nach Tiſche ſprach er: „Ich gehe jetzt, und beſuche einen meiner adeligen Freunde in der Nachbarſchaft, um mit deſſen Beihülfe Anſtalten zur Trauung zu machen.“

Die Anſtalten waren aber, theils von dieſem ſeinem vertrauten Freunde, dem er ſein Vorhaben geſchrieben, theils von ſeinem Kammerdiener, auf ſeine hieher geſchickten Befehle, ſchon bereits faſt alle gemacht, indem er ſicher darauf gerechnet hatte, ſein Anſchlag, Adelheid zu entführen, werde nicht mißlingen.

„Morgen Abends,“ ſprach er zu ihr, „ſehe ich Sie wieder, und werde meinen Freund mitbringen. So ſchmerzlich dieſe kurze Trennung iſt, ſo nothwendig iſt ſie, damit wir ganz glücklich werden. Leben Sie indeſſen wohl.“

Adelheid ſah ſich nun allein, und brach in reichliche Thränen aus, die ſie bisher mit Mühe zurückgehalten hatte, jetzt aber ihnen freien Lauf ließ. „O Gott,“ ſeufzte ſie, „was habe ich gethan! Mit einem fremden Manne, ſo edel und gut er auch iſt, zu entweichen, mich ohne Wiſſen der Aeltern zu verheirathen — es iſt ſchrecklich! — Ich begreife ſelbſt nicht, wie ich mich konnte zu dieſer Unbeſonnenheit verleiten laſſen.“

Es wäre auch unmöglich geweſen, wenn ihr befangenes Herz ihren ſonſt ſo hellen Verſtand nicht getrübt hätte. Sie brachte alle die Zeit, während der Baron ausblieb, mit Weinen und Beten zu. Sie trat bald an dieſes, bald an jenes Fenſter. „Ach, mein

Gott,“ ſprach ſie, „der Himmel ſo hell und rein, und mein Gemüth von ſo ſchweren Wolken verdunkelt! Der See ſo ſtill und ruhig, und mein Herz ſo voll Unruhe!“

Dann fiel ſie wieder auf die Knie nieder, und flehte zum Himmel aufblickend: „O Gott, verzeih — verzeih! Mache Du, was ich ſchlimm gemacht habe, wieder gut. Nur Du, barmherziger Gott! kannſt Alles — Alles — auch unſre Fehler, die wir bereuen, uns zum Beſten leiten.“

Gegen Abend kam der Baron mit ſeinem Freunde an. Beide bemühten ſich, Adelheid zu erheitern, und aßen mit ihr zu Nacht. Am Morgen darauf trat die Kammerjungfer zu Adelheid in das Zimmer, bat ſich die Gnade aus, die gnädige Braut bräutlich ankleiden zu dürfen, und öffnete eine Tapetenthüre. Adelheid trat in ein Ankleidezimmer, wo die prächtigſten Kleider, nebſt Perlen und Edelſteinen, ſo ausgebreitet lagen, wie ſie, vom Glanze der Morgenſonne beleuchtet, am

schönsten in's Aug' fielen. Alle Kleider waren ihr wie angemessen. Als Braut gekleidet und einen Blumenkranz im Haare, trat sie bald wieder in ihr Zimmer, und erstaunte selbst über ihr schönes Bild in dem großen Spiegel. Der Bräutigam war so prächtig gekleidet, daß er mit Ehren neben einer so schön geputzten Braut stehen konnte. Ein Geistlicher sollte jeden Augenblick erscheinen; endlich kam er, ein ältlicher Mann mit bereits grauen Haaren, und segnete das Brautpaar ein. Der adelige Freund des Bräutigams, und der Kammerdiener waren die Zeugen, wünschten nach der Einsegnung der Braut Glück, und versicherten, ein schöneres Paar habe die Sonne noch nie beschienen.

Das Hochzeitmahl, an dem freilich nur wenige Personen Theil nahmen, war kostbar und auserlesen. Zu Ende des Mahles wurde Champagner gebracht, und vor Allen auf das Wohl der liebenswürdigen Braut und deren theure, hochverehrte Aeltern getrunken. Adelheid äußerte, mit Thränen in den Au-

gen, den Wunsch, daß der Bräutigam, seinem Versprechen gemäß, sogleich morgen mit Anbruch des Tages mit ihr zu ihren geliebten Aeltern reisen werde. „O ganz gewiß!“ sprach er, und gab sogleich seinem Hausmeister Befehle, Anstalten zur Reise zu machen.

Am folgenden Morgen aber trat der Hausmeister mit verlegenen Mienen herein, und sagte, daß der Reisewagen, der bei der letzten schnellen Fahrt bedeutenden Schaden genommen, erst reparirt werden müsse, und daß Wagner und Schmid ihn vor zwei Tagen nicht wieder in brauchbaren Stand setzen könnten. Als er endlich — nach acht Tagen — fertig geworden, waren keine Pferde aufzutreiben. Hierauf trat äußerst stürmische Witterung ein, und es regnete in Strömen. Als das Wetter wieder schön war, kam zahlreicher Besuch, und man ergötzte sich mit Lustfahrten auf dem See. Als die vornehmen Gäste fort waren, klagte der Baron über eine Verkältung, die er sich auf der Wasserfahrt zugezogen habe. Und so kam

auch in der Folge ein Hinderniß nach dem andern.

Der Baron bot inzwiſchen alles auf, damit Adelheid doch einmal vollkommen heiter werde, und trug die junge Frau gleichſam auf den Händen. Allein bei all dieſem Glanze, bei allem Ueberfluße, allen Schmeicheleien und Vergnügungen, fühlte ſich Adelheid nie ganz glücklich. Immer lagen ihre geliebten Aeltern ihr im Sinne. „Ach, Du lieber Gott,“ ſeufzte ſie jeden Morgen, „wann wird der Tag anbrechen, da ich ſie wieder ſehe, ihre Verzeihung erflehen kann, und ganz glücklich werde!“

Fünftes Kapitel.

Ein unerwarteter Beſuch.

Eines Abends ſaß die junge Frau auf dem Kanapee und der Baron neben ihr. Sie ſang ein Lied, das er mit der Laute begleitete. Da wurde raſch an der Thüre geklopft — und ehe man herein rief, trat ein ihr gänzlich unbekannter, betagter, ſehr wohlgekleideter Herr, der ein rothes Ordensbändchen am Knopfloche ſeines dunkelblauen Ueberrockes trug, mit feſtem Tritte in das Zimmer.

Der Baron ſprang mit einem Schrei des Entſetzens auf, und die Laute entfiel ſeinen Händen. „Himmel, Sie!“ rief er, „Sie?! Wie kommen Sie hieher?“

Der Fremde nahm einen Brief aus ſeinem Taſchenbuche, und ſagte ganz trocken:

„Erſt lies dieſen Brief; dann wollen wir uns weiter ſprechen.“

Der Baron blickte auf die Addreſſe, und ward todtenblaß. „Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer,“ ſprach er, „dort, hoffe ich, ſollen wir uns über alles verſtändigen.“

Er war ſo betroffen, ſo verlegen und außer Faſſung, daß auch Adelheid darüber erſchrak und zitterte. Er vermied es,. ſie anzuſehen. Der Fremde aber warf ihr, bevor er zur Thüre hinaus ging, noch einen ſo verachtenden Blick zu, daß er ihr durch die Seele ging.

Die zwei Männer blieben über eine Stunde auf des Barons Zimmer. Oefter hörte ſie den Fremden ſehr laut und heftig reden. Es lagen aber zwei andere Zimmer zwiſchen dieſem und jenem. Adelheid verſtand daher nicht, was geſprochen wurde, und hinzuſchleichen und zu horchen, hätte ſie für niedrig und ihrer unwürdig gehalten.

Endlich trat der Baron sehr hastig in Reisekleidern in ihr Zimmer und sagte: „Adelheid! Ich muß in dringenden Familien-Angelegenheiten auf einige Tage verreisen. Es soll dir indessen nichts abgehen. Lebe wohl!“

Er hörte den ihm fürchterlichen Mann kommen, und eilte aus dem Zimmer. Er ging mit ihm die Treppe hinab, und zur Hausthür hinaus. Adelheid sah ihnen durch ein Fenster nach. Sie gingen auf einen grossen Reisewagen zu, der nebst zwei Reitern etwa hundert Schritte vom Hause hielt. Der Fremde stieg mit dem Baron ein, und der Wagen fuhr, von den Reitern begleitet, die mit Säbeln bewaffnet waren, eilig ab.

Adelheid wußte nicht, was sie aus dem Allen machen solle. Indeß ahnete ihr, der sie erschütternde Besuch betreffe ihre schnelle, übereilte Heirath. Das Aeußere des Fremden zeigte, daß er ein angesehener Mann sey. Daß der Baron ihm unterwürfig, oder wie

immer von ihm abhängig seyn müsse, schloß sie aus des Barons ehrerbietigem Benehmen.

„Vielleicht ist er sein Onkel,“ sagte sie, „von dem er einige Male sprach. Ja, ja, er nannte ihn einen Ludwigs-Ritter; sicher ist's der Onkel. Gewiß mißbilligt dieser unsere Heirath. Wie hätte er mich sonst so verächtlich anblicken können! Wie hätte er sonst abreisen können, ohne mir, der Frau des Hauses, ein Wort zu sagen; ohne mich, die Gemahlin seines Neffen, sich vorstellen zu lassen? Ach, er will ganz und gar nichts von mir wissen! Er will mich nicht anerkennen. Ich habe sehr thöricht gehandelt, in eine Familie zu heirathen, von der ich Niemand kenne, von der ich nicht weiß, ob ich ihr angenehm seyn würde. Sie nimmt mich nicht auf, und die Meinige habe ich verlassen. Ich bin sehr, sehr unglücklich! Ich bin sehr elend daran. Ohne Aeltern, Verwandte, Gemahl, in einem fremden Lande! Es ist schrecklich. Aber es geschieht mir recht; ich habe es nicht besser verdient. Ohne Ein-

willigung der Aeltern, ja ohne dieſe nur einmal zu fragen, den wichtigſten Schritt zu thun, der über das Glück des ganzen Lebens entſcheidet, iſt höchſt unbeſonnen, höchſt ſtrafbar. Das kann keine Roſen bringen. Das fühle ich jetzt — leider zu ſpät, aber nur zu ſchmerzlich.“

Es bemächtigte ſich ihrer eine große Angſt. Es war ihr unbeſchreiblich bange. Sie fand nirgends Ruhe. Sie ging von einem Zimmer in das andere. Sie kam in das Ankleidezimmer ihres Mannes. Alles lag ſehr unordentlich umher. Sie ſah aus dieſer Unordnung, die ihm ſonſt zuwider war, daß er ſich ſehr eilend reiſefertig gemacht habe. Sie wollte ein wenig aufräumen. Sie nahm das ſeidene Hauskleid des Barons, das über einen Seſſel geworfen war, und wollte es in den Kleiderkaſten hängen. Indem ſie es nahm, rauſchte ein Papier in der Schubtaſche, wo er gewöhnlich Briefe von Wichtigkeit, bis ſie beantwortet waren, über der Bruſt zu verwahren pflegte. Sie nahm das Papier her-

aus. Es war der Brief, den der Fremde gebracht und der Baron ſchnell in dieſe Taſche geſteckt hatte. Zitternd öffnete ſie den Brief und las mit Entſetzen:

„Liebſter Gemahl!“ Das einzige Wort Gemahl traf ſie wie ein Donnerſchlag. Sie ſank faſt ohnmächtig in einen Armſeſſel. Sie erholte ſich etwas. Sie ſah nach der Unterſchrift und las: „Deine getreue Gemahlin Charlotte Clermont, geborne von Dürant.“

Die beſtürzte Adelheid war faſt des Todes. Sie durchlas den Brief öfter; ſie faßte nur einzelne Sätze, als:

„Was ich von Dir hören muß, iſt zu „ſchrecklich, als daß ich es glauben könnte. „Indeß vernahm ich zuverläßig, Du habeſt „Dich, während ich, deine rechtmäßige Ge„mahlin, noch lebe, zum zweiten Mal ver„heirathet.“

„Ich kann es nicht glauben! Allein, daß

„Du mit einer — wie ſoll ich ſagen —
„Freundin, das Wort iſt zu gut, und ein
„anderes ſchäme ich mich zu gebrauchen —
„alſo daß Du mit einer Andern lebeſt, iſt eine
„ausgemachte Sache.“

„Oft war ich in Verſuchung, ſie in die
„unterſte Hölle zu verfluchen. Ich that es
„aber nicht; ich hielt mich noch zurück. Ja,
„wenn ſie mein Verhältniß, die heiligen Bande,
„die uns knüpfen, wüßte, dann wäre ſie aller-
„dings verfluchenswerth. Aber wenn ſie Dich
„für frei hält, wenn ſie dein Herz und deine
„Hand hofft, oder zu beſitzen glaubt, dann
„iſt ſie höchſt, höchſt bedauernswerth, höchſt
„unglücklich. Ich bedauere die Unglückliche,
„die betrogen iſt, wie ich.“

„Ich weiß zwar wohl, ich bin Dir nicht mehr,
„was ich Dir vor drei Jahren geweſen. Zwei
„Wochenbette haben die Roſen meiner Wangen
„abgepflückt; allein gedenke deiner zwei Kinder,
„die Dich Vater nennen. Könnteſt Du ſie einer
„fremden unerlaubten Leidenſchaft aufopfern?“

„Ach Gott! die großen Summen Geldes, „die von Dir im Auslande verſchwendet wer„den, entzieheſt Du deinen Kindern. — Es „iſt mir das Geringſte, daß ich bereits nicht „mehr Standes gemäß leben kann; aber un„ſere Kinder jammern mich, daß ihnen Man„gel und Armuth droht. Denn die Schul„den, die Du gemacht haſt, überſteigen be„reits den Werth unſerer Güter.“

„Dein Onkel, der Dir dieſe Zeilen über„reicht, wird Dich, hoffe ich, in meine Arme „zurückführen. Ich bat den rechtſchaffenen, „aber ſehr hitzigen Mann, Dir wenigſtens „kein Leid zuzufügen. Alles ſey vergeben und „vergeſſen, wenn Du nur von deiner Ver„irrung zurückkommſt, und wieder der Mei„nige wirſt.“

Dieſe und ähnliche Stellen erſchütterten die arme Adelheid. Jedes Wort war ihr gleichſam ein Dolchſtich. Es war ihr, als wankten die Grundfeſten der Berge umher. Sie ging mit matten Schritten zurück in ihr

Zimmer. Sie warf ſich in einen Lehnſeſſel, den ſie mit Mühe erreichte, und ſaß lange wie leblos, unfähig zu denken, ſo da.

Es war Nacht geworden. Sie öffnete ein Fenſter, um friſche Luft zu ſchöpfen. Der Mond ſchien hell und freundlich, ſpiegelte ſich in dem ruhigen See und beleuchtete die Gebirge. Allein in ihrem Herzen tobte ein fürchterlicher Sturm. In ihr war alles Gefühl für die Schönheiten der Natur vernichtet. Die helle, ſtille Mondnacht war für ſie eine fürchterliche Schreckensnacht. Sie dachte nicht daran, ſich zur Ruhe zu begeben. — „Ach,“ ſeufzte ſie, „für mich iſt keine Ruhe mehr in der Welt.“

Endlich brach der Tag an; die Gipfel der Berge färbten ſich im Glanze der Morgenröthe, und ſtrahlten aus dem See zurück. Allein Adelheid ſeufzte: „O wenn es nur nicht mehr Tag würde! O möchten jene Berge über mich herfallen und mich und meine

Schuld bedecken, möchten alle Wellen des See's über mich hingehen!“

Ihr Zuſtand war fürchterlich, unbeſchreiblich jammervoll. Sie ſank faſt ohnmächtig auf das Kanapee. Sie fühlte ſich ſo ſchwach, daß ſie ſtärkende Tropfen nehmen wollte. Sie ſchellte zwei-, dreimal vergebens. Weder die Kammerjungfer, noch ſonſt ein Menſch kam. Sie fiel wirklich in Ohnmacht, und blieb, auf das Kanapee zurückgeſunken, ohne mehr etwas von ſich ſelbſt zu wiſſen, ſo liegen.

Sechstes Kapitel.

Eine Freundin in der Noth.

Nachdem Adelheid sich aus ihrer Ohnmacht etwas erholt hatte, schellte sie noch einmal, so stark sie konnte. Da trat eine nach Schweizerart ländlich gekleidete Frau herein. Adelheid mußte jetzt mit Erstaunen vernehmen: Das schöne Landgut gehöre keineswegs dem Herrn Baron, sondern so, wie die ganze Hauseinrichtung — wie alle die schönen Gemälde, Spiegel, Uhren, auch Betten und Küchengeschirre, kurz Alles — einem reichen Kaufmanne, der nur zu Zeiten hieher komme; der Baron habe hier, in dem obern Stocke nur zur Miethe gewohnt; sie, die Frau und ihr Mann, die den untern Stock bewohnen, seyen bloß die Pachtleute des Landgutes, der Weinberge, Obstgärten, Aecker und Wiesen umher; der Herr Baron habe ihnen

ſtreng verboten, weder die obern Zimmer zu betreten, noch mit ſeinen Leuten Gemeinſchaft zu machen. Der vornehme Herr, der den Baron gleich einem Gefangenen fortgeführt, habe den Kammerdiener, die Köchin und Magd, auch die Kammerjungfer abgedankt, ausbezahlt und fortgejagt; ſeinen eigenen zwei Bedienten aber befohlen, die Kleider des Barons in deſſen Koffer zu packen und mitzunehmen. Einer der zwei Bedienten habe ihr die Schlüſſel zu den obern Zimmern übergeben.

Die ehrliche Schweizerin fing an zu weinen. „Ach, meine gute, liebe gnädige Frau,“ ſprach ſie, „ich habe wegen Ihnen heute Nacht und dieſen Morgen ſchon viele Zähren vergoſſen! O Du lieber Gott, ſo ſchön, ſo jung, und ſo unglücklich! Ach, es war doch grauſam, Sie ſo allein, ſo einſam, und ohne alle Bedienung in einem fremden Hauſe ſitzen zu laſſen. Ihr Herr Gemahl muß freilich irgend eine nicht kleine Uebelthat begangen haben; aber Sie — man ſieht es an ihrem

frommen, unſchuldigen, redlichen Geſichte — wiſſen nicht einmal davon! Gott wolle ſich Ihrer erbarmen! Was aber ich für Sie thun kann, dazu bin ich von Herzen bereit. Sie haben vorher geſchellt. Was ſteht zu Ihrem Befehl?«

Adelheid ſprach: »Ich möchte — aber erſt hernach — bloß ein wenig Suppe. Für jetzt habe ich eine wichtigere Angelegenheit. Ich muß nothwendig mit dem geiſtlichen Herrn ſprechen, der meine Ehe eingeſegnet hat. Ich weiß leider ſeinen Namen nicht zu nennen. Euch wird er aber wohl bekannt ſeyn. Schickt doch zu ihm, und laßt ihm ſagen, daß ich ihn dringend bitte, mich auf eine Stunde zu beſuchen, indem ich mich bei ihm Raths erholen wolle.«

Die Schweizerin ſagte: »Ich und mein Mann haben den geiſtlichen Herrn, als er in ſeiner Kutſche daher gefahren kam, wohl geſehen. Der Kammerdiener, der herab kam, um ihn hinauf zu führen zum gnädigen Herrn,

nannte ihn Herr Pfarrer; wie aber er und seine Pfarrei heißen, ist uns gänzlich unbekannt.«

»Nun,« sprach Adelheid, »der Herr Marquis, der nur ein paar Stunden von hier wohnt, und bei meiner Vermählung Zeuge gewesen, weiß dieses gewiß. Laßt euch bei ihm erkundigen.«

»Wohl,« sagte die Schweizerin, »mein Mann wird dieses gerne thun.« Sie ging, kam aber bald wieder, und brachte die Suppe. »Mein Mann,« sagte sie, »ist schon fort, und es wird nicht lange anstehen, bis er mit sichern Nachrichten zurück kommt, oder noch besser, den geistlichen Herrn mitbringt. Steht Ihnen sonst noch etwas zu Diensten?«

Adelheid sprach: »Ihr habt gewiß ein gutes Gebetbuch?«

»O ja,« sagte die Frau, »ein recht schönes; für alle Nöthen und Bedrängnisse stehen

gar anmuthige Gebete darin. Ich habe mich daran oft recht erquickt.“

„Nun,“ sprach Adelheid, „so seyd so gut, und bringt es mir! Wegen meiner übereilten Reise hieher konnte ich meine Bücher nicht mitnehmen.“

Die Schweizerin brachte das Buch, und so oft sie wieder herein kam, um zu sehen, was die gnädige Frau mache, las diese mit nassen Augen in dem Buche. Die Schweizerin bot ihr, so oft sie wieder kam, allerlei gute Speisen an. Adelheid wollte aber von Allem nichts. „Ich kann jetzt unmöglich essen,“ sprach sie. „Ach, wenn nur euer Mann bald zurück käme!“

Endlich kam der biedere Schweizer. „Nun“ rief Adelheid, „was sagte der hochwürdige Herr?“

„Der nichtswürdige Schurke!“ schrie der Schweizer höchst aufgebracht, in seiner derben

Art zu sprechen; „Gott verdamme ihn in die unterste Hölle. Er wird dem Galgen, oder wenigstens dem Zuchthause sicher nicht entrinnen. Doch ich will Alles der Ordnung nach erzählen. Ich kam an die Schloßpforte und trat in den Schloßhof. Ein Hausknecht sagte mir, die gnädige Herrschaft sey eilig abgereist; von dem geistlichen Herrn, nach dem ich fragte, wußte er aber ganz und gar nichts. Ich sah den Gärtner in dem Garten arbeiten, und dachte, der wird es mir besser sagen können. Ich ging zu ihm hinein. Aber wir beide glotzten einander an, wie zwei Ochsen. Er ließ aus Schrecken die Schaufel fallen, und ich hatte gute Lust, ihn bei den Haaren zu packen, und ihn mit meinem Knotenstock tüchtig durchzuprügeln. Er war es, der sich in einen Geistlichen verkleidet und für einen Herrn Pfarrer ausgegeben hatte. Ich ging in das Wirthshaus, und ließ mir einen Schoppen Wein einschenken. Ich kenne den Wirth sehr gut, und er hat mir schon manches Faß Wein, schon manchen Zentner Käse und schon manches schöne Stück Schlachtvieh abgekauft. Ich

fragte ihn vertraulich, was denn der Gärtner da drüben für ein Mann sey?“

„Ein liederlicher Mensch,“ sagte der Wirth, „und mich wundert nur, wie sein gnädiger Herr in seinem Dienste einen solchen Kerl dulden mag. In seiner Jugend hat er das Gärtnerhandwerk erlernt, das er wirklich sehr gut versteht. Er wußte sich aber einen Meßnerdienst zu erschleichen, und machte alle Verrichtungen zur allgemeinen Zufriedenheit. Allein wegen Betrugs und Veruntreuungen wurde er mit Schmach davon gejagt. Jetzt dient er wieder als Gärtner. Er ist ein Bösewicht und zu jedem schlechten Streiche bietet er willig die Hände. So sprach der Wirth,“ sagte der Schweizer und schloß seine Erzählung mit den Worten: „Nur ein so gottloser Spitzbube konnte sich unterstehen, sich in einen Geistlichen zu verkleiden und frevelhafter Weise eine solche heilige Handlung vorzunehmen. Doch sind die zwei gnädigen Herren, die ihn dazu verleiteten, noch viel strafbarer als er.“

Adelheid hatte ihm ſtillſchweigend und todtenblaß zugehört. „Ach,“ ſprach ſie, „ich bitte Euch, verlaßt mich jetzt. Ich will, ich muß jetzt allein ſeyn. Nachher wollen wir mehr miteinander reden.“ Der Schweizer und die Schweizerin gingen.

Adelheid ſprach nach einer langen furchtbaren Stille: „O welch ein Abgrund von Falſchheit und Betrug! Ich bin betrogen — ſchrecklich — entſetzlich — ungeheuer — mehr als es die Sprache ausdrücken kann. Ich bin höchſt unglücklich. Doch, ſey's um mich. Aber du, meine liebe Mutter, und du, mein guter Vater, ach, daß ich Elende über Euch beide einen ſolchen Jammer, eine ſolche Schmach bringe — das iſt mir noch das Schmerzlichſte! Ihr habt es um mich nicht verdient. O daß ich mich an Euch, an die mich Gott und die Natur angewieſen haben, gehalten, und nicht, von Liebe verblendet, der Schlange geglaubt hätte! Denn das iſt der Mann, den ich für einen edlen Mann gehalten, und ihm ein gröſſeres Vertrauen, als noch je einem Menſchen,

geſchenkt habe. Nun iſt das Paradies für mich auf immer verloren — jenes Paradies der Unſchuld und Seligkeit, in dem ich im Hauſe meiner Aeltern und unter den Bäumen, die es umgeben, aufgewachſen bin! — Ach, verlaſſen, verrathen, verſtoßen von der ganzen Welt, weiß ich nicht mehr, was ich anfangen ſoll!“

Ueber eine Weile kam die gutherzige Schweizerin wieder herein. „Das Mitleid mit Ihnen, läßt mir keine Ruhe,“ ſagte ſie. „Ich muß ſehen, wie es Ihnen gehe! Auch muß ich Ihnen doch ſagen, was mir einfiel. Sie haben wohl ſchon von dem berühmten, uralten Gotteshauſe Maria-Einſiedeln gehört. Da Sie über Ihre Heirath in Ihrem Gewiſſen doch unruhig ſind — wie wäre es, wenn Sie dahin gingen? Es gibt dort recht gute, recht fromme, einſichtsvolle Beichtväter. Ich rathe Ihnen dahin zu gehen, und es wird Sie gewiß nicht reuen, meinen Rath befolgt zu haben. Viele Menſchen, die ein unruhiges Gewiſſen oder ſonſt ein ſchweres Seelenleiden hatten, — haben

dort Troſt und die Ruhe des Herzens gefunden. Man ſagt, daß dort ſchon viele Gebete erhört wurden, viele Wunder geſchehen ſeyen. Die größten Wunder, die dort geſchehen, ſind aber die innerlichen Wunder der Bekehrung, der Beſſerung, der Beruhigung, welche in dem Herzen manches Sünders, manches Bedrängten vorgegangen ſind.“

„Der Rath iſt gut!“ ſprach Adelheid, „aber wie komme ich dahin? Ich habe mich ohne Begleitung nicht über eine Viertelſtunde weit vom väterlichen Hauſe entfernt; auch ſo lange ich bei meiner Tante wohnte, bin ich nie allein ausgegangen.“

„Ich würde Sie begleiten,“ ſagte die Frau; „allein ich darf meine Kinder nicht ſo lange ohne Aufſicht laſſen. Freilich ſcheint es mir unklug, ein ſo ſchönes Fräulein ſo allein über Feld gehen zu laſſen; wenn Sie aber einen Pilgerſtab, den ich Ihnen geben kann, in die Hand nehmen, ſo wird Jedermann Ihnen, als einer Wallfahrterin, mit frommer Achtung

begegnen. Auch werden Sie von hier nach Einſiedeln nicht mehr als zwei bis drei Stunden zu gehen haben.“

„Nicht weiter?“ ſprach Adelheid, „ſo will ich auf der Stelle gehen. Mein Herz ſchmachtet nach Troſt.“

„Nun wohl,“ ſagte die Frau, „das freut mich! Aber Mittag iſt bereits vorbei. Sie haben heute noch nichts genoſſen, als ein Paar Löffel voll Suppe. Ich will, ehe Sie gehen, Ihnen noch etwas zu eſſen bereiten; Sie möchten ſonſt auf dem Wege erliegen. Ach Du mein Gott! Sie ſehen ja von Schrecken, Angſt und Kummer ſo blaß aus, als wären Sie erſt von einer ſchweren Krankheit aufgeſtanden. Sie müſſen ſich nothwendig mit etwas Speiſe ſtärken. Haben Sie nur eine kleine Geduld; ich bin gleich wieder da.“

Adelheid ſprach: „Um Euch Mühe zu erſparen, will ich drunten eſſen. Geht nur einſtweilen hinab; ich werde euch gleich folgen.“

Die Schweizerin ging. Adelheid wollte von Allem, was ihr der Baron geschenkt hatte, nichts behalten. Sie legte das schöne Kleid, das sie an hatte, ab, und zog ihr altes Hauskleid an, in dem sie hieher gekommen war, nahm ihren alten Mantel um, hängte den Hut an den Arm, ging hinab und trat in die ländliche, nach Schweizerart sehr reinliche, wohl und bequem eingerichtete Stube.

Es freute sie, wieder einmal Gemälde aus der heiligen Geschichte zu erblicken, die sie mit Andacht betrachtete, wiewohl sie nicht sonderlich gut gemalt und nur in braune hölzerne Rahmen gefaßt waren. Sie setzte sich an das Tischchen, das für sie allein sehr reinlich gedeckt war.

An der Wand, ihr gegenüber, hingen zwei alte Gemälde aus der Schweizergeschichte, und unter jedem stand ein Reim.

Auf dem einen Bilde war Wilhelm Tell abgebildet, der seinem kleinen Sohne, auf den

Befehl des grauſamen Landvogts den Apfel vom Kopfe ſchoß, und ſo die Veranlaſſung gab, daß die Schweiz von den ungerechten Bedrückungen der Landvögte und von unverſchuldetem Elend befreit wurde. Unter dem Bilde ſtand der Reim:

Ein Apfel hat die Welt
um's Paradies gebracht,
Ein Apfel hat die Schweiz
zum Paradies gemacht.

„O ja wohl," ſeufzte Adelheid, „wie durch den Ungehorſam der erſten Menſchen das Paradies verloren ging, ſo habe auch ich das Paradies der Unſchuld, das in meinem väterlichen Hauſe mich erfreute, verloren. — Das ſchöne Schweizerland mag wohl ein Paradies ſeyn, aber nur für ſchuldloſe Herzen."

Auf dem andern Bilde war der fromme Einſiedler Niklas von der Flüe abgebildet, der die entzweiten Schweizer zur Eintracht ermahnte und ſie glücklich wieder vereinigte. Unter dieſem Bilde ſtand der Reim:

Des frommen Niklas Wort
half mehr als Tellen's Pfeil:
„Seyd, liebe Schweizer, Eins —
sonst ist für euch kein Heil."

„Ja," sprach Adelheid, „Eins zu seyn mit Gott, gegen Den ich gesündigt habe, Eins zu seyn mit meinen geliebten Aeltern, von denen ich mich getrennt habe, das wünscht mein Herz, darnach verlang' ich. O barmherziger Gott, vereinige mich wieder mit Dir! Laß mich mit meinen geliebten Aeltern wieder vereinigt werden!"

Die Schweizerin brachte jetzt Suppe, Eierspeisen, Butter und Brod, auch etwas Käse, und schenkte ein Gläschen Wein ein. „Nun essen Sie, trinken Sie;" sprach sie, „denn Sie brauchen Stärkung."

Zwei Kinderchen der Schweizerin waren mit ihrer Mutter in die Stube gekommen. „Sey nicht so traurig," sagte der Knabe zu Adelheid, „du bist ja eine gnädige Frau!" Das Mädchen sagte: „Sey lustig, du kriegst ja jetzt genug zu essen."

Adelheid ſprach: „O wie unſchuldig dieſe Kinder ausſehen! Wie fröhlich ſie ſind! Gott wolle ſie bewahren; Er wolle geben, daß ſie nicht einmal in einen ſolchen Jammer gerathen, wie ich!“

„Ja,“ ſagte die Mutter mit Thränen in den Augen, „das gebe Gott! um das will ich Ihn täglich bitten!“

Während Adelheid, ſchon jetzt etwas ruhiger und getroſter, aß und trank, beſchrieb die gute Frau ihr genau den Weg nach Einſiedeln, damit ſie ihn ja nicht verfehlen könne. Mit einer Art von Begeiſterung erzählte die fromme Schweizerin von dem großen, prachtvollen Gotteshauſe, dieſem bewundernswerthen Tempel zu Einſiedeln, und von der kleinen Kapelle, die ſich darin befinde, und in der noch das Marienbild aufbewahrt und verehrt werde, das ſchon der heilige Einſiedler Meinrad, dem die ganze Abtei ihr Entſtehen danke, in ſeiner Zelle gehabt habe.

„Nun merken Sie weiter," sagte sie; „aus der großen Kirche kommt man seitwärts in eine kleinere, jedoch ziemlich große Kirche mit vielen Beichtstühlen. Da nicht nur aus der Schweiz und aus Deutschland, sondern auch aus Frankreich und Italien viele Andächtige nach Einsiedeln kommen, so steht an jedem Beichtstuhle geschrieben, in welcher Sprache da Beicht gehört werde. — Es wird aber spät werden, bis Sie ihre Andacht entrichtet haben, und Sie müssen daher in dem ansehnlichen Marktflecken Einsiedeln übernachten. In jedem Hause werden jedoch dort Pilger und Wallfahrter beherbergt, und fast jedes Haus hat deßhalb einen Schild. In einem Hause aber, das fast von allen der Kirche am nächsten liegt — sie nannte dessen Schild — werden Sie am besten aufgehoben seyn. Die Hausfrau ist meine Jugendfreundin, eine sehr fromme, rechtschaffene Frau; sie wird sich freuen, wenn Sie ihr einen Gruß von mir, ihrer Freundin Verene, bringen. Und dann noch Eins! Es versteht sich, daß Sie morgen wieder hieher zu mir zurückkommen. Da

ihre Aeltern, so viel ich aus ihrem Gespräche abnahm, wohl fünfzig Meilen weit von hier wohnen, so wissen Sie doch nicht gleich wohin. Ich habe ein recht hübsches Stübchen; das will ich Ihnen einräumen. Da können Sie bleiben, so lang Sie wollen, je länger, je lieber. Und nun gehen Sie mit Gott."

Die zwei Kinderchen der Schweizerin sagten: „Du, gnädige Frau, bring uns fein von Einsiedlen etwas Schönes und Gutes mit."

Adelheid warf ihren grauen Atlasmantel wieder um, setzte ihren Sammethut mit dem verblichenen Bande auf, nahm den Pilgerstab und Rosenkranz in die Hand, und ein kleines Bündelein, in das sie Gebetbuch, etwas frisches Leinenzeug und einige Kleinigkeiten gepackt hatte, unter den Arm, und machte sich auf den Weg. Die Frau begleitete sie eine Strecke weit, und sagte ihr mehrmal Lebewohl. „Beten Sie auch für mich!" rief sie ihr noch nach, und die Kinder riefen wiederholt: „Bring uns fein etwas mit!"

Siebentes Kapitel.

Die Wallfahrt.

Adelheid hatte auf dem ganzen Wege ihr Gemüth zu Gott erhoben. „O Du barmherziger Gott!“ betete ſie, „zu Dir nehme ich meine Zuflucht! Laß mich Vergebung meiner großen Sünde finden. Und Du, Sohn Gottes, mein göttlicher Heiland, Du ewig guter Hirt! nimm mich, Dein armes verlornes Schäflein wieder zu Gnaden auf. Laß mich aus dem Munde Deines Dieners die Worte hören: Tochter, deine Sünden ſind dir vergeben; geh' hin im Frieden.“

Sie war ganz in Andacht vertieft; ſie achtete nicht darauf, daß ihre dünnen, ſeidenen Schuhe von den ſcharfen Kieſeln der rauhen Wege faſt zerriſſen, und ihre Füße wund worden. Auf dem ganzen Wege begegnete ihr

Niemand, als hie und da ein kleiner Zug Wallfahrter, die laut beteten. Sie wurde von Allen, da ſie in ihr auch eine Wallfahrterin erkannten, freundlich gegrüßt und grüßte ſie wieder.

Auf einmal hörte ſie, ehe ſie noch die Kirche ſah, den tiefen, mächtigen Ton einer großen Glocke, dergleichen ſie in der Reſidenz nicht gehört hatte. Sie ging eiliger. Jetzt erblickte ſie die zwei hohen Kirchthürme. Sie kam in den Flecken und wollte ſich, ehe ſie in die Kirche ging, eine Nachtherberge ſichern. Sie trat in das bezeichnete Haus. Die Hausfrau grüßte ſie, als ſie den Gruß von Verene vernahm, höchſt freundlich und zeigte ihr ein kleines artiges Stübchen, wo ſie übernachten könne. Adelheid eilte aber ſo ſehr in die Kirche, daß ſie vergaß ihren Reiſeſtab und ihr Bündelein abzulegen.

Als ſie der Kirche ſich näherte, vernahm ſie feierliche Orgeltöne und einen herzerhebenden Choral; denn es wurde eben die Veſper

gesungen. Mit heiliger Ehrfurcht trat sie in den herrlichen Tempel; das hohe Gewölbe, die schönen Gemälde, die vielen Altäre, die Säulen, Gold und Marmor übertrafen alle ihre Erwartung. Es war ihr aber jetzt nicht darum zu thun, dieses Alles näher zu betrachten. Auch bei der kleinen Kapelle mit dem Marienbilde, die sich in der großen Kirche befindet, und um die eben jetzt viele Betende versammelt waren, hielt sie sich nicht auf. Sie begab sich unverzüglich in die Nebenkirche, die für Beichtende bestimmt ist."

Hier wurde Adelheidens Herz auf eine andere Art ergriffen. In dem Altarblatte erblickte sie die reuige Magdalena, mit einer solchen Kunst und Wahrheit gemalt, daß es Adelheiden war, als schwebe ihr die Heilige selbst vor Augen. Sie betrachtete die edle kniende Gestalt, die rothgeweinten Augen, die gefalteten Hände, den Ausdruck von Schmerz, Reue und Vertrauen in den zum Himmel gerichteten Augen, und ihr selbst drangen die Thränen in die Augen; sie faltete die Hände,

fiel auf ihre Knie nieder und ſagte bei ſich ſelbſt: „O göttlicher Heiland, bei Dir hat Magdalena Verzeihung ihrer vielen Sünden gefunden. O welch ein Troſt, daß Du die Sünder aufnimmſt! Ich habe geſündigt, wie Magdalena. Wie ſie komme ich zu Dir! Wie ſie möchte ich meine Sünden bereuen! Und wie ſie aus einer Sünderin eine Heilige werden. O hilf mir Du dazu!“

Sie beichtete hierauf; ſie fand großen Troſt und große Beruhigung. Sie kniete auf's neue vor dem Altare nieder; ſie blieb, da faſt alle andächtige Pilger ſich nach und nach entfernten, auf dem Steinpflaſter knien. „O Gott!“ betete ſie, „ich glaube nun, mit Dir ausgeſöhnt zu ſeyn. Ja, Du haſt mir, ich zweifle nicht, meine Sünden verziehen. Gieb nun, daß meine Aeltern mir auch verzeihen, und mich als eine reuige Tochter wieder aufnehmen mögen.“

Während Adelheid mit ihrer Andacht beſchäftigt war, kamen ihre Aeltern, ohne etwas

von ihr zu wissen, auf einer Schweizerreise nach Einsiedeln. Nachdem beide den großen herrlichen Tempel bewundert und dort gebetet hatten, wollten sie nun die kleinere, daran gebaute Kirche auch noch sehen; sie gingen hinein und blieben einige Schritte vom Eingange stehen.

„Gott im Himmel," sprach die Mutter leise zum Vater, „sieh, dort kniet unsere Adelheid."

„Was fällt dir ein!" sprach der Vater, „die mütterliche Liebe macht, daß du dir dieses nur so einbildest. Unsere unglückliche Tochter ist ja leider nach Frankreich entflohen!"

„Nein, nein," sagte die Mutter, „sie ist es wirklich. Ich kenne ja den braunen Hut, mit dem verblichenen grünen Bande, und den aschengrauen Mantel. Sieh nur, der Mantel, den sie ein wenig zurückgeschlagen hat, ist es gewiß; er ist mit dem mir wohlbekannten blaßrothen Taffet gefüttert. Ach Gott, es

muß ihr recht hart gehen; ſie hat nicht einmal ganze Schuhe. Und ſieh, ein Stab und ein kleines Bündelchen liegen neben ihr. — Doch, ich will mich vollkommen überzeugen, daß ſie es ſey.“

Sie ging, als wollte ſie nur die Altäre beſehen, näher zu ihr hin, und blieb ſeitwärts, in einer kleinen Entfernung von ihr ſtehen. Sie konnte ihr, wegen des Hutes, nicht in das Geſicht ſehen, hörte ſie aber ſeufzen, und ſah, daß ſie weinte, indem ihre Thränen auf das Steinpflaſter, auf dem ſie kniete, herabtröpfelten und es benetzten.

Adelheid war ſo in Andacht und Wehmuth verſunken, daß ſie gar nichts davon merkte, ſie werde beobachtet. Jetzt ſah ſie auf einmal ſchmerzlich ſeufzend zum Himmel. Dieſer Blick drang der Mutter in's Herz, ſie brach über das bleiche, mit Thränen benetzte Angeſicht der noch immer geliebten Tochter auch in Thränen aus. Sie ging wieder zum Vater hin und ſagte: „Sie iſt's! Komm, wir

wollen zu ihr hingehen, ihr verzeihen und sie mit uns nach Hause nehmen.“

Der Vater sprach: „Ich bin in diesem Augenblicke zu erschüttert, als daß ich ruhig mit ihr reden könnte. Sie hat eine zu große Schmach über uns gebracht, als daß ich ihr so leicht verzeihen könnte. Ich will sichere, unwiderlegbare Beweise sehen, daß sie ihren Fehler aufrichtig bereue, ihren Sinn geändert und sich wahrhaft gebessert habe.“

„Ach,“ sagte die Mutter, „wenn du ihren Blick zum Himmel, ihr bleiches, mit Thränen benetztes Angesicht gesehen hättest, du könntest an der Aufrichtigkeit ihrer Reue unmöglich zweifeln.“

„Nun wohl,“ sprach der Vater, „so gehe zu ihr hin, rede mit ihr, und nimm sie mit dir auf unser Zimmer im Gasthause. Dort will ich sie erwarten.“

Achtes Kapitel.

Die Mutter.

Die Mutter trat wieder zu der Tochter hin. Die arme Adelheid ſeufzte eben: „O Gott, jetzt will ich mich aufmachen, und zu meinen geliebten Aeltern zurückkehren. O gieb Du, daß ſie mich nicht verſtoßen.“

Indem ſie ſo betete, wurde ſie von einer zarten, weißen Hand, die mit einem einfachen goldenen Ringe geziert war, ſanft beim Arme gefaßt, und eine leiſe Stimme ſagte: „Adelheid!“

Sie blickte auf, rief „Mutter!“ ſtreckte beide Arme nach ihr aus, und wäre umgeſunken, wenn die Mutter ſie nicht umfaßt und in den mütterlichen Armen gehalten hätte. Adelheid blieb lange ohnmächtig; endlich kam ſie wieder zu ſich. Sie ſah ihrer Mutter

in's Geſicht, das von der innigſten Liebe zeigte, ſah ihre Thränen und vernahm ihre liebevollen Worte: „Liebes Kind, ſey getroſt. Du biſt ja in den Armen deiner Mutter; nun ſoll uns nichts mehr trennen.“

„O Mutter, liebſte Mutter,“ ſprach Adelheid, „o wie gut, — wie gut ſind Sie! O ich möchte vor Reue jetzt gleich in Ihren Armen ſterben! O wie ſchrecklich habe ich geſündigt, ein ſolches Mutterherz zu betrüben. Können Sie mir verzeihen?“

„Liebſte Adelheid,“ ſprach die Mutter, „hier vor dem Altare, vor Gottes Angeſicht bezeuge ich dir, daß ich dir von ganzem Herzen verzeihe. Gott verzeiht ja auch, wie ſollten wir Menſchen einander nicht verzeihen! Er hat der reumüthigen Magdalena ihre großen Sünden vergeben, wie ſollte ich meiner reuigen, ſchrecklich betrogenen Tochter nicht vergeben?“

Adelheid ſprach: „Es iſt eine wunderbare Fügung Gottes, daß Sie hieher gekommen.

Er hat Sie, gerade jetzt in meinem größten Jammer, mir zu Hülfe geschickt. Aber was macht mein Vater? Wird er mir je verzeihen!“

„Ich hoffe,“ sprach die Mutter, „er werde dir verzeihen, wie ich dir verziehen habe. Er ist auch hier. Komm, ich führe dich jetzt zu ihm.“

Adelheid erschrak heftig, daß sie vor dem Angesichte des ernsten Vaters erscheinen sollte; sie zitterte und bebte sichtbar und wäre wieder umgesunken, wenn die Mutter sie nicht aufrecht erhalten hätte.

Einige Leute kamen herbei, und fragten: „Ist es dem Fräulein wieder übel geworden? Können wir womit helfen?“

„Es ist schon wieder besser,“ sagte die Mutter. „Ich danke euch für euren guten Willen. Aber laßt uns nur gehen. Ich will sie jetzt aus der Kirche in die frische Luft führen.“

Als beide aus der Kirche heraus traten, ſah die Mutter wohl, daß Adelheid das Gehen nicht vermöge. Die Schrecken des vorigen Abends, die ſchlafloſe, angſtvolle Nacht, der Kummer und die tiefe Betrübniß des heutigen Tages, die ihr ungewohnte Fußreiſe hieher, der plötzliche, ihr ganz unerwartete Anblick ihrer Mutter hatten ſie ganz erſchöpft. Dazu kam noch der Gedanke, jetzt vor ihrem ſo ſchrecklich beleidigten Vater erſcheinen zu müſſen.

Die Mutter ſprach: „Zu dem Gaſthofe iſt es ziemlich weit. Du vermagſt nicht dahin zu gehen. Was fangen wir doch an?“

Adelheid ſagte: „Ich habe mir dort in dem kleinen Hauſe, wohin es gar nicht weit iſt, eine Wohnung beſtellt.“

„Das iſt ſehr gut,“ ſagte die Mutter, „dahin wollen wir gehen, und da bleiben, bis du dich erholt haſt.“

Sie traten in das kleine Stübchen. Die Wände und die Stubendecke waren, ſo wie der

Stubenboden, von Tannenholz; ebenſo der kleine Tiſch und die zwei Stühle. Alles, beſonders das niedrige Bett, das beinahe die Hälfte der engen Wohnung einnahm, war höchſt reinlich. An den Wänden erblickte man nichts, als das Bildniß des Gekreuzigten, und einen kleinen Spiegel, den man mit der flachen Hand hätte bedecken können.

Die Mutter führte Adelheid auf einen der zwei Stühle, und ſetzte ſich auf den andern. Nachdem Adelheid ſich etwas erholt hatte, erzählte ſie aufrichtig die Geſchichte ihrer Entführung.

„Ach, erſt jetzt," ſagte ſie, „ſehe ich ein, was für heilloſe Künſte der falſche Mann angewendet hat, mich zu betrügen; früherhin war ich wie blind! Das Schrecklichſte aber für mich war zu vernehmen, daß der Baron ſchon verheirathet iſt, und die Vermählung mit mir nichts, als Trug und Täuſchung war. Ach dieſer Mann, in den ich ein ſo unbegränztes Vertrauen geſetzt habe, hat mich

unausſprechlich unglücklich gemacht! So groß meine Liebe zu ihm geweſen, ſo groß wurde mein Haß. Doch, Gott wol'e ihm vergeben; ich kann es noch nicht von ganzem Herzen! — O Mutter, liebſte Mutter! Ach, daß Sie damals, als ich die erſte Neigung zu dieſem Manne empfand, der unter einem ſo angenehmen Aeußern ein ſo ſchwarzes Herz verbirgt, bei mir geweſen wären! O gewiß! ich hätte Ihnen dieſe entſtehende Neigung mit kindlichem Vertrauen entdeckt. Denn ich wußte ja, daß Sie mich liebten, und nie etwas Anderes wollten, als mein Glück. Sie hätten mich gewarnt und ſo wäre ich vor dieſem Unglücke, dem ſchrecklichſten, das mir begegnen konnte, bewahrt geblieben! Meine Unerfahrenheit, meine thörichte Neigung, die auch meinen Verſtand blind machte, hatte ſo traurige Folgen für mich!"

„So iſt es," ſprach die Mutter; „die Leidenſchaft trügt und macht unglücklich. Ein junges, unerfahrenes Herz bedarf guten Rath, ſonſt muß es die unüberlegte Wahl der ver-

blendeten Augen ſchrecklich büßen. Es iſt daher höchſt nothwendig, daß junge Leute, die ſich verheirathen wollen, bevor ſie ſich in eine Bekanntſchaft einlaſſen, ihre Aeltern oder auch andere einſichtsvolle, gutgeſinnte Leute um Rath fragen.“

Adelheid hätte nun doch gerne gewußt, wie es möglich war, daß gerade in der Stunde, als ſie dort vor dem Altare kniete, die Mutter, die wohl fünfzig Meilen weit von ihr entfernt wohnte, hieher kam, und ſo ganz und gar unerwartet zu ihr trat, um ſie ſo liebevoll zu tröſten.

Die Mutter erzählte, daß der Vater aus Betrübniß über das Unglück ſeiner geliebten Tochter krank geworden; daß die Krankheit wegen ſeines beſtändig nagenden Kummers, den keine Arznei lindern konnte, langwierig wurde; daß der Arzt endlich verſicherte, die Krankheit ſey zwar gehoben, allein zur gänzlichen Erholung und Wiederherſtellung des theueren Kranken wiſſe er kein beſſeres Mittel — als eine Reiſe.

„Der Vater," erzählte die Mutter weiter, „immer noch traurig und niedergeſchlagen, zeigte wenig Luſt dazu. Ich drang aber in ihn, den guten Rath des weiſen Arztes zu befolgen. Der Vater hatte ſchon in ſeiner Jugend eine Reiſe in die Schweiz gemacht, und, wie du weißt, uns oft von den herrlichen Bergen und Thälern, von ſo manchem ſchönen See, und von dem biedern Schweizervolke erzählt. Ich redete ihm zu, dieſe Reiſe zu wiederholen, und erbot mich, ihn zu begleiten. Denn wie hätte ich ihn können allein reiſen laſſen! Auch ich freute mich darauf zu meiner eigenen Erheiterung, deren auch ich ſehr bedurfte, die geprieſenen Berge und Thäler der Schweiz zu ſehen; noch mehr aber verlangte mich, den berühmten Wallfahrtsort, von dem ich ſchon ſo viel Rühmliches gehört hatte, und den ich ſchon längſt gerne geſehen hätte, zu beſuchen. Und ſo geſchah es denn, daß ich und der Vater nach Einſiedeln kamen, und daß ich — glücklicher Weiſe, oder vielmehr durch Gottes Fügung — eben da du die mütterliche Hülfe am nöthigſten hatteſt, dort vor dem Altare dich wieder gefunden habe."

Neuntes Kapitel.

Der Vater.

„Doch, jetzt komm," ſprach die Mutter, „der Vater wartet auf uns."

Adelheid ſtand auf, und ſeufzte: „Ach, wie iſt es mir ſo bange, vor den ehrwürdigen Vater zu treten, über den ich einen ſo unermeßlichen Jammer gebracht habe! Mir iſt es, wie einer Uebelthäterin — die vor ihren erzürnten Richter treten ſoll."

„Komm, komm," ſprach die Mutter, „und faſſe Muth. Ich verſichere dich, der Vater liebt dich ſo innig, als ich dich liebe. Er hat ſich zwar immer ernſt gegen dich betragen, ſtreng auf Gehorſam gehalten, und die zärtliche Liebe, die er für dich hatte, nie ganz geäußert. Er hatte den Grundſatz: „Man muß es die Kin-

der nicht merken lassen, wie sehr man sie liebe.“ — „Furcht,“ sagte er, „ist den Kindern Anfangs, und bevor sie aus dem Rohen gearbeitet sind, unumgänglich nothwendig; die Liebe zu den Aeltern bleibt dann nicht aus. Ich habe auch immer gefunden, daß Kinder, die in steter Ehrfurcht gegen die Aeltern erzogen worden, ihre Aeltern mehr liebten, als jene Kinder, die man mit zu großer Zärtlichkeit behandelte, ihnen in Allem nachgab, und jeden ihrer kindischen Wünsche erfüllte. Also zuerst Furcht, und erst alsdann Liebe. Gott macht es mit uns Menschen ja auch so. Furcht Gottes — Ehrfurcht vor Gott — ist der Anfang der Weisheit; ihre Krone aber ist die Liebe.“ — So sprach der Vater. Nochmal, ich versichere dich, du wirst einen liebevollen Vater an ihm finden.“

Als beide zur Thüre hinaus gehen wollten, trat der Vater herein. Es war ihm zu lange geworden, auf Mutter und Tochter zu warten. Er hatte sie aufgesucht, und wurde in dieses Haus gewiesen. Adelheid fiel ihm

zu Füßen, umfaßte ſeine Knie, und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum die Worte hervorbringen: „Vater, ich habe geſündigt vor dem Himmel und vor dir; ich bin nicht mehr werth deine Tochter zu heißen!“

Der Vater hob ſie liebreich auf, ſchloß ſie in ſeine Arme und ſprach: „Ich bin von deiner Reue überzeugt! Ich kann nun auch ſagen: Dieſe meine Tochter war für mich todt und lebt nun wieder; ſie war verloren, und iſt nun wieder gefunden.“

Beide Aeltern begaben ſich nun mit ihrer wiedergefundenen Tochter aus dem zu engen Stübchen in das geräumige Zimmer, das ſie in dem Gaſthofe gemiethet hatten. Hier erzählte die Mutter dem Vater ausführlich, was ſie eben jetzt aus dem Munde der Tochter vernommen hatte: wie liſtig das arme Kind von ihrem Verführer überraſcht und zu dem unglücklichen, beklagenswerthen Schritte, mit ihm zu entfliehen, verleitet worden.

Der Vater ſagte am Ende der Erzählung: »Nun wollen wir die Geſchichte beſchließen, wie es in dem Evangelium heißt, und für ein neues Kleid, neue Schuhe, und einen Ring an den Finger ſorgen.« Denn er ſah, daß ſie nur ein abgetragenes, alltägliches Hauskleid anhatte, daß ihre Schuhe zerriſſen waren, und daß ſie den angeblichen Brautring, der nur traurige Erinnerungen in ihr erweckt hätte, weggelegt habe.

»Auch eine Freudenmahlzeit wollen wir veranſtalten,« ſprach der Vater. Es ſpeisten dabei zwar nur Vater, Mutter und Tochter auf dem Zimmer, das ſie im Gaſthofe bewohnten. Adelheid aber fühlte ſich unausſprechlich ſelig, nun mit Gott und ihren geliebten Aeltern ausgeſöhnt zu ſeyn. »O,« ſagte ſie, »was liegt doch bei allem Schmerz für eine Seligkeit in der Reue!«

»Und im Verzeihen,« ſprach der Vater. »Gott iſt wohl auch deßhalb der Seligſte, weil Er ſo viel verzeiht.« —

Am folgenden Morgen, als die Glocken zur Kirche riefen, begaben Vater und Mutter, ihre Tochter in ihrer Mitte, sich in den majestätischen Tempel, dem barmherzigen Gott für Seine gnädige Leitung zu danken. Die Aeltern dankten während des Hochamtes — es wurde eben das Fest Mariä Himmelfahrt gefeiert — daß Gott sie die verlorne Tochter wieder habe finden lassen. Adelheid zerfloß in Thränen des Dankes, daß Gott ihr eine so große Barmherzigkeit erzeigt habe.

Nach dem Gottesdienste kehrten die Aeltern mit der geliebten Tochter in den Gasthof zurück, nahmen ein Frühstück, und beschlossen während desselben hier noch einige Tage zu bleiben, bis Adelheid sich von ihren Leiden erholt hätte, auch eine bessere Kleidung für sie verfertigt werden konnte.

„Ach, welcher seligen Tage erfreue ich mich hier!“ sprach Adelheid mehrmal. „Im Hause der Tante hatte ich, bei allen den geräuschvollen Ergötzungen, bei allen den prächtigen Mahl-

zeiten, bei Musik und Tanz nie eine so innig frohe Stunde; und in dem Hause des Barons, so sehr er sich bemühte, mit Schmeicheleien, Lustbarkeiten, Lustfahrten auf dem See, mich zu unterhalten, lag mir immer ein schwerer Stein auf dem Herzen.«

Adelheid erholte sich sichtbar; ihre Blicke waren wieder heiter, und auf ihren blassen Wangen zeigte sich wieder ein sanftes Roth. Auch beide Aeltern lebten neu auf. Da sprach der Vater: »So viel Schönes und Erfreuliches die Schweiz hat, so kann ich doch nirgends mehr eine größere Freude finden, als mir bereits zu Theil worden, indem ich meine geliebte Tochter wieder gefunden habe. Wir wollen wieder nach Hause.«

»O nicht mehr nach Hause,« sagte Adelheid; »den Spott, der meiner dort wartet, könnte ich, wiewohl ich ihn verdient habe, nicht ertragen; auch das Mitleid mancher guten Menschen würde mir wehe thun. O nicht nach Hause!«

Die Mutter ſprach: „Ja ſo, du weißt es noch nicht, daß wir nicht mehr in unſerm angenehmen Schloſſe wohnen. Wir haben uns in ein abgelegenes, aber ſehr hübſches Haus im Walde zurückgezogen. Wir leben da ſehr einſam, machen keine Beſuche, und erhalten auch wenige. Es wird dir aber da gewiß gefallen.“

Ehe Adelheid mit ihren Aeltern nach Deutſchland zurück reiste, ſprach ſie zu ihrer Mutter: „Ich habe noch eine kleine Angelegenheit zu beſorgen. Ich empfinde gegen jene brave Schweizerin, die mir den Rath gegeben, nach Einſiedeln zu gehen, den innigſten Dank! Ihr habe ich es, nächſt Gott, zu danken, daß meine lieben Aeltern mich hier wieder gefunden haben. Sie hat, als ich mich von aller Welt verlaſſen ſah, ſich meiner voll des herzlichſten Mitleids angenommen. Sie hat mich nicht nur mit Speis und Trank erquickt; ſie wußte mich auch auf das liebreichſte zu tröſten. Eine Mutter hätte nicht zärtlicher für mich beſorgt ſeyn können. O ich habe es da recht erfahren, wie wohl es thut, wenn man im äußerſten

Elende und unter lauter fremden Menschen ein so liebevolles Herz findet! Ich habe ihr versprochen, wieder zu ihr zu kommen, und so lange, bis ich zu meinen Aeltern zurückkehren könne, bei ihr zu wohnen. Ich würde gern noch einmal sie besuchen, aber ich entsetze mich davor, jenes Haus des Unglücks noch einmal zu betreten. Ich werde ihr daher schreiben, und ihr aus Dankbarkeit einige Geschenke schicken.«

Sie ging mit ihrer Mutter in einen Kaufladen, und kaufte für die menschenfreundliche Schweizerin und deren Kinder schöne und dauerhafte Zeuge zu Kleidern; auch vergaß sie nicht, noch besonders für die Kinder allerlei Spielsachen und einige Zuckerwaaren einzukaufen. In dem Briefchen sagte sie, vor allem müsse sie ihrer Wohlthäterin, die an ihrem Schicksale so vielen Antheil nehme, die Freudennachricht melden, daß sie hier in Einsiedeln ihre geliebten und liebevollen Aeltern gefunden habe; diesen Zeilen lege sie einen kleinen Beweis ihrer Erkenntlichkeit bei. Sie

packte alles zuſammen, trug den Pack in das Haus, in dem ſie zuerſt Herberge genommen hatte, und bat die Hausfrau, ſie wolle den Brief nebſt beiliegendem Pakete ihrer Freundin Verena überſchicken. Die Frau hatte eine große Freude, und verſicherte, ſogleich morgen in aller Frühe wolle ſie ihrer geliebten Freundin alles ſelbſt überbringen. Auch dieſer Frau machte Adelheid noch ein anſehnliches Geſchenk.

Nachdem dieſe kleinen Geſchäfte beſorgt waren, ſetzten Vater und Mutter ſich mit ihrer wiedergefundenen Tochter in ihren bequemen Reiſewagen, und fuhren geraden Wegs nach Deutſchland.

Zehntes Kapitel.

Das Kloſter.

Adelheid kam mit ihren Aeltern glücklich in deren Wohnung an, die in einem grünen Thale zwiſchen Wald und Felſen lag. Der Vater hatte das ehemalige, etwas verfallene Förſterhaus recht gut und ſchön wieder herſtellen laſſen; die Mutter hatte die innere Einrichtung beſorgt. Adelheid freute ſich, die gewohnten Möbel, die Gemälde, den Spiegel mit dem breiten, ſchwarzen Rahmen, die Wanduhr mit dem langen, ſchön polirten Kaſten, Kommoden, Kanapee und Seſſel hier wieder anzutreffen. Sie lebte hier, voll der kindlichſten Liebe gegen ihre Aeltern, ſelige Tage; auch die Aeltern waren gegen ſie lauter Güte und Wohlwollen, und freuten ſich, ſie wieder bei ſich zu haben.

Eines Tages kam ganz unerwartet die Tante an; aber nicht mehr mit solcher Pracht wie ehemals, sondern in einem sehr bescheidenen Anzuge. Der Vater hatte ihr geschrieben, Adelheid sey wieder gefunden. Die Tante hatte sich augenblicklich aufgemacht, und war hieher gefahren, ihre Nichte wieder zu sehen. Adelheid eilte mit Augen voll Thränen auf sie zu, und bat sie um Verzeihung wegen des Kummers, den sie auch ihr verursacht habe.

„Ach," sprach die Tante, „ich habe vielmehr Ursache, dich um Vergebung zu bitten! Es war sehr unweise von mir, daß ich dich gegen deine Neigung zu einer Heirath nöthigen wollte; es war thöricht von mir, daß ich den gefährlichen Menschen, den Baron, den ich freilich für besser hielt, als er war, oft sehr lobte, ihm freien Zutritt in mein Haus gestattete, und es gern sah, wenn er sich mit dir in französischer Sprache unterhielt; freilich hatte ich dabei keine andere Absicht, als daß du von ihm lernen möchtest,

dieſe Sprache recht zierlich und rein zu ſprechen. Die ganze Bildung, die ich dir geben wollte, war verfehlt. Ich war die Veranlaſſung zu deiner Entweichung. Ich bitte, du und deine geliebten Aeltern wollen mir dieſe meine Thorheit vergeben.“ Sie blieb einige Tage, und verſprach bei dem Abſchiede, öfter wieder zu kommen.

Adelheid nahm ſich, um ihre Mutter zu erleichtern, ſehr thätig um die kleine Haushaltung an, und beſorgte alle Geſchäfte. Mit beſonderer Luſt wartete ſie des großen, ſchönen Gartens am Hauſe, der, um ihn gegen Wildſchaden zu ſichern, mit einer Mauer umgeben war. Sie pflanzte hier, wie ehemals, da ſie noch in dem väterlichen Hauſe lebte, Gemüſe und Blumen. Auch junge Hühner zog ſie, und ſchaffte Tauben an, um den Tiſch der Aeltern gut zu beſtellen.

Dem Vater, deſſen Augen bereits ſchwach wurden, las ſie, theils aus franzöſiſchen, theils aus deutſchen Büchern vor. Hie und da

ſang ſie ein ſchönes, am liebſten ein geiſtliches Lied, das ſie mit der Laute begleitete, die ihr die Tante geſchickt hatte. An heitern Tagen gingen Aeltern und Tochter in den ſchönen Waldungen voll Eichen, Buchen und Birken, auch Tannen und Fichten ſpazieren.

Das Haus, in dem Adelheid und ihre Aeltern wohnten, gehörte in ein kleines Dorf, das etwa eine halbe Stunde entfernt war, in die Pfarrei. Aeltern und Tochter gingen an jedem Sonntage dahin in den Gottesdienſt. Adelheid, auch die Mutter, wenn ſie konnte, hörten dort wöchentlich zwei- oder dreimal die Meſſe.

Der Pfarrer, Namens Konrad Steiner, war in vieler Hinſicht ein ganz vortrefflicher Mann, und der beſte Seelſorger, den man ſich denken konnte. Adelheids Vater hatte ſchon in ſeinen Studirjahren vor allen ſeinen Mitſchülern ihm das größte Vertrauen geſchenkt. Mit ihm konnte er über Alles offenherzig reden, und fand bei ihm Rath und

Troſt. Vorzüglich um in die Nachbarſchaft dieſes ſeines edlen Jugendfreundes zu kommen, hatte der Vater das alte Förſterhaus gekauft. Der Pfarrer war, für ſeinen Beruf wiſſenſchaftlich gebildet, wiewohl ſonſt kein eigentlicher Gelehrter; allein bei ſeiner ruhigen Gemüthsart, ſeiner Frömmigkeit gegen Gott, und ſeinem Wohlwollen gegen alle Menſchen, ſeiner Erfahrung und Klugheit war er in allen Angelegenheiten des täglichen Lebens ein ſehr weiſer Mann, ein wahrer Vater ſeiner Gemeinde. Er beſuchte ſeinen alten Jugendfreund, den Amtmann, jede Woche einmal, an einem beſtimmten Tage; auch der Amtmann mit Frau und Tochter beſuchten ihn ſehr oft. Der Umgang mit dieſem edlen Manne machte ihnen ihren einſamen Aufenthalt höchſt angenehm, belehrend und erbauend.

Nunmehr wurde aber Adelheids Mutter kränklich, und konnte bald gar nicht mehr aufſtehen. Adelheid, gleich einem dienſtbaren Engel, wich nicht von ihrem Krankenbette, und erwies ihr, mit der liebreichſten Bereit-

willigkeit alle erdenkliche Dienste. Endlich starb die fromme Mutter, unter dem Beistande des würdigen Pfarrers, getrost und voll der Hoffnung eines bessern Lebens.

Nach dem Tode der Mutter sprach der Vater: „Liebste Tochter! auch ich fühle die Last meiner Jahre; ich werde nicht mehr lange leben, wie wir denn hier auf Erden nur Pilger sind. Hast du auch schon daran gedacht, was du nach meinem Tode anfangen willst? Denn hier in diesem Walde wäre es dann für dich nichts mehr.“

Adelheid, die liebevolle Tochter, sagte: „Ich hatte bisher aus kindlicher Liebe und Pflicht keinen anderen Gedanken, als meinen geliebtesten Aeltern noch die Augen zuzudrücken, dann aber den Schleier zu nehmen, in ein Kloster zu gehen.“

„Nun wohl,“ sprach der Vater, „es ist sehr gut, daß es solche Institute gibt, in

denen die Töchter, die hiezu Neigung, oder wie man zu sagen pflegt — einen Beruf haben, und sich den Gefahren der Welt entziehen wollen, oder die das Eitle und Betrügerische der Welt zu ihrem Schaden aus Erfahrung kennen gelernt haben, eine sichere Zuflucht finden. Sie sind da an Leib und Seele am besten versorgt.«

Er redete darüber mit seinem Freunde, dem Pfarrer. Auch dieser sprach: »Nicht Alle können in diesem Stande vergnügt und zufrieden leben. Als einst die Jünger Jesu sagten, es sey nicht gut, sich zu verehelichen; so sprach Jesus Christus selbst: »Nicht Alle fassen dieses Wort, sondern nur Jene, denen es gegeben ist.« — Ich habe mich deßhalb immer gehütet, Jemand zu überreden, diesen Stand zu wählen. Adelheid aber scheint mir dazu ganz geeignet; ihr könnte ich nicht davon abrathen.«

Der Vater sprach daher zu ihr: »Thu' nach meinem Tode, was du vorhast.«

Ehe ein Jahr verfloß, wurde der Vater plötzlich sehr krank. Er starb in den Armen seines geliebten Freundes, den Adelheid rufen ließ, und unter ihren heißen Thränen sehr schnell.

Adelheid berichtete den Tod des geliebten Vaters durch einen eigenen Boten der Tante. Diese kam eilig, und wohnte, reichliche Thränen vergießend, dem Leichenbegängnisse bei.

„Nun aber,“ sprach sie zu Adelheid, „was hast du, meine geliebte Nichte, jetzt vor? Hier in diesem Hause kannst du, so einsam und verlassen, nicht mehr bleiben! Komm mit mir, verkaufe dieses Haus, und bleibe für immer bei mir. Drücke auch mir die Augen zu!“

Adelheid sagte, daß sie dieses gerne thun würde, allein daß sie fest entschlossen sey, in ein Kloster zu gehen, daß auch ihr seliger Vater diesen Entschluß gut geheißen habe, und daß sie die Ausführung desselben nicht

mehr länger aufſchieben könne, indem der würdige Pfarrer deßhalb ſchon an den geiſtlichen Vorſteher und die Frau Oberin eines Kloſters geſchrieben habe, und täglich einer Antwort entgegenſehe.

„Nun, es ſey,“ ſprach die Tante, „wiewohl ich dich ſehr gern bei mir gehabt hätte. Doch ich ſehe nunmehr die Welt mit andern Augen an, als ehemals. Meine grauen Haare lehren mich, daß Alles in dieſer Welt eitel und vergänglich iſt. Erſt vor einigen Tagen beſuchten mich zwei meiner Jugendfreundinnen, deren Schönheit ehemals bewundert wurde. Sie wohnen wohl zehn Meilen von mir entfernt, und ich hatte ſie ſeit dreißig Jahren nicht mehr geſehen. Allein ich erſchrak, als ich ſie erblickte. Sie ſahen aus, nicht nur wie verwelkte, ſondern wie zuſammengeſchrumpfte, verdorrte Blumen. So vergeht die Herrlichkeit der Welt! Ich fragte ſie nach verſchiedenen ehemaligen Freundinnen, Freunden und Bekannten. Allein da hieß es faſt immer: ‚Todt! — todt! — ſchon

längſt todt!“ Ach, wir Menſchen gehen nur wie Schatten vorüber. „Gedenk, o Menſch, daß du Staub biſt!“ Dieſe Worte durchſchauerten mich beſonders, als die Leiche meines ſeligen Bruders, deines Vaters, in das Grab verſenkt wurde. — Auch aus deinen Büchern, die du bei mir zurückgelaſſen haſt, habe ich in der Einſamkeit auf meinem Landgute vieles gelernt. Sie lehrten mich nach etwas Beſſerem trachten, als dieſe Welt uns geben kann. So gehe denn in Gottes Namen in ein Kloſter; ich habe nichts dagegen.“

„Aber,“ ſagte Adelheid, „ich bin es nicht werth, in einen heiligen Orden aufgenommen zu werden! Meine frühere Geſchichte, die der Herr Pfarrer nicht verhehlen durfte, iſt, wie ich denke, ein unüberſteigliches Hinderniß. Ich fürchte, es werde keine günſtige Antwort kommen!“

„O,“ ſprach die Tante, „das haſt du nicht zu fürchten. Ich kann dir da ein Bei-

ſpiel erzählen, das dich beruhigen wird. Die berühmte Herzogin Valerie hat, nicht bloß unwiſſentlich wie du, früherhin auch in unerlaubten Verhältniſſen gelebt; ſie hat aber ihren Fehler bereut, dem Hofe und der Welt entſagt, und ſich entſchloſſen, in das Kloſter der Karmelitinnen zu Paris zu gehen, wo ſie ohne Bedenklichkeit und mit Freuden aufgenommen wurde. Sie lebte da ſehr fromm, und ſtarb im Rufe der Heiligkeit. Sie war ſehr geiſtreich, und hat ein Büchlein geſchrieben, „Betrachtungen über die Barmherzigkeit Gottes,“ das gedruckt wurde, und ſehr geſchätzt wird. Man hat noch ein Porträt von ihr. Einer der größten Maler hat ſie, als die reumüthige Magdalena, die ihre Sünden beweint, abgebildet. Das prächtige Gemälde iſt in der Magdalenenkirche zu Paris aufgeſtellt. Viele wurden durch den Anblick des rührenden Bildes ſchon zur Reue, zur Buße erweckt. Ich zweifle daher nicht, man werde dich gern aufnehmen, und du werdeſt dem Orden Ehre machen.“

Adelheid ward in das Kloſter aufgenommen, um vorerſt das weislich angeordnete Probejahr zu beſtehen. Ihre unglückliche Heirath war nur der Oberin genauer bekannt; die übrigen Frauen wußten bloß, ſie ſey ehemals verheirathet geweſen. Alle begrüßten ſie auf's freundlichſte, und begegneten ihr mit Achtung. Ihre Demuth, ihre Sanftheit, ihr edles Betragen gewannen ihr Aller Herzen.

Schon die äußerliche Einrichtung der ganzen klöſterlichen Anſtalt gefiel ihr ausnehmend wohl. Die Kirche war höchſt freundlich und zur Andacht einladend. Die Altäre waren ſchön geziert. Die Gemälde ſtellten Begebenheiten aus der Geſchichte Jeſu, Mariens und der Ordensheiligen vor; die goldenen Verzierungen der Altäre und die ſilbernen Leuchter waren ſo hell und glänzend, als wären ſie erſt aus der Hand des Künſtlers gekommen.

So wie die Kirche, war auch das ganze Kloſter — der Speiſeſaal, das Sprachzim-

mer, alle Gänge und Zellen — so reinlich, daß man nirgends ein Stäubchen erblickte. Ueberall herrschte eine andächtige Stille, ja zu vorgeschriebenen Stunden mußte man gänzliches Stillschweigen beobachten, und es durfte gar nicht gesprochen werden, was besonders in Frauenklöstern keine unnöthige Anordnung ist. Die Zeit war sehr gut und weise eingetheilt, und jedem Geschäfte eine bestimmte Stunde angewiesen. Genau auf den Schlag der Uhr gab die Hausglocke Morgens das Zeichen zum Aufstehen, Mittags und Abends zu Tische zu gehen, und Nachts sich zur Ruhe zu begeben. Eben so rief das helle Kirchenglöcklein zum Chore, zur Betrachtung, zur heiligen Messe. Auch der Kirchengesang während eines feierlichen Hochamtes war sehr erhebend, und nirgends hörte man reinere und lieblichere Stimmen.

Das Hauptgeschäft dieser Gott geweihten Frauen läßt sich in die wenigen Worte zusammenfassen: „Lerne Gott immer mehr kennen, Ihn immer mehr lieben, dein ganzes Leben,

all dein Thun und Laſſen ganz nach ſeinem heiligen Willen einrichten.«

Außer dieſem Geſchäfte, das auch das wichtigſte Geſchäft aller Menſchen auf Erden ſeyn ſollte — hatte jede der Frauen noch ihr beſonderes Amt, als zum Beiſpiele: Die Aufſicht über Kirchenſchmuck und die Sakriſtei; die Bewahrung und Erhaltung alles weißen Zeuges für Kirche und Kloſter; die Führung der Hausrechnung; die Leitung und den Unterricht der Novizinnen; die Verwaltung und die Beſorgung der Küche und des großen Gartens am Kloſter.

Ganz vorzüglich aber widmeten Mehrere ſich dem Lehramte in den Schulen für die weibliche Jugend, und brachten ihre Schülerinnen in allen nothwendigen und nützlichen Kenntniſſen, auch in weiblichen Arbeiten ſehr weit; beſonders pflanzten ſie den zarten, jugendlichen Herzen Frömmigkeit und Sinn für jungfräuliches, ſittſames Betragen ein. Die Schülerinnen ehrten und liebten ſie als ihre

Mütter, und behielten Lebenslang die zärtlichste Anhänglichkeit gegen sie.

Einige Frauen beschäftigten sich mit kunstreichen Stickereien in Gold und Seide, und brachten Meisterwerke zu Stand, die sogar als Zierden mancher Kathedralkirche bewundert wurden.

Als Adelheid in das Arbeitszimmer geführt wurde, begrüßte die erste Arbeitslehrerin, die geschickteste Stickerin im Kloster, sie als ihre Lehrmeisterin mit ganz ausnehmender Freundlichkeit und mit Freudenthränen, und nannte sich ihre Schülerin. Adelheid wußte sich ihrer nicht zu erinnern. Diese Klosterfrau war — Hannchen, jenes arme Mädchen, dessen Adelheid sich so liebreich angenommen, und es im Musselinsticken unterrichtet hatte. Adelheids Mutter hatte, während die Tochter sich in der Stadt bei der Tante befand, dem armen Kinde, das noch dazu eine Waise geworden, in das Kloster verholfen.

Adelheid war in dem Kloſter ſehr vergnügt und zufrieden, ja ſie fühlte ſich ſelig in Gott. Es war ganz ihrer Sinnesart gemäß, der manchmal ſehr drückenden häuslichen Sorgen überhoben, und fern von allen Zerſtreuungen der Welt, ſich ganz Gott widmen und mit ihren geiſtigen Angelegenheiten beſchäftigen zu können, dabei aber auch ihren Mitmenſchen nützlich zu werden. O wie oft, wenn ſie ſo allein in den ſchattigen Gängen des Kloſtergartens auf und ab wandelte, wo man nichts hörte, als das Flüſtern der Luft in den Blättern der Bäume, und das Plätſchern des Springbrunnens im Garten, dankte ſie Gott, daß er ihr nach ſo heftigen Stürmen des Lebens einen ſo ſtillen, ruhigen und ſichern Aufenthalt, und nach dem Tode ihrer Aeltern eine neue Heimath verſchafft habe.

Als das Probejahr vorbei war, wurde der Tag beſtimmt, an dem ſie die feierlichen Gelübde ablegen werde. Sie ſchrieb an ihre Tante einen recht herzlichen Brief, und meldete ihr, daß die Oberin und alle Frauen

des Kloſters die gnädige Frau von Hochberg freundlich und ehrerbietig zu dieſer Feierlichkeit einladen laſſen.

Die Tante ſäumte nicht, am Abende vor dem feſtlichen Tage einzutreffen. Die Oberin, Adelheid und einige Frauen bewillkommten ſie unter der Kloſterpforte. Das beſte Gaſtzimmer des Kloſters war für ſie bereitet. Alle Frauen wurden ihr vorgeſtellt, und freuten ſich, Adelheids ſo nahe Anverwandte kennen zu lernen. Sie war noch nie in ein Frauenkloſter gekommen, und wunderte ſich nicht wenig, daß gegen und über ihre Erwartung alle Kloſterfrauen ſo heiter und blühend ausſahen.

Als ſie am folgenden Morgen in die Kirche trat, blieb ſie einige Augenblicke ganz entzückt ſtehen. Sie hatte wohl ſchon große, prachtvolle Domkirchen geſehen; aber ein ſo helles, heiteres, vertrauliches Kirchlein hatte ſie noch nie betreten. Der Altar war mit einem purpurnen Baldakin geziert, ſo wie die Wände zu

beiden Seiten des Altars mit Tapeten von gleicher Farbe; viele Kerzen leuchteten; blühende Gewächse und einige Lorbeerbäume in groſsen Geſchirren waren in der Kirche aufgeſtellt. Die Oberin führte die Frau von Hochberg zu einem für ſie bereiteten, mit rothem Damaſte bedeckten Betſtuhl. Während Adelheid ihre Gelübde ablegte, vergoſs die Tante viele Thränen. „Ach,“ dachte ſie, „das hätte ich nicht geglaubt, daſs ich an meiner Nichte noch ſo viele Freude und Ehre erleben würde! Ich meinte, ihr ein glänzenderes Loos zu bereiten; allein Dir, gütiger Gott, ſey Dank! Du haſt meine Thorheit und ihren Fehler ihr zum Beſten geleitet.“

Nach dem Gottesdienſte ging man zur Tafel. Auch hier wurden der Frau von Hochberg und ihrer Nichte Adelheid, nunmehr Thereſia genannt, die erſten Stellen angewieſen. Alle Anweſende waren ſehr fröhlich. Gegen Ende der Mahlzeit wurde von den Kloſter-Sängerinnen ein auf dieſe Feierlichkeit verfaſstes Lied mit einem Chore geſungen, in

dem auch der gnädigen Frau von Hochberg erwähnt wurde, und dann griff die Frau Oberin nach ihrem Weingläschen, stand auf und trank auf das Wohl der Hauptperson des Festes und deren hochverehrten Tante, wobei alle an der Tafel aufgestanden, von dem Weine nippten, und in den Glückwunsch mit einstimmten.

Die Tante sprach sehr gerührt: „So fröhlich und vergnügt bin ich seit vielen Jahren nicht gewesen. Meine Nichte hat den besten Theil erwählt. Wenn ich nicht so alt wäre, und meine gewohnte Bedienung und Hausordnung entbehren könnte, so würde ich auch noch in das Kloster gehen. Indeß bitte ich um Erlaubniß, des Jahres zwei- oder dreimal hieher kommen zu dürfen, um auf einige Tage an den geistlichen Uebungen Theil zu nehmen!“ Ueber dieses Vorhaben waren die Oberin und alle Frauen sehr erfreut.

Am folgenden Morgen trat die Frau von Hochberg, ihre Nichte an der Hand führend, in das Zimmer der Oberin, und sprach:

„Meine geliebte Nichte hier brachte nur wenig in das Kloſter. Das Heirathgut, das mein ſeliger Bruder, ihr Vater, für ſie beſtimmt hatte, ging durch einen Kaufmann, bei dem es angelegt geweſen, der aber in ſeinen Geſchäften unglücklich war, beinahe ganz verloren; es blieb ihr nur die von ihrer ſeligen Mutter bereitete Ausfertigung. — Ich weiß, daß dieſes Ihr Kloſter nicht reich iſt, und daß Sie bei Aufnahme der Candidatinnen, zu deren lebenslänglichen Verpflegung Sie ſich verbindlich machen, auf eine Mitgabe ſehen müſſen. Ich habe daher dieſe Urkunde hier mitgebracht! Sie enthält eine Schenkung an das Kloſter, die ich als ein kleines Opfer auf den Altar legen werde.“ Es war eine Stiftung, die eine ſehr große, bedeutende Summe betrug. —

Thereſia wurde von allen Kloſterfrauen ſo hoch verehrt und ſo innig geliebt, daß ſie nach dem Tode der Oberin einſtimmig zu dieſer Würde erwählt wurde. Aus Demuth hat ſie aber dieſes Amt nicht übernommen;

allein in allen Angelegenheiten des Kloſters ſtand ſie der neuen Oberin immer als die beſte Rathgeberin zur Seite. Sie erreichte ein hohes Alter, und blieb, noch immer Geiſtes-kräftig und unermüdet thätig, lange Zeit die ehrwürdige und geliebte Seniorin, die Aelteſte des Kloſters, bis an ihr ſeliges Ende.

Pauline,

die

Stifterin einer Kleinkinderſchule.

Erzählung

von dem

Verfaſſer der Oſtereier.

Mit einem Stahlſtiche.

Regensburg.
Verlag von Georg Joſeph Manz.

1848.

Vorrede.

Vorliegende Erzählung wurde schon vor langer Zeit geschrieben, und darin manche Bemerkung vorgebracht, wie nützlich, wohlthätig, ja nothwendig die Kleinkinderbewahranstalten seien.

Einige Jahre nachher kam die Frau Gräfin Therese von Brunswick, diese geistreiche und edelmüthige Stiftsdame, welcher die erste Kleinkinderschule in der Stadt Ofen die Gründung, und sehr viele solche Anstalten in Ungarn und Oesterreich das Entstehen und Aufblühen zu danken haben,

nach Augsburg; ihre begeisterten Unterredungen mit ihr gleichgesinnten Damen des Frauenvereins dahier für wohlthätige Zwecke bewirkten, daß dieser menschenfreundliche Verein sich nun ganz vorzüglich der in Augsburg damals erst beginnenden Bewahranstalten für kleine Kinder annahm, und der Stadt auch in dieser Hinsicht bis zur Stunde zum großen Segen gereicht.

Die verehrenswürdige Gräfin redete auch mit mir manche Stunde über Erziehung und Bildung der Jugend, und ganz besonders über ihren Lieblingsgegenstand, die Bewahrung kleiner Kinder, so einsichtsvoll, so anspruchslos und gemüthlich, daß ich mir vornahm, was in oben erwähnter kleinen Schrift nur kurz berührt war, nunmehr, in so fern es der Umfang einer Erzählung gestattet, ausführlicher zu behan-

deln, und dann das Werkchen ihr zu widmen. Allein andere mir aufgetragene Arbeiten ließen es mich damals nicht zu Stande bringen.

Jetzt, meinem achtzigsten Lebensjahre nahe, und von andern Arbeiten frei, nahm ich dieses Schriftchen noch einmal vor. Ich weiß wohl, daß inzwischen große, diesen Gegenstand erschöpfende Werke — auch ein sehr schätzenswerthes dahier — an das Licht getreten sind; sie sind aber nur wenigen Lesern zugänglich, und es schien mir nicht überflüssig, daß diese Erzählung mehreren Kinderfreunden Gelegenheit gebe, in solche Bewahranstalten einen Blick zu werfen, und sich von deren Nützlichkeit und Wohlthätigkeit zu überzeugen.

Die edle Frau Gräfin von Brunswick ist während dieser Zeit, zu meiner großen

Betrübniß, gestorben. Es sei nun dieses Büchlein dem Andenken der verewigten Kinderfreundin gewidmet.

Möchte ihr Wunsch, daß überall, auch in kleineren Städten und auf dem Lande, solche Anstalten zum Heile vieler Kinder aufblühen möchten, in Erfüllung gehen, und möchten diese Anstalten reichliche Früchte bringen für Zeit und Ewigkeit!

Gott gebe zu diesem frommen Wunsche seinen allmächtigen Segen.

Im Julius 1847.

Christoph v. Schmid.

Erstes Kapitel.

Eine edle Kinderfreundin.

Sophie von Grünthal war die Wittwe eines Obersten, der in dem letzten Kriege mit Frankreich den rühmlichen Tod für das Vaterland gestorben war. Sie lebte in einer ehemaligen deutschen Reichsstadt, ihrer Geburtsstadt, wo sie in dem Hause eines vermöglichen Kaufmanns sich eine schöne, geräumige Wohnung gemiethet hatte.

Die edle Frau war eine große Kinderfreundin, und auch ihre einzige Tochter Pauline, fast selbst noch Kind, hatte an den holden unschuldigen Geschöpfen herzliche Freude. Der Kaufmann war der Vater mehrerer Kinder, deren ältestes noch nicht sechs Jahre alt war. Er war oft Monate lang in Geschäften abwesend; die Mutter mußte halbe Tage lang in

dem Kaufladen stehen. Die guten Aeltern konnten ihren Kindern, die sehr liebenswürdig und hoffnungsvoll waren, nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenken. Frau von Grünthal bemerkte dieses, und nahm sich der guten Kleinen an. Sie schickte Pauline hinab, und ließ die Kinder einladen; Pauline kam erst nach einer kleinen Weile zurück, und führte an jeder Hand eines der Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die beide schön geputzt und voll Freude waren. Sie wurden mit Obst, Milch und Kuchen bewirthet. Die freundliche Frau wußte die Kinder sehr angenehm zu unterhalten, noch mehr aber war sie darauf bedacht, daß sie gut erzogen würden.

Sie war überzeugt, daß sich auch schon in den zarten Herzen der Kinder kindliche Gefühle gegen Gott erregen lassen. „Die Lehre Jesu, sagte sie öfter, ist für uns Menschen höchst erfreulich und wohlthätig. Allein eine der größten Wohlthaten ist, daß Er uns den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde — unsern Vater nennen lehrte. Schon zarte Kin-

der, die einen guten Vater auf Erden haben, verſtehen dieſen ſüßen Namen ſehr gut, und hören gerne von unſerm Vater im Himmel reden.“ Sie redete aber auch bei jeder Gelegenheit von ihm.

Eines Tages kamen der muntere Fritz und das freundliche Lottchen geſprungen; jedes hatte ein kleines Bilderbuch in der Hand, in dem Gegenſtände aus der Naturgeſchichte abgebildet waren. „O ſieh doch, rief Fritz, was uns der Vater Schönes geſchickt hat! Sieh da die ſchönen Pferde! Und die netten Schäflein! Und hier, ſieh! iſt ein prächtiger Hirſch, und da gar ein Elephant!“

„In meinem Buche da, ſagte Lottchen, ſind allerlei ſchöne Blumen und Früchte, Kräuter und Bäume! Sieh da die ſchönen Roſen! Die andern Blumen kenne ich nicht. Da iſt ein Stäudlein mit ſchönen, rothen Erdbeeren; da ſind ſchöne rothe Aepfel, da Birnen und Pflaumen, und da herrliche Trauben!“

Die Frau ſprach: „Nun Kinder, euer Vater hat euch eine große Freude gemacht! Es

iſt recht ſchön, daß er im fernen Lande ſo an euch gedacht hat. Er hat euch recht lieb, und iſt recht gut gegen euch.“ „O ja, ſagte Lotte; er iſt ein lieber, guter Vater, daß er uns ſo ſchöne Sachen ſchickt.“

„Habt ihr ihm aber auch dafür gedankt?“ fragte die Frau.

„Je, rief Fritz, er iſt ja verreist. Wenn wir gleich ſagen: Wir danken dir, lieber Vater! ſo hört er es ja nicht.“

Lotte ſagte: „Wenn er nach Hauſe kommt, ſo wollen wir zu Ihm ſagen: Liebſter Vater! wir danken Dir für die ſchönen Bücher.“

„Sehr wohl! ſprach die Frau. Nun hört aber einmal, liebe Kinder! Ihr wißt, daß wir Alle einen Vater im Himmel haben. Und da iſt es nun, wie mit eurem Vater auf Erden. Euer Vater auf Erden iſt jetzt von euch entfernt, ihr ſeht ihn nicht. Aber dennoch denkt er an euch, liebt euch, und ſchickt euch ſchöne Geſchenke. So ſeht ihr zwar auch euren Vater im Himmel nicht, aber Er denkt doch an euch, und gibt euch allerlei Schönes und Gu-

tes. Er läßt die Roſen blühen und die Trauben reifen. Er läßt alle vier Jahrzeiten kommen. Euer Vater auf Erden ſieht euch jetzt nicht — er hört es jetzt nicht, wenn ihr ihm danket. Aber der Vater im Himmel ſieht euch überall; er ſieht euch in das Herz. Er hört jedes Wort, das ihr redet! ja, er weiß eure Gedanken! Euer Vater auf Erden iſt wohl ein verſtändiger Mann; er iſt recht geſchickt. Aber wirkliche Roſen und Trauben könnte er doch nicht machen — viel weniger den ganzen Frühling mit allen ſeinen Blumen in Gärten und auf Wieſen, oder den Herbſt mit allen Aepfeln und Birnen, Pflaumen und Trauben. Ihr freut euch, daß euer Vater auf Erden gut gegen euch iſt, und euch ſo viele ſchöne Sachen ſchickt; noch mehr ſollet ihr euch aber freuen, daß der Vater im Himmel ſo gut gegen euch iſt. Gar alles Gute ſchenkt Er uns; täglich gibt Er euch Brod und noch viel Gutes dazu — allerlei ſüße Früchte, von den Erdbeeren im Frühlinge bis zu den Trauben im Herbſte. Ihr könnet eurem Vater auf Erden jetzt nicht

Dank ſagen; ihr müſſet warten, bis er kommt; aber euer Vater im Himmel hört es, wenn ihr Ihm dankt, ja, Er ſieht den Dank, den ihr im Herzen habt. Deßhalb dankt Ihm gleich jetzt, daß Er euch ſo viel Gutes gegeben hat. Auch die Geſchenke, die euer Vater auf Erden euch ſchickte, habt ihr dem Vater im Himmel zu danken. Er gab euerm Vater die Liebe zu euch in das Herz, daß es ihm Freude macht, euch ſo ſchöne Sachen zu ſchenken; Er gab ihm ſo viel Vermögen, daß er ſie kaufen konnte." — „Und nun noch Eins! Wie könnet ihr eurem Vater ſchon jetzt am beſten dafür danken, daß er euch eine ſo große Freude gemacht hat?"

Fritz ſagte: „Wenn wir ihm auch Freude machen."

„Wie könnet ihr aber das?" fragte die Frau.

„O, ſagte Lotte, wenn wir recht gut und artig ſind."

„Nun wohl, ſprach die Frau; eben ſo müſſet ihr auch dem Vater im Himmel danken. Er hat nur Freude am Guten; ſeid daher recht gute Kinder."

Die Kinder baten die Frau, so oft sie kamen, ihnen etwas Schönes zu erzählen. Sie that es sehr gerne, indem sie dabei die schönste Gelegenheit hatte, den Kindern recht viel Lehrreiches zu sagen. Sie nahm ihre Erzählungen am liebsten von dem her, was die Kinder eben vor Augen hatten.

An einem Festtage hatte die Frau einen goldenen Ring mit Edelsteinen an den Finger gesteckt. Die Kinder sahen den funkelnden Ring das erste Mal und bewunderten ihn. Die Frau sagte den Kindern, warum Gold und Edelsteine schätzbar seien; daß man sie aber nicht zu hoch schätzen solle, und daß edle Handlungen ohne Vergleich schätzbarer seien, als Gold und Edelsteine. Sie erzählte hierauf:

„Es war einmal ein Vater, der sich durch Fleiß und Rechtschaffenheit, und mit Gottes Segen großen Reichthum erworben hatte. Als er nun bereits sehr alt war, theilte er sein Vermögen unter seine drei Söhne. Noch hatte er aber einen goldenen Ring mit kostbaren Edelsteinen. Jeder der drei Söhne hätte den

Ring gerne gehabt.“ — „Ihr ſeid mir alle gleich lieb, ſprach der Vater; den Ring kann aber nur Einer beſitzen. Wir wollen es daher ſo machen: Jeder von euch erzähle mir, aber ganz der Wahrheit gemäß, eine gute That, die er für die beſte ſeines Lebens hält. Der, deſſen That ich für die edelſte erkenne, ſoll dann den Ring haben.“

Adelbert, der älteſte Sohn, erzählte: „Als ich in der Fremde und noch ſehr jung war, fand ich auf der Landſtraſſe ein kleines Päckchen, das nebſt einigem Silbergeld zwanzig Goldſtücke enthielt. Ich war damals in großer Geldnoth; weit und breit war kein Menſch zu ſehen. Ich hätte das gefundene Geld für mich behalten können, und mir wäre aus aller Noth geholfen geweſen. Allein ich verabſcheute dieſen Gedanken, forſchte fleißig nach, wer das Päckchen verloren habe, und ruhte nicht, bis ich ihn — einen wackern Handlungsdiener — ausfindig gemacht hatte. Ich gab ihm das Geld zurück, ohne auch nur ein Geſchenk von ihm anzunehmen.“

Der Vater ſprach: „Du, Adelbert, haſt ehrlich und redlich gehandelt; wer gefundenes Gut unterſchlagen wollte, wäre ehrlos und nicht beſſer, als ein Dieb. Die Handlung iſt recht, aber noch nicht edel zu nennen. Du haſt nicht mehr gethan, als du vor jedem Richter auf Erden ſchuldig warſt.“

Benedikt erzählte: „Ich ging an einem See ſpazieren. Einige Kinder ſuchten am Ufer Schneckenhäuschen und Muſchelſchalen, deren es da wunderſchöne gab. Ein Knäblein fiel in das Waſſer, und alle Kinder erhoben ein Jammergeſchrei. Die Mutter ſprang todtenbleich herbei, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und rief zum Himmel um Hilfe. Ich ſprang augenblicklich in das Waſſer, zog mit eigener Lebensgefahr das Kind heraus, und gab es der Mutter. Sie fiel vor mir auf die Knie, und dankte mir mit tauſend Thränen. Alle Kinder hatten große Freude.“

Der Vater ſprach: „Du, Benedikt, haſt deine chriſtliche Liebe ſehr ſchön bewährt. Es iſt eine ſüße und heilige Chri-

ſtenpflicht, unſern Mitchriſten in der Noth beizuſpringen.“

Chriſtian erzählte: „Ein Gartendieb ſtahl mir immer das ſchönſte Obſt, Aepfel und Birnen, Aprikoſen und Pfirſiche. Sogar einige friſchgeſetzte junge Bäumchen, die ich theuer gekauft und große Freude daran hatte, hob er aus, und trug ſie fort, um ſie anderwärts zu verkaufen. Er war ſehr ſchlau, und ich bemühte mich vergebens, ihn zu ertappen. Einmal aber in einer ſtürmiſchen Regennacht, da ſchwere Wolken den Mond bedeckten, und es faſt ganz dunkel war, ſtieg er mit einem angehängten Sack auf den großen Apfelbaum, um meine ſchönen, großen Rubinäpfel zu ſtehlen. Allein er fiel herab, und brach den Fuß. Es war ihm unmöglich über die Gartenmauer zu entrinnen. Ich fand ihn, als ich Morgens in den Garten kam, in dem Graſe liegend, den leeren Sack neben ihm. Der Knabe, etwa dreizehn Jahre alt, war der Sohn eines Taglöhners. Ich ließ ihn nach Hauſe tragen. Die Aeltern waren zu arm, die Kur zu bezahlen.

Ich ließ auf meine Koſten den Wundarzt rufen. Als der Fuß vollkommen geheilt war, kam der Knabe zu mir, um mir zu danken und mir wegen der begangenen Diebſtähle abzubitten. Die Aeltern, die um ſeine Diebereien wußten, kamen mit. Ich ermahnte den Knaben und die Aeltern, und da ſie nicht im Stande waren, ihn ein Handwerk lehren zu laſſen, erbot ich mich, ihn einem geſchickten Schreiner in die Lehre zu geben. Es geſchah, der Knabe beſſerte ſich, und iſt nun ein ehrlicher Mann, ein geſchickter Meiſter und ein wohlhabender Bürger."

„Du, lieber Chriſtian, ſprach der Vater, du haſt wahrhaft edelmüthig, ja großmüthig gehandelt. Die Liebe zu allen unſern Mitmenſchen iſt die Haupttugend der Chriſten, ja der Inbegriff aller Tugenden; aber dem Beleidiger zu verzeihen, Böſes mit Gutem zu vergelten — dieſe ſchwere Pflicht iſt die Krone der chriſtlichen Liebe. Du biſt ein ſehr edler Menſch; dir gebührt der Ring!"

Die kleine Kindergeſellſchaft wurde nach

und nach immer zahlreicher. Die zwei kleinern Kinder des Hausherrn, ein Knabe und ein Mädchen, kamen nun auch herauf.

Ein Buchbinder, der in der Nachbarschaft wohnte, brachte einige sehr schön gebundene Bücher, welche ihm die Frau in Arbeit gegeben hatte. Er sah die Frau und Pauline in dem Kreise fröhlicher Kinder. Seine Ehegattin war schon lange krank, er aber mußte den ganzen Tag in der Werkstätte arbeiten. Er bat daher seine zwei Knäblein unter die Zahl dieser glücklichen Kinder aufzunehmen. Die Frau gab es gerne zu.

Dem Hause gegenüber wohnte ein trefflicher Maler. Seine Ehegattin war in dem schönsten Blüthenalter des Lebens gestorben, und hatte ihm zwei Kinder, zwei liebliche Mädchen, zurückgelassen. Seine Mutter besorgte ihm das Hauswesen, das ihr so viel zu thun gab, daß sie ihren Enkeln die gehörige Aufmerksamkeit nicht schenken konnte; auch war sie dazu bereits zu alt. Ueberdieß sollte der Maler eine entfernte Kirche ausmalen, von wo er nur am

Sonntage nach Hauſe kommen konnte. Eines Tages kam Frau von Grünthal zu ihm herüber, ein Gemälde zu ſehen, das er eben vollendet hatte. Sie bewunderte ſeine Kunſt, und unterhielt ſich noch einige Zeit mit ſeinen zwei artigen Kindern. Der Maler bat, die edle Kinderfreundin wolle gütig erlauben, daß er ſeine zwei Mädchen auf eine oder zwei Stündchen des Tags hinüberſchicken dürfe. „Nicht nur das, ſagte die Frau, ſie können alle Morgen kommen und erſt am Abende wieder zurückkehren.“

Noch von andern Aeltern wurden ähnliche Bitten an ſie geſtellt, und alle wurden gewährt.

So kam denn in dem geräumigen Zimmer ein hübſches Häufchen von mehr als einem Dutzend Kinderchen zuſammen. Die Frau ſann Anfangs bloß darauf, die Kinder angenehm zu unterhalten. Die gewöhnlichen Kinderſpiele, wobei die Kinder um einen Tiſch ſitzen konnten, wurden gemacht. Es wurden Kartenhäuſer gebaut, oder die etwas gebogenen Karten in Reihen geſtellt, ſo daß, wenn man die erſte anſtieß, alle um den ganzen Tiſch herum umſtürz-

ten. Die Frau brachte ein Körbchen voll farbiger Bohnen. Die Kinder legten auf dem Tiſche die Bohnen in Zeilen oder Kreiſe und bildeten allerlei Figuren — Dreiecke, Vierecke, einen Stern, ein Herz, ein Kreuz und dergleichen. Dann wurde wieder ein Spiel gemacht, bei dem mehr Bewegung war — außer den bekannten Spielen, blinde Maus oder dem Ortwechſeln, machte ihnen beſonders das Suchen der Stecknadel viel Vergnügen. Ein Kind mußte hinausgehen vor die Thüre; dann wurde eine Stecknadel irgendwo verſteckt. Pauline ſetzte ſich an das Klavier und ſpielte — und das Kind mußte nun die Nadel ſuchen. Wenn das Kind dem Orte, wo die Nadel ſteckte, näher kam, ſpielte Pauline ſtärker; wenn es ſich davon entfernte, ſpielte ſie wieder ſchwächer, bis die Nadel zur großen Freude aller Kinder gefunden war.

Die Frau ſchaffte mehrere Spielwaaren für Kinder an; für die Knaben kleine Häuſer und eine Menge Bauſtücke, Säulen und andere Zierathen zu Kirchen und Paläſten, Alles zierlich von

Holz geschnitten und hübsch bemalt; auch einige Bäume mit kleinen Gestellen, auf denen man sie aufrecht hinstellen konnte. Für die Mädchen kaufte sie allerlei winzig kleines Küchengeschirre und alle Geräthschaften, die man in der Küche nothwendig hat, nebst kleinen Tellern und Schüsseln von Zinn und Tassen von Steingut. Die Knaben setzten sich an einen Tisch nächst dem Fenster, und es wurden Häuser, ja ganze Städte gebaut, und von grünen Bäumen umgeben.

Die Mädchen stellten an der andern Seite des Zimmers eine Küche auf. Pauline gab ihnen gelbe und gesottene rothe Rüben. Die Kinder zerschnitten sie in Scheibchen. Das weiße Semmelbrod rieben sie an den kleinen Reibeisen, stießen in dem kleinen Mörser etwas Zucker, vermischten Reibmehl und Zucker, feuchteten es etwas an, und drückten es in die kleinen Tortenmödel. Alle die zarten Händchen waren emsig beschäftigt, und die keinen Mäulchen standen dabei keinen Augenblick still.

Nachdem die Knaben ihre Stadt fertig

hatten, riefen sie den Mädchen, die sogleich kamen, die Bauwerke lobten, und dann die geschickten Bauleute zur Tafel einluden, die sichs auch wohl schmecken ließen, und die Kunst der Köchinen bewunderten.

„Diese Spiele, sprach die Frau, sind für Kinder so wichtig, als ernste Geschäfte für Erwachsene; ja sie sind Vorübungen darauf.“

Nun wurden kleine Arbeiten vorgenommen; Pauline lehrte die Kinder aus farbigen Papierstreifchen allerlei artige bunte Geflechte machen; diese Arbeiten gelangen sehr schön, und man mußte sich wundern, daß Kinder so etwas zu Stande bringen konnten. Hierauf, nachdem Aug' und Hand der Kinder mehr geübt waren, lehrte Pauline die Mädchen das Stricken, und die Mutter die Knaben aus farbigen Fäden bunte Schnüre klöppeln.

Pauline spielte auf dem Klaviere, und sang dazu. „Lehre auch die Kinder ein oder das andere artige Kinderliedchen!“ sagte die Mutter. Pauline sang ihnen mehrmal eines vor, und einige der Kinder lernten bald, es

recht hübſch nachſingen. Dieſe fröhlichen Liedchen machten die Kinder noch fröhlicher. Pauline ließ die Kinder auch kleine Denkreime auswendig lernen. Es gehörten immer nur zwei Zeilen zuſammen, und jede Zeile hatte nur wenig Worte. Pauline ſtellte die Kinder in einen Kreis. Die Kinder mußten, im Kreiſe herum ſtehend, zuerſt nur ein Wort, dann zwei Worte, und zuletzt eine Zeile, und dann auch die andere nachſagen. So lernten die Kinder nach und nach mit leichter Mühe ein Dutzend ſchöne Sprüche.

Paulinens Mutter hielt ſehr auf Reinlichkeit, Ordnung und Gehorſam. Die Fehler wurden beſtraft; die Kinder mußten in einen Winkel ſtehen, oder ſich auf einige Zeit entfernen; die größte Strafe war ſchon die Drohung, ſie dürften gar nicht mehr kommen. Die fleißigen und folgſamen Kinder bekamen jedesmal einen Apfel, oder eine Birne, oder einige Pflaumen und Brod oder Kuchen dazu. Die Kinder wurden ſo ordentlich, folgſam, reinlich, fleißig und verſtändig, daß Jedermann Freude daran hatte.

Die meiſten Kinder hatten nunmehr das ſechste Jahr zurückgelegt, und wurden in die öffentliche Schule aufgenommen. Alle kamen, Paulinen und ihrer Mutter zu danken. Die Kinder des Kaufmanns brachten Paulinen ſehr ſchönen weißen Atlaß zu einem Kleide; die zwei Knäblein des Buchbinders ein Gebetbuch in rothen Saffian gebunden und mit Gold geziert; die zwei Mädchen des Malers ein ſchönes Gemälde in goldenem Rahmen — Jeſus, den göttlichen Kinderfreund, von Kindern umgeben. Alle Kinder hatten Thränen in den Augen. Nur die Verſicherung der Frau, daß ſie alle Tage nach der Schule auf Beſuch kommen dürfen, war ihnen ein großer Troſt und ſie nahmen, noch Thränen in den Augen, lächelnd Abſchied.

Zweites Kapitel.

Ein unverhoffter erfreuender und betrübender Beſuch.

Eines Morgens, an einem Sonntage nach dem Gottesdienſte, ſaß Pauline bei ihrer Mutter auf dem Kanapee, und las ihr aus einem Andachtsbuche vor. Beide trugen ſchwarze Trauerkleider, weil ſeit dem Tode des geliebten Vaters noch kein Jahr verfloſſen war.

Da kam eilig die Magd herein und ſagte: „Es iſt eine vornehme Frau draußen, die Eure Gnaden ſprechen möchte; doch da iſt ſie ſchon!“ Frau von Grünthal ſtand auf, und rief voll Erſtaunen: „Je, liebſte Freundin Amalia! Du biſt es! O welche Freude!“

Sie fing aber ſogleich an, ſchmerzlich zu weinen. „Nicht wahr, ſagte ſie, ich habe, ſeit wir uns das letzte Mal ſahen, einen großen

Jammer erlebt! Ach mein Gemahl, der Oberſt! — Du weißt es ja, was für einen unerſetzlichen Verluſt ich erlitten habe.“ Sie ſank ihrer Freundin in die Arme und ſagte: „O welch ein Troſt iſt es für mich, meinen Schmerz an dem Herzen einer treuen Freundin ausweinen zu können!“

Die treue Freundin Amalia von Eichburg brach in Thränen aus und ſprach: „Mich führt ein ähnlicher Jammer hieher. Mein lieber Mann, der Rittmeiſter, iſt in dieſem unſeligen Kriege auch ſchwer verwundet worden. Seine Wunden ſind zwar in ſo fern geheilt, daß er, wiewohl mit vielen Beſchwerden in einem wohl verwahrten Wagen die Reiſe hieher machen konnte. Geſtern Abends ſehr ſpät ſind wir in dem Gaſthofe zur Sonne angekommen. Mein Mann hat zu dem Stadtarzte dahier, den er ſchon ſeit vielen Jahren kennt, ein ganz vorzügliches Vertrauen, und will ſich von ihm kuriren laſſen. Ich reiste um ſo lieber, und mit großem Troſte hieher, weil du dich hier befindeſt! Wir wollen das Kreuz, das Gott Jeder

von uns Beiden aufgelegt hat, einander tragen helfen."

Frau von Grünthal bezeigte ihrer geliebten Freundin ihre Theilnahme, und begleitete sie in den Gasthof. Der Rittmeister lag im Bette, und der Arzt saß bei ihm. „Nun, was sagen Sie, liebster Herr Doktor! sprach Frau von Eichburg, dürfen wir hoffen?"

„Alles Gute, sagte der Arzt; nur wird es Zeit brauchen!"

„O wenn mein lieber Mann nur wieder hergestellt wird, sprach sie, dann bin ich schon getrost, und werde mein Leben lang Gott dafür danken. Thun Sie Ihr Bestes, und Gott wolle Seinen Segen dazu geben!"

Der Arzt empfahl sich, und die zwei Frauen setzten sich ans Bett und beriethen mit dem Rittmeister, wie er in der Stadt am Besten könne untergebracht werden.

Frau von Grünthal sagte, daß in dem Hause, in dem sie zur Miethe wohne, noch drei sehr schöne, bequeme Zimmer des nämlichen Stockes zu vermiethen seien. „O, das

fügt ſich ja über alle Erwartung gut, ſprach Frau von Eichburg. Ich ziehe ſogleich dahin. Wir wohnen dann zuſammen, und wenn es dir ſo recht iſt, ſo ſpeiſen wir, wie in unſern frühern glücklichen Zeiten, auch zuſammen an Einem Tiſche."

Sogleich am folgenden Tage wurde der Rittmeiſter dahin gebracht, und er und ſeine Gemahlin waren ſehr erfreut, daß die vollſtändig eingerichteten und mit Allem, was zur Bequemlichkeit diente, wohl verſehenen Zimmer an die Zimmer der Frau von Grünthal ſtießen, und damit nur Eine Wohnung ausmachten. Auch die beiden Freundinen waren Ein Herz und Eine Seele.

Frau von Eichburg und ihr Gemahl, die keine Kinder hatten, gewannen Pauline ſo lieb, als wäre ſie deren eigene Tochter. Das gute Kind verdiente es aber auch; ſie war ſo fromm, ſo fleißig, ſo dienſtfertig, ſo beſcheiden und dabei ſo verſtändig und lebhaft, daß Jedermann Freude an ihr hatte, und ihrer Mutter zu der hoffnungsvollen Tochter Glück wünſchte.

Pauline hatte besonders mit dem Rittmeister, der oft von großen Schmerzen gequält wurde, das zärtlichste Mitleid. Sie erwies ihm unzählige kleine Dienste. Sie brachte ihm jeden Morgen den Kaffee vor das Bett, schenkte ihm ein, und las ihm, während er trank, aus der Zeitung vor. Wann gute Nachrichten darin standen, die den Rittmeister freuten, und besonders, wann sein Regiment gerühmt wurde, so setzte sie sich an das Klavier und spielte seinen Leibmarsch.

Der Rittmeister hatte Anfangs beständig das Bett hüten müssen. Nach und nach ging es aber besser mit ihm; er konnte bereits mehrere Stunden des Tags auf seyn, und an einer Krücke in den Zimmern umher gehen. Der Arzt rieth ihm, eine entfernte Heilquelle zu gebrauchen, und versicherte, dieses heilsame Wasser werde seine Heilung vollenden. Seine Frau machte Anstalten, dahin zu reisen. Paulinens Mutter war darüber sehr betrübt, so gute Freunde auf eine Zeit zu verlieren; indeß rieth sie selbst dringend zur Reise, weil sie

nichts sehnlicher wünschte, als den edlen Rittmeister bald wieder hergestellt zu sehen.

Am Abende vor der Reise redeten Alle bei dem Abschiedsmahle noch recht vertraulich mit einander, und machten allerlei Entwürfe und Lebenspläne für die Zukunft. Der Rittmeister war voll der freudigsten Hoffnung, bald wieder zu Pferde sitzen, und für sein Vaterland kämpfen zu können. Er brachte seine gewöhnliche Gesundheit aus. „Alle tapfern Krieger sollen leben!“

Frau von Grünthal sagte, sie sei gesonnen, ihre Tochter in eine Anstalt zu bringen, in der die Erziehung zur Religion und Tugend mit dem Unterrichte in nützlichen Kenntnissen und allen weiblichen Arbeiten auf das Schönste vereinigt sind. „Weil diese Institute aus England herstammen, sagte sie, so nennt man die Lehrerinen, wie bekannt, Englische Fräulein.“ Frau von Eichburg sprach: „Und ich werde, sobald ich von dem Gesundbrunnen zurück komme, mich auf unser Schloß Eichburg begeben. Ich finde es sehr nöthig, mich dort wie-

der einmal selbst nach unsrer weitläufigen Landwirthschaft umzusehen. Dort ist es auch wohlfeiler zu leben; was wir hier theuer bezahlen müssen, Wohnung, Holz und mancherlei Lebensmittel, haben wir dort beinahe umsonst. Auch sehne ich mich sehr darnach, die guten Landleute, die uns von Herzen ergeben sind, wieder zu sehen, und ihnen, wie das unsre Pflicht ist, manches Gute zu erweisen."

„Wir, sagte Frau von Grünthal, haben keine Güter. Ich werde, wenn du und dein Mann und Pauline fort sind, dahier ein sehr einsames trauriges Leben führen."

„Ei, was fällt dir ein! rief ihre Freundin Amalia; du mußt mit nach Eichburg ziehen. Dort wollen wir recht vergnügt zusammen leben, bis mein Mann aus dem Kriege, und deine Tochter aus dem Kloster zurück kommt — und wir dann, wills Gott, alle vier, die wir hier am Tische sitzen, wieder vereiniget werden. Darauf mußt du mir deine Hand geben!"

Frau von Grünthal bot, von dieser treuen

Freundſchaft tief gerührt, ihr mit Thränen in den Augen die Hand.

Am andern Morgen nahmen Alle den zärtlichſten Abſchied von einander. Die beiden Frauen und das Fräulein vergoſſen reichliche Zähren; auch dem Rittmeiſter ſtanden Thränen in den Augen, die er aber zu verbergen ſuchte. „Kinderchen, ſeid guten Muthes, ſagte er, bevor er in den Wagen ſtieg, ich denke, der liebe Gott wird uns bald wieder fröhlich zuſammen führen.“ Seine Gemahlin bot ihrer Freundin noch aus dem Wagen die Hand, und ſprach: „Es bleibt bei unſerer Abrede.“

Allein Alles kam nun ganz anders, als es Alle ſich gedacht hatten, und Frau von Grünthal ſagte in der Folge deßhalb öfter: „Der Menſch denkts, Gott lenkts.“

Der Krieg, der bisher nur entfernte Gegenden verheert hatte, nahm plötzlich eine andere Wendung. Man vernahm die ſichere Nachricht, der Feind nähere ſich der Stadt. Einige Tage darnach hörte man ſchon den Donner der Kanonen. Frau von Grünthal fürchtete

ſich ſehr vor dem Feinde, dem ihr Gemahl ſich tapfer widerſetzt hatte. Sie raffte eilig ihr bares Geld, ihre Koſtbarkeiten und die nöthigſten Kleider zuſammen, übergab alles Uebrige ihrem ehrlichen Hausherrn und deſſen trefflicher Hausfrau, und ließ eine Kutſche beſtellen, um mit ihrer Tochter die Flucht zu ergreifen. Pauline war ſehr beſtürzt, nahm von ihren Lehrern in der Religion, Muſik und franzöſiſchen Sprache, von ihren Mitſchülerinen und ihren eigenen kleinen Schülerinen und von ihren guten Hausleuten Abſchied, und weinte ſich die Augen roth.

Pauline war mit ihrer Mutter bereits eine Meile weit gefahren, und noch immer war ſie ſehr traurig. Allein nach und nach wurde ſie wieder heiter. Sie war ſonſt wenig vor das Thor der Stadt gekommen. Jetzt kam ſie durch ſo angenehme Gegenden, dergleichen ſie gar noch nie geſehen hatte. Eine war immer ſchöner als die andere. Es war ein herrlicher Herbſttag. Die Sonne ſchien ungemein lieblich und mild. Bald rechts, bald links an der

Straße lagen freundliche Dörflein, von grünen Wieſen umgeben, von denen das Grummet bereits heimgebracht war, auf denen aber nun Heerden von Kühen weideten. In den ſchönen großen Baumgärten nahmen die Landleute die purpurrothen Aepfel von den Bäumen oder ſchüttelten die zahlloſen gelben Birnen und blauen Pflaumen herab; andere brachten aus ihren Feldgärten allerlei Gemüſe herein. Weiterhin erblickte Pauline, das erſte Mal in ihrem Leben, Weinberge, in denen die Trauben bereits reiften; in den entfernteren waldigen Bergen prangten viele Bäume noch mit ſchönem grünem Laub, andere aber hatte der Herbſt bereits bunt gefärbt. Pauline war ganz entzückt; wohl hundertmal wiederholte ſie den Reim:

„O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu ſeyn;
Ich will, ſo lang ich leben werde,
Mich Gottes ſchöner Erde freu'n."

Drittes Kapitel.

Ein Ueberfall von Räubern.

Am vierten Tag führte die Straße durch einen großen Wald, der wegen Räubern, die ſich darin aufhielten, ſehr verrufen war. Frau von Grünthal ſchloß ſich an eine Reihe von Kutſchen an, worin ſich lauter Flüchtende befanden, die bewaffnet waren. Sie hatte alſo Nichts zu fürchten. Allein unglücklicher Weiſe brach auf dem rauhen, holperigen Wege die Achſe der Kutſche. Mit Mühe erreichte der Kutſcher ein kleines Dorf an der Straße, in dem ſich ein Wagner und ein Schmied befanden. Die übrigen Reiſenden wollten nicht ſo lange warten, bis eine neue Achſe eingefügt würde; ſie fuhren weiter. In der That brauchte es ſehr lange, bis die Kutſche, die ſonſt noch Schaden gelitten, ausgebeſſert war. Frau von

Grünthal ging vor der Schmiede auf und ab, und überlegte, ob sie nicht in dem Dorfe übernachten sollte. Da kam plötzlich ein fremder Mann mit einem vollgepackten Sacke auf dem Rücken in das Dorf gelaufen und rief: „Die Feinde folgen mir auf dem Fuße nach. Sie sind sehr grausam und habsüchtig; sie nehmen den Leuten Alles. Ich rettete von meinen Habseligkeiten, was sich in der Eile retten ließ. Gnade Gott dem, der unter ihre Hände fällt — besonders den Frauenzimmern."

Frau von Grünthal befahl, sogleich anzuspannen. Der Kutscher hoffte, bevor es ganz Nacht würde, das nächste Städtchen noch zu erreichen. Allein die Straße wurde immer schlechter, der Wald immer düsterer und dunkler. Die Sonne neigte sich zum Untergange; die hohen Tannen warfen bereits tiefe, schwarze Schatten über die Straße. Der Frau von Grünthal war es nicht mehr wohl zu Muth.

Als sie abermal einen waldigen Berg hinauffahren wollte, sah sie mit einem Male einen Menschen mit schwarzgelbem Gesichte am Wege

ſtehen, der einem Zigeuner glich, und ihr ſehr verdächtig vorkam. Der Menſch näherte ſich der Kutſche, und ſchaute mit ſpähenden Blicken hinein. „Was wollt Ihr von uns?“ ſprach Frau von Grünthal beſtürzt.

„Nichts, ſagte der Kerl mit rauher Stimme; ich will Eurer Gnaden blos einen guten Abend wünſchen, und unterthänigſt anfragen, ob Sie keinen Bedienten brauchen.“

Frau von Grünthal lehnte das unerwartete Anerbieten ſehr höflich ab, und er entfernte ſich. Allein ſogleich darauf hörte man aus dem Gebüſche, in das er ſich begeben hatte, ein gellendes, durchdringendes Pfeifen.

„Das iſt gefährlich, ſagte der Kutſcher, er gibt ſeinen Spießgeſellen ein Zeichen. Gebe Gott, daß wir ihnen entrinnen.“

Er trieb ſeine Pferde an, und fuhr ſo ſchnell, als es Bergauf nur immer möglich war. Allein ehe ſie die Höhe des Berges ganz erreichten, rief plötzlich eine furchtbare Stimme: „Halt!“ Zwei Räuber in Bauernkitteln mit berußten Geſichtern, und mit Säbeln und Pi-

ſtolen bewaffnet, kamen aus dem Walde hervor. Frau von Grünthal rang die Hände und rief: „Gott ſei uns gnädig!“ Pauline fing an zu ſchreien und zu weinen, und ſchmiegte ſich zitternd und bebend an ihre Mutter. Der Kutſcher hieb aus allen Kräften auf die Pferde, um den Räubern zu entkommen. Die Straße wandte ſich oben um eine Ecke des Waldes, wo es wieder ſtark bergab ging. Ein Schuß traf den Kutſcher in den Arm, mit dem er die Geißel ſchwang. Die Pferde wurden ſcheu, und ſprangen im geſtreckten Galopp den Berg hinab. Zu einer Seite der Straße war ein Abhang. Die Kutſche ſtürzte hinunter, daß die Räder nach oben gekehrt waren; die Pferde ſtanden plötzlich ſtill. Frau von Grünthal war ſehr hart aufgefallen, blutete am Kopfe und gab faſt kein Zeichen des Lebens von ſich. Pauline war unverſehrt geblieben, aber von Schrecken außer ſich. Der Kutſcher nahm, als er die Räuber mit geſchwungenen Säbeln den Hügel herab ſpringen ſah, die Flucht. Die Räuber ſchnitten den Koffer ab, nahmen, was

ſie ſonſt in der Kutſche fanden, und machten ſich, ohne auf das jammernde Kind und die unglückliche Mutter im geringſten zu achten, aus dem Staube.

Pauline kniete bei ihrer Mutter nieder, wiſchte ihr unter heißen Thränen das Blut von der Stirne, und rief ſchmerzlich: „Mutter, liebſte Mutter! Ach, ſo rede doch! Hörſt du mich denn nicht mehr. O ſie iſt todt! Iſt denn keine Hilfe mehr? Ach, vielleicht wäre ſie doch noch zu retten! Ach, wenn doch nur Jemand käme! Aber weit und breit iſt kein Menſch zu ſehen!“

Sie erblickte in der Ferne einen Kirchthurm, deſſen rothes Ziegeldach, von der Abendſonne erhellt, aus einem waldigen Berge voll dunkler Tannen hervorragte. Sie eilte aus allen Kräften dahin, um Leute zu Hülfe zu rufen. Sie glaubte, das Dorf ſei kaum eine halbe Stunde weit entfernt. Allein es war beinahe noch einmal ſo weit dahin. Gebüſche hinderten ſie, umher zu ſehen; ſie verirrte ſich in dem dicken, unwegſamen Walde. Sie wollte nun wieder

zu ihrer Mutter zurückkehren. Allein sie fand keinen Ausweg mehr. Ihr Rufen um Hülfe war vergebens. Indeß wurde es in dem Walde immer dunkler. Es fing an zu regnen. Sie war vor Schrecken über den Raubanfall und den Umsturz der Kutsche, von Jammer um ihre Mutter, von Frost und Furcht wegen der einbrechenden Nacht ganz erschöpft. Sie sank in dem dornigen Gebüsche zur Erde, und konnte kaum mehr die Worte hervorbringen: „O Gott, wenn ich auch hier umkommen sollte, so erbarme Dich doch meiner Mutter!“

Viertes Kapitel.

Gebet und Erhörung.

Nachdem Pauline sich ein klein wenig erholt hatte, raffte sie sich wieder auf, um weiter zu gehen, obwohl sie nicht wußte, wohin. Sie fand jedoch einen schmalen, wenig betretenen Fußweg. Das dichte, wild verwachsene Gebüsch wurde lichter. Sie kam in ein enges Waldthal, in das der glühendrothe Abendhimmel hell herein strahlte. Allein schwere, schwarze Regenwolken hingen über ihr. Ein heftiger Platzregen rauschte nieder. Sie erblickte in einiger Entfernung einen großen, alten Eichbaum; sie begab sich unter den Baum, nicht so fast um unterzustehen, als weil sie doch nicht mehr weiter zu gehen vermochte. Zitternd vor Näsſe und Frost kniete sie unter dem Baume nieder, erhob ihre Hände zum Himmel, und betete mit

ſchwacher, leiſer Stimme, und mehr im Herzen als mit den Lippen unter tauſend Thränen: „O lieber, lieber Vater im Himmel! Du haſt doch alle Menſchen ſo lieb! Du ſiehſt und höreſt uns überall. Du ſieheſt und höreſt auch mich hier in dieſem einſamen, fürchterlichen Walde, wo ich von aller Welt verlaſſen zu Dir flehe. Ach erhöre mein Flehen! Ich weiß meine Mutter nicht mehr zu finden. Ich verließ ſie in Todesgefahr. Wenn ſie noch lebt, ſo mache Du ſie wieder geſund! Ach — wenn ſie todt ſeyn ſollte — ach dann habe ich Niemanden mehr, als Dich!“

Sie ſchwieg eine Weile, und weinte und ſchluchzte bitterlich. Dann rief ſie wieder mit einem tiefen Seufzer laut aus: „Ach erbarme Dich meiner, und hilf mir doch, lieber guter Gott!“

Da hörte ſie eine Stimme von Oben, die ihr zurief: „Sei getroſt, liebes Kind! Dir ſoll geholfen werden!“

Pauline blickte empor — ſie ſah aber Niemanden. Da fiel ſie vor Erſtaunen und

Schrecken auf ihr Angeſicht nieder, denn ſie meinte, die Stimme komme vom Himmel.

Allein jetzt ſtieg ein Mann in ländlicher Kleidung vom Baume herab. Pauline erſchrack aufs neue; allein der Mann ſagte zu ihr: „Fürchte dich nicht, liebes Kind! am wenigſten vor mir. Auch iſt es nicht ſo, wie es dir vielleicht vorkam. Die Stimme, die du hörteſt, kam nicht vom Himmel. Indeß iſt es doch eine Schickung Gottes, daß ich mich gerade auf dem Baume befand, unter dem du beteteſt. Ich bin zwar nur ein armer, geringer Mann; aber ich denke dennoch, der liebe Gott will dir durch mich helfen. Und was immer in meinen Kräften ſteht, will ich getreulich für dich thun.“

Der Mann hieß Stephan, und war aus dem nächſten Dörflein. Er war ein Strohflechter, und flocht Bienenkörbe und allerlei Decken, beſonders aber wußte er recht dichte, feſte Strohdächer zu machen, mit dergleichen die meiſten Häuſer der Gegend gedeckt waren. Nebenbei ſammelte er auf Eichen und Birken Baumſchwämme, woraus er ſehr guten Zun-

der zu bereiten wußte. Eben heute hatte er, nebst einem Sack voll abgefallener Eicheln, viele Baumschwämme gesammelt. Auf dem Eichbaume, von dem er eben herabgestiegen war, hatte er schon vor einigen Tagen mehrere Schwämme bemerkt, die aber erst jetzt vollkommen reif und brauchbar waren; und er hatte sie, bevor es vollends Nacht wurde, noch mitnehmen wollen.

Stephan betrachtete das arme Kind mit dem größten Mitleid. Ihr feines, weißes Kleidchen war vom Regen ganz durchnäßt; ihr leichtes, grünes Tafethütchen tröpfelte vom Regen, und ihre Haare hingen ganz durchnäßt auf die Schultern herab. Ihre weißen, seidenen Schühlein waren von Dornen und scharfen Steinen zerrissen, und mit Blutstropfen bespritzt, denn ihre Füße waren auf den rauhen Wegen wund geworden, was sie in ihrer Angst selbst noch nicht bemerkt hatte.

Dem guten Manne kamen die Zähren in die Augen, und er jammerte sehr. Er fragte, durch welchen Unfall Pauline sich im Walde verirrt habe.

Sie erzählte das Unglück, das ihr und ihrer Mutter begegnet war. „Ach, rief sie, aufs neue schmerzlich weinend, kommt doch meiner armen Mutter zu Hülfe! Führt mich aus diesem Walde hinaus auf die Landstraße; sehet, ob meine liebe Mutter nicht zu retten ist! Ach, ich bitte Euch mit aufgehobenen Händen."

Der Mann sah die Todesangst des guten Kindes, und sprach gerührt: „Ja, liebes Kind! Ich will augenblicklich dahin eilen." Er fragte, an welcher Stelle der Straße das Unglück sich zugetragen habe. Sie beschrieb die Gegend, und sagte unter Anderm, daß unten an einem waldigen Berge eine kleine steinerne Brücke sei, auf der die Bildsäule eines Heiligen stehe.

„Nun weiß ich den Platz genau, sprach der Mann; allein bis dahin ist sehr weit. Du kannst mit deinen wunden Füßlein unmöglich mehr so weit gehen. Was ist doch zu machen?" Er blickte umher. Nicht weit von ihm stand sein großer Tragkorb, dergleichen die Landleute auf dem Rücken zu tragen pflegen. In dem

Korbe befanden sich die gesammelten Baumschwämme. Der Mann sagte: „Man muß sich helfen, wie man kann. In diesem Korbe ist Raum genug für dich; ich will dich darin auf meinem Rücken weiter tragen."

Pauline nahm Anstand, sich in den Korb setzen zu lassen. Aber der Mann rief: „Ei was! Noth bricht Eisen. Sogar der heilige Apostel Paulus ließ sich in einem Korbe vor seinen Feinden flüchten. Du wirst nicht besser seyn wollen, als er." Als Pauline noch immer zögerte, und unentschlossen dastand, sagte der Mann: „Du bist ganz durchnäßt und halb erfroren. Dergleichen scheinest du nicht gewohnt. Es könnte dir das Leben kosten! Du mußt dich erst bei mir zu Hause trocknen und wärmen; dann wollen wir weiter sehen."

„O nein, nein, rief Pauline, bringt mich sogleich geraden Wegs zu meiner Mutter!"

„Nun, nun, sagte der Mann, der Weg führt fast an meiner Hausthüre vorbei. Wir müssen dort ein wenig einkehren, und eine Laterne mitnehmen. Denn bis wir auf die Land-

straße kommen, wird es stockfinstere Nacht, und da könnten wir ohne Licht deiner Mutter wenig Hülfe leisten."

Pauline gab sich zufrieden. Der Mann leerte den Korb voll Schwämme in dem nahen Gebüsche aus, um sie dort zu verbergen. Eben so machte er es mit einem Sacke voll Eicheln, der neben dem Korbe lag. Unter dem Sacke hatte er einen alten, wollenen Mantel verwahrt, damit er nicht naß werde. In diesen Mantel wickelte er nun das Fräulein, und hob sie in den Korb. Den leeren Sack breitete er oben über den Korb, damit es nicht hineinregne. Hierauf lud er den Korb auf seinen Rücken, nahm seinen Knotenstock in die Faust, und ging in großen Schritten seiner Heimath zu.

Fünftes Kapitel.

Mitleidige Landleute.

Stephans Wohnort war ein kleines Dorf im Gebirge; die wenigen Häuser waren alle mit Stroh bedeckt. Von dem großen Eichbaume war noch etwa eine halbe Stunde dahin. Der Weg kam aber Paulinen viel länger vor, als eine Stunde; sie sehnte sich sehr, recht bald dort anzulangen. Da der dichte, wollene Mantel sie erwärmte, und sie sich etwas besser fühlte, so richtete sie sich in dem Tragkorbe öfter auf, und schaute ängstlich vorwärts, ob die Wohnung des guten Mannes noch nicht bald komme. Es war nicht mehr gar weit, allein bereits so dunkel, daß Pauline von den niedrigen Hütten im Walde nichts mehr sehen konnte. Indeß schimmerte ihr aus den Fenstern hie und da ein Lichtlein entgegen, worüber sie getrösteter ward.

Stephan erreichte endlich sein Haus, und trat mit dem Korbe auf dem Rücken in die Stube, die von einem kleinen Oellichte sparsam erhellt war. Seine zwei Kinder, Jakob und Marie, sprangen auf und ihm entgegen. „Vater, riefen sie, hast du uns keine Haselnüsse oder Dornschlehen aus dem Walde mitgebracht?“

„Ich bringe euch, sprach er, da in meinem Korbe ein armes verirrtes Lämmlein, das ich im Walde gefunden habe.“

Die Kinder waren sehr neugierig, das Lämmchen zu sehen. Der Vater stellte den Tragkorb auf den Boden. Anna, die Mutter, schürte die kleine Lampe, und leuchtete ihm. Alle waren höchst erstaunt, als er, anstatt eines Lämmchens, das zarte liebliche Fräulein aus dem Korbe hob.

„Ach, das liebe, holdselige Kind! rief die Mutter, wo hast du es gefunden, mein lieber Stephan?“

Die kleine Marie betrachtete die Kleidung des Fräuleins, dergleichen sie in dem abgelegenen Dörflein noch nie gesehen hatte. Der

kleine Jakob aber ſagte: „Das iſt wohl gar eine von den bezauberten Prinzeſſinen, von denen uns die Nachbarin erzählt hat?“

Der Vater erzählte die Geſchichte des unglücklichen Fräuleins und ihrer Mutter. Jakob ſchmähte über die Räuber, Marie weinte, daß eine Zähre die andere ſchlug. Die mitleidige Hausfrau rang die Hände, und jammerte. Der Vater aber ſagte: „Winſeln taugt zu nichts, helfen iſt beſſer. Gib dem guten Kinde eine warme Suppe; dann zünde die Laterne an, damit ich der armen Frau zu Hülfe eile.“ „Wenn es nicht ſchon zu ſpät iſt!“ wollte er noch hinzuſetzen, er verſchwieg es aber, um das Fräulein nicht noch mehr zu betrüben.

Die Hausfrau ſagte: „Ich will eilig Feuer anſchüren, und eine recht gute Suppe kochen.“

Allein Pauline ſprach: „Ich danke Euch für Eure Güte, ich kann jetzt unmöglich eſſen. Ich bitte Euch, zündet ſogleich die Laterne an. Und Ihr, lieber Stephan, hebt mich doch wieder in den Korb und eilet — eilet zu meiner Mutter.“

Die Hausfrau aber ſagte zu Stephan: „Mit dem Korbe auf dem Rücken kannſt du, wenn du anders den nächſten Weg nehmen willſt, kaum durch den Wald kommen. Du würdeſt in dem dicken, dornigen Geſträuch mit dem großen Korbe überall anſtoßen, oder gar ſtecken bleiben. Laß das liebe Kind da, und ſorge zuerſt für die Mutter; bringe ſie dann in das nächſte Dorf Hohenwald, und ſchicke uns dann Botſchaft. Dann führe oder trage ich das Fräulein zu ihrer Mutter.“

Pauline konnte gegen dieſen Vorſchlag nichts einwenden. „Nun, ſagte ſie mit einem Seufzer, ſo will ich denn bleiben. Aber eilet doch, lieber Stephan, eilet, ſo ſehr Ihr könnet.“

Die Hausfrau ſagte zu dem Knaben: „Du, Jakob, hole den Nachbar Michel! Der muß mitgehen. Du allein, mein guter Stephan, könnteſt der armen Frau wenig helfen. Ein Mann iſt kein Mann.“ Der Knabe ſprang fort; der Nachbar kam. Er war aber nicht ſo mitleidig wie Stephan und Anna; er ſagte:

„Das iſt ein gefährliches Geſchäft, da könnten wir leicht den Räubern in die Hände fallen.“

Stephan ſprach: „Wenn die Umſtände nicht ſo traurig wären, ſo müßte ich wohl von Herzen lachen. Wir armen Leute brauchen uns nicht vor Straßenräubern zu fürchten. Dieß haben wir vor den reichen Leuten zum Beſten. Auch haben wir nicht zu fürchten, daß die Räuber in unſre Wohnung einbrechen. Armuth und Mangel halten da ſichere Wache.“

Nachbar Michel kratzte hinter den Ohren, und ſagte: „Es gibt ſchon noch andere Leute, die ſich der unglücklichen Frau annehmen werden; warum ſollten gerade wir uns bemühen?“

Allein Stephan ſprach: „So wie du, mochten jener Prieſter und Levit gedacht haben, die bei dem armen Manne, der unter die Räuber gefallen war, vorüber gingen. Laß uns vielmehr thun, wie der barmherzige Samariter gethan hat. Denn Jeſus Chriſtus der Herr ſagt ja: Geh hin, und thue desgleichen.“

Dieß leuchtete dem Nachbar ein; er war

bereit, mitzugehen. Beide Männer machten sich auf den Weg.

Pauline setzte sich auf die Bank am Ofen, weinte und betete. Anna, die Hausfrau, kochte indeß eine Suppe, und brachte sie. Allein Pauline aß auf vieles Zureden kaum einige Löffel voll davon. Anna machte ihr auf der Bank am Ofen ein Bett zurecht, und bat sie, sich ein wenig niederzulegen. Pauline aber sagte, sie könne jetzt unmöglich schlafen. Ehe noch eine Stunde verflossen war, horchte sie schon, ob die zwei Männer noch nicht zurück kämen. Sie kniete auf die Bank am Fenster, und schaute beständig, ob sie, aus weiter Ferne her, die Laterne nicht kommen sehe, und ihr die zwei Männer nicht wenigstens gute Nachrichten von ihrer Mutter bringen würden. Sie seufzte wohl hundertmal: „O Gott, gib Du, daß sie meine Mutter finden und retten!“

Sie brachte die ganze Nacht an dem Fenster zu, indem sie — weinte und betete. Erst gegen Morgen legte sie, von Schlaf und Müdigkeit überwältigt, sich angekleidet auf das be-

reitete Bett. Sie ſchlief aber ſehr unruhig, weinte im Traume, und rief mehrmalen: „O Mutter, liebſte Mutter! — Ihr Räuber, ihr Mörder, hinweg, o hinweg mit euch! O hilf, hilf, lieber Gott!“

Sechstes Kapitel.

Der ehrliche Kutscher.

Die zwei Männer, Stephan und Michel, hatten indessen die Straße erreicht. „Da ist der Platz! sagte Stephan zu seinem Gefährten. Siehst du, da ist einiges Heu umher gestreut, und da sind einige leere Papiere.“ Er zündete mit der Laterne umher. „Da, sagte er, liegt ein Splitter von der gelblackirten Kutsche! Da liegen eine Menge Glasscherben, von dem zerbrochenen Kutschenfenster! Und hier — ach Du mein Gott! — ist das Gras mit Blutstropfen benetzt! Gott erbarme sich der unglücklichen Frau! Doch, da wir sie nicht mehr hier finden, so haben — wills Gott! mitleidige Menschen sich ihrer angenommen, und sie in Sicherheit gebracht!“

„Ei sieh! rief Nachbar Michel, da liegt

eine Tabakspfeife. Die will ich zu mir ſtecken; ſo habe ich den Gang nicht ganz umſonſt gemacht!"

Stephan ſprach: „Die Pfeife hat ſicher der Kutſcher verloren. Gib ſie her; ich werde ſie ihm wieder zurückſtellen."

„Meinethalben, ſagte Michel; da haſt du ſie. Da aber hier für uns nun nichts mehr zu finden iſt, ſo wollen wir uns auf den Weg nach Hauſe machen."

Stephan ſprach: „Man muß nichts halb thun; was man angefangen hat, muß man ausmachen. An den Kutſchengeleiſen hier auf dem Boden ſiehſt du, daß die umgeſtürzte Kutſche wieder aufgerichtet, und in die Stadt geführt wurde. Wahrſcheinlich iſt der Kutſcher, den die Räuber verſcheucht hatten, zurück gekommen, hat die unglückliche Frau wieder aufgeladen, und ſie in die Stadt gefahren. Wir müſſen uns in der Stadt näher nach ihr erkundigen, um der Mutter Nachricht von ihrer Tochter, und dann der Tochter von ihrer Mutter zu bringen. Wahrſcheinlich finden wir die Mutter dort."

Nachbar Michel zeigte wenig Luſt, mitzugehen. Er beſann ſich eine Weile. Auf einmal ſagte er aber: „Nun wohl, ich gehe mit. Für die guten Nachrichten, die wir der Frau von ihrem Fräulein Tochter bringen, bekommen wir gewiß ein gutes Trinkgeld, wenn die Räuber ihr je noch ſo viel Geld gelaſſen haben!“

Stephan ſagte: „Wenn ſie auch keinen Heller mehr hätte, ſo würde ich den Gang doch machen! Es iſt Chriſtenpflicht, Bedrängte in ihrer Betrübniß zu tröſten, und ihnen zu helfen, ſo gut man kann.“

Die beiden Männer kamen in der Stadt, oder vielmehr in dem kleinen, aber ſehr artigen Landſtädtchen, in dunkler Nacht an. Stephan wollte ſich zuerſt in dem Gaſthofe zur goldenen Roſe, wo die meiſten Reiſenden einkehrten, nach dem verunglückten Kutſcher erkundigen. Alle Fenſter waren beleuchtet. Als er in das Haus trat, erblickte er unten an der Stiege den Wirth, der eine Serviette vorgeſteckt hatte, und in der einen Hand eine flache Schüſſel mit

einem Braten, und in der andern ein Paar Weinflaschen trug.

Stephan fragte nach dem Kutscher. „Der ist allerdings mit blutendem Arme hier angekommen, sagte der Wirth. Allein zu meinem großen Leidwesen konnte ich ihn nicht aufnehmen, wiewohl er sonst immer bei mir einstellt. Mein ganzer Gasthof ist voller Gäste, die sich vor dem Feinde geflüchtet haben. Jedes Dachkämmerlein ist besetzt. So ist es heute Nacht in allen Wirthshäusern. Indeß habe ich den braven Lohnkutscher bei einem Nachbar untergebracht."

Der Wirth rief nun aus allen Kräften: „He! Hausknecht! Hausknecht!" Der Hausknecht kam. „Führe diese Männer, sagte der Wirth, hinüber zu dem Bäckermeister, wo wir den verwundeten Kutscher einquartirt haben." Zu den zwei Männern sagte er: „Dort werdet ihr das Weitere erfahren. Wie ihr seht, habe ich jetzt alle Hände voll zu thun." Der Wirth eilte die Stiege hinauf. Stephan und Michel aber gingen mit dem Hausknechte.

Der Bäckermeiſter ſtand eben am Backtroge, und knetete Teig; die Bäckerin ſaß an einem Tiſche, und formte Teig zu Wecken. Beide fragten, als Stephan von der traurigen Geſchichte anfing, mit Einem Munde: „Bringt Ihr uns Nachricht von der gnädigen Frau und von ihrem Fräulein Tochter.“

Stephan erzählte, was er wußte. Der Bäcker ſagte: „Ich ſpannte, ſobald ich von dem Unglücke hörte, ſogleich meinen Leiterwagen an, um nur recht ſchnell draußen zu ſeyn, und um die Frau recht ſchnell hereinzubringen. Auch dachte ich, die umgeworfene Kutſche könnte beſchädigt, und nicht mehr zu brauchen ſeyn. Meine Hausfrau legte mehrere Betten auf den Wagen, um die verwundete Frau leichter hieher zu bringen. Ich nahm meinen Knecht und noch einen Nachbar zu mir, und der Herr Oberamtmann gab uns, damit wir vor den Räubern ſicher ſeien, ein Paar Polizeiſoldaten mit. Allein als wir auf dem Platze ankamen, fanden wir wohl Kutſche und Pferde — allein die Frau war nicht mehr da.“

„Gottlob, ſagte die Bäckerin, daß doch das Fräulein gerettet iſt; die gnädige Frau wird ſich auch wieder finden. Allein, ihr braven Männer kommt jetzt mit mir zum Kutſcher. Er iſt ein recht ehrlicher Mann, und um die verunglückten Reiſenden recht bekümmert. Er wird ſich recht freuen, daß ſich doch wenigſtens das Fräulein an einem ſichern Orte befindet.“

Die Bäckerin nahm ein Kerzenlicht, und führte die zwei Männer die Stiege hinauf in eine ſehr hübſche reinliche Stube. Der Kutſcher lag im Bette, und ſah ſehr blaß aus. Der Wundarzt hatte ihn bereits verbunden, und die Wunde für ſehr bedeutend, jedoch nicht für lebensgefährlich erklärt.

Stephan erzählte. Als ſeine Erzählung zu Ende war, ſagte der Kutſcher: „Ich war recht froh, daß ich zu ſo guten Leuten gekommen bin, und daß auch meine Pferde und die Kutſche hier gut untergebracht worden. Es freut mich aber doch noch mehr, das Fräulein gerettet zu wiſſen, und ich denke, die Wunde der gnädigen Frau werde nicht ſo gefährlich

seyn, als das Fräulein meinte. Die gute Frau war wohl nur in Ohnmacht gefallen, und wird sich bald wieder erholt haben. Und da machte sie sich gewiß sogleich auf, ihr Kind zu suchen. Sie konnte vermuthen, das Fräulein werde in das nächste Ort, von dem es den Kirchthurm sah, geeilt seyn, um Leute herbei zu holen. Dorthin hat sich die Mutter gewiß auch begeben; dort zu Hohenwald werdet ihr sie ganz gewiß finden."

Der Kutscher richtete sich nun in dem Bette auf, und zeigte mit dem linken Arme auf einen Stuhl neben seinem Bette, „Da, sagte er, liegt ein kleiner grüner Reisesack. In dem sind Kleider des Fräuleins. Ich habe, weil es regnete, den Sack unter dem Futter verborgen, das ich für die Pferde mitgenommen hatte. Da haben ihn die Spitzbuben nicht gefunden. Nehmt den Reisesack zu euch, und bringt ihn dem Fräulein."

Stephan gab dem Kutscher die Tabakspfeife. Der Kutscher sagte: „Sie gehört nicht mein; ich rauche nicht."

„Nun, rief Michel freudig, so bleibt sie mir!"

Stephan sprach: „Wir müssen erst nach-

fragen, ob sie nicht einer der Männer verloren habe, als sie die Kutsche aufrichteten."

Die Bäckerin sagte: „Vermuthlich verlor sie unser Knecht, der fast den ganzen Tag die Pfeife im Munde hat. Da sie Euch aber so freut, sprach sie zu Michel, so behaltet die Pfeife. Mein Mann schenkt dann dem Knechte eine andere." Michel steckte die Pfeife höchst vergnügt in die Tasche.

Stephan nahm nun den grünen Reisesack unter den Arm, versicherte, er werde ihn richtig überliefern, und wünschte dem Kutscher eine baldige Genesung.

„Grüßt mir das Fräulein, sprach der Kutscher, und sagt ihr, sie soll getrost seyn. Der liebe Gott, der sie zu guten Leuten gebracht hat, werde auch für ihre Frau Mutter, die eine recht gute Frau ist, gesorgt haben."

Die Bäckerin aber sagte zu den zwei Männern. „Es geht bereits gegen Tag. Ihr habt weit heim. Ich will Euch noch ein kleines Frühstück bereiten." Sie führte die Männer hinab in die untere Stube, ging in die Küche, und brachte nach einer kleinen Weile ei-

nen Eierkuchen und frisch gebackene Semmeln, auch brachte sie ein gläsernes Fläschchen mit Branntwein, schenkte jedem der Männer ein Gläschen ein, und stellte das Fläschchen auf den Tisch und sagte, sie müßten es austrinken.

„Nun, das ist schön, sagte Michel; das gilt für das Trinkgeld, das ich von der gnädigen Frau erwartet habe.“ Er ließ es sich sehr wohl schmecken, und wäre gerne noch länger geblieben; aber Stephan ermahnte ihn zu eilen.

Beide begaben sich endlich auf den Heimweg. Wiewohl es noch Nacht war, begegneten ihnen auf der Straße schon viele hochgepackte Wagen mit geflüchteten Leuten, sowohl aus Städten, als Dörfern; auch viele Soldaten, zu Fuß und zu Pferd, kamen nach, die sich vor dem Feinde zurückzogen. Die Landstraße war nicht breit genug, alle zu fassen; es war ein großes Gedräng. Stephan war sehr froh, daß er mit seinem Gefährten jetzt den Fußweg durch den Wald einschlagen konnte, auf dem er bald nach Sonnenaufgang glücklich nach Hause kam.

Siebentes Kapitel.

Die vermißte Mutter.

Als Stephan in die Stube trat, ſchlief Pauline noch, und zwar ſehr ſanft. Anna, die Hausfrau, winkte ihm, leiſe zu gehen, und ſtill zu reden, um das Fräulein nicht zu wecken. Stephan berichtete getreulich, was er vom Kutſcher erfahren hatte. „Ach, ſagte Anna mit einem Seufzer, es iſt betrübt, daß du die Mutter des guten Fräuleins nicht angetroffen haſt.“

„Je nun, ſagte Stephan, ich werde ſie zu Hohenwald antreffen. Denn wäre ſie ſchwer verwundet geweſen, ſo wäre ſie wohl an dem Platze, wo die Kutſche umfiel, liegen geblieben, und der ehrliche Bäcker hätte ſie dort gefunden. Wo anders aber hätte ſie hingehen ſollen, als in den Ort, den ſie vor Augen ſah.“

Jetzt erwachte Pauline, und blickte ver-

wundert in der Stube umher. Sie mußte ſich beſinnen, wo ſie war. Sobald ſie Stephan erblickte, rief ſie: „O ſeid ihr endlich da, wo iſt meine Mutter?“

Was Stephan für höchſt wahrſcheinlich hielt, ſagte er für gewiß. „Seid getroſt, liebes Fräulein, ſprach er; Eure Mutter iſt außer Gefahr und in Sicherheit! Ihre Wunde iſt nicht gefährlich.“

„Nun Gottlob! ſagte Pauline. Aber warum kommt ſie denn nicht hieher? Wo iſt ſie denn?“

„Sie iſt zu Hohenwald, einem der benachbarten Orte, ſagte Stephan, von dem Ihr den Thurm geſehen habt.“

„O ſo führt mich doch ſogleich zu ihr!“ rief Pauline. Sie ſprang, da ſie völlig angekleidet war, vom Bette, nahm Stephan bei der Hand, und ſagte: „O ich bitte Euch, kommt mit mir!“

Stephan kam in Verlegenheit; er wußte denn doch nicht ganz gewiß, ob, und in welchem Zuſtande er die gute Frau finden werde.

Allein Anna ſagte zu Pauline: „Laßt meinen guten Mann doch ein wenig ausruhen!

Er iſt ja dieſe Nacht in kein Bett gekommen, ſondern beſtändig draußen in Sturm und Regen auf der Straße geweſen. Er kann kaum mehr auf einem Fuße ſtehen, und muß ſich, wenn er nicht krank werden ſoll, vorerſt ein wenig niederlegen."

Pauline ſah dieſes ein. Sie bat ihn ſogleich zu Bette zu gehen; indeß konnte ſie doch ihre Thränen nicht zurück halten. Sie weinte und ſchluchzte ſchmerzlich.

Stephan ging hinaus; Anna holte, um das Fräulein ein wenig zu zerſtreuen, und auf andere Gedanken zu bringen, den grünen Reiſeſack herbei und ſagte: „Da ſeht, da iſt Euer Reiſebündel mit Euren Kleidern! Wie der Sack zum Vorſchein gekommen, ſo werdet Ihr auch Eure liebe Mutter wieder ſehen."

Da wurde Pauline ein klein wenig heiterer, trocknete ihre Thränen, und lächelte wieder. Sie öffnete den Sack, um nachzuſehen, ob die Kleider noch alle darin wären, packte die Kleider aus, und legte ſie, nebſt einigen Büchern, die zu den Kleidern gepackt waren, auf den Tiſch.

Jetzt kamen Stephans Kinder in die Stube. Sie waren heute später aufgestanden, weil sie gestern später zu Bette gekommen waren. Der Vater theilte ihnen von den Semmeln aus, die ihm die Bäckerin geschenkt hatte, und die Kinder fuhren sogleich damit dem Munde zu.

Indeß erblickte die kleine Marie die Kleider des Fräuleins und rief: „Ei, das sind prächtige Kleider!“ Pauline sagte: „Das sind nur meine Kleider auf alle Tage; du solltest erst meine Sonntagskleider sehen! Die sind noch ohne Vergleich schöner. Sie waren in den Reisekoffer gepackt, den die Räuber uns geraubt haben. Indeß bin ich aber recht froh um diese hier! Die habe ich, nebst dem weißen Leinenzeuge hier, jetzt am nöthigsten.“

Mutter Anna betrachtete die Bücher mit Verwunderung. „Lernest du denn schon in allen diesen Büchern?“ fragte sie.

„O sagte Pauline, diese Bücher habe ich schon mehrmal ausgelesen. In dem Koffer aber waren noch einige andere.“

Anna sagte: „Da in dem kleinen, rothen

Futteral mit goldenen Zierathen muß noch ein recht schönes Büchlein ſtecken!“

„Nein, ſagte Pauline, und die Thränen kamen ihr in die Augen, in dem Futterälchen iſt das Bildniß meines ſeligen Vaters, der ſchon ſeit zwei Jahren todt iſt.“ Sie nahm das Bildniß heraus, und zeigte es.

„Ei, ſagte Anna, das war ein ſchöner, freundlicher Herr! Gott habe ihn ſelig!“

„Wie, rief der kleine Jakob, laß mir ihn auch ſehen.“ Pauline zeigte ihm das Bild. „Ei, ſagte Jakob, der war ja gar ein Soldat! Aber ſo klein kann er doch nicht geweſen ſeyn.“ Der gute Knabe hatte noch keine Gemälde geſehen, als die in der Kirche, auf denen die Perſonen in Lebensgröße abgebildet waren.

Die kleine Marie wollte das Bild auch ſehen. „Ei, rief ſie, er hat ein recht ſchönes, rothes Kleid mit Gold an; und da an der Seite hat er ein goldenes Kreuzlein. So iſt's aber nicht der Brauch. Ich würde das Kreuzlein an dem Halſe tragen.“

Pauline lächelte über die Einfalt der Kin-

der, küßte das Porträt und ſagte: „O Gott, der Du mir den Vater genommen haſt, gib mir doch meine liebe Mutter wieder!“

Sie verſchloß das Bild wieder in das Futteral, und ſagte zu Anna: „Führt mich doch in eine andere Stube! Ich muß mich nothwendig umkleiden; denn die Kleider, die ich anhabe, wurden geſtern übel zugerichtet.“

Anna führte ſie hinauf in eine Kammer, und trug ihr die Kleider nach.

Stephan hatte ſich wohl ein wenig niedergelegt; allein er konnte nicht ſchlafen. Er ſtand heimlich, ohne daß Pauline es wußte, wieder auf, und ging nach Hohenwald. Er dachte: Paulinens Mutter müſſe wohl noch mehr als ihre Tochter bekümmert ſeyn; er hoffte ſie in Hohenwald ſicher zu treffen, und ſie mit guten Nachrichten von ihrer Tochter zu erfreuen. Allein zu ſeiner großen Betrübniß wußte hier kein Menſch ein Wort von ihr. Stephan ging in alle benachbarten Orte; allein vergebens. Niemand hatte von der fremden Frau etwas geſehen oder gehört. Als er gegen Abend in

die Stube trat, rief Pauline: „Ach, Ihr habt doch gar zu lange geſchlafen! Wann werde ich doch meine Mutter wieder ſehen!“

Am andern Morgen ergriff Stephan wieder ſeinen Reiſeſtab. Er durchforſchte alle entfernteren Dörfer, Weiler, einzelnen Mühlen und Bauernhöfe. Allein umſonſt. Als er gegen Abend nach Hauſe kam, ſuchte er die gute Pauline damit zu beruhigen, daß es wegen der vielen Soldaten im Lande nicht überall durchzukommen ſei, und ermahnte ſie zur Geduld.

Anna ſagte: „Die Soldaten werden ja nicht immer da bleiben. Vielleicht ziehen ſie morgen ſchon weiter. Auch ich weiß indeß kein beſſeres Mittel, als die Geduld!“

Stephan ſetzte ſeine Nachforſchungen auch in den folgenden Tagen fort, machte manchen Gang, und hoffte jeden Tag den Aufenthalt von Paulinens Mutter zu entdecken. Allein nirgends konnte er das Geringſte von ihr erfahren.

„Das iſt doch ſonderbar! ſagte er, als er eines Abends ermüdet wieder nach Hauſe kam, zu Anna. Die Frau iſt wie verſchwunden.

Leben muß ſie indeß noch; daran zweifle ich nicht. Wenn ſie von dem unglücklichen Falle todt geblieben wäre, ſo müßte man doch die Leiche gefunden haben. Wäre ſie ſchwer verwundet worden, ſo hätte man ſie höchſtens nur in ein benachbartes Ort bringen können."

„Was aber, liebes Fräulein, Euch betrifft," ſagte er zu Pauline, „ſo habt ihr für jetzt keine andere Wahl, als bei uns zu bleiben; ich und meine Anna wollen Euch Vater und Mutter ſeyn."

Pauline brach in Thränen aus und ſagte: „Ach, die liebe Mutter! Wahrſcheinlich hat ſie ſich nach ihrem Falle bald wieder erholt, und ſich aufgemacht, mich zu ſuchen. Ach, wenn ſie in dem unwegſamen, gebirgigen Walde ſich nur nicht verirrt hat, und in einen Abgrund gefallen, oder in der rauhen, ſtürmiſchen Nacht vor Froſt und Näſſe umgekommen iſt, wie es auch mir gegangen wäre, wenn Vater Stephan ſich meiner nicht erbarmt hätte."

Eine ganz unausſprechliche Bangigkeit überfiel Paulinen; ſie empfand eine wahre Todesangſt. Es ward ihr in der Stube zu enge, in

der mehrere Leute zuſammen gekommen waren, um zu hören, was für Nachrichten Stephan bringe.

„Ich will in die Kirche gehen, ſagte ſie, und dort beten.“ In dem kleinen Dorfe Tiefenbach, das nach Hohenwald in die Pfarrei gehörte, war aber keine Kirche. Nur einige hundert Schritte davon ſtand auf einem Felſen eine uralte kleine Kapelle, in der aber kein Gottesdienſt gehalten wurde, wo jedoch einige Leute aus dem Dorfe zu Zeiten beteten. „Laßt mich allein dahin gehen, ſagte Pauline; ich kann dann andächtiger beten.“

Sie machte ſich auf den Weg. Die Sonne neigte ſich zum Untergange. Es war nach einem trüben, ſtürmiſchen Tage ein ungemein ſtiller, heiterer Abend. Sie dachte an die Worte ihrer Mutter: „Nach Wolken und Regen kommt Sonnenſchein; nach Trübſal wieder glückliche Zeit.“ Beſonders aber dachte ſie daran, was ihre Mutter bei dem Tode ihres Vaters geſagt hatte: „Wir können in Angſt und Trübſal nicht anders Ruhe finden, als wenn wir uns ganz in den Willen Gottes er-

geben. Wir müſſen Alles, was uns begegnet, von Gott annehmen, gegen deſſen Willen kein Haar von unſerm Haupte fällt. Wir müſſen feſt glauben, denen, die Gott lieben, dient Alles, auch das Schrecklichſte, zum Beſten. In dieſem Glauben allein finden wir in jeder, auch der traurigſten Lage des Lebens, in die Gott uns verſetzt hat, Troſt und Beruhigung."

Pauline ſtieg die Staffeln, die in den Felſen eingehauen waren, hinauf zur Kapelle, und ging hinein. Auf dem Altare befand ſich ein altes, aber ſehr anmuthiges Bild, Jeſus am Oelberge und der tröſtende Engel mit dem Leidenskelche. Sogleich fielen Pauline die Worte Jeſu ein: „Vater, wenns möglich iſt, ſo gehe dieſer Kelch vorüber; aber nicht Mein Wille geſchehe, ſondern der Deine!" Sie kniete auf dem ſteinernen Pflaſter nieder, und betete: „O liebſter himmliſcher Vater, lege dieſe Ergebung in Deinen heiligen Willen auch mir in das Herz! Sende auch mir Troſt vom Himmel!" Sie betete lange und unter vielen Thränen für ihre Mutter. Da wurde es auf einmal in ihrem

trüben Sinne hell. Sie empfand einen unbeſchreiblichen Troſt. Es war ihr nicht anders, als ſage ihr eine Stimme in ihrem Innerſten: „Sei getroſt und habe Geduld; für deine Mutter iſt geſorgt, und du wirſt ſie wieder finden.“

Alle Traurigkeit, alle Sorgen waren ihr vom Herzen genommen. Sie ſtand hocherfreut, ja ſelig vom Boden auf; ſie fiel noch einmal auf die Knie, um Gott zu danken für dieſen himmliſchen Troſt. Mit einem Herzen voll Dank, voll Freude kehrte ſie zurück in das Haus.

Stephan und Anna erſtaunten, ſie ſo heiter, ſo fröhlich zu ſehen. „Ja, ja, ſagte Stephan: Das Beten hilft; es iſt das beſte Mittel in Nöthen und Widerwärtigkeiten, ſo wie gegen Kummer und Sorgen. Das habt Ihr erfahren, da Euch auf Euer Gebet unter dem Eichbaume äußerlich geholfen worden, und erfuhret es jetzt, da Euch auf Euer Gebet in der Kapelle innerlicher Troſt zu Theil wurde. Deßhalb ſagt der heilige Jakobus: „Wer aus euch traurig iſt, der bete!“

Achtes Kapitel.

Kinder, welche der Bewährung bedürfen.

Am folgenden Morgen ſtanden Stephan und Anna ſehr früh auf, und die Mutter weckte die Kinder. Alle beteten knieend mit einander das Morgengebet, und ſetzten ſich dann um den Tiſch und aſſen das Frühſtück. Nachdem ſie ihre Milchſuppe gegeſſen hatten, ſprach Stephan: „Heute gehts wieder zur Arbeit! Es gibt auf dem Felde noch viel zu thun. Man muß noch das Grummet mähen, die Erdäpfel ausgraben und den Kohl hereinbringen. Dann fängt das Dreſchen an. Wir helfen dabei dem reichen Bauer auf dem großen Hofe jenſeits des Berges, dem Riedenbauer für Lohn. Erſt am Abende kommen wir zurück. Das geſchieht die ganze Woche hindurch alle Tage; nur den Sonntag bringen wir zu Hauſe und in der Kirche zu.“

Pauline fragte: „Was macht Ihr dann mit Euren Kindern, die noch ziemlich klein ſind?“ „Die ſperren wir hier in der Stube ein,“ ſagte Stephan. Pauline fand das ſehr hart, ja grauſam.

Stephan ſprach: „Wie könnten wir es anders machen? Wir müſſen nun einmal unſer tägliches Brod mit der Arbeit unſrer Hände auswärts verdienen. Nur zu Mittag kommt die Mutter auf eine halbe Stunde nach Hauſe, und gibt den Kindern zu eſſen. So iſt es hier zu Lande faſt bei allen Taglöhnern, ja bei vielen Bauern der Brauch.“

„Leider iſt es ſo! ſagte Anna mit einem Seufzer und mit Thränen in den Augen. Die armen Kinder haben mich immer recht gedauert!“

Pauline ſagte: „Während ihr fort ſeid, will ich die Aufſicht über die Kinder übernehmen, und auch für ſie und für mich kochen.“ „Nun, ſagte Anna, gehe ich heute, Gott ſei Lob und Dank, mit leichterem Herzen an meine Arbeit.“

Da Pauline eine groſſe Liebe zu den Kin-

dern hatte, und mit ihnen gut umzugehen und sie lehrreich und angenehm zu unterhalten wußte, so gewannen die Kleinen sie bald herzlich lieb. Pauline begnügte sich nicht damit, bloß Acht zu haben, damit sie nicht fallen oder gar Arm und Bein brechen. Sie redete mit ihnen vor Allem, so wie sie es ihrer Mutter abgelernt hatte, von unserm lieben Vater im Himmel. Sie sagte ihnen, daß der liebe, gute Gott die Aepfel und Birnen wachsen lasse, und daß Er ihnen Milch und Brod gebe. Pauline bemerkte zu ihrer großen Freude, daß die Kinder Alles wohl zu Herzen nahmen. Als Pauline Nachmittag um drei Uhr den Kindern Brod in Milch gebrockt hatte, rief Jakob, indem er sein leeres Schüsselchen zurück schob: „Der liebe Gott ist doch recht brav!“ Und Marie sagte: „Lieber Vater im Himmel, ich danke Dir für Milch und Brod.“

Pauline sprach den Kindern kleine Gebetreime so oft vor, bis die Kinder sie auswendig wußten, und sie dann, auf Paulinens Ermahnung, Morgens und Abends, vor und nach

Tiſche, und öfter unter Tags beteten. Dieſe Reime, welche Pauline ſelbſt gemacht hatte, und die mehr wegen ihres frommen Sinnes, als wegen der Kunſt zu ſchätzen ſind, waren ungefähr folgende:

Kinderreime.

O Himmelsvater, ſteh mir bei,
Daß Dein gehorſam Kind ich ſei!

*

Du liebſter Jeſus, liebeſt mich;
Von Herzen liebe ich auch Dich!

*

Maria mit dem Himmelskind,
Bitt, daß wir gute Kinder ſind.

*

O Engel Gottes, o bewahr'
Vor Sünden uns und vor Gefahr.

*

Dir, lieber Gott, ſei Dank gebracht,
Daß Du heut Nacht mich treu bewacht.

*

Gib, lieber guter Gott, o gib,
Daß ich Dich heute nicht betrüb'.

*

Du, Vater, gibſt mir Speis und Trank,
Dafür ſag' ich Dir Lob und Dank.

*

Was ich nur habe, kommt von Dir,
Gib dazu Deinen Segen mir.

*

Gib, lieber Himmelsvater, Du,
Heut Nacht mir eine ſüße Ruh!

* * *

Am liebſten hörten die Kinder erzählen. Pauline nahm, wie ihre Mutter gethan hatte, die Erzählungen gewöhnlich von einem Gegenſtande her, welchen die Kinder vor Augen hatten, oder der ihnen ſonſt merkwürdig war. Einmal zerſchnitt und ſchälte ſie Aepfel und erzählte ihnen dabei:

„Ein Vater hatte ſechs Kinder, drei Knaben und drei Mädchen. Er gab jedem Knaben einen Apfel, und ſagte zu ihm: „Theile ihn mit deiner Schweſter.“ Karl zertheilte den Apfel in zwei ganz gleiche Theile, und ließ der Schweſter die Wahl, welchen ſie wolle. Fritz machte zwei ungleiche Theile, gab der Schweſter den kleinern, und behielt den größern für ſich. Bruder Auguſt machte auch zwei ungleiche Theile, begnügte ſich aber mit dem kleinern, und gab den größern der Schweſter.“

Pauline fragte hierauf: „Welcher der drei Knaben gefällt euch am wenigsten?“ Jakob rief: „Der Fritz, der war ein rechter Geizhals; ich möchte ihm Ohrfeigen geben.“

„Was hältst du aber von Karl?“ fragte Pauline? Jakob sagte: „Er that nicht unrecht, er that recht. Ich kann ihn nicht tadeln, doch auch nicht besonders loben.“

„Und wie gefällt euch denn August? sag du es, Marie!“ Marie sagte: „Der August war der Beste! Der war recht gutherzig.“

Pauline sprach: „Nun seht da, meine Kinder! Karl war gerecht; Fritz ungerecht und geizig; August aber wohlwollend, uneigennützig und großmüthig. Ungerecht dürfen wir nie seyn, gerecht müssen wir immer seyn; wohlthätig und freigebig aber so oft wir können und Gelegenheit dazu haben.“

Pauline blieb mit den Kindern nicht immer in der Stube; sie ging mit ihnen öfters hinaus vor das Haus und in den Garten. Als sie einmal aus der Thüre trat, flogen die Tauben von dem Dache herab, und pickten die

Körner auf, die sie ihnen gewöhnlich hinstreute. Im Garten zeigten die Kinder ihr die Bienenkörbe, und erzählten ihr, als wüßte Pauline, ihre Lehrerin, es noch nicht: „Da drinnen wohnen die Bienen. Sie sind nicht viel größer als Fliegen, aber so künstlich, daß sie den süßen Honig machen.“ Pauline erzählte ihnen nun die schöne Fabel von der Taube und von der Biene.

„Ein Täublein saß auf einem Baume, unter dem ein Brünnlein war. Eine Biene kam geflogen, trank und fiel hinein. Sie zappelte ängstlich und fürchtete zu ertrinken. Das Täublein brach ein Zweiglein ab, und warf es der armen Biene zu. Die Biene ergriff es, schwang sich darauf und entrann dem Tode. Bald darauf saß das Täublein wieder auf dem Baume. Ein Jäger zielte mit der Flinte nach ihm, und wollte es herabschießen. Da flog die Biene eilig herbei, und stach ihn in die Hand. Der Jäger erschrack, zuckte und schoß fehl — und das Täubchen kam mit dem Leben davon.“

Nun fragte Pauline: „Was können wir

von dem Täublein und was von der Biene lernen?“ Die Kinder trafen die richtige Antwort: „Wir sollen mitleidig seyn, und gerne helfen, wie dieses Täublein; wir sollen dankbar seyn und Wohlthaten vergelten wie die Biene.“

Bei anderen Veranlassungen erzählte Pauline den Kindern ähnliche Fabeln. Zum Beispiel: von dem Frosche, der so groß seyn wollte, als ein Ochs, sich aufblähte — und zerplatzte; von dem Hunde, der ein Stück Fleisch im Maule trug, sich und das Fleisch im Bache sah, begierig darnach schnappte, sein Stück Fleisch in das Wasser fallen ließ, und nun gar nichts hatte; von der Maus, die der Löwe gegen die Katze beschützte, und dem, was unmöglich scheint, auch die Maus das Leben rettete, indem sie die Stricke des Netzes, in das er gefallen war, zernagte. Die Kinder hatten an solchen Erzählungen große Freude; Pauline unterließ aber nicht, ihnen zu sagen, was sie daraus lernen sollen.

Nun hatte sich der Winter eingestellt, und es lag tiefer Schnee. Die Kinder konnten nicht

vor die Hausthüre. Pauline ſuchte daher ſie in der Stube zu unterhalten. An einem kalten, aber ſchönen Wintertage ſchien die Sonne ungemein hell und lieblich zu dem Fenſter herein; draußen waren Bäume und Hecken glänzend weiß vom Reife.

Pauline brachte ein Schälchen mit Waſſer, in das ſie ein wenig Seife geſchabt hatte. Sie ſetzte ſich an das Fenſter, tauchte einen Strohhalm in das Schälchen, und machte eine Seifenblaſe. Die Kinder verwunderten ſich über die glänzende, durchſichtige Kugel, die immer größer wurde, und über die prächtigen Farben. „Welche wunderſchönen Farben! riefen ſie. Wie ſchön roth und blau, und grün und gelb! Man kann nichts Schöneres ſehen.“

„Aber, ſagte Jakob, wo kommen denn all die ſchönen Farben her? Man ſieht ja in dem Schüſſelchen voll Waſſer nicht das Geringſte von einer Farbe.“ Und Maria ſagte, als die Seifenblaſe zerſprang: „Auch in den Waſſertropfen da ſieht man keine Farben. Wo kamen ſie denn hin?“

Pauline sprach: „Das hat der liebe Gott so eingerichtet, daß in dem Wasser so schöne Farben entstehen, wenn die Sonne darauf scheint. Solche Farben sehen wir in jedem Thautröpflein, in den Regentropfen, die von dem Dache fallen oder an den Blättern der Bäume glänzen; ja selbst der Regenbogen mit seinen sieben Farben besteht aus lauter Wassertropfen, die von der Sonne beleuchtet werden. — Wir können an dem Wasser viel Schönes und Wunderbares bemerken. Der Reif, von dem jetzt Bäume und Hecken so schön weiß sind, auch der viele Schnee, der jetzt die Dächer der Häuser, und Berg und Thal bedeckt, ist nichts als Wasser. Auch ist das Wasser eine große Wohlthat Gottes? Denn sagt nur selbst: „Wenn es nicht mehr regnete, wie sähe es da auf Wiesen und Feldern aus? Wenn es keine Quellen und Bäche gäbe, wie ginge es Menschen und Thieren? Wie stünde es ohne Wasser in der Haushaltung?“

Jakob erzählte: „Als es in dem letzten heißen Sommer so gar lange nicht mehr reg-

nete, waren die Wieſen wie ausgedorrt, und man ſah da weder Gras noch Blumen. Und als mich der Vater einmal mit über Feld nahm, und die Sonne brennend heiß ſchien, und wir lange keine Quelle antrafen, verſchmachtete ich faſt vor Durſt."

Marie ſagte: „Wenn man kein Waſſer hätte, ſo könnte man nicht kochen und nicht waſchen. An dem Röhrbrunnen vor unſerm Hauſe blieb einmal das Waſſer aus, und die Mutter hat recht gejammert; als das Waſſer aber wieder kam, haben wir Alle uns recht gefreut!"

Pauline ſprach: „Ihr ſeht da, welch' eine große Wohlthat Gottes das Waſſer iſt! Kommt, laßt uns Gott recht vom Herzen dafür danken." Sie betete ihnen vor. Die Kinder ſprachen ihr andächtig jedes Wort nach; wollten aber nun ſelbſt Seifenblaſen machen. Pauline geſtattete es, gab jedem einen Strohhalm, und die Kinder waren über ihre Kunſt ganz entzückt. Auch in der Folge haben ſie manches halbe Stündchen recht vergnügt damit zugebracht.

Eines Abends kamen Vater und Mutter von dem Riedhofe lange nicht nach Hause. Pauline saß mit den Kindern am Ofen, den man auch in der Stube heizen konnte. Sie öffnete das Thürchen, und ergötzte sich an der schönen Glut, noch mehr aber an den fröhlichen Gesichtchen der Kinder. Sie legte dürres Reis auf die Glut, das bald in helle Flammen auffloderte, und ging hinaus, einen Topf mit Erdäpfeln zu holen und an das Feuer zu setzen. Als sie wieder herein kam, hatte Jakob ein angebranntes Zweiglein ergriffen, das an einem Ende noch glühte, bewegte es schnell im Kreise umher und rief: „Sieh einmal, das ist ein schönes, feuriges Rädlein!“ Marie hatte einen noch stärkern glühenden Zweig in der Hand, fuhr damit schnell hin und her und sagte zu Paulinen: „Sieh! das ist ein schönes rothes Band; nur Schade, daß man es nicht anrühren kann, ohne sich zu brennen, und daß es nicht bleibt und gleich wieder vergeht.“

Allein Pauline rief: „So darf man euch doch keinen Augenblick ohne Aufsicht lassen;

ſogleich unternehmt ihr etwas Gefährliches.“ Sie wehrte ihnen ernſtlich ab, und ſagte ihnen ſehr nachdrücklich, daß Kinder durchaus nicht mit dem Feuer ſpielen dürfen. Man hat viele Beiſpiele von Kindern, ſagte ſie, die ohne Aufſicht waren, mit dem Feuer unvorſichtig umgingen und elend verbrannten.

„Ich muß euch da, ſprach ſie, doch eine kleine Geſchichte erzählen, die ich ſelbſt erlebt habe. Ein leichtſinniges Mädchen kam ſpät nach Hauſe, und nähte ein abgeriſſenes Band an ihrer Schürze wieder an. Da ſie die Scheere nicht ſogleich fand, brannte ſie an dem Oellichte den Faden vom Knäuel ab; warf den Knäuel in den Korb, der voll Garn und Leinwand war, und ging in ihre Schlafkammer. Das winzig kleine Fünklein am Faden glimmte fort, entzündete nach und nach den Knäuel, der brennende Knäuel das Garn und die Leinwand im Korbe, die Flammen des Korbes die Kleider, das nahe Bett. Die Stube, das Haus, die Nachbarhäuſer — ja das ganze Dorf wurden in Aſche gelegt, und

ſogar einige Menſchen kamen um das Leben. Ein ſo großes Unglück kann ein kleines Fünklein anrichten. Ein noch viel gefährlicheres Fünklein aber iſt auch das kleinſte Böſe im menſchlichen Herzen. Die kleinſte böſe Neigung in unſerm Herzen nimmt, wenn wir ſie nicht unterdrücken, über Hand, und ſtürzt uns in zeitliches und ewiges Verderben."

„So großen Schaden aber das Feuer anrichten kann, ſo bringt es doch noch viel größern Nutzen. Doch ſagt einmal nur ſelbſt: Wozu nützt uns das Feuer?"

„O, ſagte Jakob, wenn wir kein Feuer hätten, ſo wäre die Stube hier kalt, und wir müßten im Finſtern ſitzen!" Marie ſagte: „Wenn das Feuer nicht wäre, ſo könnte die Mutter keine Milchſuppe kochen, kein Brod backen, keine Erdäpfel ſieden, und nicht einmal für uns einen Apfel braten. Sie wüßte keinen glühenden Stahl zu bekommen, und könnte ihre Haube und mein Halstüchlein nicht bügeln."

Die Kinder wären mit ihren Antworten zu Ende geweſen; Pauline half ihnen aber

mit Fragen nach. „Sagt einmal, ſprach ſie, wie würde es dem Schmiede, dem Hafner, dem Ziegelbrenner gehen, wenn es kein Feuer gäbe? Was könnten die Zimmerleute, der Schreiner, der Ackersmann, der Holzhacker anfangen, wenn ſie die eiſernen Werkzeuge nicht hätten, die man ohne Feuer nicht zu Stande bringen kann? So iſt es mit Nadel und Scheere. Wie Vieles würde uns, ohne das Feuer, zu einem Hauſe, in der Haushaltung und zum Feldbaue fehlen?“

Die Kinder wetteiferten mit Antworten. Am Ende faßte Pauline Alles zuſammen, und ſprach: „Seht, eine ſo große Wohlthat Gottes iſt das Feuer! So großen Nutzen bringt es uns.“

Da Jakob bald über ſieben, und das Mädchen bereits ſechs Jahre alt war, ſo hätten ſie nunmehr in die Schule gehen ſollen. Allein nach Hohenwald, wo ſich die Schule befand, war es eine ſtarke Stunde, und der Weg führte durch tiefe Schluchten voll Schnee und über einen hohen waldigen Berg. Die

Kinder hätten unmöglich durchkommen können. Pauline wollte ſie einſtweilen doch wenigſtens die Buchſtaben kennen lehren. Sie zeichnete, da ſie kein A-B-C-Täfelchen bei Handen hatte, viele einzelne Buchſtaben, ſo wie ſie in gedruckten Büchern enthalten ſind, aber viel größer, mit Dinte auf Streifchen von ſteifem Papier. Die Kinder lernten ſie bald nennen. Sie ſetzte aus den einzelnen Buchſtaben hierauf Sylben zuſammen. Auch dieſe lernten die Kinder ausſprechen. Hierauf ließ Pauline in einem ihrer Bücher die Kinder zuerſt die Buchſtaben, die ſie kannten, aufſuchen, zeigte ihnen dann einſylbige Wörtchen von zwei, drei oder vier Buchſtaben, und auch dieſe konnten die Kinder bald leſen. Alles ging über Paulinens Erwartung, und zur großen Freude der Kinder ſehr gut.

Die Mutter brachte einmal von dem Wochenmarkte im Städtchen drei irdene Teller mit. Auf jedem Teller ſtand ein Reim. Das kleine Mariechen las mit ihrem hellen, angenehmen Stimmchen ſogleich den Reim: „Gott, Dir ſei Dank — für Speis und Trank.“ Jakob las

den andern: „Iß' nicht zu viel — halt Maaß und Ziel.“ Mariechen bat, den dritten Reim leſen zu dürfen, und las laut und deutlich: „Theil, was du haſt — gern mit dem Gaſt.“

Die Mutter war darüber ſo erſtaunt und erfreut, daß ihr Thränen in die Augen kamen. Pauline aber ſagte: „Die drei Reime geben uns drei ſchöne Lehren, wie wir uns in Hinſicht auf Speis und Trank zu benehmen haben. Wir ſollen Gott dafür dankbar ſeyn, ſie mit Mäßigkeit genießen, und unſern Mitmenſchen gern davon mittheilen.“

Am folgenden Morgen kam die Mutter in die Stube mit einem Körbchen voll Flachs in einer Hand, und mit einer Kunkel in der andern, und ſagte zu ihren Kindern: „In dieſer und der nächſten Woche gibts für mich keine Arbeit auf dem Riedhofe. Nun ſolls an ein Spinnen gehen.“

„Wie iſt das möglich? rief Pauline; Ihr habt ja kein Spinnrädchen im Hauſe!“

„Das ſollt Ihr gleich ſehen, wie man ohne Rädlein ſpinnen kann,“ ſagte die Mutter.

Sie legte Flachs an den Spinnrocken, und ſpann an der Spindel. Auch die zwei Kinder holten ihre kleinen Kunkeln. Pauline hatte wohl ſchon an dem Rädchen geſponnen; allein das Spinnen an der Spindel war ihr etwas Neues. Sie war nicht wenig verwundert, als Mutter und Kinder ſich ſetzten, und die ſchnurrenden Spindeln drehten, daß es eine Luſt war. Pauline wollte nun auch das Spinnen an der Spindel lernen, und ſie hatte eine große Freude, daß es ihr bald ganz vortrefflich gelang.

Die Mutter, eine ſo treffliche Spinnerin ſie war, konnte aber nicht ſtricken. Pauline lehrte es die Kinder, und dieſe begriffen es ſehr leicht. Es kamen mehrere, auch größere Mädchen aus den benachbarten Häuſern, um das Stricken zu lernen. Pauline gab alle Tage zu beſtimmten Stunden Unterricht, und es entſtand eine recht artige Strickſchule. Sogar die kleine Marie brachte ein Paar kleine Strümpfchen, ſo groß ſie dieſelben nöthig hatte, zu Stande. Die Mutter und viele Aeltern im Dorfe erklärten das Stricken für eine ſehr

leichte und sehr nützliche Kunst. „Wir brauchen nun kein Geld mehr für Strümpfe auszugeben, sagten sie; ja sogar Kinder können mit Stricken ein Stücklein Geld verdienen.“

Während die Kinder im Kreise umher saßen, und strickten, erzählte Pauline ihnen anmuthige Geschichten, besonders aus der heiligen Schrift. Auch sang sie ihnen hie und da ein Liedchen vor, das sie bald mitsingen lernten.

So verfloß der Winter; es wurde Frühling. Die Sonne schien wieder hell und warm in das Waldthal. Eis und Schnee schmolzen, und der Bach floß wieder hell wie Silber zwischen den neubegrünten Ufern hin. Die zarten gelblich grünen Blättchen der Birken am Hügel drangen hervor, und der Thalgrund wurde mit jedem Tage grüner. Der Dornstrauch prangte mit weißen Blüthen, und die schönen gelben Schlüsselblumen fingen an zu blühen. Finken und Emmerlinge schlugen, und Alles fühlte neues Leben, und die Kinder sangen und sprangen vor Freude.

Die dankbaren Schülerinen brachten Pau-

linen ein Sträußchen von den erſten Veilchen, und Pauline lehrte ſie einige Frühlingsliedchen und ein Liedchen auf die Veilchen.

Drei Frühlingsliedchen für Kinder.

1.

Der Wald iſt grün,
Der Himmel blau;
Die Blumen blühn
Auf bunter Au.

Gott, Deine Macht
Hat Alles hier
Hervorgebracht —
Wir danken Dir!

2.

Die Bäume blühen weiß und roth,
Dieß Alles macht der liebe Gott!

Er gibt uns Milch und Brod
Und macht uns friſch und roth!

Drum wollen wir uns freu'n
Und gut wie Er auch ſeyn!

3.

Wie iſt es doch ſo ſchön
Zur Frühlingszeit,

Wo Alles, was wir seh'n,
Uns neu erfreut!
Wie schön sind Berg und Thal
Im Sonnenschein!
Wie schön muß es einmal
Im Himmel seyn!

Veilchenlied für Kinder.

1.

Die Veilchen blüh'n
So lieblich blau,
Im frischen Grün,
Voll Silberthau.

2.

Ein jedes füllt,
Von Laub umhüllt,
Ringsum die Luft
Mit süßem Duft.

3.

Wer Demuth liebt,
Und Gutes übt,
Ist anmuthreich —
Den Veilchen gleich.

Neuntes Kapitel.

Ein groſſer Jammer.

Der Frühling, der Alles erfreut, brachte Paulinens guten Hausleuten keine Freude, ſondern vielmehr ſehr traurige Tage. Denn nicht nur drückte der Krieg das Land ſehr hart darnieder — zu den Kriegskoſten kam noch eine andere Landplage. Eine Viehſeuche richtete große Verheerungen an. Auch die guten Landleute, die Paulinen ſo freundlich aufgenommen hatten, kamen um ihre einzige Kuh. Der Jammer der Kinder und Aeltern war ſehr groß. „Ach, ſagten ſie, wir ſind um unſern ganzen Reichthum gekommen.“ Auch Pauline bedauerte das arme Thier, dem ſie öfter von ihrem Abendbrode die Hälfte, mit Salz beſtreut, gereicht hatte; allein das gute Fräulein, in der Stadt erzogen, konnte nicht begreifen, warum

dieſer Verluſt gar ſo hoch angeſchlagen werde. Da aber die armen Leute ſich außer Stand ſahen, eine andere Kuh zu kaufen, ſo erfuhr Pauline es nur zu bald. Die Kinder bekamen ſonſt am Morgen zum Frühſtücke eine Milchſuppe, auch des Nachmittags ein Schüſſelchen friſcher, ſüßer Milch, in die ſie Brod einbrockten; allein nunmehr mußten ſie Morgens und Abends mit einer Waſſerſuppe vorlieb nehmen. Auch bei dem Mittageſſen wollten Suppe, Mehlſpeiſen und Gemüſe ihnen wenig ſchmecken, weil das Schmalz daran fehlte. Abends bekamen ſie kein Butterbrod mehr. Die Kinder beklagten ſich darüber. Allein die Mutter ſagte: „Seht ihr nun, was für eine große Wohlthat Gottes Milch und Butter ſeien! Vielleicht habt ihr Ihm für dieſe Gaben bisher zu wenig gedankt. Dankt Ihm indeß, daß wir noch Brod haben. Ich fürchte, ich werde euch bald dieſes kaum mehr geben können. Nachdem wir unſere Kuh verloren haben, kann unſer kleines Ackerfeld nicht mehr gedüngt werden, und da wird wenig Korn darauf wachſen, und die

Aernte mager ausfallen. Wir werden sobald keine Kuh zu kaufen vermögen; denn eine gute Milchkuh kostet bereits siebenzig bis achtzig Gulden. Gott erbarme sich über uns arme Leute!"

Allein der Verlust der Kuh war noch nicht das einzige Unglück; es folgte bald noch ein anderer Jammer. Stephan war einem Bauer zu Hohenwald hundert Gulden schuldig. Der Bauer war auch beinahe um all sein Vieh gekommen, und kündete nun dem Stephan dieses Kapital auf. Stephan hatte kein Geld und bat den Bauer, noch einige Zeit Geduld zu haben. Der Bauer bewilligte ihm eine Frist von vier Wochen, Stephan suchte bei reichen Leuten Geld zu entlehnen, und machte manchen harten Gang. Allein vergeblich; er wurde oft sehr rauh abgewiesen. Auf sein dringendes Bitten sah der Bauer noch eine Woche zu. Allein Stephan wußte kein Geld aufzutreiben. Endlich verklagte ihn der Bauer bei dem Amtmanne zu Hohenwald, und der Amtsdiener forderte den Stephan auf, vor Gericht zu er-

ſcheinen. Stephan erſchien und flehte aufs Neue um Nachſicht. „Bedenkt doch meine Noth, an der ich wahrhaftig nicht ſchuldig bin!“ ſagte er zu dem Bauer. Ich habe immer fleißig gearbeitet und keinen Kreuzer unnütz ausgegeben. Laßt mir Zeit, und ich werde euch gewiß bei Pfennig und Heller bezahlen.“

Der Bauer aber beſtand darauf, er wolle ſein Geld. Der Richter redete ihm zu, noch einige Zeit zuzuwarten. „Es hat ja, ſagte er, bei dem fleißigen und ſparſamen Manne keine Gefahr, das Geld zu verlieren. Ihr könnet das Geld immer leichter aufbringen, als der arme Mann. Thut ein Werk der Barmherzigkeit und wartet zu!“

Der Bauer ſchüttelte den Kopf, und ſagte trocken: „Ich muß Kühe kaufen, und dazu brauche ich das Geld.“

„Je nun, ſagte der Amtmann, wenn Ihr darauf beſteht, ſo kommt der ehrliche Stephan um ſeine Hütte. Aber bei dem Gelde, das Ihr ſo hartherzig fordert, wird kein Segen ſeyn. Wenn Ihr vielleicht auch einmal von

Eurem Hause vertrieben werdet, so denket an meine Worte."

Der Bauer wäre wohl nicht so hartherzig gewesen. Allein der Amtsdiener, dort zu Lande gewöhnlich nur Amtknecht genannt, hatte heimlich den Bauer aufgehetzt. „Bestehe auf deiner Forderung, hatte er zu ihm gesagt; jetzt kannst du noch zu deinem Gelde kommen; allein wenn du nur noch vier Wochen zuwarteſt, so ist Alles verloren. Ich weiß, was ich weiß."

Er hatte das ohne allen Grund gesagt; es war durchaus falsch. Er wußte Nichts. Allein der Amtsdiener war ein bösartiger Mensch, nahm sich sehr viel heraus, und war nur immer darauf bedacht, den Leuten Geld oder Geldeswerth abzudringen. Er war ein starker Tabakraucher, und forderte von Stephan, ihm allen Schwamm zum Tabakanzünden umsonst zu geben. Stephan versah ihn lange Zeit damit unentgeltlich. Allein da der Amtsdiener auch seinen Rauchbrüdern immer davon mittheilte, und zuletzt selbst einen kleinen Handel

mit dem geſchenkten Tabakszunder anfing, ſo wurde dieß dem guten Stephan am Ende doch zu viel. Er forderte Bezahlung. Der Amtsdiener ward darüber ſehr aufgebracht. „Warte nur, ſagte er, ich will dir ſchon einmal einen Stein in den Garten werfen!“ Dieß war vor mehr als einem Jahre geſchehen. Allein der feindſelige Menſch hatte ſeinen Zorn im Herzen behalten, bis er jetzt Gelegenheit gefunden, ihn auszulaſſen.

Die Rede des Amtmanns: „Wenn Ihr vielleicht auch einmal von Eurem Hauſe vertrieben werdet, ſo denket an meine Worte,“ war dem Bauer gemeint; ſie trafen aber noch mehr den Amtknecht, der heimlich den Bauer falſch berichtet hatte. Allein der rachgierige, eigennützige Böſewicht, der ſie wohl mit angehört hatte, nahm ſie nicht zu Herzen. Er forderte von dem Bauer noch ein gutes Trinkgeld, weil er ihm ſo gut gerathen habe. Der gutmüthige Bauer gab ihm einen Gulden, und der Amtknecht, dem die Worte des Amtmanns doch ein wenig im Kopfe herumgingen, begab ſich in

das Wirthshaus, suchte durch Trunk und Kartenspiel, Possenlieder und Gelächter die ernsten Gedanken zu verscheuchen, und blieb dort mit zwei seiner Trinkbrüder bis spät in die Nacht.

Der gute Stephan hatte sich sogleich aus der Gerichtsstube auf den Heimweg gemacht. Er war sehr niedergeschlagen, und mit langsamen, matten Schritten wanderte er durch den Wald hin. Er blieb unterwegs öfter stehen, ja bei einem großen Kreuze im Walde kniete er nieder, und betete mit fest gefalteten Händen, Gott wolle ihm und seinen Kindern ihre Heimath erhalten. Mit betrübtem Gesichte und nassen Augen näherte er sich seinem Hause.

Anna stand unter der Hausthüre und rief ihm schon von weitem zu: „Nun, wie stehts?"

„O Du mein Gott, sprach Stephan, nicht gut! Wir kommen um das Haus."

Anna schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und weinte und jammerte laut. Sie gingen in die Stube. Alle Kinder fingen an zu weinen, und es entstand ein großer Jammer.

Stephan setzte sich blaß und traurig auf

die Ofenbank und schwieg; mit Thränen in den Augen blickte er mehrmal auf seine Kinder, und seufzend zum Himmel. Die Mutter stand, sich an die Wand lehnend, nicht weit von ihm, hielt die Hand vor die Augen, und weinte so heftig, daß die Zähren auf den Stubenboden herabtröpfelten.

Die kleine Marie suchte den Vater zu trösten. „Denkt an Eure eigenen Worte, lieber Vater, sagte sie: Gott verläßt keinen, der auf Ihn vertraut."

Jakob, der Knabe, sagte zur Mutter: „Weinet doch nicht gar so; Ihr thut ja, als wenn der liebe Gott nicht mehr lebte. Haltet Euch vielmehr an Paulinens Sprüchlein: „In Noth bedenke dieß, Gott lebt und hilft gewiß."

Fräulein Pauline saß in einer Ecke und betete. Sie weinte auch schmerzlich, trocknete aber auf einmal ihre Thränen und rief: „Ja, Gott lebt und hilft! Er hat einst mir geholfen, Er wird jetzt auch euch helfen. Ihr werdet sogleich sehen, wie!" Sie ging eilig zur Thüre hinaus.

Vater und Mutter verwunderten ſich. Die Mutter ſagte: „Was fällt dem Kinde ein!“ Der Vater ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Ach, da iſt nicht zu helfen!“

Das Fräulein war in ihre Kammer unter dem Dache hinauf geeilt, kam aber ſogleich wieder die Stiege herab, und trat in die Stube. Sie hatte das kleine Bildniß ihres verſtorbenen Vaters in der Hand. Es war unter Kryſtallglas verwahrt, in Gold gefaßt, und mit Edelſteinen umgeben.

Pauline betrachtete das liebliche Bild, drückte es an ihre Bruſt, küßte es — und ſprach dann: „Dieſes kleine Bild iſt das einzige Andenken, das ich von meinem ſeligen Vater habe. Da er ſo frühe geſtorben iſt, und meine Mutter mir entriſſen worden, ſo iſt es mir zweimal theuer! Um keinen Preis, nicht um goldene Berge wäre es mir feil. Doch, um Euch, Ihr lieben Leute, aus Eurer großen Noth zu retten, iſt es mir nicht zu koſtbar.“

Hierauf blickte ſie mit Augen voll Thränen zum Himmel und ſprach: „Seliger Geiſt

meines Vaters, du zürnest gewiß nicht — o du verzeihest mir gewiß, daß ich dein Bild verschenke, um diese meine Wohlthäter hier aus dieser ihrer großen Noth zu erretten! — Auch meine Mutter, fuhr sie fort, wird, wenn ich sie auch erst im Himmel wieder sehen sollte, nicht unzufrieden mit mir seyn. Sie billigt es gewiß, daß ich mich Eurer, Ihr guten Leute, erbarme, da Ihr Euch meiner so liebreich erbarmt habt. Ja, der liebe Gott selbst — o mir sagt es mein Herz! — ist mit mir zufrieden. Er will es, daß ich so handle; ich glaube, Er selbst hat mir das eingegeben."

Sie sagte hierauf zu Stephan: „Geht zu einem Goldarbeiter in der Stadt, und verkauft ihm dieses Kleinod. Wenn der Mann redlich ist, so gibt er Euch gewiß so viel dafür, daß Ihr dem unbarmherzigen Bauer Eure Schuld bezahlen und überdieß noch eine Kuh kaufen könnet. Ich hörte meine Mutter mehrmal sagen, das kleine Porträt habe zwei bis drei hundert Gulden gekostet."

Stephan und Anna konnten dieß kaum

glauben. Stephan aber sagte: „Wenn das kleine Ding da so viel werth seyn soll, so kann ich es schon gar nicht nehmen. Kinder dürfen ohne Wissen ihrer Aeltern Nichts verschenken; am wenigsten etwas so Kostbares.“

„Da habt Ihr vollkommen recht, sagte Pauline, allein die Umstände sind hier ganz besonders. Eure Noth ist so groß, daß Euch auf der Stelle geholfen werden muß. Ich kenne das gute Herz meiner Mutter. Das Bild ist ihr zwar sehr lieb, denn mein seliger Vater hat es ihr einst zum Brautgeschenke gegeben. Allein da es wirklich kein anderes Mittel gibt, Euch zu helfen, so würde sie selbst willig das kostbare Kleinod hergeben, Euch aus Eurer großen Noth zu erretten. Nehmt es daher ohne Bedenken und verkauft es, damit Ihr von dem hartherzigen Bauer los werdet — und wieder zu einer Kuh kommet.“

Stephan nahm das Bild und betrachtete es sehr aufmerksam. „Ich verstehe mich zwar nichts auf dergleichen Kostbarkeiten, sagte er; ich fürchte aber, man werde mich auslachen,

wenn ich für das Bildlein so viel Geld verlange."

„Das kleine Miniatur-Bild, die Malerei, ist eigentlich nicht so viel werth, sagte Pauline; das Malen kostete, so viel ich weiß, nur vier bis sechs Dukaten; aber das Gold und die Diamanten haben einen so großen Geldwerth. Doch, laßt mich das geliebte Bild noch einmal sehen, bevor ich mich auf immer davon trenne."

Sie benetzte es mit Thränen; Thränen und Diamanten glänzten unter einander. Die Thränen der kindlichen Liebe aber waren köstlicher in Gottes Augen als die Diamanten.

Stephan sagte: „Wie ich sehe, ist Euch das Bild unendlich lieber, als das Gold und die Edelsteine. Wenn das ist, so ist da leicht zu helfen. Ich lasse das Bild herausnehmen, und bringe es Euch wieder, und verkaufe nur das Gold und die glänzenden Steinlein."

Das Fräulein war über diesen Gedanken höchst entzückt. „Ich bin doch ein recht einfältiges Mädchen, sagte sie, daß mir das nicht

ſelbſt einfiel. O jetzt iſt mir ein ſchwerer Stein vom Herzen; denn an Gold und Diamanten iſt mir und meiner Mutter wenig gelegen. Euch aus der Noth zu helfen, iſt mir lieber als Gold und alle Edelſteine der Welt."

Zehntes Kapitel.

Eine andere traurige Begebenheit.

Am folgenden Morgen war Stephan ſchon ſehr früh aufgeſtanden, um in die Stadt zu gehen. Anna kochte ihm zum Frühſtücke eine ungeſchmalzene Waſſerſuppe, und ſchob ihm zu ſeinem Mittageſſen ein großes Stück ſchwarzes Brod in die Taſche. Da es heute in der Stadt eben Wochenmarkt war, ſo gab ſie ihm einen Bündel fein geſponnenes Leinengarn mit, es auf dem Markte zu verkaufen.

Sobald er in der Stadt ankam, ging er ſogleich in das Haus des Goldarbeiters und traf ihn in ſeiner Werkſtätte, wo er eben mit dem Blasbalg die Glut anfachte, auf der ein Schmelztiegel ſtand.

Stephan zog höflich ſeine Mütze ab, langte das Porträt aus ſeiner Taſche hervor, und ſagte:

„Herr Goldſchmied, da habe ich etwas Wunderſchönes. Sagt mir einmal ehrlich und redlich, was es werth ſei. Wenn wir des Handels Eins werden können, ſo will ich Euch das Gold und die Edelſteine verkaufen. Das Bild aber müßt Ihr mir zuvor herausnehmen, und mir zurückgeben. Denn dieſes iſt nicht feil.“

Dem Goldſchmiede fuhr ſogleich der Gedanke durch den Sinn, das Porträt ſei geſtohlen. Er betrachtete es ſehr aufmerkſam und dachte: „Wie kommt eine ſolche Koſtbarkeit in die Hände eines armen Mannes! Erſt geſtern wurde mir von der Obrigkeit in Geheim ein Verzeichniß geraubter Koſtbarkeiten vorgeleſen, mit der Weiſung, wenn mir eine oder die andere davon zum Verkaufe angeboten werden ſollte, es ſogleich anzuzeigen. Das trifft nun recht gut zuſammen. Es war auch ausdrücklich eines ſolchen Porträtes erwähnt. Dieß vortrefflich gemalte Miniaturgemälde mit der köſtlichen Einfaſſung iſt es gewiß. Ich werde große Ehre einlegen.“

Der Goldarbeiter ließ ſich aber von ſei-

nem Verdachte gegen Stephan nichts merken. Er ſagte bloß: „Wie Ihr ſeht, habe ich da eben Silber in der Glut, und kann nicht davon gehen. Auch habe ich einige Zeit nöthig, das Bild herauszunehmen, das Gold zu wägen und die Steine zu prüfen, die allerdings ſehr ſchön ſind. Kommt in einer halben Stunde wieder — da werdet Ihr nähere Auskunft erhalten, was es mit dieſem Kleinode für eine Beſchaffenheit habe.“

„Gut, gut, ſagte der ehrliche Stephan. Ich will einſtweilen mein Garn verkaufen, und dann bei dem Bärenwirthe zu dem Stücke Brod, das ich in der Taſche habe, ein Krüglein Bier trinken.“ Er ging ſehr zufrieden, ohne etwas Arges zu denken.

Der Goldſchmied wuſch ſogleich ſeine rußigen Hände und ſein Geſicht, zog ſeinen Sonntagsrock an, eilte mit dem Porträt zu dem Herrn Oberamtmann, und machte die Anzeige, daß ein armer Mann ihm dieſes Porträt zum Verkaufe angeboten habe. Es wurden ſogleich zwei Gerichtsdiener abgeſendet, ſich des verdäch-

tigen Mannes zu bemächtigen. Sie begaben sich in dem Hause des Goldschmieds in eine Nebenkammer und lauerten auf Stephan.

Stephan kam, trat guten Muthes in die Stube des Goldschmieds und fragte: „Nun, wie steht's mit unserm Handel?"

„Das sollt Ihr sogleich hören," sagte der Goldschmied, und öffnete die Kammerthüre. Die Gerichtsdiener traten heraus, ergriffen den guten Stephan, und führten ihn, so sehr er auch seine Unschuld betheuerte, vor Gericht. Stephan fing an zu erzählen, wie er zu dem Porträt gekommen. Allein der Oberamtmann, der eben mit Geschäften überladen, und ein sehr hitziger Mann war, sagte ganz kurz: „Dieß zu untersuchen, ist gar nicht meine Sache. Bei dem Kreisgerichte liegt eine Bande Spitzbuben gefangen; unter den Kostbarkeiten, die sie geraubt haben, ward auch dieses Porträt sehr genau beschrieben. Dorthin muß ich Euch abführen lassen — dort werdet Ihr verhört werden, wie das Porträt in Eure Hände gekommen. Könnet Ihr dort beweisen, daß Ihr

weder ein Dieb, noch Diebshehler seid, so soll es mir lieb seyn; allein ich fürchte, es werde Euch nicht gut gehen."

Der unschuldige Stephan wurde auf einen Wagen gesetzt; zwei Soldaten mit geladenen Flinten setzten sich zu ihm, um ihn in die Kreisstadt abzuführen. Der ganze Wochenmarkt kam in eine Bewegung, die einem Aufruhre glich. Viele aus der Menge riefen: „Seht, dieser ist auch einer von der berüchtigten Spitzbubenbande; er wird dem Galgen gewiß nicht entgehen."

Mehrere Landleute aber, die auf den Markt gekommen waren, und Stephan kannten, jammerten sehr. „Ach, der arme Mann! sagten sie. Was für ein Jammer wird das für sein Weib und seine Kinder seyn? Gott gebe, daß er unschuldig sei, und seine Unschuld an den Tag komme!"

Stephan kam mit seinen zwei Begleitern am Abende des folgenden Tages in der Kreisstadt an. Der Leiterwagen hielt vor einem großen Hause, in dem sich das Kreisgericht be-

fand. Einer der Soldaten ſtieg ab, das amtliche Schreiben, das man ihm mitgegeben, zu überreichen; der andere Soldat bewachte indeß Stephan. Auch hier liefen viele Leute zuſammen, und gafften den betrübten Stephan neugierig an; einige mit Unwillen und Abſcheu als einen Uebelthäter; andere mit Bedauern, und dem Wunſche, er möchte unſchuldig erfunden werden.

Endlich kam der Befehl, den Gefangenen einſtweilen in die Frohnfeſte abzuführen. Stephan wurde in ein enges Gefängniß gebracht. Es war bereits Nacht. Nach einer Stunde kam der Knecht des Kerkermeiſters mit einer Laterne, brachte eine Schüſſel voll Suppe, Brod, und einen Krug mit Waſſer, ſtellte Alles auf den kleinen ſteinernen Tiſch, und wünſchte dem Gefangenen gute Nacht, nahm das Licht wieder mit ſich, und ließ den armen Stephan in dem finſtern Kerker allein.

Der troſtloſe Stephan fiel in dem Gefängniſſe auf die Knie nieder und betete mit zu dem Himmel empor geſtreckten Armen: „O

Du barmherziger Gott, erbarme Du Dich meiner! Ach, Du allein ſiehſt mich hier in dieſer Finſterniß. Du hörſt meine Seufzer und zählſt meine Thränen. Ich habe keine andere Zuflucht, als Dich allein! Dir vertraue ich! Du biſt auch hier zugegen. Mauern und eiſerne Riegel können Dir nicht wehren, mir zu helfen. O laß mein inbrünſtiges Flehen nicht unerhört, und hilf mir!"

„Erbarme Dich, Du lieber barmherziger Gott, über mein Weib und meine Kinder! Ach, wie traurig und betrübt werden ſie ſeyn, daß ihnen der Vater genommen worden, daß ich ſo viele Meilen weit von ihnen im Gefängniß liege! O wie arm ſind ſie! Schon ſeit langer Zeit haben ſie kein Löffelein Milch mehr bekommen, die ihnen die liebſte Nahrung war; nun wird es ihnen auch bald an Brod fehlen, weil mein Arm ihnen keines mehr verdienen kann. Ja, ſogar aus dem Hauſe will man ſie auf die Gaſſe hinausſtoßen; man will ihre Heimath verkaufen. O Du mein Gott! wo werden ſie dann, arm, verlaſſen und ohne

Hülfe, in der weiten Welt umher irren, während ich hier gefangen liege, und nichts mehr für sie thun, nicht einmal ihnen ein Wort des Trostes sagen, oder ihnen einen guten Rath geben kann?"

„O, ich bitte Dich, liebster bester Vater im Himmel! Erbarme Du Dich ihrer! Erhöre mein Gebet, mit dem ich unter heißen Thränen für sie flehe. Ich weiß es gewiß, auch sie beten weinend und jammernd für mich! Erhöre, erhöre ihr und mein Gebet! Auch Pauline, das gute Kind, betet gewiß für uns Alle. O erhöre unser Aller gemeinschaftliches Gebet!"

„Ach, die gute liebevolle Pauline! sprach er weiter; sie war, so schwer es sie ankam, bereit, jenes kostbare Kleinod, das einzige, was sie noch von ihren Aeltern hatte, herzugeben, um uns zu helfen — Du, guter Gott, bist unendlich liebevoller! Dich kostet es nichts, uns zu helfen. O so hilf uns denn! Errette, errette uns aus unsrer großen Noth!"

„Du, o Gott, weißt es, daß ich unschul-

dig in diese Diebsgeschichte verwickelt worden! Auch eine gerechte Obrigkeit wird, wie ich nicht zweifle, am Ende meine Unschuld anerkennen! Aber da, wie ich höre, so viele Räuber und Diebe zu untersuchen sind, so können die Untersuchungen Jahre lang währen. Und wie wird es inzwischen meinen armen Kindern und ihrer Mutter ergehen! O Gott, eile, eile mir zu helfen! Du nur kannst dieser traurigen Geschichte schnell ein Ende machen! Oeffne mir denn diese Kerkerthüre recht bald, führe Aeltern und Kinder wieder zusammen — und auf den Knien wollen wir Dir danken, und Dir, so lang wir leben, unsern Dank durch ein frommes Leben bezeigen."

Auf dieses Gebet fühlte Stephan sein Herz viel leichter. Er stand getrost auf und sprach: „Es bleibt doch wahr, und ich erfahre es auf's Neue: Kummer und Sorgen treiben zum Gebete, und das Gebet vertreibt Kummer und Sorgen — es macht uns vertrauter mit Gott. Und das ist doch das Beste, daß wir uns recht an Gott halten, und uns Ihm ganz

übergeben. Gegen dieſe Gemeinſchaft mit Gott ſind alle Schätze und Freuden der Welt nichts. Deßhalb, um uns näher zu ſich zu ziehen, läßt Gott auch, denke ich, ſo vielerlei Leiden über uns Menſchen kommen."

So ſprach er, und legte ſich auf ſein ärmliches Lager.

Eilftes Kapitel.

Eine höchſt ſeltene Erſcheinung in einem Gefängniſſe.

Der gute Stephan konnte, obwohl er viel ruhiger war, in dem Gefängniſſe faſt die ganze Nacht nicht ſchlafen. Er dachte mit weinenden Augen an Weib und Kinder. Doch tröſtete er ſich mit ſeiner Unſchuld; noch mehr tröſtete ihn ſein Vertrauen auf Gott. Erſt gegen Tag ſchlief er ein Paar Stunden. Als er aufwachte, blickte er in dem engen Kerker mit Schrecken um ſich. Das kleine Fenſter war mit Eiſen vergittert, die eichene Thüre mit Eiſen beſchlagen, und der Boden mit Ziegelſteinen gepflaſtert. Der Morgen kam ihm ſehr lange vor.

Als endlich die Mittagsſonne durch das Eiſengitter herein ſchien, und der rothe Glanz auf dem Steinpflaſter auch die Mauern des

Gefängnisses mit röthlichem Lichte erhellte, kam der Knecht des Kerkermeisters mit dem Mittagsessen. Stephan fragte, ob man nicht bald sein Verhör vornehmen werde. „Heute noch nicht," sagte der Mann, in ein weiteres Gespräch ließ er sich aber nicht ein. Eben so ging es bei dem Abendessen. Es fiel dem guten Stephan sehr schwer, die zweite Nacht in dem Gefängnisse zubringen zu müssen. Er legte sich angekleidet auf das dürftige Lager, das nur aus Stroh, einem Kopfkissen und einer wollenen Decke bestand. Er hörte in der tiefen Stille der Nacht die Uhr, von einem entfernten Thurme her, schlagen und zählte jede Stunde. Es hatte eben eilf Uhr geschlagen — da hörte er draußen auf dem Gange, der zu seinem Gefängnisse führte, Tritte. Ein Bund Schlüssel klirrte, die Thüre des Gefängnisses ging auf. Er sah den Kerkermeister, nicht wie bisher nur den Knecht, draußen vor der Thüre, mit einer Laterne in der einen Hand, und mit abgezogener Mütze in der andern stehen. Ein Bedienter in scharlachrother Livre mit goldenen

Vorden trat mit zwei brennenden Kerzen auf glänzenden Leuchtern herein, und stellte sie auf den kleinen Tisch des Gefängnisses. Zwei ansehnliche Frauen mit Hüten von schwarzem Sammet und in schwarzen seidenen Mänteln folgten ihm. Ein vornehmer Herr in goldgestickter Uniform, mit einem Degen an der Seite und dem Hute in der Hand, begleitete sie. Ein anderer Bediente brachte ein Paar Sessel.

Stephan stand auf, nahm die Mütze ab, und verbeugte sich vor den unerwarteten Gästen, so tief er konnte. Alle betrachteten ihn eine Weile stillschweigend.

„Lieber Freund, sagte endlich die Frau, die zuerst herein gekommen war, ich habe Mehreres mit Euch zu sprechen. Setzt Euch auf Euer Bett," sprach sie, indem sie selbst und ihre Begleiterin auf den zwei Sesseln Platz nahmen.

Sie sprach nun weiter: „Ich hoffe, mein guter Stephan, Ihr werdet in Eurem Verhöre vor dem Oberamte die Wahrheit gesagt haben; ja Ihr werdet mich davon vollkommen über-

zeugen, wenn Ihr über Das, was ich Euch jetzt fragen werde, mir richtige Antworten geben könnet."

Die Frau legte nun dem Stephan eine Menge Fragen vor: „Ob er das kleine Bild, das sie ihm zeigte, wirklich aus der Hand eines adeligen Fräuleins erhalten habe; wie das Fräulein heiße, wie alt es sei und wie groß; was dieser Pauline Augen und Haare für eine Farbe haben; was für Kleider sie angehabt; wann, wo, und wie Stephan sie angetroffen; wo sie seit jenem Raubanfalle sich aufgehalten; ob sie ihm nicht den Namen ihres Vaters und ihrer Mutter gesagt habe; was sie ihm sonst von ihren Aeltern erzählt habe; wie es komme, daß Stephan das theure Eigenthum Paulinens verkaufen wollte?"

Diese und noch viele andere Fragen beantwortete Stephan mit freudiger Zuversicht und zur vollkommensten Zufriedenheit der Frau. Sie brach in reichliche Thränen aus und rief: „Ja, sie ist es! Sie ist meine Tochter, die ich für verloren hielt! O wie dank ich Dir,

Vater im Himmel, daß Du sie mich wieder finden lässest! — Auch Euch, guter, ehrlicher Stephan und Eurer guten Hausfrau bin ich vielen Dank schuldig. Ist aber meine Tochter gewiß noch in Eurem Hause?"

„Ganz gewiß, sagte Stephan; ich ließ sie dort. Schicken Sie hin, und Sie werden es erfahren. Ich gehe gewiß nicht mit Ränken und Schwänken um."

„Nun wohl," sprach die Frau höchst erfreut, und wandte sich zu dem Herrn in der goldgestickten Uniform. „Was halten Sie von der Geschichte, Herr Präsident? sagte sie. Könnte der ehrliche Mann nicht auf der Stelle aus dem Gefängnisse entlassen werden? Ich denke, ihn mit mir nach Hause zu nehmen, und morgen vor Anbruch des Tages mit ihm zu meiner Tochter zu reisen. Was sagen Sie dazu?"

Der Präsident, der den Stephan mit durchdringenden Blicken betrachtet und aufmerksam auf jedes seiner Worte gehorcht hatte, sagte: „Ich bin von der Unschuld des Mannes über-

zeugt. Er mag mit Ihnen gehen. Allein ihn aus der Stadt zu entlassen, geht nicht so schnell. Er muß erst noch über die Begebenheit und über Alles, was über die Räuber einigen Aufschluß geben könnte, ausführlich zu Protokoll vernommen werden."

„Nun wohl, sagte die Frau von Grünthal und stand auf, so kommt denn mit uns, lieber Stephan!"

Beide Frauen verließen das Gefängniß, und der Präsident begleitete sie. Stephan, der über seine ehrenvolle Befreiung Freudenthränen vergoß, folgte ihnen. Unten am Eingange zur Frohnfeste stand eine prächtige Kutsche. Der Präsident half den zwei Frauen in die Kutsche einsteigen, und setzte sich zu ihnen.

Stephan bat den Kutscher und sagte zu ihm: „Ei wie, laßt mich zu Euch auf den Bock sitzen! Ich komme sonst der Kutsche nicht nach, und möchte dann mich in der finstern Stadt verirren, und das Haus nicht finden."

Allein Frau von Grünthal rief aus der

Kutsche heraus: „Ihr müßt zu uns herein sitzen, lieber Stephan.“

„O das thue ich recht gern, sagte Stephan, wenn sie es mir nicht zu einer Grobheit anrechnen wollen, daß ich so frei bin.“

Er stieg eilends ein, und die Kutsche fuhr vor das Haus, in dem beide Frauen wohnten. Beide gingen mit Stephan in das Haus. Als sie in das Zimmer traten, schlug die Uhr, die auf einem marmornen Wandtische stand, eben zwölf Uhr. „Es ist schon spät, sagte Frau von Grünthal; darum gute Nacht für heute, mein lirber Stephan! Morgen haben wir noch Vieles mit einander zu reden. Schlaft recht wohl — auf die ausgestandenen Schrecken!“

Stephan wurde von einem Bedienten in ein so prächtiges Schlafzimmer geführt, dergleichen er in seinem Leben noch nicht gesehen hatte. Der Bediente stellte den silbernen Leuchter mit dem hellbrennenden Wachslichte auf den Tisch, der mit einem farbenreichen Teppich bedeckt war, wünschte dem Stephan ganz überaus freundlich gute Nacht, und entfernte sich.

Dem guten Stephan aber war es, als träumte ihm, da er sich aus dem traurigen Gefängnisse in ein so freundliches Zimmer versetzt sah. Um sich zu überzeugen, daß er wirklich wache, zwickte er sich in das Ohrläppchen. „Ja, ja, sagte er freudig, es ist nicht anders. Es ist kein Traum, ich wache! Gott sei tausendmal Lob und Dank!“

Er fiel auf die Knie nieder und betete: „Guter, lieber Gott, wie danke ich Dir, daß Du mein Gebet sogleich erhört, meine Unschuld an den Tag gebracht, mich aus dem Gefängnisse erlöst, und dem guten Fräulein Pauline und ihrer Frau Mutter so große Freude bereitet hast.“

Zwölftes Kapitel.

Geschichte der vermißten Mutter.

Als Stephan am folgenden Morgen erwachte, war die Sonne bereits aufgegangen, und schien durch die hohen Fenster hell und freundlich in das lieblich ausgemalte Zimmer. Stephan eilte sich anzukleiden, und betrachtete die Gemälde in goldenen Rahmen mit neuer Verwunderung, denn gestern hatte er sich nicht Zeit genommen, sie näher zu betrachten. Es waren lauter Porträte von Herren und Frauen in Lebensgröße.

„Die Bilder müssen viel Geld gekostet haben!“ dachte er; „da jenes kleine Miniatur-Bild schon bei sechs Dukaten kostete, so mag ein so großes Miniatur-Bild wohl eben so viele hundert Gulden kosten. Und dann erst die großen Rahmen, die, wie ich sehe, ganz von Gold sind! —

In denen steckt ein schweres Geld. Es ist aber doch nicht recht, daß man das Gold so an den Wänden herum hängt. Wie vielen armen Leuten könnte man damit aus der Noth helfen!" Er wußte nicht, daß man mit einem Dukaten eine Menge Holz so schön vergolden könne, als wäre es lauter Gold.

Jetzt kam der Bediente, wünschte ihm freundlich wohl geruht zu haben, und rief ihm zum Frühstücke. Beide Frauen saßen an einem Tischchen und tranken Schokolade. Frau von Grünthal nahm die Tasse, die für Stephan bereit stand, schenkte ein, und reichte sie ihm. Stephan verkostete das braune Getränk, machte ein krauses Gesicht und sagte: „Das ist ein kurioser Kaffee; das Zeug da kommt mir vor, als schmecke es nach der Apotheke. Wenn ich so grob seyn dürfte, wollte ich mir lieber eine tüchtige Zwiebelsuppe ausgebeten haben, und ein Gläslein Schnapps dazu."

Die Frauen lächelten, und Frau von Grünthal befahl dem Bedienten, Stephans Wunsch zu erfüllen. Der Bediente brachte die Suppe

und ein Kelchgläschen voll Pomeranzengeiſt. Stephan ließ ſich die Suppe wohl ſchmecken und trank dann das Gläschen faſt auf einen Zug aus. „Ach! ſagte er, das iſt ein guter Branntwein; einen ſolchen hab' ich noch nie über die Zunge gebracht.“

Stephan mußte hierauf den zwei Frauen Paulinens ganze Geſchichte, von dem Augenblicke an, da er ſie im Walde gefunden, bis zur Stunde, da ſie ihm das Porträt übergab, ausführlich und der Ordnung nach erzählen. Er that es mit tauſend Freuden, und beide Frauen hörten ihm ſehr aufmerkſam zu. Paulinens Mutter wurde mehrmals innigſt gerührt — beſonders als Stephan erzählte, wie lieb Pauline ihre Mutter und ihren ſeligen Vater habe, wie ſie ſo fromm und fleißig ſei, wie ſie ſeine Kinder unterrichtete, wie dankbar ſie gegen ihn und ſeine Hausfrau geweſen, wie ſie ſeiner Noth ſich erbarmt habe, wie es ſie aber ſo hart angekommen, das Bild wegzugeben.

„Ja, ja, ſagte er, das Mitleid mit mir und meinen Kindern, und die Liebe zu ihrem

130 ſeligen Vater haben in ihrem Herzen recht gestritten. Ach, wie schmerzlich hat sie geweint, als sie meinte, sich von dem Bilde des seligen Vaters auf immer trennen zu müssen! Sie hat das Bild mehrmal geküßt und mit Thränen benetzt!" Auch Frau von Grünthal fing an herzlich zu weinen.

Stephan sagte hierauf: „Aber nun, gnädige Frau, ist es an Ihnen, auch mir zu erzählen. Wie um alle Welt konnten Sie denn so plötzlich verschwinden, als habe sie Habakuks Engel davon geführt? Warum ließen Sie denn gar nichts von sich hören, und erkundigten sich nicht nach Ihrem Kinde, da Sie doch, wie ich sehe, eine so gute Mutter sind? Wo haben Sie derweilen gesteckt, und wie ging es zu, daß Sie so auf einmal um Mitternacht zu mir in das Gefängniß kamen und mich aus dem schauerlichen Kerker erlösten? Ich bin gar zu begierig, dieses Alles recht genau inne zu werden!"

Die Frau von Grünthal erzählte ihm Alles ausführlich; die Geschichte war aber kurz diese:

Nachdem Frau von Grünthal dort im Walde an der Landstraße, ohne ein Zeichen des Lebens zu geben, liegen geblieben, der Kutscher entflohen und Pauline, um Hülfe zu suchen, dem nächsten Dorfe zugeeilt war — kam bald darauf eine andere Kutsche auf der Landstraße daher gefahren. Herr von Eichburg und seine Gemahlin, die sich auch vor dem Feinde flüchteten, befanden sich darin. Sobald sie die umgestürzte Kutsche und die hülflose Frau nächst der Straße erblickten, ließen sie sogleich halten, und stiegen aus, um der unglücklichen Frau, die verlassen und blutend am Wege lag, zu Hülfe zu kommen.

Als Frau von Eichburg näher kam, schlug sie voll des höchsten Schreckens die Hände zusammen und rief: „Ach Gott, es ist die Frau von Grünthal, meine liebste, beste Freundin!“ Sie kniete neben ihr nieder, richtete sie etwas auf, schloß sie in ihre Arme, nannte sie freundlich beim Namen, und fragte unter reichlichen Thränen mehrmal: „Sophie, liebste Freundin, hörst du mich denn nicht mehr? Kennst du

meine Stimme nicht mehr? Ich bin es, deine treue Freundin Amalia! Ach blicke mich nur an! Drücke mir nur die Hand, zum Zeichen, daß du mich höreſt."

Allein die unglückliche Frau athmete zwar noch, hatte aber die Augen geſchloſſen, und ſchien auch nicht mehr zu hören und nichts mehr um ſich zu wiſſen.

„Ach Gott, ſagte die bekümmerte Freundin, ich fürchte, ſie verſcheide mir in den Armen! Was fangen wir doch an?"

Herr von Eichburg, ihr Gemahl, der voll ſtummen Schmerzens mit gefalteten Händen dabei ſtand, ſprach: „Alles, was wir jetzt thun können, iſt, daß wir ſie in unſern Wagen bringen. Ihre Kutſche ſcheint nur eine Miethkutſche zu ſeyn; ſie iſt ſehr beſchädigt und kaum mehr zu gebrauchen, und der Kutſcher iſt ja entlaufen. Allem nach iſt die gute Frau unter die Räuber gerathen, weil ihr Koffer abgeſchnitten und die Kutſche ausgeplündert iſt."

Frau von Eichburg nahm nun ihr weißes, feingeſticktes Tuch vom Halſe, und verband ſorg-

ſam und voll des innigſten Mitleidens die blutende Wunde ihrer Freundin. Sie brachte mit Hülfe ihres Gemahles, der Kammerjungfer und des Bedienten, die geliebte Freundin in ihren Reiſewagen, und Herr von Eichburg befahl dem Kutſcher, eilig weiter zu fahren. Er hatte im Sinne, ſich auf ſein Schloß Eichburg zu flüchten, das einſam in einer waldigen Gegend lag, wo er ſich und ſeine Gemahlin vorerſt vor dem Feinde ſicher zu ſeyn glaubte.

Allein ſeine Gemahlin ſagte: „Ich halte es nicht für rathſam, noch heute nach Eichburg zu fahren. Wir haben noch ſechs Stunden dahin; die bedauernswerthe Verwundete aber hat eiligſte Hülfe nöthig. Wir wollen uns in die Stadt begeben, wohin es nur mehr eine Stunde iſt. Es wird dort nicht an einem geſchickten Arzte fehlen, dem wir unſre liebe Freundin anvertrauen können, und der ihr ſobald als möglich Hülfe leiſte.“

Herr von Eichburg bedachte ſich lange ſtillſchweigend und ſagte endlich: „Es wird doch beſſer ſeyn, wir fahren ohne allen Aufenthalt

geradezu auf unser Schloß. Die Stadt ist, wie ich hörte, theils mit Militär, theils mit geflüchteten Menschen so überfüllt, daß wir kaum ein Unterkommen finden, und der kranken Freundin wenig Bequemlichkeit verschaffen können. Und dann wäre dort unsers Bleibens doch nicht. Denn ich bin überzeugt, daß die Feinde, die uns auf dem Fuße folgen, vielleicht schon morgen Vormittag dort einrücken werden. Zu Eichburg hingegen sind wir zu Hause und in unserm Eigenthume; und die Feinde werden uns nicht daraus vertreiben. Die feindliche Armee nimmt ihren Zug gewiß nicht nach jenen Wäldern, sondern bleibt auf der Heerstraße, und von kleinen Streifzügen haben wir in dem ziemlich festen Schlosse nichts zu fürchten. In zwei bis drei Stunden können wir mit unsern guten Pferden dahin gelangen. Dort können wir unsre kranke Freundin auf's Beste verpflegen. Eine kleine Stunde davon, zu Buchenthal, dem Marktflecken, durch den wir kommen, befindet sich ein Wundarzt, dessen Geschicklichkeit bekannt ist. Diesen nehmen wir

ſogleich mit uns nach Eichburg. Dort können wir dann bleiben, ſo lange wir es für nöthig erachten werden."

Seine Gemahlin ſtimmte ihm bei. Sie verließen daher, eine halbe Reiſeſtunde von der Stadt, die Landſtraße und ſchlugen den Weg nach Eichburg ein. Sie kamen glücklich dort an, wo der Schloßverwalter und Jäger, die dort wohnten, hoch erfreut waren, ihre Herrſchaft nach langer Abweſenheit wieder zu ſehen.

Der Arzt fand die Kopfwunde der guten Frau zwar ſehr gefährlich, gab jedoch nicht alle Hoffnung auf, ſie zu retten. Es beſſerte ſich auch mit ihr, aber ſehr langſam. Wohl drei Wochen lag ſie in einer Betäubung. Endlich an einem heitern Morgen erwachte ſie wie aus einem ſchweren Schlafe, und kam zur vollkommenen Beſinnung. Sie blickte in dem fremden, alterthümlichen Zimmer lange verwundert umher; ſie wußte nicht, wie ſie hieher gekommen, und was Alles mit ihr vorgegangen ſei. Sobald ſie aber die Frau von Eichburg erblickte, ſtreckte ſie beide Arme nach ihr aus, und rief:

„Gott grüße dich, liebste Amalie! Wo ist meine Tochter Pauline?"

Frau von Eichburg hatte auch schon öfters an das gute Kind gedacht; sie wußte indeß nicht, daß die Mutter ihre Tochter auf der Reise bei sich gehabt habe; sie meinte, Pauline befinde sich in der Erziehungsanstalt, wohin sie zu schicken die Mutter im Sinne hatte. Sie war sehr darüber erschrocken, daß man durchaus nicht wissen konnte, wo das Fräulein sich befinde, ja ob es noch am Leben sei. Die Mutter bemerkte die Verlegenheit ihrer Freundin, und ward, als diese ihr nichts Gewisses von der geliebten Pauline sagen konnte, so erschüttert, daß ihr Gesundheitszustand sich auf's Neue sehr verschlimmerte. Zu großer Betrübniß beider Frauen war es gegenwärtig unmöglich, sich nach dem Fräulein zu erkundigen; denn jene ganze Gegend, wo die Kutsche von Räubern angefallen worden, war jetzt von dem Feinde besetzt.

Das Schloß Eichburg wurde, da es sehr geräumig war, von dem Feinde, der immer wei-

ter vordrang, nach einiger Zeit zu einem Militärspitale bestimmt. Herr von Eichburg begab sich deßhalb mit den zwei Frauen in die Kreisstadt. Dort machte er bei dem Kreisgerichte die Anzeige, von dem an Frau von Grünthal begangenen Raube. Von einer berüchtigten Räuberbande lagen bereits mehrere in der Kreisstadt gefangen, die beinahe lauter Zigeuner waren. Da nun Frau von Grünthal überzeugt war, jener schwarzbraune Räuber, der ihr dort im Walde einen guten Abend gewünscht, sei ein Zigeuner gewesen, so zweifelte man nicht, Pauline sei von Zigeunern geraubt worden. Man hatte ja schon mehrere Beispiele, daß sie Kinder geraubt hatten. Die inliegenden Zigeuner wurden sehr strenge darüber vernommen, aber keiner wollte von einem solchen Kinde etwas wissen, und die Untersuchung zog sich sehr in die Länge. Auch läugneten alle durchaus, daß sie ein Porträt, wie das beschriebene, gesehen hätten, obwohl sie viele Diebstähle anderer Dinge von Werth willig eingestanden hatten. Da der Postenlauf, der

wegen des Krieges längere Zeit unterbrochen war, erst seit wenigen Tagen wieder eröffnet worden, so wurden einstweilen die Amtsgerichte aufgefordert, den gestohlenen Sachen und namentlich diesem Porträte nachzuforschen, um vielleicht noch anderen Dieben auf die Spur zu kommen.

Herr von Eichburg, der sich vollkommen hergestellt fühlte, war zu seinem Regimente abgereist, bei dem er Rittmeister war. Die beiden Frauen waren in der Stadt geblieben, und wollten Nachts um zehn Uhr sich zur Ruhe begeben, da fuhr noch ein Staatswagen vor das Haus. Der Präsident des Kreisgerichtes kam eilig die Stiege herauf, und sagte zur Frau von Grünthal: „Nun endlich haben wir eine Spur von Fräulein Pauline. Da sehen Sie einmal, kennen Sie dieses Bild?"

„Ach, rief sie erschüttert, das ist das Bild meines seligen Gemahles, das mir auf meiner unglücklichen Reise geraubt wurde. Allein was wissen Sie von Pauline?"

Der Präsident las ihr den Bericht vor,

der ihm, nebſt dem Porträte, unter andern Paketen, erſt dieſen Abend vorgelegt worden. Frau von Grünthal wünſchte, den Mann augenblicklich ſelbſt zu ſprechen. Der menſchenfreundliche Präſident erbot ſich, in ſeinem Wagen mit ihr zu ihm zu fahren, obwohl der Mann ſich in einem Gefängniſſe befand.

„Und ſo," ſchloß Frau von Grünthal ihre Erzählung, „iſt es gekommen, daß wir Euch, mein guter Stephan, noch ſo ſpät in der Nacht einen Beſuch gemacht haben."

„Nun, nun, ſagte Stephan am Ende der Erzählung; jetzt begreife ich ſehr wohl, daß ich die gnädige Frau nirgends aufſtöbern konnte. Ich habe Sie nur immer in der Nachbarſchaft geſucht. Daß Sie ſo weit gereist ſeyn könnten, ohne irgendwo einzukehren, fiel mir gar nicht ein. Wenn ich aber auch Ihren Aufenthalt gewußt hätte, ſo hätte ich doch nicht dahin kommen können. Die Feinde, die unſern Amtsbezirk beſetzt hielten, ließen Niemanden über ihre Vorpoſten hinaus. Indeß ſehe ich aus der ganzen Geſchichte, daß der liebe Gott recht

liebreich für die gnädige Frau geſorgt hat. Er ſchickte ihr in ihrer Noth die beſten Freunde zu. Engel vom Himmel hätten ſich ihrer nicht ſorgfältiger annehmen, und ſie nicht beſſer verpflegen können. Auch das liebe Fräulein hat Gott zu Leuten geführt, die zwar nicht viel mit ihr zu theilen hatten, aber es doch ſo von Herzen gut mit ihr meinten, daß ſie das Herz aus dem Leibe mit ihr getheilt hätten.“

Dreizehntes Kapitel.

Die Unſchuld eines ehrlichen Mannes anerkannt.

Ein Gerichtsdiener meldete nun, Stephan habe vor Gericht zu erſcheinen. Frau von Grünthal ſagte, er werde ſogleich kommen; es ſei nicht nöthig, daß der Gerichtsdiener warte, um ihn dahin zu führen, ſie werde dieſen ihren guten Freund durch ihren Bedienten dahin begleiten laſſen.

Der Rath des Kreisgerichtes, der Stephan aus Auftrag des Präſidenten zu verhören hatte, war eben nicht unfreundlich gegen Stephan, aber ſehr ernſthaft; er hieß ihn niederſitzen und legte ihm eine Menge Fragen vor. Stephan beantwortete ſie zur vollkommenſten Zufriedenheit des Rathes. Der Aktuar brachte alle Antworten Stephans zu Papier. Am Ende des Verhörs, das bei zwei Stunden währte, fragte der Rath noch, ob Stephan nicht noch ſonſt etwas

wiſſe, was auf die Spur der Räuber führen könnte; ob man in jener Gegend Niemanden in Verdacht habe, oder ob ihm ſonſt nicht ein kleiner Umſtand bekannt ſei, aus dem man Verdacht ſchöpfen könnte?

„Hum, ſagte Stephan, eben fällt mir wieder ein ſolcher Verdacht ein, den ich ſchon einmal hatte; ich denke aber, es wird wohl nichts daran ſeyn.“ Als ich in jener Nacht mit meinem Nachbar Michel auf dem Platze im Walde, wo die Kutſche umgeworfen worden, angekommen war, und mit der Laterne umher zündete, ſahen wir auf dem Boden eine Tabakspfeife liegen. „Die wird dem Kutſcher gehören, dachte ich, denn die zwei Frauenzimmer werden wohl nicht Tabak rauchen.“ Wir wollten die Pfeife dem Kutſcher übergeben; allein der Kutſcher ſagte, er kenne die Pfeife nicht, ſie gehöre nicht ihm. Die Bäckerin vermuthete, ſie werde ihrem Knechte gehören; ſagte aber, Michel ſolle ſie behalten, ſie werde dem Knechte eine andere verſchaffen. Eine Zeit nachher ſaß Michel in dem Wirthshauſe zu Hohenwald, und rauchte

aus der Pfeife. Da rief der Amtknecht, Namens Schroff, unwillig und trotzig: „Kerl, wie kommst du zu meiner Tabakpfeife?“ Michel sagte: „Ich habe sie auf dem Platze gefunden, wo die Spitzbuben jene Frau geplündert haben.“ „Nun, sagte Schroff, so haben die Spitzbuben mir die Pfeife gestohlen, und sie dort verloren. — Aber wie, laß mich die Pfeife einmal näher betrachten!“

Michel gab sie ihm. „Nein, sagte der Amtknecht, es ist nicht meine Pfeife, sie sieht ihr nur gleich. Da hast du sie wieder.“ „Michel sagte mir von diesem Gespräche. Allein ich dachte, der Amtknecht, der in einem öffentlichen Amte steht, könne ja unmöglich eine solche Uebelthat begehen; er werde vielmehr sich geirrt haben, als er die Pfeife für die seinige ansah. Ich ließ es gut seyn. Ich fürchtete, da Schroff seit einem Jahre feindselig gegen mich gesinnt war, so könne mein Verdacht vielleicht auch aus einem feindseligen Herzen herrühren. Jetzt aber, von der Obrigkeit aufgefordert, muß ich ja reden.“

Der Rath befahl dem Aktuar, auch diesen Umstand zu Protokoll zu nehmen. Das Protokoll wurde nun geschlossen, und dem Stephan vorgelesen. Er fand es ganz richtig, und sollte es nun unterzeichnen.

Stephan seufzte und sagte: „Das wird mich Schweiß kosten; ich habe, seit ich in die Schule ging, fast keinen Buchstaben mehr geschrieben. Indeß will ich es einmal wagen.“ Er brauchte sehr lange, seinen Namen zu schreiben. Es gelang ihm jedoch so ziemlich. Wer den Namen schon zuvor wußte, konnte ihn mit einiger Mühe herausbringen.

Der Rath sagte nun zu Stephan: „Eure Rechtfertigung genügt. Ihr seid hiemit von hier entlassen. Uebrigens wird man Euch ein Schreiben an euer Amtsgericht mitgeben, das Ihr sogleich zu übergeben habt. Dort werden Euch noch einige Fragen vorgelegt werden.“

Stephan kam hocherfreut zu Frau von Grünthal zurück, und erzählte, daß es ihm gut gegangen sei. „Allein das Verhör, sagte er,

das Sie, gnädige Frau, mit mir vorgenommen haben, gefiel mir doch beſſer."

„Nun wohl, ſagte Frau von Grünthal, jetzt eſſen wir noch etwas Weniges zu Mittag und reiſen dann unverzüglich nach Tiefenbach. Alle Anſtalten zur Reiſe ſind bereits gemacht, und der Wagen iſt gepackt. Meine Freundin, Frau von Eichburg, iſt ſo gütig, mich zu begleiten."

Stephan mußte mit den zwei Frauen zu Mittag eſſen. Bevor ſie noch ganz abgeſpeist hatten, meldete ein Bedienter, der Reiſewagen ſei vorgefahren. Die Frauen ſtanden augenblicklich auf, ſagten aber zu Stephan, er ſolle ſeinen Braten vollends verzehren. Er beeilte ſich, ſo gut er konnte. Nachdem er fertig war, und ſein Glas Wein ausgetrunken hatte, ſchenkte ihm Frau von Grünthal noch einen Mantel von blauem Tuche, der zwar ſchon etwas getragen, aber noch wie neu war. „Die Morgen und Abende ſind ziemlich kalt, ſagte ſie; Ihr habt meine Tochter in Euren warmen Mantel gehüllt; es iſt alſo billig, daß ich Euch auch wieder mit einem Mantel bekleide."

Stephan dankte und ſagte: „In dem ſchönen Mantel, ſo wie in dem feinen, neuen Hut, den mir die gnädige Frau geſchenkt hat, ſehe ich doch etwas gleich; in meinem Kittel und meiner alten Pelzmütze wäre es nicht ſchicklich geweſen, mit ſo vornehmen Frauen zu fahren. Nun aber wird man mich faſt für einen gnädigen Herrn halten.“

Die zwei Frauen gingen nun hinab zur Kutſche, die vor der Pforte hielt, und ſtiegen ein; Stephan mußte wieder bei ihnen in der Kutſche Platz nehmen; was er denn, nicht ohne ein wenig ſtolz um ſich zu blicken, auch gethan hat.

Vierzehntes Kapitel.

Die Räuber entdeckt und bestraft.

Die beiden Frauen kamen am folgenden Tage gegen Abend in der Oberamtsstadt an, und stiegen bei dem Gasthofe zur goldenen Rose ab. Stephan eilte sogleich, ohne das Gasthaus mit einem Fuße zu betreten, in das Amthaus, und übergab das Schreiben. Der Oberamtmann las es, begab sich in die Kanzlei, ließ den Rosenwirth, den Bäckermeister und Bäckerknecht rufen. Ihre und Stephans Aussagen stimmten genau überein. Der Oberamtmann wurde von Stephans Unschuld noch mehr überzeugt, glaubte aber, jene Tabakspfeife, die Stephan im Walde gefunden, könne auf die Entdeckung der Schuldigen führen. Er fertigte an den Amtmann zu Hohenwald, der in sein Oberamt gehörte, auf der Stelle einen

Gerichtsdiener mit einem Schreiben ab, und gab ihm noch zwei bewaffnete Polizeisoldaten mit. Sie kamen spät in der Nacht zu Hohenwald an und ließen den Amtmann wecken. Der Amtmann las das Schreiben mit Erstaunen, und ließ seinen Amtknecht Schroff kommen. Er kam und brachte sogleich Ketten mit. „Soll' ich etwa einen Uebelthäter schließen?" rief er voll Schadenfreude; „da bin ich immer gleich bei der Hand."

Der Amtmann sagte: „Ich fürchte, ich werde von den Ketten einen Gebrauch machen müssen, der dir nicht lieb seyn wird. Man beschuldigt dich des Strassenraubes."

„Mich! Mich! rief Schroff auffahrend, wer kann das? Den will ich sehen." Er betheuerte seine Unschuld mit vielen Schwüren.

Der Amtmann hatte noch in der Nacht einen der zwei Soldaten nach Tiefenbach abgefertigt, den Michel Schaal dort abzuholen, und dessen Tabakspfeife mitzubringen, hielt sie nun dem Amtsdiener vor und sprach: „Kennst du diese Tabakspfeife hier?"

Schroff lächelte, und ſagte: „Dieſe Pfeife ſieht der meinigen, die ich verloren habe, allerdings gleich. Ich geſtehe es, ich ſelbſt habe ſie einmal dafür angeſehen. Sie iſt es aber nicht, ſie war nie mein.“

Der Amtmann ſprach: „Sieh, auf dem Deckel der Pfeife ſtehen die zwei Anfangsbuchſtaben deines Namens M. S., Mathäus Schroff.“

Der Amtsdiener rief: „Das wäre doch unerhört, auf zwei Buchſtaben, die wohl nur mit einem Nagel eingekritzelt ſind, und die eben ſowohl Michel Schaal als Mathias Schroff bedeuten können, die Anklage eines rechtſchaffenen, in beſchwornen Pflichten ſtehenden Mannes gründen zu wollen? Ein ſolcher Rechtsgrund wäre lächerlich.“

Der Amtmann ſagte: „Dieſe Pfeife iſt auf eben dem Platze gefunden worden, wo Straſſenräuber die Kutſche der Frau von Grünthal angefallen und geplündert haben. Was ſagſt du dazu?“

Der Amtsdiener ſagte: „Die falſche Anklage kommt von dem armſeligen Strohflechter

Stephan her. Dieſer Strohkopf, ein Kerl, der in Gant verfallen, und den man wegen Diebshehlerei zum Kreisgerichte abgeführt hat, kann nicht als Zeuge gegen mich auftreten. Ueberdieß hat er einmal wegen elenden Tabakszunders mit mir einen Streit angefangen. Er verlangte, ich ſollte den Zunder, den er mir geſchenkt hat, ihm bezahlen. Ich that es nicht, und ſeit der Zeit iſt er mir feind. Meinen Feind aber kann kein Gericht als Zeugen gegen mich gelten laſſen. — Und geſetzt auch, was nicht iſt, geſetzt, die Pfeife ſei wirklich einmal mein geweſen; geſetzt, was eben ſo verlogen iſt, geſetzt, die Pfeife ſei wirklich auf dem Platze, wo der Raub geſchehen, gefunden worden — wäre dieß ſchon ein hinreichender Rechtsgrund, mich zu verurtheilen? Könnten nicht die Spitzbuben mir die Pfeife geſtohlen und ſie dort verloren haben? — Doch, die Pfeife war nie mein, das habe ich ſchon damals geſagt, als ich ſie in Michels Hand erblickte. Dieß behaupte ich noch; dabei bleibe ich. Ich ſehe alſo die falſche Anklage als

abgethan an, und den ganzen Handel als beendigt."

Der Amtmann sprach: „Du hast dir's aus den gerichtlichen Verhandlungen recht wohl gemerkt, wie Bösewichte die Anklagen gegen sie zu vereiteln und zu vernichten suchen. Allein mich betrügest du nicht. Ich bin überzeugt, du hast das Verbrechen begangen. Bekenne also! Durch Läugnen verschlimmerst du nur deine Sache!"

Allein der Amtknecht läugnete hartnäckig, und schimpfte auf Stephan, als auf den schändlichsten Verläumder. Er erbot sich, einen Eid darauf abzulegen, daß er unschuldig sei. Er rief mit lauter Stimme: „Wenn ich nicht die Wahrheit rede, so soll Gott mich auf der Stelle der Lügen strafen!" Da öffnete sich die Thüre und die zwei Polizeisoldaten brachten den der Frau von Grünthal geraubten Koffer herein. Schroff ward blaß wie eine Leiche und verstummte.

Der Amtmann hatte den zwei Soldaten heimlich den Befehl gegeben, während er den Amtknecht verhöre, dessen Haus von oben bis

unten zu durchsuchen, ob sich nichts Gestohlenes darin vorfinde. Da fanden sie auf dem Heuboden den Koffer unter dem Heu versteckt.

Man öffnete den Koffer. Die Kleider der beraubten Frau und ihrer Tochter befanden sich darin, und wurden Stück für Stück genau für eben dieselben erkannt, wie sie in dem Ausschreiben an die Gerichtsstellen bezeichnet waren. Ueberdieß fanden sich mehrere Bücher vor, worin die Mutter oder Tochter ihre Namen eigenhändig eingeschrieben hatten.

Der Amtmann sprach zu Schroff: „Du hast äußerst schlecht und gottlos gehandelt. Du hast gegen alles Recht, gegen göttliche und menschliche Gesetze einen Strassenraub begangen; du hast als ein Diener der Gerechtigkeit deinen Diensteid gebrochen und überdieß dich noch erboten, einen falschen Eid zu schwören."

„Du meintest zwar, schlau genug zu seyn, ungestraft zu rauben. Allein ein kleiner, unbedeutender Umstand hat dich verrathen, wie es schon Vielen ergangen ist. Zwar wäre die Tabakspfeife da kein streng rechtlicher Beweis

gewesen, dich als einen Verbrecher zu verurtheilen; allein sie half uns doch auf die Spur, den geraubten Koffer, den unumstößlichen Beweis deiner Schuld, zu entdecken. Du bildetest dir ein, auf dich, einen Diener des Gerichtes, werde man am wenigsten rathen, du seiest der Räuber. Du rechnetest sicher darauf, man werde dein Verbrechen auf die Räuberbande schieben, die vor einiger Zeit den nahen Wald unsicher gemacht hat. Du hast die geraubten Gegenstände, weil du wußtest, daß alle Gerichte aufgefordert worden, darnach zu forschen, ob nichts davon verkauft werde, verheimlicht und tief versteckt, wo das Auge des Gerichtes ohne besondere Veranlassung sie nie entdeckt hätte. Allein vor Gottes allsehendem Auge konntest du das geraubte Gut nicht verbergen. Gott hat dein Verbrechen an das Licht gebracht. Gottes strafende Gerechtigkeit hat dich ergriffen, und auch der Arm menschlichen Gerichte wird dich nicht ungestraft lassen. — Auf, rief er, legt ihm die Ketten an, die er mitgebracht hat!"

Schroff wurde gefesselt und mußte nun seine Mitschuldigen angeben. Er fand nicht rathsam, noch weiter zu läugnen und nannte sie Alle. Jener Mann, der damals in das Dorf, wo die Frau von Grünthal zu übernachten dachte, gekommen war und ausrief, der Feind folge ihm auf dem Fuße, um sie zu bewegen, noch in der Nacht weiter zu reisen, war ehemals ein vermöglicher Tuchhändler, er ergab sich aber dem Trunke und Spiele, und handelte nur mehr mit alten Kleidern, und wohl auch mit Lumpen, und man nannte ihn spottweise nur den Lumpenmann. Jener schwarzgelbe Kerl, der an jenem Abende an die Kutsche der Frau, kam und sich ihr als Bedienten angeboten, und den sie für einen Zigeuner angesehen, war die Veranlassung, daß jener Strassenraub anfänglich jener berüchtigten Zigeunerbande auf die Rechnung geschrieben wurde; er war ein Kesselflicker. Der dritte, der auf den Kutscher geschossen, und ihn verwundet hat, war ein verdorbener Kornwucherer. „Diese drei, sagte Schroff, sind alle meine Spießgesellen."

„Eine saubere Gesellschaft, sagte der Amtmann; indeß gehören sie nicht in meinen Amtsbezirk, ich werde aber sogleich bei dem Oberamte Anzeige machen, und sie werden, so wie du, Schroff, als ihr Rädelsführer, der verdienten Strafe nicht entgehen."

Schroff wurde in seinen Ketten auf einen Leiterwagen gesetzt, und die zwei Soldaten setzten sich zu ihm, um ihn, so wie den gefundenen Koffer, dem Oberamtsgerichte zu überliefern.

Fünfzehntes Kapitel.

Alte und neue Bekannten.

Frau von Grünthal und ihre Freundin, denen man die schönsten Zimmer des Gasthofes eingeräumt hatte, standen Morgens sehr frühe auf. „Ach, wie sehne ich mich, meine geliebte Tochter wieder zu sehen, sprach Paulinens Mutter; allein da mich der Oberamtmann dahier. zuvor noch sprechen will, so muß ich schon noch eine Weile Geduld haben."

Ihre Freundin sagte: „Eben höre ich das Meßglöcklein läuten. Gehen wir einstweilen in die Kirche. Besseres können wir eben jetzt nichts thun." Beide gingen. Stephan in seinem blauen Mantel und mit dem runden Hute trat ihnen nach, als wäre er ihr Bedienter. Alle drei beteten gleich andächtig, und dankten Gott innig, daß Er ihnen so große Barmherzigkeit erwiesen habe.

Auf dem Rückwege zum Gasthofe sprach Stephan, indem er auf ein Haus zeigte: „Hier wohnt der dienstfertige Bäcker, der in der stürmischen Nacht, da Ihre Kutsche umgeworfen worden, herausgefahren ist, Eurer Gnaden zu helfen.“

„Den braven Mann muß ich kennen lernen und ihm danken,“ sagte die Frau. Sie ging mit ihrer Freundin hinein. Der Bäcker war nicht wenig erstaunt, so frühe am Morgen, zwei so vornehme Frauen in seine Stube herein kommen zu sehen. Frau von Grünthal sagte, wer sie sei, warum sie komme, und wofür sie ihm danken wolle.

„Ach, Du mein Gott, sagte der Bäcker, ich hatte bloß den guten Willen, Eurer Gnaden zu helfen; ich konnte aber sonst nichts mehr thun.“

„Der gute Wille ist genug, sagte die Frau, er gefällt auch Gott eben so, als die gute That. Ich bin Euch dafür so vielen Dank schuldig, daß Ihr mir, einer Euch unbekannten Unglücklichen helfen wolltet, als hättet Ihr mir die Hülfe wirklich geleistet.“

Die Bäckerin sagte mit Thränen in den Augen und mit gefalteten Händen: „O wie danke ich Gott, der Sie aus einer so großen Gefahr gerettet hat; wie freue ich mich, Sie, liebe gnädige Frau, die ich längst für umgekommen hielt, so wohl und gesund in meinem Hause zu sehen.“

Da der Bäcker ein reicher Mann war, und die Frau von Grünthal ihre Erkenntlichkeit ihm nicht durch ein Geschenk an Geld bezeigen konnte, fragte sie nach dem Bäckerknecht, ließ ihn rufen und schenkte ihm, als dem Sohne einer armen Wittwe, ein Goldstück.

Etwa eine Stunde, nachdem beide Frauen auf ihr Zimmer im Gasthofe zurück gekommen waren, meldete der Wirth den Herrn Oberamtmann. Er trat auch sogleich in das Zimmer und sprach, er komme, vor Allem der Mutter einer so vortrefflichen Tochter, des hoffnungsvollen Fräuleins Pauline, seine Verehrung zu bezeigen, und dann sich einer Pflicht seines Amtes zu entledigen.

„Wie, fragte die Mutter, kennen Sie denn meine Tochter?“

„O ja wohl, sagte der Oberamtmann; zu meiner großen Freude habe ich das liebenswürdige Kind kennen gelernt. Fräulein Pauline kam, von ihrer Pflegemutter begleitet, sogleich am Morgen nach jenem Abende, wo der ehrliche Strohflechter Stephan zum Kreisgerichte abgeführt worden, zu mir in mein Haus, um dessen Unschuld zu bezeugen. Sie erzählte die ganze Geschichte, wie Stephan sie im Walde gefunden, wie liebreich er und sein Weib sich ihrer angenommen, wie die armen Leute selbst in große Noth kamen, und in dringender Gefahr standen, ihre Hütte zu verlieren. Der Jammer der armen Familie, das Weinen und Schluchzen der Aeltern und Kinder sei herzzerreißend gewesen. Sie habe es daher für eine Pflicht der Dankbarkeit gehalten, dem Manne das kleine Porträt zu übergeben, damit er Gold und Edelsteine verkaufe, und seinen ungestümen hartherzigen Gläubiger befriedigen könne. Dieses Alles erzählte sie mit so viel Verstand und Gefühl und mit solcher natürlichen einfachen und ergreifenden Beredtsamkeit,

daß ich von der Unschuld des ehrlichen Mannes vollkommen überzeugt war. Es schien mir zwar sogleich Anfangs, als ich ihn vorläufig verhörte, er sei unschuldig; allein ich hatte gemessene Befehle, nach den geraubten Gegenständen forschen zu lassen, und sie nebst Dieb oder Diebshehler, bei dem man sie fände, unverzüglich dem Kreisgerichte einzuliefern, wo mehrere von der Diebsbande, die wahrscheinlich auch diesen Raub begangen, in Untersuchung seien. Ich habe Paulinens schönes Zeugniß für die Unschuld des Mannes, das ganz mit dessen Aussage übereinstimmte, auf der Stelle an das Kreisgericht nachträglich berichtet. Allein bevor dieser mein Bericht dort eintreffen konnte, hat Gottes heilige Vorsehung, wie ich mit Vergnügen vernahm, die Sache auf kürzerem Wege und auf die erfreulichste Art entschieden — wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche."

„Nun habe ich Ihnen noch Ihr geraubtes Eigenthum zu übergeben, sprach der Oberamtmann, ging an die Thüre, öffnete sie, und ein Gerichtsdiener brachte den Koffer herein."

„Sie werden, sagte der würdige Beamte, außer dem Gelde alle die Gegenstände, die auf dem Blatte hier verzeichnet sind, darin finden, und ich bitte die Bescheinigung darüber, die ich meiner höheren Behörde vorlegen muß, nachdem Sie Alles durchgesehen haben, nach Ihrer Bequemlichkeit zu unterzeichnen. Doch, nun will ich Sie nicht mehr länger abhalten, die geliebte Tochter an das Mutterherz zu drücken. In der That, Sie sind glücklich, eine solche Tochter zu haben. Es bleibt mir unvergeßlich, welche innige Liebe zu ihrem seligen Vater und zu ihrer Mutter, von der sie nicht wußte, wo in der weiten Welt sie sich befinde, ihr kindliches Herz erfüllte. Obwohl es ihr jetzt nur darum zu thun war, ihre guten gastfreundlichen Landleute zu vertheidigen, so drangen ihr, als sie im Laufe der Rede von ihren Aeltern sprechen mußte, dennoch reichliche Thränen in die Augen und die Sprache versagte ihr beinahe. Noch einmal, Sie sind eine sehr glückliche Mutter!“ Er war sehr gerührt und empfahl sich auf Wiedersehen bis Abend.

Als er sich entfernt hatte, kam der Wirth herein und sagte: „Wie ich höre, wollen Eure Gnaden nach Tiefenbach fahren, und heute Abends wieder hieher zurückkehren. Allein in Ihrem schönen großen Reisewagen, mit weiten Leisen, könnten Sie in den sehr schlechten Hohlwegen des Waldes unmöglich durchkommen. Ich rathe daher, eine Miethkutsche zu nehmen. Es ist ein Mann dahier, der eine solche Kutsche hat, die zwar etwas unansehnlich, aber doch sehr bequem, fest und ganz für diese Wege gemacht ist. Wenn Euer Gnaden befehlen, so will ich ihn rufen lassen."

Die Frau dankte ihm für seine Aufmerksamkeit und wünschte den Mann zu sprechen, um von ihm selbst zu hören, ob er sich getraue, sie sicher dahin zu bringen, und ob er auf der Stelle anspannen könne.

Als der Kutscher herein trat, schlug er die Hände zusammen, fing an laut zu weinen und rief: „O liebwertheste gnädige Frau! Sie, Sie sind es! Man hatte mir nur gesagt, ich solle zwei Damen führen, ohne mir die Namen zu nennen. O ich kann Gott nicht genug danken,

Sie noch einmal zu sehen! O Gottlob, Gottlob, daß Sie so gesund und wohl sind. Ach, ich habe wegen Ihrer tausend Aengsten ausgestanden! Ich habe mir oft Vorwürfe gemacht! Ich habe oft gedacht, ich sei aus Feigherzigkeit davon gelaufen! Allein es war mir mehr daran gelegen, Ihnen aus der Stadt schnelle Hülfe zu verschaffen, als meine Wunde verbinden zu lassen. Denn was hätte ich Ihnen mit meinem blutenden, schwer verwundeten Arm helfen können? Nun, nun, Gott sei Dank! Er hat Ihnen besser zu helfen gewußt, als ich elender Mensch es vermocht hätte."

Die Frau grüßte ihn auf das freundlichste, dankte Gott, daß, wie sie sehe, seine Wunde geheilt sei, und erkundigte sich angelegentlich, wie es ihm gehe. Sie ersah aus seinen Reden, daß seine Uebersiedlung hieher, wo er allerdings mehr, als an seinem vorigen Wohnorte, verdienen könne, ihm viele Kosten verursacht habe, und daß er die Schulden für die Reparatur der umgeworfenen, übel zugerichteten Kutsche, die fast unbrauchbar geworden, noch nicht ganz habe bezah-

len können, und daß er auch dem Wundarzte und in der Apotheke noch einiges schuldig sei. Die Frau übernahm es, diese Schulden zu tilgen, und ersuchte ihn, sobald als möglich mit den Pferden zu kommen. Er eilte höchst erfreut und Gott dankend fort, um sogleich anzuspannen.

Jetzt ließ der Offizier, der in dem Gasthofe einquartirt war, um die Erlaubniß bitten, den zwei Damen aufwarten zu dürfen. Er gehörte zwar der feindlichen Armee an, war aber ein sehr freundlicher Mann. Er trat mit einer höflichen Verbeugung in das Zimmer, grüßte Beide dann in französischer Sprache, versicherte die Frau von Grünthal, daß er das Mißgeschick, das ihr in dem Walde begegnet sei, sehr bedauere, und bezeigte ihr seine Freude, daß sie so glücklich sei, ihre Tochter wieder zu finden.

Frau von Grünthal sagte unter Anderm, sie habe Angst, sich noch einmal in den fürchterlichen Wald hinein zu wagen.

Der Offizier sagte: „Das dachte ich mir! Allein von Räubern haben Sie gegenwärtig nichts zu fürchten. Jedoch ist es zur Zeit des

Krieges immerhin gut, außer den unsichtbaren Schutzengeln, noch ein Paar sichtbare mit Schnurbärten zu Begleitern zu haben. Wenn es Ihnen gefällig ist, so werde ich zwei Reiter aufsitzen lassen, Sie zu begleiten. Ich bin vorzüglich in der Absicht gekommen, Ihnen dieses Anerbieten zu machen."

Frau von Grünthal nahm es mit Dank an. Der Offizier begleitete nun beide Frauen an die Kutsche, wünschte Ihnen eine glückliche Reise, und äußerte die Hoffnung, bei Ihrer Zurückkunft auch das Fräulein Tochter kennen zu lernen, und im besten Wohlseyn zu erblicken.

Die Frauen stiegen nebst Stephan ein, die zwei Reiter, die schon bereit standen, schwangen sich auf ihre Pferde, und die Kutsche fuhr ab.

Sechszehntes Kapitel.

Die Mutter findet ihre Tochter wieder.

Der gütige Leſer wolle der beglückten Mutter in Gedanken vorauseilen, um zu vernehmen, wie es indeſſen in Stephans Hauſe gegangen.

Die kleine Familie war ſeit dem Tage, da der Vater gefangen genommen wurde, tief betrübt, und die Mutter verging faſt vor Jammer. Pauline war ihm an dem Abende jenes Tages eine Strecke weit entgegen gegangen; denn ſie war begierig zu erfahren, ob er das kleine Gemälde auch unbeſchädigt zurückbringe, und wie theuer er die goldene Einfaſſung und die Edelſteine verkauft habe.

Die zwei Kinder begleiteten ſie. Da begegneten ihnen einige Landleute, die in der Stadt auf dem Wochenmarkte geweſen waren, und erzählten den Kindern, man habe ihren Vater als

einen Dieb und Räuber eingefangen. Die Kinder liefen erſchrocken nach Hauſe, und ſagten es der Mutter. Allein die Mutter wollte es nicht glauben. Die Nachbarin aber, Michels Weib, kam in die Stube, und erzählte Alles ausführlich. „Glaubt mir, ſagte ſie zu Anna, ich habe es mit eigenen Augen geſehen, wie Euer Mann auf einem Leiterwagen ſaß, und zwei Soldaten mit Ober- und Untergewehr neben ihm, und wie er ſo zur Stadt hinaus geführt worden.“

Anna erſchrack, daß ihr die Knie brachen, und ſank todtenbleich auf einen Stuhl. Die Kinder drängten ſich um ſie, und fingen an, laut zu weinen. Pauline, die wie ein Kind im Hauſe war, weinte auch mit. „Ach, ſagte ſie mehrmal, die Hände ringend, ich hatte es ſo gut gemeint, indem ich ihm das Porträt gab, wie hätte ich denken können, daß die Sache ſo übel ausfallen werde! Aber morgen, mit Anbruch des Tages, will ich zu dem Herrn Oberamtmann gehen, und Vater Stephans Unſchuld bezeugen. — Seid getroſt! Der unſchuldige Jüngling Joſeph kam auch in das Gefängniß; aber ſeine Unſchuld

kam an den Tag und er kam von dieser Schmach zu großen Ehren. So wird auch die Unschuld Eures guten Mannes an den Tag kommen. O gewiß, Gott leitet denen, die ihn lieben, Alles zum Besten; Gott wird auch dieses große Leiden uns Allen zum Besten gereichen lassen."

Es war nun, seit der Vater in Verhaft genommen und in die Kreisstadt abgeführt worden, bereits der sechste Morgen angebrochen. Seit dieser Zeit hatten Mutter und Kinder nichts mehr von ihm gehört. Die Mutter hatte seither jeden neuen Morgen mit Thränen begrüßt, und auf ihren Knien mit den Kindern für den Vater gebetet. Auch heute beteten Mutter und Kinder recht mit Inbrunst für ihn. Hierauf gab die Mutter den Kindern das Frühstück — eine Wassersuppe.

Der Morgen war sehr schön, die Sonne schien hell und warm. Die Bäume im Garten am Hause waren die Nacht über viel grüner geworden und fingen an zu blühen, und zwei Finken schlugen darauf wechselweise sehr fröhlich. Pauline ging hinaus und setzte sich mit ihrem

Gestricke auf die ländliche Bank, die Vater Stephan auf ihre Bitte unter dem großen Birnbaume errichtet hatte. Die kleine Marie setzte sich zu ihr und fing an, sehr fleißig zu stricken. Auch einige kleine Mädchen kamen, jede brachte Paulinen ein Sträußchen von frischgepflückten Veilchen oder Schlüsselblumen und alle Mädchen strickten nun in die Wette.

Ueber eine Weile kam die Nachbarin, Michels Weib, mit rothgeweinten Augen in den Garten und fragte: „Wo ist eure Mutter?“ Die Mutter hörte es und kam aus dem Hause heraus, um zu vernehmen, was sie wolle? „Ach Du mein Gott, sagte die Nachbarin, so wißt Ihr's denn noch nicht? Ich habe mir diesen Morgen schon fast die Augen ausgeweint. Heute Nacht ist ein Polizeidiener gekommen, und hat meinen Mann aus dem Bette geholt und ihn nach Hohenwald abgeführt.“

Anna erschrack sehr; sie dachte an die Gefangenschaft ihres eigenen Mannes, und fing an zu weinen.

Auf einmal aber kam der kleine Jakob, der

die Gänse hütete, gesprungen und rief: „Seht! dort kommen rothe Husaren!“ Wirklich kamen die zwei Reiter auf ihren muthigen Rossen angesprengt. Die Kutsche, die etwas veraltet aussah, folgte.

„Seht, sagte die Nachbarin, da schaut einer in einem blauen Mantel aus der Kutsche heraus, und winkt, mit einem runden Hute in der Hand. Der wird wohl der Herr Einfänger seyn. Nun werden sie noch gar uns Alle abholen, auch das Fräulein. Wegen Ihrer wird man die Kutsche schicken; denn mit uns macht man nicht so viel Umstände.“

Die Kutsche und die zwei Reiter hielten an Stephans Hause. „Je,“ riefen jetzt die Kinder: „Der Herr in dem schönen Mantel, der aus der Kutsche heraus guckt, ist ja der Vater!“

Er sprang heraus. Sein fröhliches Gesicht verkündete sogleich, daß Alles gut stehe. Mutter und Kinder liefen auf ihn zu. „Haben sie deine Unschuld erkannt?“ sprach die Mutter hoch erfreut.

„Nicht nur das, sprach der Vater, ich bringe euch noch größere Freuden. Da seht nur!“

Die Frau von Grünthal stieg aus der Kutsche. „Mutter, Mutter, liebste Mutter!“ rief

Pauline und eilte in ihre Arme! Die Mutter umfaßte ihre Tochter und weinte vor Freude, und konnte vor Weinen kaum die Worte hervorbringen: „Pauline, liebſte Pauline! So habe ich dich denn wieder! — O Gott, in meinem Leben werde ich Dir nicht genug danken können!“

Pauline erblickte erſt jetzt die Frau von Eichburg, die über das Wiederſehen der Mutter und Tochter voll der innigſten Theilnahme Freudenthränen vergoß. „O gnädige Frau, rief Pauline, auch Sie ſind hier! O welche Freude!“ Beide begrüßten einander auf das freundlichſte. Alle drei, die edle Frau, Pauline und ihre Mutter konnten ihre Rührung, ihre unausſprechliche Freude mehr mit Thränen als mit Worten ausdrücken. Auch Stephan, ſein Weib und ſeine Kinder, und auch der Kutſcher weinten vor Freude. Sogar in die Augen der zwei Soldaten traten Thränen, die auf ihre Schnurbärte herab tröpfelten.

Frau von Grünthal ſetzte ſich erſchöpft auf die Bank. Die Freude, ihre Tochter wieder gefunden zu haben, hemmte ihr den Athem und machte ihr die Knie beben. Sie betrachtete Paulinens

blühendes Aussehen, und ihren reinlichen Anzug mit Freude. Sie schloß sie noch einmal in die Arme, und benetzte ihre Wangen mit Freudenthränen. Sie zog das kleine Porträt aus der Tasche und sprach: „Dein guter Pflegevater hat mir erzählt, wie du ihm unter vielen Thränen dieses Bild geschenkt hast, ihm aus der Noth zu helfen. Gott hat deine wohlwollenden Gesinnungen gesegnet; deine Wohlthätigkeit machte, unter Gottes Leitung, daß wir einander wieder fanden. O daß dein edler Vater, der uns hier im Bilde so freundlich anblickt, noch lebte! Er, der gegen die Menschen so freundlich gesinnt nnd so wohlthätig war, würde mit seiner Tochter zufrieden seyn. Doch, sein Seyen ruht auf dir, und wolle ferner auf dir ruhen!"

„O Mutter, liebste Mutter, rief Pauline mehrmal, ich kann es gar nicht aussprechen, wie ich mich freue, dich wieder zu sehen." „Auch ich, sprach die Mutter, freue mich unaussprechlich, daß ich dich wieder habe! O noch unaussprechlich größer wird unsre Freude im Himmel seyn, wenn wir deinen Vater, meinen seligen Gemahl, dort wieder sehen werden."

Siebenzehntes Kapitel.

Die dankbare Mutter.

Frau von Grünthal wandte sich hierauf zu Anna, bot ihr die Hand, und sagte: „Liebe Anna, gute Pflegemutter meiner geliebten Tochter, ich danke Euch, daß Ihr Euch meiner Tochter so liebreich angenommen, und sie so gut verpflegt habt. O ich kann Gott nicht genug danken, daß Er mein Kind zu so guten Leuten geführt hat."

„O mein Gott, sagte Anna, wir haben Gott zu danken, daß Er uns ein so liebes Kind anvertraut hat. Pauline hat uns viele Freude gemacht; sie ist so gut, so sanft und freundlich und so geschickt, daß unsre Kinder Vieles von ihr gelernt haben. Wir verlieren sie sehr hart; doch freuen wir uns, daß sie ihre Mutter wieder gefunden hat. Es ist ein großer Trost für uns, daß wir ihr einige kleine Gefälligkeiten erweisen konnten."

Frau von Grünthal sagte: „Ihr habt sehr viel, und für Eure dürftigen Umstände außerordentlich viel an meinem Kinde gethan; ihr sollt wenigstens keine undankbare Mutter an mir finden.“

Sie blickte um sich, bemerkte, daß viele Leute zusammen gelaufen waren, sagte ihrer Freundin einige französische Worte und sprach dann zu Anna: „Nun muß ich Eure Stube doch auch ein wenig besehen!“ Sie ging, Anna bei der Hand führend, in das Haus, und Stephan und seine Kinder folgten ihr. Ihre Freundin aber, die Frau von Eichburg, ging mit Pauline zur Kutsche, nahm drei Rollen Geld heraus, gab sie Paulinen, die sie in ihre Schürze legte, und beide kamen nun auch in die Stube.

„Meine lieben Leute, sagte nun Paulinens Mutter zu Stephan und Anna, das Allernöthigste ist, daß Ihr Euren ungestümen Gläubiger befriedigt. In dieser Rolle hier sind hundert Gulden; erlegt sie vor Amt, und laßt Euch darüber einen Empfangschein ausstellen. Dann habt Ihr ferner für Euer Hauswesen eine Kuh unumgäng-

lich nothwendig. Nehmt dieſe Rolle mit hundert Gulden und kauft Euch eine der beſten Kühe. Was noch davon übrig bleibt, verwendet für Euer Hausweſen. Dieſe dritte Rolle, in der ebenfalls hundert Gulden ſind, legt als ein kleines Kapital für Eure Kinder auf Zins."

Anna weinte vor Freude. „O Du barmherziger Gott, rief ſie mit aufgehobenen Händen, aus welcher großen Noth haſt Du uns errettet!" Sie wollte der großmüthigen Frau das Kleid küſſen, was dieſe aber nicht zugab.

Stephan ſagte: „O beſte gnädige Frau! Sie thun zu viel an uns armen Leuten. Ich getraue mir wahrlich nicht, ſo viele und ſo große Wohlthaten anzunehmen. Eine Rolle will ich behalten, damit man mir meine Hütte nicht verkaufe; aber die zwei andern Rollen hier gebe ich Ihnen hiemit wieder zurück. Wir ſehen es als eine große Barmherzigkeit Gottes an, daß Er uns durch Sie aus der höchſten Noth errettet, und uns unſere Heimath erhält."

Nehmt, nehmt, ſagte die Frau, und macht keine Umſtände. Ich gebe Euch nur, was ich wohl

entbehren kann; ich werde aber noch weiter für Euch und Eure Kinder ſorgen. Es muß auch an Euch wahr bleiben, was unſer göttlicher Erlöſer ſprach: „Seid barmherzig, ſo werdet ihr Barmherzigkeit erfahren!“

Pauline hätte nun gern gewußt, wie es ihrer Mutter indeß ergangen, und warum ſie ſo lange nichts von ſich habe hören laſſen. Die Mutter erzählte ihre Geſchichte, und Stephan erzählte hierauf die ſeinige, und was für eine Freude er gehabt hatte, als die gnädige Frau zu ihm in das Gefängniß gekommen.

Unter dieſen theils traurigen, theils erfreulichen Geſprächen wurde es Mittag. In dem kleinen Weiler war kein Gaſthof, Anna bedauerte unendlich, daß ſie nichts im Hauſe habe, ſolche Gäſte zu bewirthen als, außer Brod und Mehl, nur einige Eier.

„Das iſt genug, ſagte Frau von Grünthal. Siedet die Eier, ſie ſollen für die Suppe gelten. In meinem Reiſewagen habe ich kalten Braten, Schinken und einen großen Kuchen. Tragt den Tiſch da hinaus unter den großen Birnbaum in

Eurem Garten. Dort wollen wir zu Mittag speisen.“

Der Tisch und noch ein Paar Bänke wurden hinaus getragen. Der Bediente deckte ein reines, weißes Tuch über den Tisch, und trug auf. Man mußte sich freilich mit irdenen und hölzernen Tellern begnügen, die man zum Theil aus andern Häusern entlehnte. Frau von Grünthal aber sagte: „Wenn man hungrig ist, schmeckt es auf Tellern von Holz oder Erde so gut, als auf Tellern von Silber oder Gold.“

Alle, Stephan, Anna und die Kinder mußten mitessen. Die Kinder ließen sich besonders den Kuchen sehr gut schmecken, und in wenigen Minuten war er wie verschwunden.

Der Bediente hatte auch ein Paar Flaschen Wein nebst einem Paar Gläsern mitgebracht. In dem Hause fanden sich noch zwei andere kleine Gläschen und ein etwas größeres Glas. Frau von Grünthal schenkte von dem Weine ein, und sagte: „Nun, Paulinens Pflegeältern sollen leben!“ „Vor Allen die gnädige Frau!“ rief Stephan und that einen ziemlichen Zug. Anna benetzte die

Lippen nur ein wenig und ſagte: „Ja, Sie und Pauline ſollen leben!“ Die zwei Kinder, Jakob und Marie, holten ihre kleinen Becherlein von Blech, und baten, auch ihnen einzuſchenken, damit ſie auch auf Paulinens und deren Frau Mutter Geſundheit trinken könnten.

Während der Mahlzeit hatten ſich nach und nach alle Einwohner des kleinen Weilers verſammelt. Denn die Ankunft der Kutſche hatte großes Aufſehen erregt; noch mehr die Nachricht, Paulinens Mutter, und noch eine andere Frau ſeien angekommen; beide ſeien ſo vornehm, daß man dergleichen dahier noch nie geſehen habe. Die Leute ſchauten über den Zaun, um die fremden Frauen zu ſehen. Die kleinen Mädchen aber, die von Pauline das Stricken gelernt hatten, kamen ungeſcheut in den Garten und umringten Pauline.

Stephan näherte ſich dem Zaune und grüßte die Leute auf's freundlichſte. Alle waren von Herzen erfreut. „Nun, Stephan, ſagten ſie, das iſt gut abgelaufen; wir haben es aber nicht anders erwartet. Der liebe Gott führt wohl

manchmal in die Grube, aber wieder heraus. Er macht am Ende Alles recht."

Nachbar Michel kam auch in den Garten, verbeugte sich vor Paulinens Mutter und brachte in Erinnerung, wie viel er dazu beigetragen habe, daß Pauline den grünen Reisesack und das kleine Porträt wieder bekommen, und daß auch die gnädige Frau ihren Koffer wieder erhalten habe. „Dabei, sagte er, ist nicht zu vergessen, daß ich um meine Tabakspfeife, die mir die Bäckerin geschenkt hat, gekommen bin, und dafür auch einen kleinen Ersatz verdiene. Denn bei Amte haben sie die Pfeife behalten, und werden sie mir schwerlich mehr zurückgeben."

Frau von Grünthal beschenkte ihn, und er war mit dem reichlichen Geschenke so zufrieden, daß er sich vor ihr fast bis zur Erde verneigte. Als er aber späterhin erfuhr, wie viel beiläufig Stephan bekommen habe, ward er sehr unwillig, und nannte die Frau von Grünthal eine Knickerin.

Frau von Grünthal stand nun auf, um weiter zu reisen. Die zwei Reiter, die nach

Hohenwald geritten waren, um dort im Wirthshause Mittag zu halten, kamen eben jetzt zurück. Die Frau befahl den Reisewagen anzuspannen. Da fingen Stephans Kinder und alle Strickschülerinen Paulinens an zu weinen. Die kleinen Mädchen wollten sie gar nicht fort lassen. Sie riefen in Einem fort: „Du mußt da bleiben."

„Ich will versuchen, euch zu trösten!" sprach Frau von Grünthal. Sie hatte vor ihrer Abreise aus der Stadt vorzüglich für Stephans Kinder, und dann auch für Paulinens Strickschülerinen, deren Anzahl ihr Stephan hatte angeben müssen, allerlei schöne buntfarbige Zeuge zu Kleidern eingekauft, die aber alle sehr dauerhaft und ganz so waren, wie sie für Kinder auf dem Lande am schicklichsten sind; überdieß brachte sie Strickgarn, Stricknadeln und zierliche Strickkörbchen mit. Sie befahl dem Bedienten, die Päcke und Schachteln aus der Kutsche zu holen, und theilte nun die Geschenke aus. So groß der Jammer gewesen, so groß wurde nun der Jubel. Alle Traurigkeit der Kinder war verschwunden, man sah nur fröhliche Gesichter.

Die größern Mädchen freuten ſich noch mehr, als die kleinern. Sie bedauerten nur, daß die Kleider nicht ſchon zum Anziehen fertig waren. Sie wickelten die Zeuge um den Arm und fragten einander, wie die ſchönen Zeuge ihnen ſtehen würden. Auch das feine Garn lobten ſie ſehr. „Aus dem ſtricken wir nur Handſchuhe und keine Strümpfe!“ ſagten ſie. Die Kinder hätten in ihrer Freude bald vergeſſen, der freigebigen Frau zu danken, wenn Anna ſie nicht daran erinnert hätte.

Als aber Frau von Grünthal mit ihrer Freundin und mit Pauline in den Reiſewagen ſteigen wollten, weinten und ſchluchzten die Kinder auf's Neue. Pauline zerfloß in Thränen. Anna weinte eben ſo ſehr und auch Stephan hatte Thränen in den Augen. Frau von Grünthal bot, indem ſie mit ihrem weißen Tuche ſich die Augen trocknete, dem Stephan und ſeiner Hausfrau, bevor ſie in den Wagen ſtieg, noch einmal die Hand. Pauline rief mit einer Stimme, die von Weinen faſt erſtickt war, noch mehrmalen aus dem Wagen:

„Dank! Dank! Gott vergelte Euch Alles, was Ihr an mir gethan habt. Ich werde Euch nie vergessen! Wir sehen uns nicht das letzte Mal!“

„Ganz gewiß nicht das letzte Mal, sagte Frau von Grünthal. Christen sehen sich, nach einem alten Sprichworte, nie zum letzten Male; wenn nicht hier auf Erden, so sehen sie sich doch im Himmel wieder!“

Der Wagen rollte fort. Stephan trocknete sich die Augen und sagte: „Es bleibt doch wahr: Der alte Gott lebt noch und seine Güte ist immer neu!“

Achtzehntes Kapitel.

Ein groſſes Freudenfeſt.

Frau von Grünthal war mit ihrer wieder gefundenen Tochter und mit ihrer geliebten Freundin Amalia glücklich in deren Wohnung angekommen, wo ſie wie zu Hauſe war. Pauline fühlte ſich ſelig, wieder bei ihrer Mutter zu ſeyn, und bei deren edlen Freundin, die gegen Pauline ſo liebevoll war, wie es eine Mutter nur immer ſeyn kann. Auch war Pauline ſehr erfreut, in der großen Stadt Alles lernen zu können, was ihr, als einem Fräulein vom Stande zu ihrer weitern Ausbildung in Muſik und Sprachen und mancherlei weiblichen Arbeiten, noch nöthig war. So brachte ſie hier einige Jahre ſehr vergnügt und zufrieden zu. Ihre Mutter hatte, ſo wie Amalia, an ihrem guten Betragen, ihrer Frömmigkeit, ihren Kenntniſſen, ihrer

Geschicklichkeit, ihrer Bescheidenheit und Herzensgüte, und ihrem Heranblühen große Freude. Alle drei waren nur Ein Herz und Eine Seele, und hatten ein so seliges Leben, als man es hier auf Erden nur immer haben kann.

Nur war Frau von Eichburg immer sehr in Sorgen, wie es ihrem Gemahle, dem Rittmeister, der noch immer zu Felde war, gehe, besonders wenn sie längere Zeit keine Briefe von ihm erhielt, oder wenn sie Nachrichten von furchtbaren Schlachten in den Zeitungen las. Auch that es ihr sehr leid, daß sie den Frühling und Sommer, wie sie es gewohnt war, nicht auf dem Lande, in ihrem Schlosse Eichburg, zubringen konnte.

Da es aber wieder Frühling wurde, kam der Schloßverwalter von Eichburg, und meldete, das Militärspital sei aufgehoben und die fremden Gäste, die meistens geheilt worden, oder sich auf dem Wege der Genesung befinden, seien eben damit beschäftigt, abzuziehen. Das Schloß sei aber so übel zugerichtet, daß die Herrschaft unmöglich da wohnen könnte. Frau von Eichburg

gab dem Verwalter die nöthigen Befehle, Alles zu thun, um das Schloß wieder in bewohnbaren Stand zu ſetzen. Sie reiste einige Male ſelbſt dahin, um nachzuſehen, ob Alles geſchehen, was ſie angeordnet hatte, und um weitere Anordnungen zu treffen. Sie ließ neue Böden legen, die Fenſter erneuern, und die Zimmer tapezieren. Auch ließ ſie alle zur zierlichen und bequemen Einrichtung erforderlichen Möbel neu anſchaffen und dahin bringen.

Zu Anfang des Sommers zog ſie nun ſelbſt dahin, mit ihrer Freundin Sophie, und mit ihrer Freundin Pauline, wie ſie auch dieſe jetzt nannte, die nunmehr erwachſen, und ein ſehr edles, gebildetes Frauenzimmer war. Mutter und Tochter fanden das Schloß unvergleichlich ſchön eingerichtet; Pauline war beſonders über die herrliche Ausſicht erfreut, die man von den Fenſtern des Schloſſes aus in eine ſehr ſchöne, reiche Landſchaft hatte, und über die großen prächtigen Gärten, von denen das Schloß umgeben war. Alle drei ſchätzten ſich glücklich, ſo viel Angenehmes auch die Stadt hat, nunmehr

wieder des Landlebens, das deren Sinnesart viel mehr zusagte, genießen zu können, ja sie dünkten sich gleichsam in ein neues Leben versetzt.

Was aber ihre Freude noch erhöhte, war die frohe Nachricht: „Es sei Friede!“ Der Beamte von Buchenthal, der Schloßverwalter, der Gärtner, der Förster und viele andere herrschaftliche Diener kamen Morgens in freudiger Eile in das Zimmer und brachten diese Freudenbotschaft. Gegen Abend saßen Frau von Eichburg, ihre Freundinen Sophie und Pauline auf einer Bank im Garten, die von blühenden Rosensträuchen umgeben war. Alle drei waren voll der süßen Hoffnung, der Gemahl der Frau von Eichburg werde nun bald aus dem Felde zurückkehren. Da kamen drei, wie es schien, fremde Herren, durch die Allee herbei.

Der erste aus ihnen, ein Offizier mit mehreren Orden geziert, eilte auf die Frau von Eichburg zu, sie auf das Freundlichste begrüßend. Er war ihr Gemahl, nunmehr Oberst. Die Freude des Wiedersehens war unbeschreiblich. Er bezeigte hierauf der Frau von Grünthal seine

Verehrung und Freude, sie wiederzusehen. Er fragte, auf Paulinen deutend, wer dieses Frauenzimmer sei. Die Mutter sagte es. „Mein Gott, rief er, Sie sind es! Sie, meine freundliche sorgsame Krankenpflegerin, als ich bei Ihnen wohnend an meinen Wunden auf dem Krankenbette lag? O seien Sie mir tausendmal willkommen! Ich hätte Sie wahrhaftig nicht mehr gekannt. Ei, wie groß und schön sind Sie indeß geworden! Doch dieß bei Seite; ich bin Ihnen vielen, vielen Dank schuldig!"

Jetzt trat der andere Herr näher, der Bruder des Oberst, ein sehr geachteter Staatsrath. Er begrüßte ehrerbietig die Gemahlin seines Bruders, die ihm von längeren Zeiten her bekannt war, und die zwei anderen Frauenzimmer. Der dritte der drei Herren, Baron Wilhelm, der Sohn des Staatsrathes, begrüßte eben so seine Tante, hierauf Frau von Grünthal, die er schon als Knabe kennen gelernt hatte, und äußerte seine Freude, Paulinen kennen zu lernen. Alle, die drei Herren und die drei Damen, waren höchst erfreut.

Frau von Eichburg führte hierauf ihre verehrten und geliebten Gäste in das Schloß, damit sie einige Erfrischungen genießen möchten. Sie zeigte ihnen hierauf die neu eingerichteten Zimmer des Schlosses, die dem Oberst sehr wohl gefielen. Er bezeigte seiner Gemahlin seine vollkommene Zufriedenheit, und konnte sie nicht genug loben. Nachdem er, sein Bruder und dessen Sohn das Schloß besehen hatten, durchwanderten sie die Gärten. Der Oberst führte Frau von Grünthal am Arme, der Staatsrath seine Schwägerin und Wilhelm Paulinen.

Herr von Eichburg, seine Gemahlin und Frau von Grünthal bemerkten, daß Pauline und Wilhelm sich einander sehr wohl gefielen und eine große Neigung zu einander gefaßt hatten. Dieses war ihnen sehr erwünscht. Denn da Herr und Frau von Eichburg keine Kinder hatten, so war Wilhelm der Erbe ihrer Güter. Auch Frau von Grünthal war sehr erfreut, daß ihre Tochter so gut versorgt werden könne. Die Verlobung des edlen Wilhelms und der

vortrefflichen Pauline kam bald zu Stande; die Vermählung selbst fand in der Pfarrkirche zu Buchenthal feierlich Statt.

Das Kleid der Braut war aus jenem schönen weißen Atlaß verfertigt, den Pauline, fast noch als Kind, durch ihre Liebe und Sorgfalt für kleinere Kinder, erworben und den ihre Mutter schon damals zu einem Brautkleide für sie bestimmt hatte. Jenes in Gold und Saffian prächtig gebundene Gebetbuch, das ihr auch damals wegen Bewahrung kleiner Kinder von dankbaren Aeltern verehrt worden und in dem sehr schöne Gebete für eine Braut standen, nahm Pauline an diesem ihren Ehrentage mit in die Kirche.

Sowohl der Atlaß als das Buch hatten sich in jenem Koffer vorgefunden, das ihnen geraubt, aber wieder zurückgegeben worden. Alle Angehörigen der Herrschaft zeigten große Freude an dieser Vermählung, weil sie Wilhelm, ihren künftigen Gutsherrn, als einen überaus edlen Mann preisen hörten,

und weil Pauline durch ihre Güte, Freundlichkeit und Bescheidenheit Aller Herzen gewonnen hatte. Es wurden auf dem Wege zur Kirche Blumen gestreut und Ehrenpforten errichtet.

Neunzehntes Kapitel.

Die Stiftung einer Kleinkinderschule.

Einige Tage nach dem Hochzeitfeste, als Pauline und ihre Mutter, Wilhelm und Herr und Frau von Eichburg Abends bei Tische saßen, sprach Pauline: „Ich bin schon lange mit dem Gedanken umgegangen, dahier eine Anstalt zur Bewahrung kleiner Kinder zu errichten. Ich weiß es aus Erfahrung, wie nützlich, ja nothwendig solche Anstalten seien. Freilich wohl sollten die Mütter die ersten und auch die besten Erzieherinen ihrer Kinder seyn. Allein dieses ist leider nicht allemal möglich. Das habe ich nicht nur in der Stadt, wo ich mit meiner Mutter ehemals gelebt habe, erfahren, sondern noch vielmehr auf dem Lande. Auch in der Stadt kommen vermögliche Aeltern manchmal in Umstände, wo sie ihren Kindern nicht die nöthige Wart und Aufsicht widmen können;

auf dem Lande aber kommt dieser Fall öfter, ja fast allgemein vor. So ist es auch hier. Um das Schloß herum wohnen mehrere Familien, in denen Vater und Mutter theils mit dem Feldbaue des großen herrschaftlichen Witthums, theils mit dem Anbaue ihrer eigenen Felder beschäftigt sind. Die Kinder sind indessen allein zu Hause eingesperrt. Wenn auch die etwas größeren Kinder auf die kleinern Acht geben sollen, so ist wenig damit geholfen. Die goldenen Jahre der Kindheit, der anbrechende Morgen, die ersten erfreulichen Frühlingstage des Lebens, in denen, wie ein großer Dichter sagt, „das Leben vorwärts hüpft mit einem Lächeln," wird ihnen zu traurigen Tagen des Weinens und freudenloser Langeweile. Ihr Verstand wird nicht geweckt, ihr sittliches Gefühl nicht angeregt. Sie verwildern; wenn sie auch späterhin in die öffentliche Schule kommen, können sie kaum reden. Diese Vernachlässigung hängt ihnen ihr ganzes Leben hindurch an. Es ist mit ihnen wie mit zarten jungen Pflänzchen, die vor Reifen und rauher Witterung sorgfäl-

tig zu bewahren sind, damit sie nicht dahin welken oder für immer verkrüppelt werden. Ich wünsche daher sehr, daß dahier eine Anstalt zu Bewahrung und der ersten Erziehung für solche bedauernswerthe Kinder errichtet werde. Ja, es wäre dahier nicht nur eine Anstalt zu Bewahrung kleiner Kinder, von drei bis sechs Jahren, nöthig, sondern es wäre mit ihr noch eine Vorbereitungsklasse der Kinder, von sechs bis sieben Jahren, für die öffentlichen Schulen zu vereinigen, weil die Schule zu Buchenthal zu weit entfernt, und der Schloßberg zu hoch und zu steil ist, als daß die Kinder vor zurückgelegtem siebenten Jahre, zu jeder Jahrszeit und Witterung, diese Schule besuchen könnten."

„Ich habe mir, sprach sie weiter, die Sache so ausgedacht! Neben den herrschaftlichen Gärten liegt ein ziemlich großer ländlicher Garten, der mit Gras bewachsen und mit einigen Bäumen besetzt ist, und bisher von uns nur wenig geachtet wurde. Hier ließe sich ein solches Haus errichten; der übrige Raum könnte zum Spielplatze für die Kinder dienen. Der Gehalt für den

Lehrer und die Wartfrau wäre bei unſern Einnahmen keine zu große Ausgabe."

Alle am Tiſche gaben ihr Beifall. Es wurde beſchloſſen, ein ſolches Haus zu erbauen, mit einem großen Schulzimmer und zwei kleinen Neben-Zimmern im untern Stocke für die Kinder, und dann im obern Stocke mit einer Wohnung für den Lehrer, und eben ſo für die Wartfrau. Das Haus wurde erbaut; es hatte von Außen ein ſehr freundliches Ausſehen, und war auch von Innen ſehr heiter, indem es ganz frei ſtand, und alle Fenſter in den Garten gingen. Zum Lehrer berief Wilhelm einen jungen Mann, den er perſönlich kannte, und der in einer adeligen Familie Hauslehrer geweſen, eine ganz vorzügliche Gabe mit Kindern umzugehen hatte, und gegenwärtig ein ausgezeichneter Schullehrer in einer anſehnlichen Stadt war, wo er die erſte Klaſſe zu verſehen hatte. Zur Wartfrau ſchlug Pauline die Wittwe des vorigen Schloßverwalters vor, die ihre eigenen Kinder, die jetzt alle verſorgt waren, ſehr gut erzogen hatte und als eine ſehr fromme, verſtändige, heitere und wohlgeſittete Frau allgemein geachtet war.

Der Lehrer, dem eine nicht zu geringe Beſoldung ausgeworfen wurde, nahm die Stelle mit Vergnügen an, und die ehemalige Schloßverwalterin war ſehr erfreut, nicht ſo faſt, weil ihr zu ihrem Wittwengehalte noch eine anſehnliche Zulage zugeſichert wurde und ſie alſo ein beſſeres Einkommen erhielt, ſondern noch vielmehr, weil ſie eine große Liebe zu den Kindern hatte, und in ihren alten Tagen noch ihren Mitmenſchen nützlich werden wollte.

Als der treffliche Lehrer ankam, wurde zuerſt das Zimmer zur Bewahrung kleinerer Kinder, ſo wie er es für dienlich hielt, eingerichtet, und alle nöthige Geräthſchaft, alles ganz neu, verfertigt. Außer den ſehr niedrigen Tiſchen und Bänken für die Kinder wurde noch ein beſonderer Tiſch mit grünem Wachstuche überzogen, und mit feinem weißen Sande beſtreut, damit die Kinder mit dem Zeigefinger allerlei in dem Sande abzeichnen könnten. Eine ſchwarze Wandtafel diente dem Lehrer dazu, allerlei darauf vorzuzeichnen. Um in der Folge die Kinder mit den erſten Kenntniſſen der Buchſtaben bekannt

zu machen, wurden große gedruckte Buchstaben auf dünne, einen Finger lange und zwei Finger breite Brettchen aufgezogen; auch waren an der blau angestrichenen Rückseite der Wandtafel einige Stäbe quer befestigt, damit man die Buchstaben aufstellen und zu Sylben und Worten zusammen setzen könne. Auch wurden kleine Schiefertafeln angeschafft.

Der Garten am Schulhause wurde zu einem Spielplatze für Kinder eingerichtet. Mitten hindurch wurde ein langer, breiter Gang angelegt und mit Sand bestreut, damit die Kinder sich hier bewegen, springen, ja in die Wette laufen könnten. Zu beiden Seiten des Ganges wurden zwei runde, mit Kies bestreute Plätze hergestellt, und mit niedern Bänken und kleinen Tischen für Kinder versehen. Rings um die runden Plätze und zu beiden Seiten des langen Ganges wurden Sträuche gepflanzt, von denen im Frühlinge und Sommer immer einige blühten. An der Hecke zu allen vier Seiten innerhalb des Gartens befanden sich schmale mit Sand bestreute Nebenwege. An zwei Stellen des Gar-

tens waren an den Bäumen Schaukeln befeſtigt; auch waren Kinderwägelchen vorhanden, worin die kleinern Kinder von den etwas größern in dem langen Gange auf und ab und in den Nebenwegen umher geführt werden konnten.

Nachdem Alles fertig und bereitet war, wurde die Schule mit einer kleinen Feierlichkeit eröffnet. Die Kinder verſammelten ſich reinlich und feſtlich gekleidet in der Schule. Pauline und Wilhelm und die übrigen gnädigen Herrſchaften und viele Aeltern fanden ſich ein. Der Lehrer hielt eine kurze Anrede, in der er die Aeltern und Kinder ermahnte, für dieſe wohlthätige Anſtalt Gott und der Gutsherrſchaft zu danken.

Pauline, nunmehr gnädige Frau, ging bei allen Kindern umher, redete mit jedem freundlich, fragte es nach ſeinem Namen, ſeinen Aeltern und wußte jedem etwas Erfreuliches zu ſagen. Dieß thaten auch die übrigen Herrſchaften und ließen dann allen Kindern Obſt und weißes Brod austheilen. Der Lehrer ſagte den Kindern noch, wann ſie Nachmittags wieder in die Schule kommen ſollten und entließ ſie.

Pauline kam mit ihrer Mutter sehr oft in die Schule; Wilhelm, der junge gnädige Herr, kam zu Zeiten; der alte Herr Oberst von Eichburg aber hatte sich, von seiner Gemahlin begleitet, in die Garnison seines Regiments begeben.

So oft Pauline kam, war große Freude bei den Kindern. Sie begrüßte alle sehr freundlich, sah und hörte dem Unterricht zu, stellte selbst Fragen an die Kinder und belobte diejenigen, die gut antworteten. Sie kam auch, was die Kinder am meisten erfreute, nie leer. Eine Dienerin folgte ihr mit einem Korb voll Obst, das Pauline den Kindern austheilte. Auch brachte sie manchmal einige Spielsachen mit, welche den Kindern große Freude machten, und mit denen sie von Zeit zu Zeit spielen durften, die aber sonst in einem besondern Kasten aufbewahrt wurden.

Am Weihnachtsabende kam sie allemal, so bald es dunkel war, und versammelte in einem der Nebenzimmer die Kinder um sich. Der Lehrer und die Wartfrau hatten in dem großen Schulzimmer grüne Tannenbäumchen aufgestellt,

und mit ſchönen roth und gelben Aepfeln und vergoldeten Nüſſen geziert. Auch waren auf den Bäumchen kleine Wachskerzen angebracht, und als alle angezündet waren, öffnete der Lehrer die Thüre des hellerleuchteten Zimmers, und rief die Kinder herein. Sie waren vor Freude und Erſtaunen faſt außer ſich. Die Kinder ſangen hierauf ein kleines Weihnachtsliedchen, und die gnädige Frau theilte ihnen eine Menge kleiner Geſchenke aus.

Zu Oſtern beſchenkte Pauline die Kinder, die ein fröhliches Oſterliedchen ſangen, mit rothen, blauen und gelben Oſtereiern und mit kleinen Oſterkuchen.

Dabei ſagte Pauline den Kindern, warum Weihnachten und Oſtern für uns Menſchen ſo große Freudentage ſeien, und die Kinder küßten ihr für die Geſchenke dankbar die Hand, und liefen voll Freude nach Hauſe.

Pauline bewunderte die trefflichen Lehrgaben, die Freundlichkeit und Fröhlichkeit des Lehrers und konnte ihn nicht genug loben. Auch mit der Wartfrau, mit ihrer Sorgfalt und Auf-

merkſamkeit, ihrer Geduld und ſchonenden ſanften Behandlung der Kinder war ſie höchſt zufrieden, und bezeigte mehrmals ihre Zufriedenheit. „Ach, ſagte ſie, es iſt freilich nicht möglich, daß in jedem Dörflein oder Weiler eine ſolche Kleinkinderſchule errichtet werde; aber wenigſtens eine Kleinkinderbewahranſtalt könnte doch zu Stande kommen. Man würde gewiß, gegen einige Belohnung, eine verſtändige, fromme Wittwe auffinden, die Aufſicht über die kleinen Kinder zu übernehmen.“

Zwanzigstes Kapitel.

Ein kleines Kinderfest.

Als der Oberst von Eichburg und seine Frau Gemahlin wieder in dem Schlosse angekommen waren, wollte Pauline zeigen, wie weit ihre Anstalt für kleine Kinder indeß gediehen sei. Sie ließ die Schulstube festlich ausschmücken. An allen Fenstern standen Blumen in zierlichen Töpfen. An der besten Stelle des Schulzimmers, der Thüre gegenüber, befand sich in goldenem Rahmen das schöne Gemälde, das sie schon in früher Jugend, zugleich mit jenem Atlasse zu einem Kleide und mit jenem Gebetbuche geschenkt bekommen hatte. Sie hatte das Bild, das sie ihrem ehemaligen Hausherrn, jenem Kaufmanne, in Verwahrung gegeben, sich schicken lassen. Der göttliche Kinderfreund, der die Kleinen zu sich ruft, und sie segnet, war ganz unvergleichlich schön darauf abgebildet.

Nebſt den Aeltern der Kinder kamen, freundlich eingeladen, der Pfarrer und Beamte von Buchenthal. Die verſammelten Kinder und deren Aeltern waren alle ſonntäglich gekleidet. Der Lehrer ſprach einige Worte über das ſchöne Bild und wie Alles, was Jeſus geſagt und gethan hat, ſo göttlich und menſchlich ſchön ſei. Er ſagte den Kindern, daß Jeſus der beſte Kinderfreund ſei, und daß ſie es nur Ihm zu danken haben, ſich auch jetzt noch ſo vieler liebreicher und wohlthätiger Kinderfreunde zu erfreuen. Hierauf ſangen die Kinder ein kleines, für dieſe Feierlichkeit verfaßtes Lied. Es wurden ihnen Fragen aus der Religion vorgelegt, die ihrem zarten Alter angemeſſen waren, und die ſie alle verſtändig und mit Herzlichkeit beantworteten. Hierauf ſagte jedes einen Denkreim auf. Der Lehrer zeigte ihnen einzelne Buchſtaben, deren Namen ſie nannten und deren Laut ſie nachmachten. Mit Hülfe ihrer Finger zählten ſie von eins bis zehn, und innerhalb der Zahlen eins bis zehn wurden alle vier Rechnungsarten im Kleinen vorgenommen. Die Ziffer von eins bis

zehn wurden vom Lehrer vorgezeigt, und die Kinder nannten die Zahl und zeigten an den Fingern, wie viel jedes dieser Zeichen bedeute. Auch Begriffe von Zehnern hatten sie schon. Ein Kind hob alle zehn Finger auf: „Das ist also ein Zehner," sagte der Lehrer; ein zweites hob alle zehn Finger auf: „Das sind also zwei Zehner," sprach der Lehrer, und so ging es fort, bis auf zehn Zehner oder hundert. Noch freudiger als an den Fingern und den Strichen an der Tafel, zeigten die Kinder an vorgelegten Haselnüssen wie gut sie das Zählen, das Zusammenziehen, Abziehen, Vervielfachen und Theilen verstanden. Diese Uebung gefiel ihnen auch deßhalb sehr wohl, weil sie am Ende alle Nüsse einschieben durften. Zur Vorübung im Schreiben machte ihnen der Lehrer auf der schwarzen Tafel ein Ringlein, Sternlein, Kreuzchen, ein Dreieck oder Viereck, ja wohl ein Haus, einen Tannenbaum vor, und die Kinder bildeten Alles auf dem Sandtische nach. Der Lehrer legte ihnen noch verschiedene Fragen vor, zum Beispiele, wozu nützt das Holz, das Eisen, das Stroh, wozu

das Waſſer, das Feuer? Oder auch andere Fragen: „Wie müſſen Kinder ſeyn gegen Gott? Antwort: fromm. Wie gegen Aeltern? folgſam. Wie gegen andere Kinder? freundlich. Wie beim Lernen und bei der Arbeit? fleißig. Wie heißen alſo die vier Worte, die alle mit einem F. anfangen, ja die ſchönſten vier F., die ſich Kinder wohl merken müſſen?“ Die Kinder wiederholten die Worte: fromm, folgſam, freundlich, fleißig. Der Pfarrer fügte noch ein fünftes F. bei: fröhlich.

Die Kinder laſen nun in ihrem kleinen Büchlein: „Erſter Unterricht von Gott,“ das ſie das Gottbüchlein nannten, laut und deutlich. Die Kinder, die noch nicht ſechs Jahre alt waren, laſen die erſte Abtheilung von Gott, die aus lauter einſylbigen Wörtchen beſteht; die Kinder, die bereits ſechs Jahre oder etwas darüber alt waren, die zweite Abtheilung von Jeſus Chriſtus, die aus zweiſylbigen, in Sylben abgetheilten Wörtern beſteht. Dann wurde die dritte Abtheilung, von dem heiligen Geiſte, mit mehrſylbigen, nicht getheilten Wörtern geleſen.

Die Kinder wußten alle Fragen, die von den anwesenden Gästen über das Gelesene an sie gestellt wurden, richtig und fertig zu beantworten, oder es auch mit ihren eigenen Worten zu erzählen. Sie waren auf diese Art auch recht gut vorgeübt, künftighin längere Sätze, die im Katechismus als Antworten vorkommen und über die ein guter Katechet zehn und mehrere Fragen zu stellen weiß, gut zu beantworten.

Noch wurden die Arbeiten der Kinder, als gesponnenes Garn, gestrickte Kinderstrümpfchen, geflochtene Schnüre von allerlei Farben, und Geflechte von buntem Stroh vorgelegt. Am Ende sangen die Kinder mit ihren sanften Stimmchen und mit Andacht ein kleines Danklied gegen Gott.

Was allen Anwesenden noch besonders wohl gefiel, war, daß alle Kinder sehr reinlich gekleidet waren, so frisch und gesund aussahen, und ihre Gesichtchen von Fröhlichkeit und Freundlichkeit gleichsam strahlten.

Pauline theilte nun unter die Kinder Obst aus, gab jedem einen gebackenen Kranz von

mürbem Taig, den die Kinder sogleich an den Arm hingen. Ueberdieß beschenkte sie die Kinder noch mit mancherlei Kleidungsstücken, die von den Aeltern dankbar in Empfang genommen wurden.

Zum Schlusse der Feierlichkeit sagte der Herr Pfarrer noch einige treffende Worte. „Es ist sehr erfreulich, sprach er unter Anderm, daß edle Kinderfreunde so liebreich für die guten Kleinen sorgen. Ach viele Aeltern, die ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts, mit Feldbau oder im Taglohne auswärts verdienen müssen, können ihre Kinder nicht beständig unter ihren Augen und der nöthigen Aufsicht behalten; viele Kinder sind nicht nur Stunden, sondern halbe, ja fast ganze Tage lang verlassen und wie verwaist. Eine Anstalt aber, in der die Kinder bewahrt, und angenehm und nützlich beschäftigt werden, ist eine große Wohlthat für Aeltern und Kinder. Die Aeltern werden vieler Sorgen überhoben, den Kindern wird die goldene Zeit der Kindheit zur seligsten und heilbringendsten ihres Lebens. Manches Gute wird in ihr zartes Herz gepflanzt, das für ihr ganzes Leben, ja für

die ganze Ewigkeit nicht ohne gute Früchte bleibt. Möchten alle Menschen, die es im Stande sind, zu Errichtung und Beförderung solcher Anstalten beitragen!

Jesu Christus selbst gab uns einen rührenden Beweis seiner Liebe zu den Kindern. Als fromme Mütter noch am späten Abende Ihm ihre Kinder darbringen wollten, damit Er sie segne, die Jünger aber ihnen es wehren wollten, Ihm so spät noch beschwerlich zu fallen, da sprach Er: „Lasset die Kindlein zu Mir kommen und wehret es ihnen nicht!“ Und Er schloß sie in seine Arme und legte ihnen die Hände auf und segnete sie. Seine Liebe zu den Kindern sei uns ein Beispiel, das wir nachahmen sollen. — Ja, Er forderte uns zwar nur mit wenigen, aber höchst eindringenden, herzergreifenden Worten dazu auf, uns der Kinder liebreich anzunehmen, indem Er sprach: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt Mich auf.“

Inhalt.

	Seite
Vorrede	3
Erstes Kapitel. Eine edle Kinderfreundin	7
Zweites Kapitel. Ein unverhoffter erfreuender und betrübender Besuch	25
Drittes Kapitel. Ein Ueberfall von Räubern	35
Viertes Kapitel. Gebet und Erhörung	41
Fünftes Kapitel. Mitleidige Landleute	48
Sechstes Kapitel. Der ehrliche Kutscher	55
Siebentes Kapitel. Die vermißte Mutter	64
Achtes Kapitel. Kinder, welche der Bewahrung bedürfen	75
Neuntes Kapitel. Ein großer Jammer	96
Zehntes Kapitel. Eine andere traurige Begebenheit	109
Eilftes Kapitel. Eine höchst seltene Erscheinung in einem Gefängnisse	119
Zwölftes Kapitel. Geschichte der vermißten Mutter	127
Dreizehntes Kapitel. Die Unschuld eines ehrlichen Mannes anerkannt	141
Vierzehntes Kapitel. Die Räuber entdeckt und bestraft	147
Fünfzehntes Kapitel. Alte und neue Bekannte	156
Sechszehntes Kapitel. Die Mutter findet ihre Tochter wieder	166
Siebenzehntes Kapitel. Die dankbare Mutter	173
Achtzehntes Kapitel. Ein großes Freudenfest	183
Neunzehntes Kapitel. Die Stiftung einer Kleinkinderschule	191
Zwanzigstes Kapitel. Ein kleines Kinderfest	201

IDDA VAN TOGGENBURG.

Deutſche Frauen

der

chriſtlichen Vorzeit.

—o—

Von

Chriſtoph von Schmid,

(Verfaſſer der Oſtereier.)

Mit einem Stahlſtich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die freundlichen Leſerinnen und Leſer.

Dieſes Büchlein enthält eine kleine Auswahl von Lebensbeſchreibungen deutſcher Frauen und Jungfrauen, die ihre chriſtlichen Geſinnungen durch edle Thaten bewährt haben, und die auch wegen ihrer ſeltenen Schickſale denkwürdig ſind. Es ſind Königinnen darunter, denen die chriſtliche Religion einen höheren Glanz verlieh als die königliche Krone, und arme Dienſtmägde, deren chriſtliche Tugend ſie adelte, und ſie unerachtet ihres niedrigen Standes den Fürſtinnen gleich ſtellte.

Wie es „jedem Deutſchen, der ſein Vaterland liebt, jedem Chriſten, dem ſeine heilige Religion das Beſte iſt, was er auf Erden hat, nicht gleichgültig ſeyn kann, wie unſere Vorältern, die alten Deutſchen, zur Erkenntniß der chriſtlichen Religion gekommen ſind, und welches die Männer waren, die ihnen

die göttliche Lehre Jesu zuerst verkündigt haben:" so muß es auch jedem Deutschen, jedem Christen erfreulich seyn, jene Frauen kennen zu lernen, die von dem Geiste dieser Religion beseelt, ihr durch ein heiliges Leben in die Herzen der Menschen Eingang verschafft, und durch Wort und That den Segen des Christenthums immer weiter verbreitet haben.

Die Religion Jesu war gleichsam die Seele ihrer Seele. Die Hochgestellten unter ihnen leuchteten durch ihr Beispiel dem Volke vor, verwendeten all ihr Ansehen, alle ihre Reichthümer einzig zum Besten ihrer Untergebenen und wurden so für Zeit und Ewigkeit die größten Wohlthäterinnen Deutschlands; die geringsten aus ihnen, deren Loos es war, ihr Leben in Dienstbarkeit zuzubringen, waren ausgezeichnet an unverbrüchlicher Treue, an dem willigsten Gehorsam, an jeder ihrem Stande gemäßen Tugend. Sie alle, Hohe und Niedere, fanden in der Religion Jesu die größte Seligkeit ihres Lebens auf Erden, ihren besten, einzig sichern Trost in Noth und Tod. Von dieser Seligkeit, von diesem Troste, und deren Quelle, dem Glauben thätig in

Liebe, auch nur zu lesen, erquickt schon jedes christliche Herz.

Diese Frauen und Jungfrauen sind auch für uns noch Beweise von der Wahrheit der christlichen Religion. Sie bewiesen diese Wahrheit auf die schönste, unwidersprechlichste Art, die Jesus Christus selbst anempfohlen hat: sie ließen ihr Licht leuchten vor den Menschen, die ihre guten Werke sahen, und den Vater im Himmel priesen. — Deßhalb blieb auch ihr Andenken, seit Jahrhunderten hindurch bis auf unsere Zeiten im Segen. Die Kirche hat sie den Heiligen beigezählt, und noch heut zu Tage rechnen viele Frauen und Jungfrauen sichs zur Ehre, ihre Namen zu tragen.

Was nun gegenwärtige gesammelte Lebensbeschreibungen betrifft, die den ältesten urkundlichen Nachrichten entnommen und hier zusammengestellt worden, so sind derselben allerdings nur sehr wenige. Es bleibt noch ein großes, weites Feld übrig, dem zu wünschen, daß es ein jüngerer Fleiß bearbeiten möge.

Einige der vorliegenden Geschichten sind zwar schon mehemal in einzelnen Schriften erschienen. Allein wie z. B. die heilige Jungfrau

mit dem göttlichen Kinde schon öfter in älteren Gemälden von verschiedenen Malern dargestellt worden, und man dennoch neuere Gemälde derselben noch immer gerne sieht, indem jedes etwas Eigenes hat, so mögen auch diese neubearbeiteten Geschichten noch immer ihre Leser finden, die sie nicht ohne Vergnügen und Erbauung lesen werden.

Die Bearbeitung selbst betreffend, wurden vorzüglich solche Tugenden herausgehoben, die einer jeden christlichen Frau und Jungfrau, ja einem jeden Christen eigen seyn sollen. Man erkennt den Baum an seinen Früchten; dieses ist das einfachste, untrüglichste Kennzeichen, das der Erlöser selbst festgestellt hat. Die christlichen Frauen, von denen hier die Rede ist, bewährten ihren Glauben durch ein heiliges Leben. Möchte auch unser Glaube solche Früchte bringen! Möchte der Ausspruch des Herrn, welches seine wahren Jünger seyen, auch von uns gelten: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Gott gebe es!

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Die heilige Mathilde, Gemahlin des Kaisers Heinrich I.	1
II.	Die heilige Adelheid, Königin von Italien und Kaiserin von Deutschland	29
III.	Die heilige Odilia (oder Ottilia), herzogliche Prinzessin und Aebtissin	58
IV.	Die heilige Ida, Gräfin von Toggenburg und Kirchberg	78
V.	Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen	115
VI.	Die heilige Rothburga, eine arme Magd	154
VII.	Die heilige Magd Radegunde (oder Radegundis)	165

I.

Die heilige Mathilde.

Gemahlin des Kaisers Heinrich I.

Mathilde wurde, als ein Kind von acht Jahren, dem Frauenkloster in Erfurt zur Erziehung anvertraut. Die Aebtissinn, eine Gräfin von Ringelheim, die nach dem Tode ihres Gemahls sich in dieses Kloster begeben hatte, war Mathildens Ahnfrau. Sie erzog ihre Enkelin in heiliger Ehrfurcht vor Gott und in treuer Liebe zu Ihm, und ließ sie in allen ihrem Stande angemessenen Kenntnissen und Arbeiten unterrichten. So wuchs Mathilde zur schönsten Blüthe des jugendlichen Alters heran, von Herzen fromm, stillen Sinnes und recht ein Bild der Unschuld und Anmuth.

Eines Abends in einer freien Stunde, da die anderen Fräulein, die in dem Stifte erzogen wurden, sich mit irgend einem Spiele ergötzten, ging sie, wie sie es gewohnt war, in die Klosterkirche, in der sich zu dieser Zeit sonst Niemand befand, setzte sich in einen Kirchenstuhl und las in den Psalmen, an denen sie von Kindheit an die größte Freude hatte.

Heinrich, der Erbprinz von Sachsen, ein sehr edler junger Mann, reiste durch Erfurt, und wollte der Aebtissin wegen ihrer allverehrten Frömmigkeit, Weisheit und Tugend, auch wegen ihrer hohen Abkunft einen Besuch abstatten. Die Kirchenthüre stand offen. Er trat hinein, besah die Kirche und erblickte Mathilde. Sie aber sah von ihrem Buche, in das sie ganz vertieft war, nicht auf. Ihre Andacht rührte ihn, und über ihre Schönheit erstaunte er.

Als er zur Aebtissin kam, fragte er sie, wer denn das überaus fromme und schöne Fräulein sey, das er in der Klosterkirche gesehen habe.

„Diese junge Gräfin, sprach die Aebtissin, heißt Mathilde, und ist eine arme Waise. Ihr Vater, mein Sohn, Graf Theoder von Ringelheim, und auch die Mutter, sind nicht lange, nachdem sie ihre geliebte Tochter mir hier in dem Kloster übergeben haben, beide gestorben. Die Grafschaft Ringelheim und die Burg, gleichen Namens, wurden, so wie ein großer Theil Westphalens, von den wilden, kriegerischen Völkern aus Norden bekanntlich verheert und zur Wüste gemacht. Mathildens zwei Brüder sind von ihrem väterlichen Erbtheile vertrieben, und ob sie je wieder zum ruhigen Besitze desselben gelangen werden, weiß der Himmel. So arm aber Mathilde an Gütern dieser Erde ist, so reich ist sie an ganz außerordentlichen Gaben des Gemüthes. Es sind in diesem Stifte schon viele adelige Töchter erzogen wor-

den, allein von allen kam ihr keine gleich. Doch mir, als ihrer Großmutter, ſteht es nicht zu, ſie zu loben. Ganz konnte ich jedoch nicht ſchweigen. Was wahr iſt, muß man ſagen.“

Prinz Heinrich wünſchte Mathilde, als die Tochter eines ihm rühmlichſt bekannten tapfern Grafen zu ſprechen. Die Aebtiſſin ließ ſie rufen. Sie kam — und der Prinz verwunderte ſich über ihre Sittſamkeit und Beſcheidenheit, den hellen Verſtand, von dem ihre Reden zeigten, und dem edlen Anſtand ihres ganzen Betragens nicht weniger, als über ihre Schönheit.

Als jetzt das Kirchenglöcklein zur Abendandacht rief, empfahl ſich Mathilde; der Prinz aber unterredete ſich noch lange mit der Aebtiſſin über die junge Gräfin von Ringelheim, und ſagte am Ende: er ſey entſchloſſen, ſie zu ſeiner Gemahlin zu wählen, und wolle dieſes, da Mathildens Vater und Mutter nicht mehr am Leben ſeyen, hiemit der ehrwürdigen Großmutter eröffnen; dieſes müſſe aber für jetzt noch ein Geheimniß bleiben, bis er mit ſeinem Vater, dem Herzoge, geſprochen habe. Die Aebtiſſin war über dieſen Entſchluß hoch erfreut. „Ehen werden im Himmel geſchloſſen, ſprach ſie; dieſes alles hat Gott ſo gefügt.“ Auch Heinrichs Vater, Herzog Otto, billigte die Wahl vollkommen.

Heinrich und Mathilde lebten in der glücklichſten Ehe. Denn auch Heinrich war an Verſtand und

Herz Mathilden ganz ähnlich. Der alte Herzog aber gewann Mathilde so lieb, daß er sie nie anders, als liebste Tochter nannte und sehr oft sprach: „O daß doch meine selige Gemahlin diese Freude noch erlebt hätte!“ Mathilde erwies ihm bis an sein Ende die kindlichste Liebe.

Nach einigen Jahren starb er, und Heinrich war nun Herzog, und Mathilde Herzogin von Sachsen.

Mathilde mischte sich nie in eigentliche Regierungsgeschäfte, dennoch war sie in vielen der wichtigsten Angelegenheiten sehr oft Heinrichs guter Engel. Sie bat den Herzog, ihren Gemahl, den Unterthanen doch nie schwerere Lasten aufzulegen, als sie tragen konnten; sie wußte seine Heftigkeit zu mäßigen; sie war die Fürbitterin für alle Arme und Bedrängte; sogar für Verbrecher verwendete sie sich, diese Unglückliche nicht strenger, als die Gerechtigkeit es erfordere, zu behandeln.

Nach drei Jahren erscholl auf einmal das Gerücht, Kaiser Konrad sey gefährlich krank und man sehe täglich seinem Tode entgegen. Viele bewarben sich um die Krone. Heinrich aber war nicht unter den Bewerbern. Er konnte nicht wohl daran denken, zur kaiserlichen Würde zu gelangen. Denn er und Kaiser Konrad waren keine Freunde gewesen. Heinrich hatte gegen Konrad, der ihm einen Theil des Herzogthumes Sachsen entziehen wollte, Krieg geführt. Die allgemeine Meinung war, Eberhard,

Kaiſer Konrads Bruder, ein mächtiger Fürſt, werde auf den Thron erhoben werden.

Allein Kaiſer Konrad war einzig auf das Wohl Deutſchlands bedacht, und ſchlug ſich den Verdruß, den er über Heinrich gehabt hatte, aus dem Sinne, ja die Liebe zu ſeinem Vaterlande ging ihm über die Liebe zu ſeinem leiblichen Bruder. Er berief in ſeinen letzten Lebenstagen die vorzüglichſten Fürſten des Reiches zu ſich, und ſchlug ihnen den Herzog Heinrich zum künftigen Kaiſer vor, weil dieſer allein im Stande ſey, den Zepter mit Weisheit und Kraft zu führen, und weil das Reich eines ſolchen Mannes bedürfe. Alle Fürſten bewunderten dieſe That Konrads als eine der edelſten, die in der Weltgeſchichte vorkommt, und ſelbſt Eberhard, der Bruder des Kaiſers, ſtimmte dieſer Wahl ſo von Herzen bei, daß er der erſte ſeyn wollte, der die Nachricht davon dem Herzoge überbringen dürfe.

Als der Kaiſer geſtorben war, und Eberhard auf dem herzoglichen Schloſſe zu Quedlinburg ankam, befand Herzog Heinrich ſich im Walde, wo er ſich mit dem Vogelfange ergötzte. Mathilde wollte ihn rufen laſſen. Allein Eberhard eilte mit ſeinem zahlreichen Gefolge unverzüglich in den Wald, begrüßte Heinrich ehrfurchtsvoll als ſeinen Kaiſer und Herrn, und überreichte ihm die Reichsinſignien, die goldene Krone und den Zepter.

Heinrich kehrte mit Eberhard und deſſen Gefolg

zurück auf die Burg. Mathilde war über den Edelmuth des verſtorbenen Kaiſers noch mehr erfreut, als über die hohe Ehre, die ihrem Gemahl zu Theil geworden. Sie bewirthete die Abgeordneten ſo herrlich, als es deren hohem Stande und wichtigem Auftrage geziemte.

Heinrichs Erwählung zum Kaiſer war die glücklichſte Wahl, die man nur immer hätte treffen können. Ganz Deutſchland war darüber erfreut, und Heinrich übertraf alle Erwartungen. Er war einer der größten und beſten Kaiſer, die je das deutſche Reich beherrſcht haben.

Er machte vor allem mit den mächtigſten Feinden Deutſchlands, den damaligen Völkern Ungarns, einen Waffenſtillſtand auf neun Jahre, und verſtand ſich dazu, ihnen jährlich eine große Summe Geldes zu bezahlen. Hierauf beſiegte er die übrigen, minder mächtigen auswärtigen Feinde mit leichter Mühe; er brachte die inneren Feinde, die einander bekriegten, plünderten und mordeten, zur Ruhe, und ſtellte Friede und Ordnung im Lande her; er umgab mehrere Flecken und große Dörfer mit Mauern und ſchuf ſie ſo zu Städten um, deren es damals in Deutſchland nur wenige gab; er beſetzte ſie, um ſie gegen Feinde zu vertheidigen, mit wehrpflichtigen Männern vom Lande; auch Handwerker zog er durch Verleihung vieler günſtiger Vorrechte dahin, um die bürgerlichen Gewerbe in Aufnahme zu bringen; er erbaute die

Veſtungen Meißen und Mörſeburg. Nachdem Deutſchland ſo gut gerüſtet, und der Waffenſtillſtand mit den Ungarn abgelaufen war, bezahlte er ihnen keine Abgabe mehr; ſie wollten mit großer Macht in Deutſchland eindringen, er aber ſchlug in einer großen Schlacht ſie ſo vollkommen, daß ſie, ſo lange Heinrich lebte, es nie mehr wagten, den deutſchen Boden mit einem Fuße zu betreten.

Während Heinrich Krieg führte und Schlachten gewann, war Mathilde mit dem häuslichen Wohle einzelner Menſchen und Familien beſchäftigt. Sie nahm ſich verwahrloſter Kinder an, und ſorgte dafür, daß ſie genährt, gekleidet und unterrichtet wurden; ſie ließ, auch in Städten und Flecken, wohin ſie auf Reiſen kam, Getreide unter die Dürftigen austheilen, und ihnen Holz für den Winter vor die Hausthüre führen; ſie hörte die Bedrängten, die bei ihr Hülfe ſuchten, gütig an; ſie befahl, auch dem Geringſten zu geſtatten, ſeine Bitte ihr ſelbſt vorzubringen, und half, ſo viel es an ihr lag, allen; für alte gebrechliche Leute erbaute ſie Spitäler, und ſah ſelbſt nach, ob die Kranken wohl verpflegt würden, und bediente ſie oft ſelbſt, um den Krankenwärtern zu zeigen, wie man Kranke behandeln müſſe; ſogar gefangene Uebelthäter ließ ſie nicht außer Acht, ſcheute ſich nicht, manchen dunkeln, dumpfen Kerker zu betreten, und traf Anſtalten, daß die Wohnungen dieſer Unglücklichen doch menſchlicher eingerichtet wür-

den; und da ihre Ketten der allgemeinen Sicherheit wegen nicht gelöst werden konnten, so befahl sie, daß sie von Geistlichen besucht und bekehrt, und von den Banden der Sünden befreit wurden.

Sie errichtete mehrere Kirchen und Klöster, damit von den Klostergeistlichen der Segen der christlichen Religion weit umher im Lande verbreitet, und fähige Jünglinge, die zu den Wissenschaften Lust hatten, in den Klöstern unterrichtet würden. Auch einige Frauenklöster zum Besten der weiblichen Jugend stiftete sie, unter denen das Stift zu Queblinburg das berühmteste ist. Bei allen diesen Unternehmungen wurde sie von ihrem Gemahl reichlich unterstützt. Wie er ein wahrer Vater des Landes war, so wurde sie mit Recht die Landesmutter genannt.

So hoch Mathilde als Kaiserin gestellt war, so allgemein sie geehrt und bewundert wurde, so blieb sie dennoch so fromm und andächtig, so bescheiden und demüthig, wie sie es ehemals in dem Kloster zu Erfurt gewesen, wo sie erzogen worden. Wenn sie, was sehr oft geschah, wegen vieler Geschäfte den Tag über keinen freien Augenblick fand zu bethen und in der heiligen Schrift zu lesen und zu betrachten, so ging sie noch in der Nacht, ohne daß Jemand als ihre vertrauteste Kammerfrau, die sie begleitete, davon wußte, in die Kapelle der Burg, um da manche Stunde zu bethen und zu betrachten. An all der

Pracht und Herrlichkeit der Welt, die ihr zu Gebot ſtand, hatte ſie keine Freude. Sie war immer ſehr einfach angezogen, nur wann ſie als Kaiſerin vor den verſammelten Fürſten des Reiches oder deren Abgeſandten erſcheinen mußte, war ſie prachtvoll gekleidet, mit Edelſteinen und Perlen reich geſchmückt und trug eine goldene Krone auf ihrem Haupt. Allein ihre Leutſeligkeit, Beſcheidenheit und Freundlichkeit, zierten ſie mehr als Gold, Edelſteine und Perlen. Wer ihr ſanftes, mildes Angeſicht ſah, achtete nicht mehr auf ihren Putz.

Nachdem Mathilde und Heinrich drei und zwanzig Jahre lang zum Beſten Deutſchlands miteinander gelebt und gemeinſchaftlich gewirkt hatten, wurde Kaiſer Heinrich ſehr krank. Die Regierungsſorgen und Kriegsbeſchwerden hatten ſeine Kräfte erſchöpft. Er befand ſich eben mit der Kaiſerin und zahlreichem Gefolge auf der Reiſe, und konnte nicht mehr weiter gebracht werden als in ein Kloſter an der Straße, bei Memleben nicht weit von Wendelſtein. Mathilde war ihm bei Tag und Nacht die liebevollſte und beſorgteſte Krankenwärterin. Er brachte ſeine zeitlichen und ewigen Angelegenheiten in Ordnung, und beſprach und berieth ſich dann in einer langen, geheimen Unterredung mit Mathilden, über Alles, was ſie nach ſeinem Tode zu thun habe.

Hierauf ließ er die Fürſten und Großen des Reiches, die herbei geeilt waren, ihren Kaiſer und Herrn

noch einmal zu ſehen, herein kommen und ſprach in Gegenwart aller zu Mathilden, die heiße Thränen vergießend an ſeinem Sterbebette ſtand: „O meine innigſtgeliebte Gemahlin, die du mir treu biſt, bis in den Tod! Ich danke dem Allerhöchſten, daß du mich überlebeſt und mir die Augen zudrücken wirſt — denn dich ſterben zu ſehen, wäre mir zu ſchmerzlich! Kein Mann in meinem ganzen Reiche hat in einer glücklichern Ehe gelebt, als ich mit dir; ein beſſeres, liebevolleres und treueres Weib, als du biſt, gibt es auf Erden nicht! Ich danke dir, liebſte Mathilde, ſo ſehr ich danken kann, daß du oft meine Heftigkeit beſänftiget, und bei vielen meiner Unternehmungen mir immer den beſten Rath gegeben haſt. Du haſt mich auf manches Gute, das ſonſt vielleicht unterblieben wäre, aufmerkſam gemacht; du haſt, wann ich in Gefahr war, eine Ungerechtigkeit zu begehen, mir vorgeſtellt, was recht und billig war; du haſt mich durch Bitten und Thränen oft bewegt, den Bedrängten, die ſonſt keine Empfehlung hatten, Barmherzigkeit zu erweiſen. Für alles dieſes danke ich dir am allermeiſten. Und nun empfehle ich dich, unſere Kinder und mein Reich dem allmächtigen Gott! Du aber bethe für meine arme Seele, die jetzt dieſen ſterblichen Leib und dieſes irdiſche Leben verlaſſen muß!“

Mathilde dankte ihrem ſterbenden Gemahl auch für alle ihr erwieſene Liebe. Weinen und Schluchzen

hinderten ſie aber, andere als nur abgebrochene Worte vorzubringen. Der Kaiſer wollte jetzt, da er ſich ſehr angeſtrengt hatte, ein wenig ruhen. Mathilde ging in die Kloſterkirche, um den Kaiſer, ſich, ihre Kinder, und Alles, was ihr jetzt bevorſtehen werde, Gott anzuempfehlen. Da hörte ſie auf einmal lautes Jammern und Wehklagen. Sie wußte, was das bedeute. Der Kaiſer war, unerwarteter, als man dachte, verſchieden. Sie machte ſich auf, eilte an ſein Sterbebett, warf ſich auf die Knie, und flehte mit heißen Thränen zu Gott und unſerm göttlichen Erlöſer um Gnade und Erbarmen für die abgeſchiedene Seele ihres Gemahls.

So tief betrübt Mathilde über den Hintritt ihres geliebten Gemahls war, ſo war ſie doch nicht übermäßig traurig, ſondern wußte ſich zu faſſen. „Was Gott thut, iſt allzeit gut, ſprach ſie, ja es iſt das Beſte, was geſchehen könnte, obwohl es uns anders vorkommt. Es war nun einmal Gottes Wille ſo, daß Heinrich ſtarb. Gott wollte es ſo! Das ſey uns genug, das allein kann uns beruhigen. Wir beten ja täglich: Dein Wille geſchehe! So geſchehe er denn!“

Sie ſtand auf, trocknete ihre Thränen, und fragte, ob unter den Prieſtern, die zugegen waren, einer ſey, der das heilige Meßopfer noch nicht entrichtet habe. Adalbay trat hervor. Sie winkte mit der Hand; er verſtand ſie, ging in die Kirche und be-

trat im schwarzen Meßgewande den Altar. Mathilde, ihre Kinder, und alle am Hofe, wohnten der heiligen Handlung in stiller Trauer und mit inniger Andacht bei. Nach der Messe nahm Mathilde, da sie eben nichts Anderes bei Handen hatte, eine goldene Spange von ihrem Arm ab, und gab sie dem Priester zum Andenken, daß er die erste Trauermesse für den verstorbenen Kaiser gelesen habe, und zur Erinnerung, daß er täglich für den Abgeschiedenen und dessen Wittwe und Kinder bethen wolle.

Der Leichnam des Kaisers wurde nach altem Brauch auf das Paradebett gelegt, aber durchaus nicht in kaiserliche Pracht gekleidet, sondern nur mit weißen Leinentüchern umwickelt — weil der Kaiser selbst es vor seinem Tode so befohlen hatte; das erblaßte Angesicht des Kaisers war nicht verhüllt; seitwärts auf einem purpurnen Kissen lagen die goldene Krone und der Zepter. Die Wände des großen Saales waren mit schwarzen Tüchern bedeckt.

Mathilde trat in tiefe Trauer gehüllt, mit ihren drei Söhnen und zwei Töchtern, die auch alle schwarz gekleidet waren, herein, um die Leiche, bevor sie in den Sarg gelegt wurde, noch einmal zu sehen.

„O meine liebsten Kinder, sprach die Mutter, und deutete auf den Leichnam des Vaters, seht da, was der Mensch ist! Euer Vater war ein großer Kaiser, der mächtigste Fürst auf Erden; allein Gott hat ihn von der Welt abgefordert; alle seine streit-

baren Kriegsheere hätten den Tod nicht von ihm abwehren können; keine menſchliche Macht konnte den Augenblick, in dem die Seele von dem Leibe getrennt wurde, weiter hinausſchieben. Krone und Zepter und alle Herrlichkeit der Welt, blieben zurück, ſogar ſeine entſeelte Hülle muß noch Staub und Aſche werden. Seine Seele aber, er ſelbſt, mußte vor Gott erſcheinen, um Rechenſchaft zu geben von ſeiner Verwaltung. O, wohl ihm, daß er unausgeſetzt, bei Tag und bei Nacht, bemüht war, und keine Beſchwerden ſcheute, Gottes Willen zu erfüllen und das Wohl der Menſchen zu befördern. Wir müſſen aber alle ſterben und dereinſt vor Gottes Thron von all unſerm Thun und Laſſen Rechenſchaft ablegen."

„O, ſo erkennt es doch, meine lieben Kinder, denket immer daran und vergeßt nie: Gott iſt der höchſte Herr Himmels und der Erde, der König über alle Könige, der höchſte Herr über Leben und Tod. Er hat die Todesſtunde eines jeden Menſchen feſtgeſetzt und wird jedem nach ſeinen Werken vergelten. Unter ſeiner Gewalt ſtehen alle. Reich oder arm, Fürſt oder Bettler — das macht vor Gott keinen Unterſchied; vor Ihm gilt nur gut oder bös. Er wird mit einem Jedem verfahren, wie er's verdient hat. Fürchtet daher Gott, ehret und liebet Ihn von ganzem Herzen und über Alles, und haltet ſeine Gebote; dieß ſey euch die erſte Angelegenheit, darnach trachtet und nicht nach irdiſcher Hochheit, und

nicht nach der eiteln vergänglichen Pracht und Herrlichkeit der Welt! Die Welt mit ihrer Luſt vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit. Ewige Seligkeit wird ihm zu Theil werden!“

Die Leiche wurde nach Quedlinburg abgeführt, um ſie dem Willen des Verſtorbenen gemäß, dort in der Stiftskirche zu begraben. Die Kaiſerin, die kaiſerlichen Prinzen und Prinzeſſinnen, Biſchöfe und Fürſten, hohe und niedere Staatsdiener, lange Züge bewaffneter Krieger und eine unzählige Menge Volks begleitete die Leiche. Die Trauer war unbeſchreiblich groß. Denn Heinrich wurde als leutſeliger, redlicher, unermüdet thätiger Fürſt, der für Deutſchland unermeßlich viel gethan hatte, allgemein geliebt und geehrt, und ſein Andenken blieb im Segen.

Der Tod des Kaiſers hatte unerwartete, ſehr traurige Folgen für die Kaiſerin Mathilde. Die beiden Prinzen, Otto und Heinrich, hatten ſchon als der Kaiſer noch lebte, gleich begierig nach der Krone geſtrebt. Otto machte als Erſtgeborner den erſten Anſpruch darauf; Heinrich behauptete und ſprach: „Mir gebührt die Krone! Denn Otto wurde damals, als der Vater nur noch Herzog war, geboren, und iſt alſo nur ein herzoglicher Prinz; ich aber bin erſt dann, als der Vater bereits Kaiſer war, zur Welt gekommen, und bin alſo ein kaiſerlicher Prinz. Der Prinz eines Kaiſers aber hat vor dem Prinzen eines Herzogs billig den Vorrang.“ Der verſtorbene

Kaiſer hatte ſich, noch zur Zeit ſeines Lebens, für Otto ausgeſprochen und die Wahlfürſten bewogen, den Otto zum Kaiſer zu wählen; die Mutter liebte den ſanfteren, milder geſinnten Heinrich mehr, als ſeinen Bruder Otto, und hatte, wiewohl vergebens, ſich bemüht ihn auf den Thron zu bringen. Otto wurde zu Erfurt zum Kaiſer gewählt, und zu Achen feierlich gekrönt.

Nachdem Otto Kaiſer geworden, erloſch in ſeinem Herzen jene Ehrerbietung und Liebe, die er früherhin für ſeine Mutter gehabt hatte; er konnte es ihr nicht verzeihen und vergeſſen, daß ſie ihren Liebling Heinrich auf den Thron zu erheben verſucht hatte. Einige hohe Staatsbeamten bemerkten bald, welche Veränderung in dem Gemüthe des Kaiſers vorgegangen ſey. Sie ſuchten den Kaiſer noch mehr gegen ſeine Mutter einzunehmen. Denn ſie hatte ſich durch lange Erfahrung viele Einſicht in Staatsgeſchäfte und überhaupt eine große Menſchenkenntniß erworben; ſie hatte, als ihr Gemahl noch lebte, manchen bedenklichen Anſchlag dieſer Herren vereitelt.

Dieſe übelgeſinnten, eigennützigen Männer klagten ſie bei dem Kaiſer an, ſie habe für Erbauung von Kirchen, Klöſtern und Spitälern große Summen Geldes verſchwendet und der Staatskaſſe unermeßlichen Schaden zugefügt; es wäre daher nicht mehr als billig, ihr, die durch die Gnade des hochſeligen Kaiſers ohnehin reich genug ſey, das von ihrem

übergütigen Gemahl allzureichlich ausgeworfene Wittwengehalt, zu einiger Entschädigung der Kasse, einzuziehen. Mathilde konnte sich ausweisen, daß sie die Summen, die auf diese Anstalten verwendet worden, aus der Hand ihres Gemahls erhalten, und ihm über die richtige Verwendung schriftliche Rechnung abgelegt hatte. Allein alles dieses blieb unbeachtet. Kaiser Otto befahl, ihren Wittwengehalt ihr nicht mehr auszuzahlen; ja Otto sagte ihr unverholen, er wünsche, daß sie, wie auch ihre Großmutter gethan habe, in ein Kloster gehe und eine Nonne werde.

Mathilde sah, daß sie ihrem Sohne, dem Kaiser, und dem Reiche wenig oder gar nichts mehr nützen könne, verließ den Hof, und begab sich nach Ringelheim in Westphalen. Graf Siegfried, ihr Bruder, der nach den verheerenden Kriegszügen wilder Völker aus Norden wieder zum ruhigen Besitze seiner Grafschaft gekommen war, nahm sie mit großer Freude und offenen Armen liebevoll auf. „O wie freue ich mich, sprach er, nach so vielen Jahren, seit dem wir uns das letzte Mal sahen, dich wieder zu sehen! Und wie gut du aussiehst! Wahrhaftig, man sollte dich nicht für eine Wittwe halten, sondern vielmehr für eine Braut! — Aber erzähle doch, wie kommt's, daß du die Reise hieher, nicht mit zahlreichem Gefolge, wie es einer Kaiserin gebührt, sondern nur von einer einzigen Dienerin begleitet, gemacht hast? Die

geringste Edelfrau würde ja nicht so wie du ohne allen Prunk, nicht so einfach gekleidet — und nicht so ärmlich reisen."

Mathilde erzählte, wie es ihr seit dem Tode ihres Gemahls ergangen. Sie brachte Alles so ruhig vor, so ohne die geringste Spur von beleidigtem Stolz, von Zorn und Unwillen über die unwürdige Behandlung, die man sich gegen sie erlaubt hatte, daß ihr Bruder ausrief: „O liebste Schwester, wie von Herzen demüthig und sanftmüthig bist du! Du, edle, reine Seele hast nicht nur von jeher mäßig in Speis und Trank, und unschuldig und keusch gelebt, du hast auch Stolz und Zorn, die jedem Menschen ankleben, vollkommen besiegt, und dich davon befreit. Nun wundere ich mich nicht mehr über dein jugendliches blühendes Aussehen. In der That, ein reines Leben, Demuth und Sanftmuth, sind die besten Mittel, Jugend und Schönheit recht lange zu bewahren."

Kaiser Otto war, seit er seine Mutter verstoßen hatte, in allen seinen Unternehmungen unglücklich. Die benachbarten wilden Völker, die sein Vater besiegt hatte, erhoben sich nach dessen Tode wieder und brachen in das Land ein. Aber auch im Kriege hatte er, so tapfer er war, kein Glück mehr. Als er nun eines Abends, wieder von einem verunglückten Feldzuge zurückgekommen, sehr traurig und mißmuthig in seinem Zimmer saß, trat ganz unerwartet

ſein jüngſter Bruder Bruno, der Erzbiſchof von Köln herein, begrüßte ihn freundlich und ſprach dann: „Warum ſo traurig, mein lieber Bruder?“

„Ach, ſagte Otto, warum ſollte ich nicht traurig ſeyn? Du weißt ja wohl, wie es mir geht! Meine Unterthanen haben keine Liebe, kein Zutrauen mehr zu mir; meine Feinde werden mich noch ganz überwältigen. Bei Allem, was ich in meinem Reiche unternehme, iſt kein Segen, und auch im Kriege verläßt mich das Glück!“

Bruno ſprach: „Woher ſoll Glück und Segen kommen, wenn man die Aeltern nicht ehrt! Du haſt an unſrer geliebten Mutter höchſt undankbar, ja grauſam gehandelt! O denke zurück in die Tage unſrer Kindheit! O wie war ſie gegen uns ſo liebreich, ſo freundlich, ſo zärtlich, wie war ſie nur darauf bedacht uns Freude zu machen, wie beſorgt war ſie für uns, wenn wir krank waren und wie manche Nacht hat ſie an unſerm Bette ſchlaflos zugebracht! Mit welcher innigen Herzlichkeit ſprach ſie mit uns von Gott und ſeinem lieben Sohne! Mit welcher freudigen Beredſamkeit ermahnte ſie uns zu allem Guten, wie herzergreifend und nachdrücklich warnte ſie uns vor Sünde und allem Böſen! Sie war uns die beſte Mutter. Auch unſer ſeliger Vater hat dieſes wohl erkannt. Er ehrte und liebte Niemand in der Welt ſo wie ſie. Er betheuerte, daß ſie ſogar in Angelegenheiten des Reiches ihm

gar oft den beſten und heilſamſten Rath zu geben wußte. Sie war eine wahre Mutter des Landes und das ganze Land ehrt und liebt ſie, nicht nur als eine fromme, tugendhafte, höchſt menſchenfreundliche und wohlthätige Frau, ſondern als eine Heilige. Und wie haſt nun du, lieber Bruder, ihr dieſes Alles vergolten!“

Während Bruno dieſes, und noch vieles Aehnliche ſagte, war Editha, Ottos Gemahlin herein gekommen, dem Erzbiſchofe, ihrem Schwager, ihre Ehrerbietigkeit zu bezeigen. Er grüßte ſie freundlich, ließ ſich aber in ſeinen Ermahnungen nicht unterbrechen. Sie ſtimmte in Allem ihm bei. Auch ſie hatte ihrem Gemahl öfter zum beſſeren Betragen gegen die geliebte Mutter gerathen, hatte ſich aber nicht getraut, es ihm ſo nachdrücklich zu ſagen, wie der Erzbiſchof. Jetzt ſprach ſie: „O mein liebſter Gemahl! Ich bitte dich mit aufgehobenen Händen, laß unſere verehrenswürdige Mutter auf die ehrenvollſte Art wieder zurückrufen!“

Otto ſprach: „Ja, morgen mit Anbruch des Tages, werde ich die edelſten und würdigſten Männer, die ich an meinem Hofe habe, an ſie abordnen, und ſie bitten laſſen, wieder zu mir zurückzukommen.“ Es geſchah. Er ritt ihr entgegen, und als er ihren Reiſewagen ſah, ſprang er vom Pferde, und auch ſie ſtieg aus dem Wagen. Er eilte auf ſie zu, fiel vor ihr auf die Knie, und ſprach: „O meine liebſte

Mutter! ich bitte dich um deinen mütterlichen Segen — und um Verzeihung.“ Sie hob ihn auf, und schloß ihn, reichliche Thränen vergießend, in ihre Arme. Er setzte sich zu ihr in den Wagen, und beide gossen einander in den liebevollsten Gesprächen ihr Herz aus.

Mathilde war damals, als sie von ihrem Sohne verstoßen worden, in stiller, dunkler Nacht, um kein Aufsehen zu erregen, abgereist; bei ihrer Zurückkehr aber wurde sie von großen Schaaren sich herbeidrängenden Volkes mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt.

Kaiser Otto fühlte sich nach Aussöhnung mit seiner Mutter wie in ein neues Leben versetzt. Wann er von nun an sich öffentlich zeigte, sah er überall nur freundliche, fröhliche Gesichter. Er fragte bei seinen Unternehmungen seine weise, einsichtsvolle Mutter um Rath, und ihr Rath bewährte sich in seinen Folgen immer als den besten. Anstatt daß Otto, wie während der Entfernung seiner Mutter, karg und engherzig gegen Dürftige war, war er nun großmüthig und freigebig, und bemerkte mit Verwunderung, daß seine Einkünfte ihm immer reichlicheren Ueberfluß gewährten. „Du siehst da, sprach Mathilde zu ihm, wie wahr das Wort des Herrn ist: „Gebt, so wird euch gegeben.“ Alle Angelegenheiten des Landes gewannen eine bessere Gestalt; auch gegen die feindlichen Völker, die ihn bekriegten, war er siegreich.

Mathildes zweiter Sohn, der ſonſt ſehr ſanfte, freundliche Prinz Heinrich, war ſeit Ottos Erhebung auf den Kaiſerthron immer höchſt aufgebracht, und gegen ſeinen Bruder Otto ſo feindſelig geſinnt, daß er ſich ſogar mit Otto's Feinden verbunden, und Krieg gegen dieſen ſeinen Bruder geführt hatte. Mathilde hatte ihn früherhin nachdrücklich ermahnt, es als eine göttliche Fügung anzuſehen, daß Otto Kaiſer geworden, ja ſie bat ihn mit aller mütterlichen Zärtlichkeit, ſich dem Kaiſer zu unterwerfen. Allein dem Prinzen Heinrich mißfielen dieſe Reden; es verdroß ihn, daß die Mutter, wie er ſagte, es mit ſeinem Feinde Otto halte, der ihm ſo viel Böſes zugefügt habe. Heinrich's Herz wandte ſich ganz von ihr ab; er wollte ſie von dieſer Unterredung an, gar nicht mehr ſehen und ſprechen. Eine ſchwere Krankheit, mit der Gott ihn heimſuchte, brachte ihn auf beſſere Geſinnungen. Er kam zu ſeiner Mutter, bat ſie um Verzeihung, und erſuchte ſie, ihn mit dem Bruder auszuſöhnen. Sie that es; beide feindliche Brüder vergoſſen, innigſt gerührt, reuige Thränen und wurden Freunde. Kaiſer Otto ernannte ſeinen Bruder Heinrich zum Herzoge in Bayern. Mutter und Söhne und Brüder lebten von nun an in ſeligſter Eintracht und Liebe.

Als Mathilde in das ſiebenzigſte Jahr des Lebens eingetreten war, fühlte ſie ihre Kräfte abnehmen; ſie erkannte im Geiſte, ſie werde nicht mehr

lange leben. Sie beſchloß den Hof zu verlaſſen, ſich in das Stift Quedlinburg zu begeben, und ihre letzten Tage ganz allein Gott zu widmen. „Dort, ſagte ſie, will ich ſterben, und neben meinem Gemahl begraben werden.“

Sie beſaß, bei aller ihrer Freigebigkeit, einen großen Reichthum von Gold, Edelſteinen und Perlen, von goldenen und ſilbernen Gefäßen aller Art. Sie wollte ſich von allem Irdiſchen losmachen. Sie übergab Alles den Biſchöfen, mit der Bitte, es zu Geld zu machen, und es zum Beſten der Armen unter die Pfarrer zu vertheilen. „Die bedürftigſten Armen, ſagte ſie, ſollen ſogleich davon unterſtützt werden, die größeren Summen aber ſollen zum Beſten der Armen auf Zinſe angelegt werden.“ So wollte ſie auch nach ihrem Tode noch eine Wohlthäterin der Armen ſeyn.

Als Mathilde, einzig von ihrer getreuen Dienerin Richburga begleitet, in Quedlinburg ankam, wurde ſie von der Aebtiſſin und allen Kloſterfrauen an der Pforte des Kloſters mit großer Freude, mit Ehrfurcht und Liebe begrüßt. Allein bald wurde ſie ſehr krank. Die Aebtiſſin war ihre Enkelin, eine Tochter Otto's, und mit ihr gleichen Namens und gleichen Sinnes; Kaiſer Otto hatte, ſeine Mutter zu ehren, dieſer ſeiner Tochter den Namen Mathilde geben laſſen. Aebtiſſin Mathilde empfand gegen ihre Großmutter eine ſolche kindliche Liebe, wie dieſe in

dem Kloſter Erfurt gegen ihre Großmutter gehabt hatte. Sie bediente ſie mit der zärtlichſten Sorgfalt, reichte ihr Arzneien und Speiſen, und las ihr vor aus den Pſalmen, und aus den heiligen Evangelien. „Dieſe, ſagte die Kranke, ſind mir die heilſamſten Arzneien und die kräftigſte Nahrung.“

Die Aebtiſſin ſchrieb ihrem Bruder Wilhelm, dem Erzbiſchofe zu Mainz, daß die Großmutter gefährlich krank ſey und ſchickte ihm den Brief durch einen reitenden Boten. Der Erzbiſchof kam unverzüglich. Kaiſerin Mathilde hatte bereits dem Beichtvater des Kloſters gebeichtet, und bat den Erzbiſchof, er ſolle ihr, zur Wegzehrung auf die große Reiſe in die Ewigkeit, das Brod des Lebens reichen, und ihr, zur Stärkung für den letzten Todeskampf, die heilige Oelung ertheilen. Er that es mit innigſter Andacht. Mathildens Angeſicht aber hatte, indem ſie ihre Blicke auf die heilige Hoſtie richtete, etwas Himmliſches. Die Aebtiſſin und alle Kloſterfrauen knieten rings um das Sterbebett, mit erhobenen Händen ſtille bethend, und zerfloſſen in Thränen. Die glühende Andacht des frommen Biſchofes und der heiligen Kaiſerin durchdrang aller Herzen und erhob ſie zum Himmel. Noch beſonders rührend war es für alle, die zugegen waren, daß der Enkel ſeiner Großmutter, die ihn, als er noch ein Kind war, oft auf den Armen getragen hatte, die heiligen Sterbſakramente reichte; auch darüber weinten ſie.

Der Erzbiſchof verweilte drei Tage bei ihr. Da aber für die geliebte Kranke noch keine nahe Todesgefahr zu bemerken war, ſo entſchloß er ſich, eine Reiſe zu machen, um ſeinem Verſprechen gemäß an dem dazu beſtimmten Tage eine Kirche einzuweihen, dann aber ſogleich wieder zurück zu kommen. Mathilde wollte ihn nicht unbeſchenkt entlaſſen; ſie hätte ihm gern irgend einen kleinen Beweis ihrer Dankbarkeit gegeben. Sie ſprach darüber mit ihrer vertrauten Dienerin Richburga. Allein dieſe ſagte, die Kaiſerin Mathilde habe alles, was ſie mit hieher gebracht, ihre Andachtsbücher und einige in Gold gefaßte Reliquien, unter die Frauen im Kloſter vertheilt, damit jede ein Andenken an ſie haben möge; es ſey nichts mehr übrig, als die feine Leinwand, die ſie zu ihrem Begräbniſſe aufbewahrt habe.

„Bringe ſie mir," ſprach Mathilde. „Denn, ſetzte ſie mit einem prophetiſchen Blicke in die Zukunft bei, er wird ſie noch vor mir nöthig haben." Er nahm ſie mit Dank an, und erbot ſich, er wolle ſeinen Kaplan, einen überaus frommen Geiſtlichen, bei ihr bleiben laſſen. Allein Mathilde ſprach: „Nimm ihn mit dir, lieber Wilhelm! Du wirſt ſeiner mehr bedürfen, als ich. — Und ſo ziehe denn hin, wohin Gott dich rufen wird, und der Friede Gottes ſey mit dir!"

Der Erzbiſchof Wilhelm war geſund und wohl abgereist, erkrankte aber auf der Reiſe, und ganz

unerwartet kam ein Bote mit der Nachricht in Quedlinburg an, der Erzbiſchof ſey geſtorben. Die Aebtiſſin befahl, dieſen Trauerfall vor ihrer Ahnfrau zu verheimlichen; Niemand ſolle der Kranken etwas davon merken laſſen, denn dieſe betrübende Nachricht würde den Zuſtand der Kranken verſchlimmern, und könnte ihr den augenblicklichen Tod bringen.

Allein Kaiſerin Mathilde ſprach zur Aebtiſſin und zu Richburga: „Warum getraut ihr euch nicht, die erhaltene Botſchaft mir zu eröffnen? Ich weiß es, der Erzbiſchof Wilhelm iſt todt. Laßt alſo nur immerhin die Glocken läuten, und die Armen zuſammen rufen, damit ſie das gebräuchliche Almoſen empfangen, und für die Seele des Verſtorbenen bethen.“

Zu Anfang der Faſten fühlte Mathilde, daß ihr Ende nahe ſey. Sie war darüber erfreut, denn ihr ganzes Herz ſehnte ſich nach dem Himmel! „O welche Seligkeit iſt es, ſprach ſie, zu Gott zu kommen, und unſern göttlichen Erlöſer, den wir lieben, ohne Ihn je geſehen zu haben, von Angeſicht kennen zu lernen!“ Alle Kloſterfrauen wünſchten, vor Mathildens Hinſcheiden ſie noch auf einige Augenblicke zu ſprechen und ihr Lebewohl zu ſagen. Sie ließ nach und nach alle, jede einzeln, vor ſich kommen, und wußte jeder ein Wort zu ſagen, das ihr zum Troſte gereichte und ihr zum Heile der Seele diente. Sie verlangte hierauf, alle Kloſterfrauen ſollen ſich um ihr Sterbebett verſammeln, und ermahnte Alle:

„O meine liebsten Töchter! Liebet Gott von ganzem Herzen und über Alles, haltet euch an Jesus Christus, lebt mit einander in Frieden und Eintracht, hütet euch vor jeder auch der geringsten Sünde, weichet keinen Fingerbreit, weder zur Rechten noch zur Linken, von Gottes Wegen ab; dann werden wir, wie ich getrost hoffe, uns alle im Himmel wiedersehen!“

Sie entließ Alle, und wollte, Niemand sollte um sie bleiben, als ihre Enkelin, die Aebtissin, Richburga, ihre Freundin, und der Beichtvater des Klosters, ein ehrwürdiger Greis.

Zu Richburga, die heftig weinte und schluchzte, eine solche Freundin, eine solche liebevolle Mutter zu verlieren, sprach sie: „Sey getrost! Vertrau auf Gott und thue recht. Dann ist Gott dein Vater, und wird dich nicht verlassen.“ Richburga wurde in der Folge noch Aebtissin des Klosters Nordhausen, das Mathilde gestiftet hatte.

Mathilde ermahnte ihre Enkelin die Aebtissin zu Quedlinburg, alle Pflichten ihres Berufes getreu zu erfüllen, redete mit ihr darüber sehr ausführlich und gab ihr viele bedeutende Winke und Vorschriften.

„Noch Eines, sagte sie, fällt mir ein. „Meine Söhne, Otto und Heinrich, werden anordnen, daß man meinen entseelten Leichnam mit prachtvollen kaiserlichen Kleidern, das Haupt mit einer goldenen Krone, und die Hände mit Ringen voll kostbarer

Edelſteine ziere. Allein wozu dieſe Verſchwendung! Dem todten Leichnam nützt ſie nichts; dieſer Aufwand kann beſſer zum Beſten der lebenden Armen verwendet werden. Sag ihnen, das ſey mein ernſtlicher letzter Wille. Ich will, mein Leichnam ſoll mit einem rauhen, härenen Bußkleide angethan und mein Haupt mit Aſche beſtreut werden, wie es einer ſo großen Sünderin, wie ich bin, gebührt!"

„Aber, ſagte Richburga nachher in Geheim zur Aebtiſſin, wie kann doch Mathilde, die in ihrem Leben nur Gutes und nichts Böſes gethan hat, ſich eine große Sünderin nennen?"

„O meine liebſte Richburga, ſprach die Aebtiſſin, wer ſich auch keiner großen Vergehen ſchuldig weiß, aber ſein vergangenes Leben genau überdenkt und ſein Gewiſſen gründlich erforſcht, o wie viele eitle Gedanken, unnütze Worte, wie viele und große Verſäumniſſe werden ihm da zu Sinne kommen! Ach, es iſt ja kein Tag, den wir ohne alle Fehler, ohne Alles, was Gott mißfällig ſeyn kann, immer in Liebe mit Ihm vereinigt, zugebracht haben. Ach, wir Menſchen alle ſind Sünder, wir können nicht anders, als durch Gottes Barmherzigkeit, und im Vertrauen auf den Verſöhnungstod unſers Erlöſers ſelig werden."

Die letzten Augenblicke Mathildens kamen heran. Alle im Kloſter verſammelten ſich, mit gefaltenen Händen und in ehrerbietiger Stille um ihr Sterbebett. Mathilde lag da, die zuſammen gelegten Hände über

der Bruſt erhoben, und ihre Blicke zum Himmel gerichtet; ihr Angeſicht war heiter und fröhlich und wie verklärt. Sie bezeichnete ſich noch mit dem Zeichen des Kreuzes, und entſchlief, leiſe athmend, ohne Zeichen von Schmerz, ſanft und ſelig, den 14. März im Jahre 968, und wurde neben ihrem Gemahl, dem Kaiſer Heinrich, begraben. In ganz Deutſchland wurde ſie von allen Bewohnern, unaufgefordert als eine Heilige verehrt.

II.

Die heilige Adelheid.

Königin von Italien und Kaiserin von Deutschland.

Adelheid war eine königliche Prinzessin aus Burgund. Ihr Vater, König Rudolph starb, als sie kaum das sechste Jahr ihres Lebens zurückgelegt hatte; ihre Mutter, Königin Bertha, Tochter des Herzogs Konrad von Schwaben und eine Frau von ausgezeichneter Frömmigkeit und Tugend, gab ihr eine vortreffliche Erziehung.

Prinzessin Adelheid wurde, erst sechszehn Jahre alt, mit dem Könige Lothar von Italien vermählt. Die junge Königin war von Gott mit großen Geistesanlagen ausgestattet, die durch die sorgfältigste Erziehung und ihr eigenes Bestreben ausgebildet worden; sie wurde in Folge der Zeit für die geistreichste und beste Frau ihres hohen Standes gehalten; sie hatte alle Eigenschaften, die eine Fürstin vor Gott und Menschen angenehm machen können. König Lothar, aus den Jünglingsjahren noch kaum in das Mannesalter eingetreten, war von der edelsten Gemüthsart, gerecht und wohlwollend gegen alle Menschen und von dem liebenswürdigsten, durchaus un-

tadelichen Betragen; ganz Italien ſetzte auf ihn große Hoffnungen. Beide, Lothar und Adelheid, von Glanz und Ueberfluß umgeben, von ihren Unterthanen geehrt und geliebt, lebten voll Dank gegen Gott in der ſeligſten Eintracht. Ihre Seligkeit ward noch überdieß erhöht, da Gott ihre Ehe mit einer Tochter ſegnete, der ſie in der heiligen Taufe den Namen Emma ertheilen ließen, und deren Geburt ſie mit reichlichen Gaben an alle Dürftige würdig feierten. Beide fühlten ſich ſo glückſelig als ein Menſch es ſich auf Erden nur immer wünſchen kann.

Allein nach drei Jahren der glücklichſten Ehe, wurde König Lothar plötzlich krank, und nach wenig Stunden gab er unter den furchtbarſten Schmerzen den Geiſt auf. Adelheids Jammer läßt ſich nicht beſchreiben! Berengar aber, Herzog von Ivrea, ein herrſchſüchtiger, grauſamer Mann, der ſchon lange nach der königlichen Würde getrachtet und mit einigen Großen des Reiches eine Verſchwörung gemacht hatte, warf ſich ſogleich nach Lothars Tod zum Könige auf, und ließ ſich zu Mailand, der Hauptſtadt des Reiches, feierlich krönen.

Um die Krone ſich und auch ſeinem Sohne Adelbert deſto gewiſſer zu ſichern, begab er ſich nach Pavia, dem Wittwenſitz der Königin Adelheid, und trug ihr mit der freundlichſten Beredſamkeit und in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken die Hand ſeines, wie er ſagte, vortrefflichen Sohnes an — als das größte

Glück für ſie, indem ſie ſo wieder auf den Thron Italiens erhoben werde. Königin Adelheid entſetzte ſich über dieſen Antrag, denn es war nicht nur ganz gewiß, daß König Lothar vergiftet worden, ſondern es ruhte ein ſchwerer Verdacht auf Berengar und ſeinem Sohne, daß ſie dem Könige heimlich das Gift haben beibringen laſſen.

Da Berengar ſah, daß all ſein Zureden, Adelheids Jawort zu erhalten, vergebens ſey, wurde er ſo wüthend von Zorn, daß er die Königin an den Haaren raufte und mit Fäuſten ſchlug. Er betheuerte, die Stadt Pavia und alle die ſchönen Landgüter, die Lothars Vater ihr zum Brautgeſchenk gegeben hatte, werde er einziehen. Er beraubte ſie all ihres Schmuckes und ihrer königlichen Kleider. Er ließ ſie gefangen nach dem alten Schloſſe Garda am Gardaſee abführen. Nur eine einzige Dienerin geſtattete er ihr, eine adelige Kammerfrau, die aus treuer Liebe zu ihrer Königin ſich mit ihr in das Gefängniß einſperren ließ. Berengar ließ beide ganz gemein und nicht viel beſſer als Mägde kleiden; er ließ ihnen nur geringe, magere Koſt reichen. Durch dieſe harte Behandlung hoffte er die Königin zu bewegen, zu der vorgeſchlagenen Heirath „Ja“ zu ſagen.

Die Königin, von einem Throne in einen Kerker verſtoßen, befand ſich nun in einer äußerſt traurigen Lage! Anſtatt des herrlich blauen Himmels von Italien erblickte ſie nur ein düſteres, dunkles

Gewölbe über ſich; anſtatt der Wäldchen von Zitronen- und Pomeranzenbäumen mit ſilberhellen Blüthen und goldenen Früchten, ſah ſie ſich nur von altergrauen Mauern umgeben. Als eine arme Gefangene mußte ſie Alles entbehren, was zur Zierde und Bequemlichkeit des Lebens dient. Kein Menſch durfte zu ihr. Das Allerſchmerzlichſte aber war für ſie, daß ihr geliebtes Kind, die kleine Emma, ihr entriſſen worden, und daß ſie nicht inne werden konnte, wohin man es gebracht hatte.

Adelheid machte nun ſehr ernſte Betrachtungen über die Wandelbarkeit und Hinfälligkeit aller menſchlichen Größe, über die Eitelkeit aller irdiſchen Güter. Sie erhob, da ſie von Kindheit an herzlich fromm war, ihr Gemüth zu Gott; ſie ſehnte ſich nach Gütern, die uns keine Gewaltthätigkeit und Bosheit der Menſchen rauben kann. Oft ſprach ſie: „Großer, allmächtiger Gott, ich bethe dich an, in tiefeſter Demuth und mit inniger Dankbarkeit! Du ſchlägſt mich, um mich zu heilen — von meinen vielen Fehlern, beſonders von meiner Eigenliebe und eiteln Einbildung.“ Sie bethete ohne Unterlaß, ſetzte ihr ganzes Vertrauen auf Gott und legte ihr Schickſal in ſeine Hand. Sie achtete alles Irdiſche für nichts; ſie wurde ſehr demüthig, und verzieh ſogar ihrem Todfeinde, dem grauſamen Herzoge Berengar. So ward ihr Unglück der Grund ihrer künftigen Heiligkeit.

Nachdem die Königin mehrere Monate lang in dem Gefängniſſe zugebracht hatte, fühlte ſie ſich krank, und verlangte nach einem Geiſtlichen. Sie ließ Berengar durch den Kerkermeiſter bitten, daß ihr ehemaliger Hofkaplan, ein ehrwürdiger Kloſtergeiſtlicher, Namens Martin, ſie beſuchen dürfe. Das war dem Berengar ſehr angenehm. „Laß mir den alten Mönch kommen," befahl er einem Kammerherrn, und als Martin erſchien, ſprach er zu ihm: „Mich freuts, daß Adelheid ein ſo großes Zutrauen zu dir hat. Du biſt ein kluger Mann. Wenn es dir gelingt, das eigenſinnige Weib zur Vernunft zu bringen, daß ſie in die ihr vortheilhafte Heirath einwillige, ſo ſoll deinem grauen Kopfe noch eine biſchöfliche Inſel aufgeſetzt, und anſtatt deines Pilgerſtabes von Haſelſtauden ſoll der mit Gold gezierte Krummſtab dir in die Hand gegeben werden." Martin ſagte: „Ich werde getreulich meine Pflicht thun."

Adelheid hatte eine große Freude, als Martin zu ihr in das Gefängniß trat. Sie entdeckte ihm vor allem den Zuſtand ihres Gewiſſens, und er beruhigte ſie. Hierauf ſprach er: „Meine Königin, geliebteſte Tochter! Berengar macht ſich einer ſchweren Sünde ſchuldig, daß er Euch zu einer Heirath zwingen will. Denn nicht nur ſolche Gewaltthätigkeiten, ſondern auch jeder feinere Zwang, jede Liſt, alle zudringliche Beredungskünſte zu einer ehelichen Verbindung ſind höchſt ſtrafbar. Aeltern, die ihre Kinder zu einer

Heirath nöthigen wollen, schließt die Kirche von der heiligen Kommunion aus. Noch am Traualtare muß der Priester Diejenigen, die er trauen soll, fragen, ob es ihr freier und ungezwungener Wille sey, sich zu ehelichen. Berengar ist also ganz im Unrecht, und begeht ein Verbrechen gegen Gott und die Kirche. Ueberdieß ist Berengar nur ein angemaßter König, ein Kronenräuber; Ihr aber seyd meine rechtmäßige Königin. Ihm bin ich keinen Gehorsam schuldig. Euch aus seinen Händen zu erretten, ist nicht nur erlaubt, sondern Pflicht. Mit Gottes Hülfe, hoffe ich, Euch aus diesem Gefängnisse zu befreien."

Martin war, als er sich noch am königlichen Hofe befand, zu Zeiten hieher gekommen, und hatte, als ein Alterthumsfreund, die ganze Einrichtung der alten Burg genau untersucht. In der Burg befand sich, wie in vielen Burgen der Art, ein langer, unterirdischer Gang, der in das Freie führte, damit man der Burg, wenn sie belagert wurde, frische Lebensmittel und neue Hülfstruppen zuführen könne, oder damit die Besatzung, ehe sie zur Uebergabe genöthiget würde, sich durch die Flucht der Gefangennehmung entziehen möge. Martin hoffte durch diesen Gang, der tief im Walde endete, und dessen Ende nur mit Erde, Moos und Gesträuch bedeckt und von Innen ohne große Mühe aufzugraben war, die Königin zu retten. Er hatte, bevor er hieher kam, sich mit dem Bischofe Adelhard von Reggio, einem treuen

Freunde von dem ſeligen Gemahle der Königin, berathen, und der Biſchof bewog den Grafen Albert Azzo, einen Anverwandten der Königin, ihr auf ſeinem feſten unerſteiglichen Schloſſe Canoſſa, an der Gränze von Parma, gegen Berengars Nachſtellungen, bis weitere Hülfe käme, eine ſichere Zufluchtsſtätte zu gewähren. Der Graf hatte verſprochen, an einem beſtimmten Tage zu Schiffe über den See zu kommen, und ſie am Geſtade abzuholen.

Martin machte nun die Königin mit den getroffenen Anſtalten zu ihrer Rettung bekannt, bemerkte aber dabei, daß er es nicht rathſam finde, ſie bis an den See zu begleiten. „Denn, ſagte er, wenn ich Morgens nicht zur beſtimmten Stunde in der Burgkapelle erſcheine, um Meſſe zu leſen, ſo würde dieſes in der ganzen Burg Aufſehen erregen und unſere gemeinſchaftliche Entweichung würde ſogleich entdeckt werden; wenn ich aber bleibe, ſo werde ich ſchon dafür ſorgen, daß es nicht zu bald bekannt werde, Ihr ſeyed entflohen.“

Die Königin erkannte eine Fügung Gottes in Martins Anerbieten und nahm es mit Dank an. Als Mitternacht vorbei war, und Alles im Schloſſe ſchlief, kam Martin mit einer kleinen Handlaterne, um die Königin durch den dunkeln, ſchauerlichen Gang zu führen. Sie kamen glücklich heraus in den Wald. Die Nacht war ſtill und heiter; die

Sterne funkelten hell durch die Aeste der Bäume. Martin nahm nun Abschied. „Geht von hier aus nur immer gerade zu, sprach er; den See könnet Ihr unmöglich verfehlen. Es ist nicht mehr weit dahin. Haltet Euch unter den Bäumen des Waldes, die dem Wasser zunächst stehen, verborgen und schaut fleißig hinaus in den See. Bald nach Anbruch des Tages wird das Schiff des Grafen eintreffen."

Die Königin und ihre Begleiterin fingen an zu weinen, knieten nieder und baten den frommen Mann um seinen Segen. Der ehrwürdige Greis segnete sie, indem er selbst Thränen vergoß, empfahl sie in den Schutz Gottes, und kehrte in den dunkeln Gang zurück. Die beiden Frauen wanderten im Vertrauen auf Gott getrost dem See zu. Anfangs ging es gut; aber plötzlich brauste ein mächtiger Sturmwind durch die Bäume des Waldes, schwere Wolken bedeckten den Himmel, und es fing an, heftig zu regnen. Beide Frauen geriethen in dichtes Gesträuch und in sumpfigen Boden. Endlich als der Morgenhimmel sich röthete, erreichten sie das Ende des Waldes und erblickten den See. Aber der See warf hohe Wellen und von einem Schiffe war weit und breit nichts zu sehen. Die Königin wartete den ganzen Tag auf die Ankunft des versprochenen Schiffes. Allein vergebens! Sie kam vor Nässe, Kälte und Hunger fast um. Zitternd vor Frost und durchnäßt von Regen flehte sie zu Gott um Hülfe — und gelobte Ihm,

ſich in ihrem ganzen Leben aller Bedrängten und Nothleidenden mildthätig anzunehmen.

Endlich ſpät am Abende, da der Sturm ſich gelegt hatte, und es bereits dunkel wurde, erblickte ſie ein Schiff am Geſtade, und eilte mit ihrer Freundin hin. Allein es war nicht das ſehnlichſt erwartete große Schiff, ſondern nur ein kleines Fahrzeug. Niemand befand ſich darin als ein armer Fiſcher. Der Mann rief den zwei Frauen aus dem Schifflein zu: „Wer ſeyd ihr, und was macht ihr hier?“ Die Königin wollte ſich nicht zu erkennen geben, und antwortete: „Wir ſind arme Verirrte und ſind in Gefahr vor Näſſe, Kälte und Hunger umzukommen. Wenn ihr ein Stück Brod habt, ſo erbarmt Euch unſer und theilt uns davon mit. Wir können aber Euch nicht dafür bezahlen; wir haben keinen Heller Geld bei uns!“ So mußte dieſe hohe Königin, was ſie wohl nie für möglich gehalten hätte, einen armen Mann um Almoſen bitten.

Der Mann hatte ein mitleidiges Herz. Er ſtieg ſogleich ans Land und ſchürte Feuer auf, damit die zwei Frauen ſich trocknen und wärmen konnten. Hierauf holte er aus ſeinem Schifflein einen ſchönen, großen Fiſch, um ihn für ſie zu braten. Es war der einzige, den er heut gefangen hatte. Nachdem beide ihren Hunger geſtillt hatten, ſprach der Fiſcher: „Nun kommt mit mir, und übernachtet in meiner Hütte. Ihr werdet Euch dort freilich kümmerlich

behelfen müſſen, weil ich mit Weib und Kindern kaum ſelbſt Raum darin habe.“

Die Königin ſagte, ſie müſſe hier am Ufer des See's bleiben, indem man ihr verſprochen habe, ein Schiff werde ſie hier abholen. „Habt Ihr, fragte ſie, heute kein Schiff auf der See bemerkt?“

„O nein, ſagte der Fiſcher, der See iſt hier mehrere Meilen breit, und die Ueberfahrt bei ſolchem ſtürmiſchen Wetter, wie heute, wäre höchſt gefährlich. Morgen wird das Wetter aber ſchön. Wenn ihr ſicher darauf rechnen könnet, das Schiff werde kommen, ſo bleibt denn hier unter dieſen Bäumen und bei dem Feuer da.“ Er ſagte ihnen gute Nacht, und begab ſich in ſein kleines Schiff.

Die Königin wurde über die Wohlthätigkeit dieſes armen Mannes innigſt gerührt, und machte neue Vorſätze, gegen alle Arme wohlthätig zu ſeyn. Der Fiſcher aber, als er vernahm, die blaſſe abgezehrte Frau in unanſehnlicher Kleidung ſey die Königin geweſen, erſtaunte nicht wenig. Königin Adelheid vergaß ſeiner noch weniger. In Folge der Zeit wurde ihm ſein Fiſch beinahe mit Gold aufgewogen. Die Königin ließ ihm anſtatt ſeiner baufälligen Hütte ein ſchönes Haus bauen, ihm anſtatt ſeines alten Schiffleins ein größeres Schiff und alles nöthige Fiſchergeräth neu anſchaffen, bezahlte ſeine Schulden und ſorgte noch weiter für ihn, ſein Weib und ſeine Kinder. Die arme Familie wurde ſehr wohlhabend.

„O Gott, ſagte der Mann öfter, wenn eine Königin auf Erden eine kleine Gefälligkeit, die man ihr erwies, ſo reichlich belohnt, was wird erſt der Herr, der König Himmels und der Erde thun, der da geſagt hat: „Was ihr einem meiner geringſten Brüder thut, das habt ihr Mir gethan.“

Beide Frauen brachten die Nacht bei dem Feuer im Walde zu. Die Morgenröthe brach an, der See war ruhig, und hell wie ein Spiegel. Sie erblickten in dem See einen dunkeln Punkt, den ſie für ein Schiff hielten. Es war ſo. Das Schiff erſchien ihnen immer größer und größer; beide eilten an das Geſtad und winkten mit ihren weißen Tüchern. Das Schiff landete, und Graf Albert ſtieg aus, bezeigte der Königin, die er ſchon längſt perſönlich kannte, ſeine Ehrfurcht und bot ihr den Arm, ſie in das Schiff zu führen. Ein anderer adeliger Herr begleitete die Kammerfrau. Das Schiff fuhr eilig ab. Am andern Geſtade ſtand für die Königin ein Reiſewagen bereit, von einer Schaar bewaffneter Reiter umgeben, nebſt zwei Reitpferden für den Grafen und ſeinen Freund. Die Reiſe wurde ſchnell und glücklich vollendet, ohne daß ihnen etwas Widriges begegnete.

Zu Canoſſa wurde die Königin mit aller Ehrerbietigkeit, die ihr gebührte, begrüßt. Die ſchönſten Zimmer der Burg ſtanden für ſie in Bereitſchaft. Als ſie ſich mit ihrer Kammerfrau allein ſah, fiel

ſie auf die Knie nieder und bethete: „O Gott, Du haſt es geſchehen laſſen, daß ein Böſewicht mich aller Schätze, alles Goldes, aller Edelſteine und Perlen, aller koſtbaren Kleider beraubte; Du ließeſt es zu, damit mein Herz von den eiteln Gütern der Erde abgezogen werde. Du, o Gott! haſt es zugelaſſen, daß ich von dem Throne in einen Kerker verſtoßen wurde, damit ich Demuth lerne. Du haſt mich Hunger und Kälte fühlen laſſen, damit ich mit allen Hungrigen und Nothleidenden noch herzlicheres Mitleid fühlen möge. Du, o Gott! haſt mich in dem Gefängniſſe und dort im Walde am See lange ohne alle menſchliche Hülfe gelaſſen, um mich zu nöthigen, mein ganzes Vertrauen einzig auf Dich zu ſetzen. — Und wie weiſe, wie liebevoll iſt Deine heilige Vorſehung, Du großer, allmächtiger, barmherziger Gott! Die verſchiedenſten Menſchen, ein edler Graf und ein armer Fiſcher, ein würdiger Biſchof und ein von vielen verachteter Mönch mußten zuſammenhelfen, mich zu retten. Sie waren Deine Diener, o gütiger Gott, Deinen heiligen Willen zu vollziehen. O, aufs neue will ich auf Deine heilige Vorſicht vertrauen!“

Nach einigen Tagen kam der ehrwürdige Martin in Canoſſa an. Er wünſchte der Königin und ſich Glück, ſie hier zu treffen. Die Königin erzählte ihm, wie es ihr dort im Walde ergangen ſey, und was ſie da, wie ehemals im Gefängniſſe, Gott alles verſprochen habe.

Der alte, erfahrene Bauer sprach: „In großen Nöthen, in einer schweren Krankheit, in Todesgefahr, bei einer Feuersbrunst oder gefährlichen Ueberschwemmungen von ausgetretenem Wasser und dergleichen Unglücksfällen sehen die Menschen am Besten ein, was sie in ihrem Leben zu verbessern haben. Sie fassen die besten Vorsätze. Deßhalb läßt Gott auch solche Nöthen über die Menschen kommen. Wenn jeder Mensch halten würde, was er da verspricht, so wären alle bald heilig. Die meisten aber thun es leider nicht! Allein Ihr, geliebteste Königin, werdet alle Eure guten Vorsätze mit Gottes Hülfe getreulich erfüllen.“

Jetzt trat Graf Albert herein, grüßte Martin und sprach dann: „Wie ich höre, macht Berengar Anstalt, meine Burg hier zu belagern. Hast du nichts davon vernommen?“

„Leider ist es so, sagte Martin; er ist wirklich damit beschäftigt, ein Kriegsheer zusammen zu ziehen!“

„Nun wohl, sprach der Graf, ich habe es nicht anders erwartet. Allein meine Burg kann er unmöglich mit Sturm erobern; er wird suchen, uns durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Ohne auswärtige Hülfe würde es am Ende auch dazu kommen. Ich halte es daher für nothwendig, daß die Königin an Kaiser Otto, den Sohn des großen Kaisers Heinrich, des Voglers, wie er, aber nicht sehr schicklich genannt wird, schreibe und Otto bitte, sie

zu retten. Ich weiß auch, ſprach er, daß ſchon viele Fürſten und Grafen an den Kaiſer Abgeordnete geſendet haben, mit der Bitte, das ſchöne Italien von Berengars grauſamer Tyrannei zu befreien."

„Ja, thut das, verehrteſte Königin, ſprach Martin. Der Biſchof von Reggio hat mir geſagt, daß ſelbſt der heilige Vater zu Rom in dieſer Angelegenheit an den Kaiſer dringend geſchrieben habe. So vielen vereinigten Bitten wird Otto nicht widerſtehen. Ihm, der ſo viele glorreiche Siege erkämpft hat, wird es ein Leichtes ſeyn, Berengar zu beſiegen." Die Königin ſchrieb unverzüglich. Es war auch die höchſte Zeit, den Brief noch abzuſenden.

Noch an demſelben Tage ſah man Berengars Kriegsſchaaren zu Pferd und zu Fuß anrücken und die Burg umringen. Sie ſchlugen ein Lager und eine Stadt von weißen Kriegszelten erhob ſich gleichſam aus der Erde; unzählige Wachtfeuer loderten zu Nacht empor und rötheten den Himmel. Bald ſtellte ſich in der Burg, obwohl der Graf ſo vielen Vorrath, als möglich geweſen, hatte herbeiſchaffen laſſen, Mangel an mancherlei Lebensmitteln ein. Eier und Hühner, Milch und Butter, allerlei Gemüſe, Wildpret und manches Andere, was ſonſt vom Lande in die Burg gebracht wurde, blieb aus.

Die Belagerung wurde langwährend. Der Mangel an Lebensmitteln ſtieg bereits zur Hungersnoth. Man hatte die tägliche Portion Brod für die Mannſchaft

ſchon um ein Drittheil vermindern müſſen, und es war an Dem, daß man ſie auf die Hälfte herabſetzen mußte. Die Königin ſelbſt bekam faſt nichts mehr als trockenes Brod, und benetzte beinahe jeden Biſſen mit Thränen, nicht als wäre ſie nicht damit zufrieden geweſen — es ſchmerzte ſie nur, daß ihrer wegen ſo viele tapfere Männer Hunger leiden mußten. Das Allerſchmerzlichſte aber war ihr, daß ſie wohl voraus ſah, wenn man die Burg, um nicht Hungers zu ſterben, übergeben müſſe, ſo werde Berengar dem edlen Grafen den Kopf abſchlagen laſſen. Sie bethete ohne Unterlaß und flehte zu Gott um Hülfe.

Nachdem ſie ſich wieder den ganzen Tag vergebens nach Otto's Ankunft geſehnt hatte, ſprach ſie, in einen Strom von Thränen ausbrechend, zu Martin: „Ach, ich zweifle zwar nicht, Otto werde kommen, ich ſorge aber, er komme zu ſpät.“

„Werft Eure Sorgen auf Gott,“ ſagte Martin. Mit dieſen Worten ermahnt uns der Apoſtel Petrus. Und das wollen wir, geliebteſte Königin, denn auch thun. Der gütige Gott, der bisher geholfen hat, wird ferner helfen.“

Am folgenden Morgen, da es noch dämmerte, wurde ein großer grünbefiederter Pfeil über die Mauer der Burg herein geſchoſſen, um den ein Streifen Pergament gewickelt war. Man brachte den Pfeil dem Grafen. Er wickelte das ſchmale Pergament auf, und rief mit erheitertem Angeſicht: „Nun, Gott

ſey gelobt! Der grüne Pfeil iſt mir ſo erfreulich, wie ehemals der Oelzweig dem Noe in der Arche.“ Er las die wenigen Worte, die auf dem Pergamentſtreifen ſtanden, mit lauter Stimme: „Seyd guten Muths; ehe drei Tage vergehen, kommt Kaiſer Otto.“ Alle dankten Gott, und der Graf befahl, man ſolle ſeinen Kriegern und Dienern ſo viel Brod reichen, daß jeder ſich wieder ſatt eſſen könne.

Wer den Pfeil abgeſchoſſen hatte, wußte man nicht, wurde es auch nie inne. Die Königin betrachtete die einzige Zeile auf dem Pergamente, die ohne Unterſchrift war, genau, und ſagte: „Ich kenne dieſe Handſchrift nicht, Gott aber kennet den edlen Menſchen, der ſeiner Königin getreu geblieben, und wird ihn für ſeine Treue belohnen.“

Als der dritte Tag angebrochen war, bemerkte man von der Burg aus, in dem feindlichen Lager große Bewegung und ein ſchnelles, unruhiges Hin- und Herrennen. Berengar ſelbſt eilte mit neuen zahlreichen Kriegsſchaaren herbei, und zog dann in Schlachtordnung — dem Kaiſer entgegen. Man konnte wohl auch von Otto ſagen: er kam — ſah — und ſiegte. Wie Spreu im Sturmwinde ſtoben Berengars Schaaren auseinander. Er ſuchte zu entfliehen, allein Otto's Reiſige holten ihn ein, nahmen ihn gefangen und Otto befahl, ohne daß er ihn ſehen wollte, ihn in das Gefängniß abzuführen. In Folge der Zeit, geſtattete Otto ihm auf Adelheid's

Fürbitte ſich nach Ivrea, ſeiner herzoglichen Reſidenz, zu begeben; nur mußte er eidlich angeloben, ſich dort ruhig zu verhalten.

Kaiſer Otto hatte, ſogleich nach gewonnener Schlacht, mehrere Wagen voll Lebensmittel in das Schloß Canoſſa geſchickt. Nachdem er nur noch die nöthigen Befehle gegeben, wie ſein Kriegsheer ſich in dem Lande vertheilen und es beſetzen ſollte, zog er mit zahlreichem Gefolge in Canoſſa ein. Der Jubel, womit er als Sieger und Erretter begrüßt wurde, war unbeſchreiblich.

Kaiſer Otto hatte von Adelheid's hohem Verſtande, ihrer großen Herzensgüte, ihrer Anmuth und Schönheit viel reden gehört. Als er ſie aber ſah, waren alle ſeine Erwartungen übertroffen. Da ſeine Gemahlin Editha vor einem Jahre geſtorben war, äußerte er den Wunſch, die Königin wolle ihn zu ihrem Gemahl wählen. Adelheid willigte mit Freuden in dieſen Antrag.

Otto reiste mit ihr nach Pavia, um dort das Hochzeitfeſt mit kaiſerlicher Pracht zu feiern. Er führte ſie in ein Zimmer, wo ſie auf einer großen Tafel, die mit einem purpurrothen Teppiche bedeckt war, ihre königliche Krone erblickte, und alle Koſtbarkeiten an Gold, Edelſteinen und Perlen, die Berengar ihr geraubt hatte. Otto ſprach: „Das ſchönſte, edelſte Kleinod, das Berengar dir genommen hat,

fehlt aber noch!“ Adelheid sah ihn an, und wußte nicht, was er meine.

Da öffnete sich auf seinen Wink die Thüre, und ein wunderschönes Kind, ein zartes Fräulein, weiß gekleidet, mit reichlichen, schön geringelten Locken, von Freude glänzenden Augen, und mit ausgestreckten Armen, kam herein, lief auf die Königin zu und rief: „Grüß dich Gott, liebste Mutter! ich bin deine Emma.“

Die Königin war vor Entzücken beinahe außer sich. „O Gott, o Gott, rief sie, wie gut bist Du, daß Du mir diese Freude bereitet hast!“ Sie nahm das holde Kind auf den Schoos, und benetzte es mit mütterlichen Freudenthränen.

Berengar hatte das Kind einer ehemaligen Hofdame der Königin, einer weisen, frommen Wittwe zur Erziehung übergeben. Diese edle Frau hatte mit dem Kinde täglich von seiner lieben Mutter geredet, und es unterrichtet, wie es seine Mutter begrüßen solle. Weil Berengar für die kleine Emma so gut gesorgt hatte, vorzüglich deßhalb hat die Königin ihren Gemahl gebethen, den Berengar schonend zu behandeln, und hat sich auch nach Berengar's Tod um dessen unmündige zwei Töchter als eine liebevolle Mutter angenommen.

Emma wurde, als sie erwachsen war, mit dem Könige Lothar von Frankreich vermählt.

Otto, als Gemahl der rechtmäßigen Königin,

und als Kaiſer von Deutſchland, mit welchem Reiche ehemals Italien vereinigt war und nur durch die Gewalt der Waffen widerrechtlich davon abgeriſſen worden, begab ſich nun mit Adelheid nach Mailand, und ließ ſich als König von Italien ausrufen. Die Großen des Landes und das Volk huldigten ihm mit Freuden.

Den edlen Grafen Albert, Adelheid's Anverwandten und Erretter, ernannte er zum Herzoge von Modena und Reggio. Den ehrwürdigen Ordensgeiſtlichen Martin wollte er zur biſchöflichen Würde befördern, allein der fromme Greis bat um die Erlaubniß, ſich in ſeine Zelle zurückziehen zu dürfen, um den Reſt ſeiner Tage, frei von Geſchäften, ganz allein Gott zu widmen.

Von Mailand begab ſich Otto nach Rom. Da ſein Reich ſich nun über ganz Deutſchland, und über Italien bis Rom erſtreckte, ſo wurde er von dem Papſte Johannes XII. zum römiſchen Kaiſer gekrönt, und Adelheid zur Kaiſerin. So erhielt ſie, nachdem ihr die geraubte königliche Krone zurückgegeben worden, dazu noch eine Kaiſerkrone.

Als Adelheid mit Otto nach Deutſchland kam, begrüßten die Deutſchen ſie mit einer Ehrerbietung und Freude, gleich einem Engel des Himmels. Der Ruhm ihrer großen Eigenſchaften und hohen Tugenden war vor ihr hergegangen; ihre Leutſeligkeit, Freundlichkeit und Beſcheidenheit gewannen ihr Aller

Herzen. Besonders freute es die Deutschen, daß die Kaiserin in deutscher Sprache mit ihnen so gut und so geläufig reden konnte. Diese Sprache war ihre Muttersprache, da ihre Mutter, die Königin Bertha, eine deutsche Prinzessin, die Tochter des Herzogs Konrad von Schwaben gewesen.

Herzog Berengar machte, sobald Kaiser Otto Italien verlassen hatte, neuerdings Anschläge, sich des Königreichs wieder zu bemächtigen. Er hatte noch immer seine Anhänger, die, mit ihm gleichgesinnt, unter seiner Regierung ihre Rechnung besser zu finden hofften, als unter Otto's gerechtem Zepter. Da befahl Otto, ihn aus Italien ganz zu entfernen, und ihn nach Deutschland abzuführen. Zu Bamberg wurde ihm sein Gefängniß angewiesen. Berengar, der nicht zufrieden mit seinem Herzogthume, seine Hand nach einer Königskrone ausgestreckt hatte, verlor Beides. Wie er die Königin Adelheid in ein Gefängniß geworfen hatte, und sie da wohl hätte verschmachten lassen, so endigte er selbst sein Leben im Gefängnisse.

Adelheid, allgemein verehrt, ja bewundert, ließ sich von dem Glanze, der sie umgab, nicht blenden. Was sie im Gefängnisse und dort im Walde, hülflos und verlassen, Gott angelobt hatte, hielt sie als Kaiserin. Sie achtete alle irdische Pracht und Herrlichkeit für nichts. Sie trug niemals mehr Gold und Edelsteine an sich. Den größten Theil dieser

Schätze verwendete ſie zum Beſten der Armen, mit anderen ließ ſie die Kreuze des Erlöſers und die Evangelienbücher verzieren. Sie war die lautere Demuth und Beſcheidenheit, mit den geringſten Menſchen redete ſie liebreich und freundlich, und half ihnen. Ihre ganze Ehre und Freude ſuchte ſie darin, Bedrängten Gutes zu erweiſen. Vorzüglich mildthätig war ſie gegen Wittwen und Waiſen, da ſie ſelbſt als Wittwe ſo viel hatte leiden müſſen, und um ihre Tochter, die vaterloſe Waiſe, lange Zeit ſchwere Sorgen ausgeſtanden hatte. Die größte Glückſeligkeit aber fand ſie in Gott.

Kaiſerin Adelheid war nicht nur eine gottſelige, menſchenfreundliche Frau, ſie bewährte ſich auch als eine bewundernswerthe Regentin. Während der Regierung dreier Kaiſer, der drei Ottonen, mußte ſie öfter an den Geſchäften des Reiches theilnehmen, ja ſogar denſelben längere Zeit ganz allein vorſtehen.

Otto I., ihr Gemahl, ernannte ſie, wenn er Krieg führen und zu Feld ziehen mußte, während ſeiner Abweſenheit zur Regentin, und ſie verwaltete das Reich, nicht nur zur Zufriedenheit ſondern zur Verwunderung des Kaiſers und aller Reichsſtände auf das vortrefflichſte.

Otto II., ihr Sohn, wurde nach dem Tode des Vaters zum Kaiſer gekrönt. Anfangs gab er, von Schmeichlern verführt, den weiſen Rathſchlägen ſeiner Mutter kein Gehör, und es ging mit ſeinen

Geschäften nicht gut; erst nachdem er sich mit ihr ausgesöhnt hatte, und bei allen wichtigen Angelegenheiten sie um Rath fragte, bekam seine Regierung wieder eine bessere Gestalt, und bei Allem, was er unternahm, war Glück und Segen.

Otto III., ihr Enkel war, als sein Vater starb, noch minderjährig. Die Stände des deutschen Reiches wählten Adelheid zur Reichsverweserin, und sie rechtfertigte vollkommen das in sie gesetzte große Vertrauen.

Bei all diesen überhäuften und niederdrückenden Geschäften unterließ sie nicht, die Stunden, die sie für jeden Tag zum Gebethe, zum Lesen und Betrachten der heiligen Schrift bestimmt hatte, einzuhalten. Wann es bei Tage unmöglich war, so verwendete sie dazu die Nacht. Sie verschloß sich in ihr Zimmer, warf sich oft auf ihr Angesicht nieder und flehte zu Gott um Gnade, deren sie mehr bedürfe, als andere Menschen, indem sie in ihrem hohen Stande so große Pflichten zu erfüllen habe, und so vielen Gefahren der Seele ausgesetzt sey. Wie Salomo, der weiseste König, Gott um Weisheit bat, so flehte auch sie zu Gott, und Gott verlieh ihr Weisheit.

Noch eine besondere Angelegenheit war es ihr, die Kirchen, die durch die Hunnen zerstört worden, wieder herstellen zu lassen. Dabei zeigte sie eine große Vorliebe für Augsburg. Die Hunnen, die nicht mehr vermochten, in das wohlverwahrte Sachsen

einzubringen, hatten gleich einer allverheerenden Fluth Bayern und Schwaben, bis an den Bodenſee und Schwarzwald überſchwemmt. Bei einem ihrer früheren Züge hatten ſie Augsburg verwüſtet, und würden es abermal erobert haben, wenn nicht Otto's Schwert und das Gebeth des heiligen Biſchofes Ulrich ſie für immer beſiegt hätte. Die Domkirche lag aber noch im Schutte. Die Kaiſerin ließ ſie neu aufbauen, was Augsburg auch jetzt noch mit Dank anerkennt, und ihr Andenken jährlich am 16. Dezember am Altare erneuert.

In ihrem gottſeligen, menſchenfreundlichen Leben verharrte Adelheid bis in den Tod. Als ſie tödtlich erkrankte, empfing ſie mit großer Andacht die heiligen Sterbſakramente. Alle Schmerzen der Krankheit ertrug ſie mit ſtiller Geduld. Wenn man ihr Hoffnung machte, ſie werde bald wieder geſund werden, ſprach ſie: „Ich wünſche aufgelöst zu werden und bei Chriſtus zu ſeyn.“ In der letzten Stunde ihres Lebens ließ ſie von einem Geiſtlichen ſich die Bußſpalmen vorbethen, und bethete mit, bis ihr die Sprache verſagte. Sie ſtarb im Jahre 999 den 16. Dezember in einem Alter von 69 Jahren. Ganz Deutſchland verehrte ſie als eine Heilige, und auch die Kirche feiert ihr Andenken jährlich an dieſem Tage.

III.

Die heilige Odilia.

Herzogliche Prinzessin und Aebtissin.

Als die Morgenröthe des Evangeliums für Deutschland angebrochen war, hatte sie noch überall mit der alten Nacht des Heidenthums zu kämpfen. So war es auch im Elsaß. Einer von den Nachkommen Klodwigs, des ersten christlichen Königs von Frankreich, hatte Elsaß zum Herzogthume erhoben, und Adelrich, einen großen Feldherrn und tapfern Kriegshelden, zum ersten Herzoge ernannt. Allein Herzog Adelrich, Odiliens Vater, war damals nur dem Namen nach ein Christ; denn seine Gemüthsart war so hart und grausam, daß sie das geradeste Gegentheil von dem milden, sanften Sinne Jesu war. Bereswinda, Odiliens Mutter, war christlich gesinnt, und eine fromme Frau. Odilia, die Tochter, wurde um das Jahr 662 geboren, kam aber, zum großen Schrecken der Mutter, blind zur Welt.

Als dem Vater die Nachricht von der Geburt seiner Tochter gebracht wurde, war er hoch erfreut; als er aber vernahm, das Kind sey blind, wurde er höchst aufgebracht. Er schämte sich, der Vater einer blindgebornen Tochter zu seyn; er hielt es für eine

Schmach ſeines hohen Stammes. Er befahl, das Kind irgend wo hinzubringen, von wo es gar nicht mehr an das Tageslicht komme. Die Mutter bat den Vater mit heißen Thränen, dieſes ſein Kind doch nicht zu verſtoßen; allein alle ihre Bitten, alle ihre Thränen waren vergebens. Er blieb auf ſeinem harten, unmenſchlichen Sinn. Wer hätte damals denken können, Odilia, eben dieſes blinde, verſtoßene Kind, ſey von Gott dazu beſtimmt, den Vater, der nur ein Scheinchriſt war, in Wahrheit zum chriſtlichen Glauben zu bekehren, und das Licht des Evangeliums und den Segen des Chriſtenthums weithin über Elſaß zu verbreiten!

Die bekümmerte Mutter behielt das bedauernswerthe Kind in dem herzoglichen Schloſſe Ehenheim, wo ſie mit ihrem Gemahl wohnte, lange Zeit heimlich bei ſich. Allein der Herzog merkte es, und wurde wüthend vor Zorn. Es war ihm von jeher unerträglich, ſeine Befehle nicht augenblicklich vollzogen zu wiſſen. Er befahl wiederholt, das Kind auf der Stelle zu entfernen. Die Mutter erſuchte eine fromme, verſtändige, ihr wohlbekannte Frau, das unglückliche Kind in ein abgelegenes Dörflein zu flüchten, und es dort wohl zu verpflegen. Auch gab ſie ihr viel Geld. Die gute Wartfrau begab ſich mit dem Kinde nach Scherweiler, unweit Schlettſtadt, und ſorgte für das Kind, als wäre ſie ſeine eigene Mutter.

Nach einiger Zeit wurde es bekannt, und erregte Aufsehen, in dem Dorfe befinde sich ein blindes Kind, das von hoher Abkunft seyn müsse, weil es auf das reichlichste und sorgfältigste gepflegt werde. Es war zu fürchten, der Herzog möchte davon hören und dem Kinde weiter nachstellen. Allein die Herzogin war schon darauf bedacht gewesen, das Kind nach Frankreich bringen zu lassen. Sie hatte dort eine Freundin und Anverwandte, die Aebtissin zu Palma, einige Stunden von Besançon, und hatte diese in einem Schreiben gebeten, an dem beklagenswerthen Kinde Mutterstelle zu vertreten. Die ehrwürdige Frau zeigte dazu die herzlichste Bereitwilligkeit. Als die Wärterin mit der kleinen Odilia in dem Kloster ankam, hatten alle Frauen große Freude an dem lieblichen Kinde; nur bedauerten alle, daß es blind sey.

Die kleine Odilia zeigte, als sie etwas größer wurde, ganz ausnehmende Geistesanlagen; sie hatte einen durchdringenden Verstand, das glücklichste Gedächtniß und das lebhafteste Gefühl für alles Gute. Sie war nach Art der Blinden, die durch das Aug' nicht zerstreut werden, ganz Ohr, und horchte auf jedes Wort des Unterrichts. Sie kam in kurzer Zeit in Erkenntniß christlicher Wahrheit so weit, daß im Kloster Alle Ein Erstaunen waren.

Als Odilia zwölf Jahre alt war, sollte sie konfirmirt, oder, wie man in deutscher Sprache kürzer sagt, gefirmt werden. Allein jetzt erst entdeckte man,

ſie ſey noch nicht getauft. Wie das gekommen ſey, wird daraus begreiflich, daß Odilia als Kind in dem väterlichen Hauſe immer verborgen bleiben, und dann ſo eilfertig geflüchtet werden mußte. Da die Mutter befohlen hatte, das Kind Odilia zu nennen, ſo glaubte die Wartfrau, es ſey ſchon getauft; den Kloſterfrauen aber konnte es gar nicht einfallen, das Kind, das, als es zu ihnen gebracht worden, bereits über ein Jahr alt war, habe die heilige Taufe noch nicht empfangen.

Die Aebtiſſin machte unverzüglich große Anſtalten, Odilia feierlich taufen zu laſſen. Ein frommer Biſchof, Namens Erhard, wurde eingeladen, die heilige Handlung in der Kloſterkirche öffentlich vorzunehmen; die Aebtiſſin wollte Pathenſtelle vertreten. Die Kirche wurde mit aller möglichen Pracht ausgeziert. Aus nahen und fernen Ortſchaften verſammelte ſich eine ſolche Menge Volkes, daß die ſehr geräumige Kirche nicht die Hälfte davon faſſen konnte.

Als die blinde Prinzeſſin, einfach aber doch ihrem hohen Stande gemäß gekleidet, zum Taufſteine geführt wurde, hatte alles Volk Mitleid mit ihr. „Ach Gott, ſeufzten Manche, welch ein erbärmlicher Anblick! Sie wäre, in ihrem weißen Kleide und mit Blumen bekränzt, wohl ein wunderſchönes Fräulein, allein ihre Augen entſtellen ſie; ſie gleichen den gebrochenen, erloſchenen Augen eines Todten. Wer

ſeine geſunden fünf Sinne und ſeine geraden Glieder hat, ſollte Gott täglich für dieſe große Wohlthaten danken, die mehr werth ſind, als ein Herzogthum, ja als aller Reichthum der Welt.“ Das Töchterlein einer angeſehenen Bürgersfrau, das mit ſeiner Mutter nicht weit vom Taufſteine ſtand, ſagte ziemlich laut: „Ich möchte lieber ein ſehendes Hirtenmädchen ſeyn, als eine blinde Prinzeſſin.“

Nun trat der Biſchof, mit Inſel und Stab, und von ſeinen Geiſtlichen begleitet, an den Taufſtein. Er ſtellte an Odilia die Fragen, die ſonſt bei der Taufe im Namen des Kindes von den Pathen beantwortet werden: „Glaubſt du an Gott den Vater — an den Sohn Gottes — an den heiligen Geiſt? Entſagſt du dem Satan und aller ſeiner Hoffart, und allen ſeinen Werken? Willſt du getauft werden?“ Odilia antwortete mit großer Andacht, mit gefalteten Händen, und lauter Stimme: „Ich glaube — ich entſage — ich will.“ Alle die zugegen waren, wurden tief gerührt und viele Thränen floſſen.

Sobald der Biſchof das Taufwaſſer über Odiliens Haupt ausgegoſſen hatte, ereignete ſich ein großes Wunder. Odilia, die bereits durch den Unterricht in der Religion Jeſu, und jetzt noch mehr von dem Lichte des heiligen Geiſtes, der Seele nach, erleuchtet worden — wurde es auch leiblich. Sie rief plötzlich: „O Gott, was iſt das! Ich glaube, ich ſehe.“

Wirklich waren ihre Augen heller und glänzen-

der, als alle der vielen Menſchen, die in der Kirche zugegen waren. Ein heiliger Schauder durchdrang Aller Herzen; Alle erſtaunten über Gottes Allmacht und waren voll Andacht und Anbethung. Der herrliche Lobgeſang, „Herr, Gott, Dich loben wir!“ mit dem dieſe Taufhandlung beſchloſſen worden, wurde wohl noch nie mit größerer Andacht geſungen.

Es war allerdings ein erſtaunenswerthes Wunder, daß Odilia bei ihrer Taufe ſehend geworden. Allein dieſes Wunder war ganz dem Geiſte und Sinne Jeſu gemäß. Wie Jeſus damals, als Er noch auf Erden wandelte, einem Blindgebornen geſagt hatte: „Gehe hin an den Teich Silon und waſche dich,“ und dieſer ſehend wurde, ſo hat Jeſus, in den Himmel erhoben, auch dieſe Blindgeborne, indem das Taufwaſſer über ihr Haupt ausgegoſſen wurde, ſehend gemacht. Solche Wunder waren, wie Jeſus ſelbſt bezeugte, nothwendig, um Gott zu verherrlichen und den Völkern augenſcheinlich zu beweiſen, daß der Vater im Himmel ſeinen geliebten Sohn, zum Heile der Menſchen in dieſe Welt geſendet habe.

Aus der Kirche begaben ſich der Biſchof und ſeine Geiſtlichen, die Aebtiſſin und alle Kloſterfrauen mit Odilia in den Speiſeſaal. Odilia begrüßte alle Frauen, die ſie bisher nur der Stimme nach kannte, ſie aber erſt jetzt von Angeſicht ſah, mit unbeſchreiblicher Freude, und nannte alle mit Namen. Alle waren entzückt und voll Freude. „Eine ſolche ſelige

Mahlzeit, ſagten alle, war wohl nur jene, bei der Jeſus Waſſer in Wein verwandelt, und angefangen hat, ſeine Herrlichkeit zu offenbaren. Bisher waren unſere geſellſchaftlichen Vergnügungen nur Waſſer; dieſe aber ſind köſtlicher Wein."

Am folgenden Morgen ging der Biſchof mit Odilia, von der Aebtiſſin und einigen Kloſterfrauen begleitet, in den Garten des Kloſters. Der Morgenhimmel glänzte in der Pracht goldener Wolken. Und nun ging die Sonne auf. Odilia fiel auf die Knie nieder und rief anbethend: „Wie herrlich ſind Deine Werke, o Gott! O, fallen denn nicht alle Menſchen, ſo oft Du deine Sonne aufgehen läſſeſt nieder, Dich anzubethen." Sie ging in dem Garten umher. Sie erblickte eine Roſe, die ihr bisher nur aus dem Wohlgeruche bekannt war. „O welche zarte Blättchen, welche herrliche Farbe, rief ſie. O Gott wie groß biſt Du." Sie ſah eine andere ſchöne Blume. Man ſagte ihr, das ſey eine Lilie. „Nun erſt, ſprach ſie, verſtehe ich die Worte Jeſu: „Betrachtet die Lilien." O wahrhaftig, der größte König in Iſrael konnte nicht herrlicher bekleidet ſeyn."

Der Biſchof ſprach: „Meine Tochter! Gott hat dich zu großen Dingen beſtimmt. Es war eine ſeltene, ganz außerordentliche Wohlthat von Ihm, daß Du erſt in deinem zwölften Jahre ſehend geworden biſt. Wir andern Menſchen ſahen Gottes herrliche Werke von Kindheit an, und wurden ihrer ſo ge-

wohnt, daß Viele nur wenig darauf achten. Aber Dir waren ſie bisher wie von einem ſchwarzen Vorhange bedeckt, den Gott auf einmal weggezogen. Du ſiehſt ſie mit neuen Augen an; Du biſt wie in eine neue Welt, und in den Stand verſetzt, Ihn beſſer zu erkennen. Es iſt auch eine weiſe Fügung Gottes, daß Du nicht an einem herzoglichen Hofe, ſondern innerhalb der ſtillen Mauern eines Kloſters erzogen worden, wo Du nur fromme, heilige Geſpräche hörteſt und Beiſpiele der Frömmigkeit und Tugend wahrnehmen konnteſt. Auch hat Dir Gott große Talente verliehen! Halte Dich immer an Ihn, bleibe immer demüthig, und Gott wird immer mit Dir ſeyn, und durch Dich großen Segen über unſer Land bringen."

Odilia war auch darüber erfreut, daß ſie, nunmehr ſehend, neue Mittel fand, ſich heilbringende Kenntniſſe zu erwerben. Das Leſen, auch das Schreiben hatte ſie bald erlernt. Auch auf die lateiniſche Sprache verlegte ſie ſich. Sie konnte bald die heilige Schrift in lateiniſcher Sprache leſen, die noch nicht in das Deutſche überſetzt war, und las oft bis ſpät in die Nacht. Alle Frauen des Kloſters ſtaunten über Odiliens Kenntniſſe, in denen ſie Alle im Kloſter übertraf. Allein Odilia überhob ſich nicht wegen ihrer Kenntniſſe. Wie an Wiſſenſchaft, ſo nahm ſie immer an Tugend zu. Sie blieb die lautere Demuth, ſanft, mild, liebreich gegen Alle. Deßhalb ehrten und liebten ſie auch Alle.

Odilia, nunmehr achtzehn Jahre alt, war zu einer edlen Jungfrau herangeblüht, reich an allen Gaben des Geistes und Leibes. Sie hatte für jetzt nicht im Sinne, in dem Kloster zu bleiben und den Schleier zu nehmen; sie wollte vorerst zu ihren Aeltern, die sie noch nicht einmal gesehen hatte, zurückkehren. Sie hatte deßhalb öfter an ihre Mutter geschrieben, aber zu ihrer Betrübniß immer die Antwort erhalten, der Vater wolle zur Zeit noch nicht zugeben, daß Odilia komme. Sie wandte sich an ihren Bruder, den Prinzen Hugo, und dieser kam ganz unerwartet in dem Kloster an. Er hatte von der geliebten, bewundernswerthen Schwester so vieles gehört, daß er sie nun auch sehen wollte. Er war ein junger Mann, von ausgezeichneten Eigenschaften, von ritterlichem Muthe, dabei aber anspruchlos, sanft und mild, und ganz christlich gesinnt. Beide Geschwister hatten eine unbeschreibliche Freude, sich von Angesicht zu sehen, und sich ihre Gesinnungen mittheilen zu können. In Odiliens Herzen wurde der Wunsch nun noch lebhafter, auch ihren Vater, den Herzog und ihre geliebte Mutter von Angesicht kennen zu lernen. Der Bruder sprach: „Komm mit mir, geliebte Schwester! Es ist nicht anders möglich, als daß der Vater sich deines Anblicks freue und Dich mit offenen Armen umfasse. Und das Entzücken der Mutter, Dich zu sehen, wird unaussprechlich seyn.“ Beide machten sich auf den

Weg nach Hohenburg, wo der Herzog eben jetzt residirte.

Hugo fand es jedoch für nöthig, voranzueilen, und den Vater auf die Ankunft der Tochter vorzubereiten. Er sagte ihm, daß er die geliebte Schwester hieher gebracht habe, und daß sie eben den Berg herauf komme. Der Herzog ward höchst unwillig, daß der Sohn sich unterstand, dem Befehle des Vaters so schnurgerade entgegen zu handeln. Er glaubte gar nicht, daß Odilia sehend geworden. „Ungehorsamer Böſewicht, rief er, Du weißt, daß ich sie nicht sehen will. Auf der Stelle kehre um, und führe sie zurück in ihr Kloster."

Der Prinz machte dem Vater ehrerbietige Vorstellungen. „Ach, sprach er, daß wäre doch zu hart, wenn ein Vater sein Kind so ganz verläugnen und verstoßen wollte. Es wäre grausam und eine große Sünde und Schande vor Gott und Menschen."

Da gerieth der Herzog in einen furchtbaren Zorn. Er versetzte dem Prinzen einen so mächtigen Streich, daß der Prinz wie todt zu Boden fiel. Die Diener liefen herbei, ihn vom Boden aufzuheben. „O Du mein Gott! sagte der Eine, er weiß gar nichts mehr um sich selbst; er wird nicht so bald wieder zu sich kommen!" „Ich fürchte, sagte der Andere, er werde gar nicht mehr zu sich kommen; er wird sterben, wenn er nicht schon todt ist."

Der Herzog war tief erschüttert. Er fühlte bei

ſeiner heftigen Gemüthsart einen unermeßlichen Schmerz über ſeine grauſame That. Er hatte nicht im Sinne gehabt, ſeinen Sohn zu tödten, oder ſchwer zu verletzen; er liebte den Prinzen Hugo, als den beſten ſeiner Söhne. Auch war es ihm ein ſchrecklicher Gedanke, in den Augen der Welt als Mörder ſeines Sohnes zu erſcheinen. Er ſetzte ſich in eine Ecke des großen Kanapee, das im Saale ſtand, ſtützte das Haupt auf die Hand, und ſaß lange ſo da, verfinſterten Sinnes und todtbetrübt.

Da trat Odilia herein, und es war ihm, als ſähe er eine himmliſche Erſcheinung. Sie näherte ſich ihm freundlich lächelnd, jedoch mit Thränen in den Augen und ſprach: „Gott grüße und ſegne Dich, liebſter Vater! ſegne auch Du mich, deine liebende Tochter, und nimm mich gütig auf.“ Sie kniete nieder, den väterlichen Segen zu empfangen.

„O nein, nein! ſprach er, vor mir mußt Du nicht knien! Ich bedarf vielmehr von Dir geſegnet zu werden. Ach, Du weißt nicht, welch ſchwerer Kummer eben jetzt mein Herz drückt!“

Er hob ſie auf und ſchloß ſie in ſeine Arme. Sein Vaterherz floß über. Er vergoß, das erſte Mal wieder ſeit den Jahren ſeiner Kindheit, reichliche Thränen. „Du weißt nicht, rief er, was für ein großer Troſt es mir iſt, Dich noch zu haben und in meine Arme zu ſchließen.“ Worin aber ſein Kummer beſtehe und was eben jetzt geſchehen ſey,

ſagte er nicht. Odilia merkte wohl, es müſſe ſich ein großes Unglück ereignet haben. Sie getraute ſich nicht zu fragen, was es denn ſey. Sie hielt den Vater mit beiden Armen umfaßt, und konnte nichts als weinen.

Jetzt kam die Herzogin herein. Sie ſagte ihrem Gemahl, um ihn zu beruhigen, eilig die Worte: „Mit unſerm Kranken geht es beſſer; es hat mit ihm, wie unſer Leibarzt verſichert, keine Gefahr.“ Und nun umarmte ſie, in mütterliche Freudenthränen ausbrechend, ihre Tochter. „O liebſte, liebſte Tochter, ſprach ſie, ich habe dich nur als ein zartes, kleines Kindlein geſehen, und nun biſt Du ſo groß, als ich. Und wie hell und klar deine Augen leuchten! Ach damals waren ſie ganz erloſchen, und jetzt erblick' ich mein Bild darin. O Gott, o Gott, wie dank' ich Dir! Wir können auch dem guten Hugo nicht genug danken, daß er Dich, geliebteſte Odilia, ohne weitere Bedenklichkeiten, hieher gebracht hat.“ „Er hätte, ſprach ſie zu ihrem Gemahl, einen beſſern Lohn verdient; dieſer wird ihm aber noch werden!“

Sie führte, weil ihr die Knie wankten, die geliebte Tochter zu dem nahen Kanapee. Odilia ſchätzte ſich glücklich, in der Mitte ihrer Aeltern zu ſitzen. Sie konnte ſich nicht enthalten, für dieſes Glück, für dieſe große Gnade Gottes, Gott laut zu loben und

zu preiſen, und beide Aeltern ſtimmten in ihren Dank mit ein.

Odilia verlebte in dem väterlichen Hauſe glückliche Tage. Auch Hugo, an deſſen Krankenbette ſie, ihn tröſtend und ermunternd, manche Stunde zugebracht hatte, nahm an der Freude der Aeltern und der geliebten Schweſter herzlichen Antheil. Allein dieſe heiteren Tage hatten für Odilia dennoch manche trübe Stunde. Sie bemerkte bald, Hoffart und Zorn, dieſe zwei der ſieben Haupt- und Todſünden, ſeyen auch die Hauptſünden des Vaters. Er ſprach von nichts lieber und öfter, als von ſeinem Kriegsruhm und ſeinen gewonnenen Schlachten. Er blickte auf andere Menſchen ſtolz herab und achtete ihrer wenig. Er konnte über einen geringen Fehler eines Beamten oder Dieners, was in der Verwaltung eines großen Landes faſt täglich vorkommt, höchſt aufgebracht werden, und den Mann weit mehr als er's verdiente, beſtrafen. Sie ſah wohl ein, aus Hochmuth habe er ſie, als ein blindes Kind nicht für ſeine Tochter anerkennen wollen, aus Zorn wäre er bald der Mörder ſeines Sohnes geworden. „Ach, ſeufzte ſie öfter, wie weit iſt der Vater noch davon entfernt, ein wahrer Chriſt zu ſeyn, wie wenig hat er noch die Worte Jeſu beherzigt: „Lernet von Mir, denn Ich bin demüthig und ſanftmüthig von Herzen.“ Sie vergoß in einer einſamen dunkeln Laube des Gartens viele Thränen und bethete, Gott wolle

doch ihren Vater erleuchten und auf beſſere Geſinnungen bringen.

Sie war zu weiſe, zu klug, als daß ſie ihren Vater geradezu widerſprochen und ihn getadelt hätte, um ihn zu bekehren. Wenn aber der Vater, die Mutter, Hugo und Odilia an einem ſchönen Sommerabende im Garten, oder an einem rauhen Winterabende bei dem Kaminfeuer im Zimmer vertraulich beiſammen ſaßen, ſprach ſie am liebſten davon, wie groß und herrlich die Offenbarungen Gottes in ſeinen Werken, und in ſeinen Worten und Thaten ſeyen. Sie hatte die heilige Schrift, ſowohl des alten als des neuen Bundes ganz inne, ſie war auch in der Kirchengeſchichte wohl bewandert. Der Vater lernte, ohne es zu geſtehen, Vieles von ihr, das er bisher nicht gewußt hatte. Manche Worte Gottes, des Allmächtigen im alten Bunde, und die furchtbaren Thaten, womit Er die Böſen beſtrafte, erſchütterten ihn; die ſanften Worte Jeſu im neuen Bunde, alle ſeine Wunderthaten, die ſo voll Liebe und Erbarmen ſind, drangen ihm in das Herz. Es ging mit ihm eine große Veränderung vor. Man bemerkte an ihm nichts mehr von Hochmuth. Sein Kriegsruhm däuchte ihm eitel, und er ſprach nicht mehr davon. Er wurde für ſein Land ein milder Herr, und keiner ſeiner Beamten oder Unterthanen konnte ſich mehr über zu harte Behandlung beklagen. Schon durch dieſe Sinnesänderung ihres Vaters,

verbreitete die fromme, weiſe Odilia einen großen Segen über das ganze Land. Es geſchah aber noch mehr!

An einem ſchönen Frühlingsmorgen ging Odilia auf die Zinne der Burg, um die Sonne aufgehen zu ſehen. Der Himmel war bereits glänzendroth, und an der Stelle, wo die Sonne eben aufgehen wollte, ſchwebten helle, goldene Wölklein. Als Odilia nicht zum Frühſtücke kam, fragte der Herzog, wo ſie ſey. Ein Diener ſagte: „Die Prinzeſſin iſt oben zu höchſt auf der Burg.“ Der Herzog ſprach zu ſeiner Gemahlin: „Wir wollen auch hinaufgehen.“

Beide gingen — da ſahen ſie, wie Odilia im Glanze der Morgenſonne auf dem Steinpflaſter kniete, mit gefalteten Händen zum Himmel empor blickte und reichliche Thränen vergoß. Der Herzog fragte, warum ſie ſo gerührt ſey. „Ach, ſagte ſie, ich denke daran, wie ich am Morgen nach dem Tage, an dem ich getauft und ſehend geworden, das erſte Mal die Sonne aufgehen ſah! Dieſer Anblick iſt mir unvergeßlich fürs ganze Leben.“ Ihre beiden Aeltern knieten auch nieder, Gott anzubethen und Ihm zu danken.

Nachdem alle drei lange ſtillſchweigend gebethet hatten, ſtanden ſie auf, und gingen auf der Burg, die von ihrer hohen Lage Hohenburg genannt wurde, überall umher, und bewunderten die herrliche Ausſicht, die man von hier aus über das ſchöne, reiche

Land hatte, das von den goldenen Strahlen der Morgenſonne erleuchtet, weit ausgebreitet, vor ihnen lag. An einer Stelle blieb Odilia ſtehen, und ſagte mit ausgeſtrecktem Arme: „Dorthin liegt mein liebes Kloſter Palma, in dem ich eine ſo gute Erziehung erhalten habe, daß man ſich wohl keine beſſere, vortrefflichere denken kann. Es iſt recht zu bedauern, daß es in dem ganzen herrlichen Elſaß noch kein Frauenkloſter gibt.“

„Nun, ſprach der Herzog, ein ſolches Kloſter könnte ja wohl auch in unſerm Lande errichtet werden, und ich bin bereit, Alles, was in meiner Macht ſteht, dazu beizutragen.“

„Und ich, ſagte Odilia, würde mit Freuden, ſo viel mir möglich iſt, beihelfen, daß es gerade ſo eingerichtet werde, wie mein liebes Palma. Allein es würde lange hergehen, bis ein ſolch herrliches Gebäude zu Stande käme!“

Der Herzog ging eine Weile mit großen Schritten auf und ab, trat dann vor Odilia und ſprach: „Liebſte Tochter! Es iſt eine wunderbare Fügung Gottes, daß du bald vor zwanzig Jahren, als ein kleines, weinendes Kind in jenes Kloſter gebracht wurdeſt, und nun zurückkehrſt, ganz dazu erzogen und gebildet, jetzt ſelbſt die Aebtiſſin eines Kloſters und die Vorſteherin einer Erziehungsanſtalt für die Töchter meines Landes zu werden. Aus Dankbarkeit gegen den barmherzigen Gott, der meine Grauſam-

keit mir und meinem Volke zum Beſten geleitet hat, will ich dieſe meine Burg zu einem Kloſter hergeben. Komm einmal mit mir und ſieh, ob du ſie dazu geeignet findeſt."

Odilia empfand über dieſen edlen, großmüthigen Sinn ihres Vaters die innigſte Freude, denn ſie war nun überzeugt, daß er ſich von ganzem Herzen zu Gott gewendet habe — weil er das liebſte ſeiner Beſitzthümer, das Schloß Hohenburg, das gleichſam die Krone des Landes war, ſo bereitwillig dahingab — zur Verherrlichung Gottes und zum Heile der Menſchen.

Der Herzog, Odilia und die Herzogin dachten nicht mehr an das Frühſtück, ſondern durchwanderten alle Gänge, Säle, Zimmer und Kammern des Schloſſes. Odilia verſicherte, die Burg laſſe ſich mit nicht ſehr bedeutenden Abänderungen in ein prächtiges großartiges Kloſter umſchaffen. „Nur die Burgkapelle, ſagte ſie, iſt zu klein." „Da iſt zu helfen, ſprach der Herzog, ich werde neben dem neuen Kloſter eine große, ſchöne Kirche erbauen laſſen."

Der Herzog gab nun auf der Stelle Befehle, Baumeiſter, Zimmerleute und Maurer zu beſtellen, und Steine, Holz und Alles zum Bauen Nöthige herbeizuſchaffen, damit man ſogleich anfangen könne. Hunderte, ja Tauſende von Händen kamen in Bewegung. In den Steinbrüchen wurden Steine gebrochen, in den Wäldern fällte man Bauholz; auf

allen Straßen erblickte man Fuhrleute mit Roß und Wagen; eine Menge von Taglöhnern und Handlangern fanden wohlbezahlte Beschäftigung. Auch wurden viele Arbeiten bei Schmieden, Schlossern, Schreinern und andern Handwerkern bestellt.

Die Nachricht von der Errichtung eines Frauenklosters verbreitete sich bald durch das ganze Land. Da man bereits einige Klöster für Ordensmänner hatte, so wünschte man schon lange, auch für das Frauengeschlecht möchte gesorgt werden. Es war daher überall große Freude, daß dieser Wunsch erfüllt werde; am allermeisten freute man sich darüber, daß Odilia selbst, an der Gott so große Dinge gethan hatte, Oberin des Klosters werden wolle. Schon ihr Name war den Leuten gleichsam Brief und Siegel dafür, Gott werde das Unternehmen segnen. Der Bau war noch kaum angefangen, so hatten sich schon bei 130 Töchter des Landes, und darunter viele von hoher adeliger Abkunft gemeldet, theils um in das Kloster ganz aufgenommen, theils um da erzogen zu werden.

Odilia reiste nach dem Kloster Palma, in dem sie selbst erzogen und unterrichtet worden; sie wünschte, für ihr neues Kloster einige fromme, wohlunterrichtete Frauen zu gewinnen; die Herzogin begleitete ihre Tochter, um ihre Freundin, die Aebtissin zu besuchen, und die Bitte ihrer Tochter zu unterstützen. Der Herzog war indeß darauf bedacht, würdige Geistliche

anzuſtellen, die künftig in der Kirche des Kloſters das Wort Gottes verkünden und die heiligen Sakramente ausſpenden ſollten. Von den reichlichen Einkünften, die ehemals dem Schloſſe und nunmehr dem Kloſter Hohenburg angehörten, wies er ihnen den erforderlichen Lebensunterhalt an.

Odiliens ganzes Beſtreben ging, nachdem Alles wohl vorbereitet und angeordnet war, nun dahin, daß ſowohl ſie, als die Kloſterfrauen, die ſie hieher berufen hatte, und die Jungfrauen, die neu in das Kloſter eintreten wollten, ſich ganz in Heiligkeit und Reinigkeit des Herzens Gott widmen möchten. Ganz vorzüglich ließ ſie die Erziehung der Töchter, die von frommen Aeltern ihr anvertraut wurden, ſich angelegen ſeyn. Sie dachte daran, daß ſie ja ſelbſt in einem Kloſter für Religion und Tugend erzogen und gebildet worden; ſie erinnerte ſich daran, mit welcher Liebe und Sorgfalt, mit welcher zarten Schonung ſie als ein blindes Kind da verpflegt worden. Sie drang darauf, daß alle ihr anvertraute Kinder mit ſolcher Liebe und Sorgfalt behandelt wurden.

Der Unterricht in der Religion und in allen nothwendigen Kenntniſſen war vortrefflich, und da iſt noch bemerkenswerth, daß Odilia die Jungfrauen, die für immer in dem Kloſter bleiben wollten, anhielt, die lateiniſche Sprache zu erlernen, nichts weniger, als um ſie gelehrt zu machen, ſondern einzig

zu Beförderung wahrer Andacht. Die deutſche Sprache war damals noch ſo roh und unbehülflich, daß es ſehr ſchwer hielt, die heilige Schrift erträglich und verſtändlich in dieſe Sprache zu überſetzen. Odilia wollte, daß ihre Kloſterfrauen die heilige Schrift, beſonders aber die Pſalmen, die ſie im Chore lateiniſch ſangen, doch auch verſtehen möchten. Dieſe ihre weiſe Anordnung wurde auch in den Frauenklöſtern Deutſchlands bis in das vierzehnte Jahrhundert allgemein befolgt.

Odilia war auch die liebevollſte Wohlthäterin der Armen. Unzählige alte und gebrechliche Leute nahmen ihre Zuflucht zu ihr. Da es ihnen aber ſehr beſchwerlich war, den hohen Berg zu erſteigen, und ſie in dem Kloſter auch nicht wohl hätten verpflegt werden können, ſo ließ Odilia unten am Berge ein Spital erbauen. Sie ging, wenn ſich Kranke da befanden, alle Tage hinab, um ſie zu tröſten und zu verpflegen. Andere Frauen, von ihrem ſchönen Beiſpiele innig gerührt, thaten es auch. Allein zur Winterszeit war es ſehr beſchwerlich und manchmal gefährlich, ja faſt unmöglich, den hohen Berg täglich auf und abzuſteigen. Da ließ Odilia unten am Berge ein Kloſter erbauen für jene Frauen, die bereit waren, ſich ganz der Krankenpflege zu widmen. So entſtand das Frauenkloſter Niedermünſter.

Nebſt dieſem Kloſter ließ Odilia an geeigneten Orten, noch andere Gebäude aufführen. Die be-

merkenswertheſten darunter ſind: Die Kapelle Johannis des Täufers, zum dankbaren Andenken ihrer Taufe, bei der ihr Gott die Augen des Leibes geöffnet hatte, und dann noch eine Kapelle in dem Garten, wo die Laube geſtanden, in der ſie viele Stunden gebethet und unzählige Thränen vergoſſen hatte, Gott wolle ihrem Vater die Augen der Seele öffnen, und wo ihr Gebeth erhört worden.

Der Herzog, Odiliens Vater, bereits ſehr alt, trat ſein Herzogthum ſeinem älteſten Sohne ab, der wie der Vater, Adelbert hieß. Seinen übrigen Söhnen übergab er ſchöne und einträgliche Landgüter, das ſchönſte und beſte aber gab er ſeinem jüngſten Sohne, ſeinem geliebten Hugo, nebſt dem ehrenvollen Titel eines Grafen von Elſaß. Er ſelbſt bezog mit ſeiner Gemahlin ein Haus, zunächſt dem Kloſter ſeiner frommen Tochter, um da den Reſt ſeines Lebens Gott und der Ewigkeit zu weihen. Er verfiel bald darauf in eine ſchmerzvolle, langwährende Krankheit. Odilia brachte faſt Tag und Nacht an ſeinem Krankenbette zu; Niemand konnte, ſo wie ſie, ihn mit dem Troſte der Religion erquicken und ſtärken. Er ſtarb im Glauben an Gott und Jeſus Chriſtus, ganz in den Willen Gottes ergeben, voll der Hoffnung eines beſſern Lebens, ſelig in Gott.

Berswinda, Odiliens Mutter, die ihrer Tochter an Heiligkeit glich, bethete am neunten Tage, nach dem Tode ihres Gemahls, in der Kapelle Johannis

des Täufers; ganz in Andacht verſunken — verſchied ſie im Gebethe eines ſeligen Todes. Odilia ließ die geliebte Mutter neben dem Vater unter vielen Thränen, zur Erde beſtatten.

Odilia erreichte ein hohes Alter; ſie erkannte aber nunmehr im Geiſte, daß ſie bald ſterben werde. Sie verſammelte ihre geliebten Mitſchweſtern in der Johanniskapelle, und ſagte den Tag ihres Todes beſtimmt voraus. Sie ermahnte alle, nach ihrem Tode, in dem heiligen Eifer fromm zu leben und immer beſſer und Gott gefälliger zu werden, nicht nachzulaſſen. „Bedenkt, ſprach ſie, wie eitel und vergänglich dieſes Leben iſt. Kurz iſt die Prüfung, aber unvergänglich und ewig die Krone derjenigen, die in der Prüfung beſtehen. Bleibet in der Liebe Gottes! — Laßt meine Leiche, an der Stelle, auf der ich jetzt ſtehe, zur Erde beſtatten. Bethet für meine abgeſchiedene Seele, für meine Aeltern und alle unſere Anverwandten.“ Sie wurde bald darauf ſehr krank, ließ ſich die heiligen Sterbeſakramente ertheilen, ſagte ihren geliebten Schweſtern das letzte Lebewohl und verſchied den 13. September des Jahres 722.

Adelbert, Odiliens älteſter Bruder, wie ſie geſinnt, hatte zwei ſeiner Töchter, Eugenia und Gudelinda; ein anderer Bruder, wahrſcheinlich der edle Hugo, ſeine Tochter Attala von Odilia in dem Kloſter erziehen laſſen. Eugenia wurde Odiliens

Nachfolgerin in der Würde einer Aebtiſſin zu Hohenburg, Gudelinde Aebtiſſin zu Niedermünſter; Attala wurde zur Aebtiſſin der Stiftsdamen in Straßburg erwählt. Alle drei werden den Heiligen beigezählt.

Die ganze Familie, gottſelig und menſchenfreundlich, hat zur Verherrlichung Gottes und dem Beſten der Menſchen, viele bedeutende Stiftungen gemacht, die bis zu der unglücklichen Staatsumwälzung in Frankreich ein Denkmal ihrer Frömmigkeit blieben.

Odilia wurde ſchon während ihres Lebens, noch mehr aber nach ihrem Tode als eine Heilige betrachtet. Alles, was an ſie erinnerte, wurde hoch in Ehren gehalten. Hohenburg wurde von nun an Odilienberg genannt. Die Kapelle Johannis des Täufers wurde von vielen frommen, andächtigen Menſchen beſucht. Sie erinnerten ſich da an Odiliens Taufe und erneuerten ihr eigenes Taufgelübde und betheten an Odiliens Grabe. In der Thränenkapelle, wie das Volk ſie nannte, betheten die Leute mit beſonderer Inbrunſt; ſie dachten daran, wie einſt Odiliens Thränengebeth um die Bekehrung ihres Vaters von Gott erhört worden, und wie Gott kein anhaltendes, vertrauensvolles Gebeth unerhört laſſe, beſonders wenn wir um wahre Bekehrung und Beſſerung des Lebens bethen.

Eine Quelle am Berge, nicht weit unter dem Kloſter, nannte man den Odilienbrunnen. Dieſe Brunnenquelle verſieht das Kloſter auf dem Berge

reichlich mit Waſſer, woran es zu Zeiten Mangel hatte, und ergießt ſich auch in das Kloſter unten am Berge. Die fromme Sage erzählt: Odilia habe an dieſer Stelle einen Greis angetroffen, der vor Durſt beinahe verſchmachtet war; ſie habe nirgends ſo ſchnell, als nöthig, Waſſer aufzufinden gewußt; auf ihr Gebeth aber ſey dieſe Quelle entſprungen.

Sogar drei alte Lindenbäume waren dem Volke ehrwürdig, weil Odilia ſie, ſo wie überhaupt viele Bäume, hatte pflanzen laſſen. Die Erzählung davon wurde von Großältern auf ihre Enkel, und von dieſen wieder auf ihre Enkel überliefert, und iſt kurz dieſe: Odilia ſtand dabei, als die Bäume gepflanzt wurden. Sie pflegte mit allen Menſchen, die ihr begegneten oder mit denen ſie Geſchäfte hatte, freundlich zu reden, wußte aber das Geſpräch von irdiſchen Dingen ſogleich auf himmliſche zu leiten. Als der Gärtner zwei Linden geſetzt hatte, ſprach Odilia: „Setzt, da es nicht an Raum fehlt, noch eine dritte dazu.“ „So iſt's recht,“ ſagte einer der Gärtnergeſellen, „alle gute Dinge ſind drei.“

„Das iſt ein ſchönes Sprichwort, ſprach Odilia. Die heilige Dreizahl bezeichnet das Beſte auf Erden und das Höchſte im Himmel. Gedenket an die drei Tugenden — Glaube, Hoffnung und Liebe — gedenket an die drei göttlichen Perſonen — Vater, Sohn und Geiſt.“ Dieſe Worte Odiliens wurden allgemein bekannt und blieben unvergeßlich. Er-

müdete Wanderer, die an heißen Tagen, unter dieſen Bäumen Schatten ſuchten, und die Landleute, die ſich bei plötzlichem Sturm und Regen dahin retteten, dachten an Odiliens Worte. Die Stätte, wo die drei Bäume ſtanden, nannte das Volk, zur heiligſten Dreieinigkeit.

Die Lindenbäume, die Odilia geſetzt hatte, grünten und blühten Jahrhunderte hindurch, wurden aber dennoch von der Macht der Zeit zerſtört, verdorrten und verwitterten. Aber die Ehrfurcht gegen Odilia beſtand nicht nur über ein Jahrtauſend; das Andenken an dieſe Heilige welkte und verging nie, es beſteht noch bis auf dieſen Tag. Nicht nur wallfahrteten zahlreiche Schaaren Volkes nach Odilienberg; Odiliens Grab wurde ſogar von Kaiſern und Königen, von Fürſten und Grafen, von Biſchöfen und Erzbiſchöfen und Cardinälen beſucht. Zum Beiſpiele: im Jahre 1354 kam Kaiſer Karl IV. dahin, mit Johann von Lichtenberg, Biſchof zu Straßburg, und mit Johann, dem Biſchofe von Ollmütz; 1474 Chriſtian, erſter König von Dänemark, in Begleitung des Grafen von Barby und einer großen Anzahl anderer Grafen und Edelleute; 1663 Franz Egon von Fürſtenberg, Biſchof von Straßburg, Wilhelm Egon, damals Biſchof zu Metz, in der Folge Biſchof von Straßburg und Cardinal; 1696 Peter Creach, Erzbiſchof von Dublin und Primas von Irland.

Elſaß erwählte Odilia zur Schutzheiligen des

Landes, und das Andenken an ſie wird alle Jahre auf Odilienberg und wohl in ganz Elſaß feſtlich erneuert.

Odilienberg war nicht nur der Zeit nach, ſondern in jeder Hinſicht das erſte Frauenkloſter in Elſaß; es blieb ein Vorbild der nachfolgenden Klöſter für Frauen im ganzen Lande. Selbſt die Frauenklöſter Deutſchlands entſtanden ein Jahrhundert ſpäter, ſtanden aber jenem an Erkenntniß chriſtlicher Wahrheit und Heiligkeit des Lebens keineswegs nach. Die heilige Walburga und die heilige Lioba, deren die Geſchichte der Apoſtel Deutſchlands erwähnt, haben die erſten und vorzüglichſten derſelben errichtet. Die Namen Odilia, Walburga und Lioba leuchten gleich freundlichen Sternen aus dem Dunkel alter, längſt vergangener Zeiten hervor, und ſollten von uns Deutſchen noch immer mit Dankbarkeit, Ehrfurcht und Liebe genannt werden.

IV.

Die heilige Idda.

Gräfin von Toggenburg und Kirchberg.

Schon vor mehr als tausend Jahren gehörten die damaligen Grafen von Kirchberg, einem Schlosse an der Iller, nicht weit von der Stadt Ulm, zu den angesehensten Familien des hohen Adels in Deutschland. Wie gottselig und wie reich sie gewesen, erhellt auch daraus, daß die Grafen Otto und Hermann, zwei Brüder, im Jahre 1089 die Abtei Wiblingen bei Kirchberg gestiftet haben.

Aus dieser erlauchten Familie stammte die Gräfin Idda ab. Sie erblickte das Licht des Lebens im Jahre 1172. Ihre frommen Aeltern erzogen sie in unsrer heiligen Religion und zu jeder christlichen Tugend. Sie unterrichteten sie in feiner Sitte, und in Allem, was man von einem adel'gen Fräulein jener Zeit nur immer fordern konnte. Nicht nur zu zierlichen, weiblichen Arbeiten, sondern auch zu häuslichen Geschäften, auf die sich jede Edelfrau jener Zeit wohl verstehen mußte, wurde Idda fleißig angehalten. Sie blühte sehr schön heran, und ward an Verstand und Herzensgüte, an Bescheidenheit und Sittsamkeit eine Zierde des deutschen Adels.

Als der Herzog Philipp von Schwaben im Jahre 1179 zum deutschen Kaiser erwählt worden, hat man ihm zu Ehren in Köln am Rhein ein großes Turnier veranstaltet. Solche Ritterspiele oder vielmehr ritterliche Uebungen wurden damals von Kaisern und Herzogen öfter angeordnet, damit der junge Ritteradel angefeuert werde, sich in den Waffen, in Führung der Lanze und des Schwertes zu üben. Nur Ritter von adeliger Geburt durften an diesen Kampfspielen theilnehmen, und sich um die ausgesetzten Preise bewerben; die Frauen und Fräulein der Ritter schauten auf erhöhten Sitzen außer dem Kampfplatze zu; die sittsamsten und schönsten aus ihnen, ertheilten am Ende des Kampfes jedem Ritter den ihm von den Kampfrichtern zuerkannten Preis, der Dank genannt. Bei jenem Turnier in Köln, einem der prachtvollsten, fand sich ein großer Theil von den Rittern Deutschlands, besonders aber aus Schwaben, ein; auch eine unermeßliche Menge Volkes versammelte sich, um zuzuschauen.

Ein junger Graf von Toggenburg aus der Schweiz bewährte sich als den tapfersten und gewandtesten aus allen Rittern, und ihm ward der erste Preis zugesprochen. Er empfing ihn aus der Hand Idas, als der sittsamsten und schönsten aus allen gegenwärtigen Frauen und Fräulein.

Der ritterliche junge Graf, Heinrich von Toggenburg, gab der jungen Gräfin von Kirchberg den

Vorzug vor allen Fräulein Deutſchlands und der Schweiz. Er kam nach Kirchberg, und bat um ihre Hand. Die Aeltern und auch Idda waren darüber ſehr erfreut, denn Heinrich war nicht nur in jeder Hinſicht ein ausgezeichneter Mann, ſondern auch ein großer Herr. Seine Grafſchaft war von ſo weitem Umfange, daß man von ſeinem Schloſſe Toggenburg, das auf einem hohen ſteilen Felſen gegründet war, nur einen kleinen Theil derſelben überſehen konnte.

Heinrich und Idda wurden mit einander verlobt. Der Graf überreichte ſeiner Braut einen koſtbaren Ring vom feinſten Golde mit glänzenden Edelſteinen beſetzt. Das Hochzeitfeſt ſollte aber zu Toggenburg gefeiert werden.

Nach wenigen Tagen kam Graf Heinrich mit großem Gefolge in Kirchberg an, um ſeine Braut abzuholen. Beide Aeltern begleiteten ſie. In der Grafſchaft und auf dem Schloſſe waren zum Empfange der gräflichen Braut die herrlichſten Anſtalten gemacht. Die Ritter, Edelknechte und übrigen Kriegsleute des Grafen zogen, alle zu Pferd und in glänzender Rüſtung, ihr in wohlgeordneten Schaaren entgegen. Eine Menge Landvolkes, Männer und Weiber, alle feſtlich gekleidet, ſtanden zu beiden Seiten der Straßen. Die Schloßpforte war mit grünen Zweigen geziert. In dem Schloßhofe waren die Frauen und Töchter der Ritter und aller Diener des Grafen in ihrem beſten Putze verſammelt. Auf dem

Vorplatze der innern, mit Blumenkränzen geſchmückten Pforte des Schloſſes ſtanden der Abt und die Geiſtlichen des Kloſters Fiſchingen, das die Vorältern des Grafen geſtiftet hatten. Trompetenſchall und allgemeiner Freudenruf begrüßten die Braut. Der Abt ſegnete ihre Ehe in der Schloßkapelle feierlich ein. Das Hochzeitfeſt dauerte mehrere Tage.

Gräfin Idda lebte mit ihrem geliebten Grafen Heinrich in ſehr glücklicher Ehe. Sie fand zwar bald, daß der Graf zum Jähzorn geneigt ſey, und manchmal über eine Kleinigkeit, die ihm mißfiel, höchſt aufgebracht werde; allein durch ihr ſanftes, kluges Betragen wußte ſie ihn allemal zu beſänftigen. Mit ihren Dienſtboten, die alle ſie ehrten, liebten und ihr willig gehorchten, war die edle gütige Frau ſehr zufrieden. Nur der Kammerjunker des Grafen mißfiel ihr. Dieſer Mann hatte durch ſeine feinen Schmeicheleien das ganze Zutrauen ſeines Herrn gewonnen. Die Gräfin aber, der jeder Schmeichler zuwider war, wußte den feinen, gewandten Junker beſſer zu beurtheilen und überzeugte ſich, er ſey ein falſcher, eigenliebiger Menſch. Er ſuchte den Grafen zu unnützem Aufwande, zu beſtändigen und übermäßigen Luſtbarkeiten, ja durch falſche Angaben ſogar zur Ungerechtigkeit gegen die Unterthanen zu verleiten; die Gräfin aber wußte ſeine böſen Anſchläge faſt immer zu vereiteln. Der Böſewicht fing deßhalb an, ſie grimmig zu haſſen. Er verbarg je-

doch ſeinen Haß in ſeinem Herzen und heuchelte gegen die Gräfin die tiefſte Ehrfurcht. So oft er ihr begegnete, verneigte er ſich faſt bis zur Erde.

Nach einiger Zeit nahm der Graf einen Jäger in den Dienſt, einen redlichen, treuherzigen jungen Mann. Da der neuangeſtellte Jäger ſich ausnehmend gut auf die Jagd verſtand, ſo machte der Graf ihn zu ſeinem Leibjäger, und nahm gar oft nur ihn allein mit auf die Jagd. Er fand an den aufrichtigen, manchmal etwas einfältigen Reden des Jägers mehr Wohlgefallen als an den falſchen, ſchlauüberlegten Schmeicheleien des Junkers. Der Graf gewann ſeinen Jäger mit jedem Tage lieber, und ſprach nie von ihm, ohne ihn zu loben. Der Junker fürchtete, der Jäger werde ihn noch ganz aus der Gunſt des Grafen verdrängen und trachtete von nun an, ſeinen Herrn dahin zu bringen, daß er den Jäger fortjage. Der Graf ſagte einmal: „Das muß wahr ſeyn! Mein Leibjäger iſt nicht nur ein guter Weidmann, ſondern in Allem ein recht guter Mann. Er gefällt mir und meiner Gemahlin ſehr wohl.“ Der Junker murmelte wie für ſich, als wolle er nicht, daß der Graf es höre, aber doch laut genug, daß er es hörte: „Ich fürchte, die Frau Gräfin finde nur gar zu großes Wohlgefallen an dem ſchönen Jäger.“ Der Graf war von der Treue, der edlen Denkungsart, und der Frömmigkeit ſeiner Gemahlin zu feſt überzeugt, als daß er hätte eiferſüchtig werden können.

Mit großem Unwillen rief er: „Solche Reden will ich nie mehr aus deinem Munde vernehmen, sonst sollst du, von dem Augenblicke an, mein Angesicht nie mehr sehen. Meine Gemahlin ist rein und schuldlos wie ein Engel!“

An einem hellen, warmen Frühlingstage kam es der Gräfin in den Sinn, die schönen Kleider, die sie mit hieher gebracht hatte, und die den Winter über in den Kästen verschlossen waren, auf einer der Zinnen des Schlosses zu sonnen, zu der sie allein den Schlüssel hatte. Auch ihren Schmuck brachte sie dahin, und reinigte und putzte ihn, daß alles Gold so hell glänzte, als wäre es eben aus der Hand des Goldschmieds gekommen. Sie ging, noch einiges andere Geschmeide zu holen. In den wenigen Augenblicken, bis sie wieder kam, flog ein Vogel, ein Rabe oder eine Dohle herbei, und trug ihren Vermählungsring im Schnabel davon. Erst gegen Abend, als sie ihre Kostbarkeiten wieder zurücktragen und verwahren wollte, vermißte sie den Ring.

„Es ist mir unbegreiflich, sprach sie, daß gerade das kostbarste von allen diesen Kleinodien nicht mehr da ist. Ich weiß es gewiß, daß den ganzen Tag hindurch, außer mir, keine Seele hieher gekommen ist. Wo befindet sich also der Ring?“ Sie dachte, vielleicht habe sie den Ring, so unwahrscheinlich es ihr auch war, aus Unachtsamkeit gar nicht hieher gebracht. Sie suchte überall nach, allein vergebens!

Sie war über diesen Verlust sehr bekümmert. Sie sagte aber Niemanden davon, als ihrer getreuen Kammerjungfer Thekla, die ihr suchen half; sie hoffte noch immer, der Ring müsse doch noch zum Vorschein kommen. „Was würde mein Gemahl sagen, seufzte sie, wenn er an festlichen Tagen den Ring nicht mehr an meinem Finger erblickte!“

Der Leibjäger des Grafen ging nach einigen Tagen in den Wald, um den Stand des Wildes auszuforschen, damit der Graf, wenn es ihm wieder zu jagen beliebte, eine glückliche Jagd haben möge. Da sah er hoch auf einem Baume ein großes Vogelnest und hörte die jungen Vögel krächzen. Er kletterte hinauf, um die Jungen auszunehmen. Da fiel ihm der Ring in die Hand. Er hatte über diesen Fund große Freude, obwohl er den kostbaren Ring nicht zu schätzen wußte, noch viel weniger daran dachte, wem er vielleicht gehört habe. Er steckte den Ring an den Finger, trug ihn unverhohlen, und bildete sich auf diesen Schmuck nicht wenig ein. Der Kammerjunker erblickte den Ring an dem Finger des Jägers, und dachte: „Nun bin ich gerettet, und der verhaßte Jäger ist verloren.“

Am folgenden Tage gegen Abend wollte der Graf auf die Jagd reiten. Sein Jagdpferd, das ein Reitknecht am Zügel hielt, stand bereit. Da flüsterte der Kammerjunker dem Grafen in die Ohren: „Leider ist es doch so, wie ich immer vermuthet habe! Die

gnädige Frau Gräfin hat ſogar den koſtbaren Mähl-ring, den ſie aus der Hand Eurer Gnaden erhalten hat, dem Jäger geſchenkt.“ — „Wie, Du, Jäger-burſch, ſchrie er laut, komm einmal her und zeige dem Herrn Grafen deine linke Hand.“

Der gute Jäger kam herbei, hielt ſeine Hand dem Grafen hin, und meinte, der ſchöne Ring werde dem Herrn ſehr wohl gefallen. Der Graf aber ent-ſetzte ſich und rief ergrimmt: „Kerl, woher haſt du dieſen Ring?“ Der Jäger ſagte: „In einem Raben-neſte auf einem Baum des Waldes habe ich ihn ge-funden.“ Der Graf hatte nie gehört, daß derglei-chen Vögel glänzendes Metall zu ſtehlen und in ihr Neſt zu tragen pflegen. Er hielt die Rede des Jä-gers für eine freche Lüge und kam vor Wuth ganz außer ſich. Er riß ihm den Ring vom Finger, und ſchrie ſeinen Kriegsknechten zu, die am Thore Wache hielten: „Auf! und bindet den Böſewicht dem Roſſe da an den Schweif; dann peitſcht es, daß es ihn zu todt ſchleife.“

Die Knechte zauderten. Da riß er ſein Schwert aus der Scheide und rief: „Wenn ihr mir nicht ge-horcht, ſo ſeyd ihr alle des Todes!“ Die Knechte ergriffen den Jäger, der laut jammerte und ſeine Unſchuld betheuerte, banden ihn dem Roſſe an den Schweif, peitſchten es, und das Roß ſprengte, im-mer ausſchlagend, den Berg hinab. Der Unglück-liche wurde von den Hufen des Roſſes und den her-

vorstehenden Felsenecken am Wege vielfältig verwundet, und unten am blutbespritzten Wege des Berges gab er den Geist auf.

Idda saß in ihrem Zimmer an der entgegengesetzten Seite des Schlosses, bei dem offenen Fenster, von dem man über tiefe Thäler eine herrliche Aussicht auf grüne Wälder und die entfernteren mit Schnee bedeckten Gebirge hatte. Sie wußte nichts von Allem, was an der Schloßpforte vorgegangen war, und nähte emsig an einem neuen Kleide. Da kam ihre Kammerjungfer laut weinend und die Hände ringend herein und fing an, von dem schauerlichen blutigen Mord zu erzählen. Die Gräfin wurde blaß wie eine Leiche, zitterte und bebte. Allein plötzlich, ehe die Kammerjungfer noch ein Wort von dem Ringe, der Veranlassung dieser Greuelthat vorbringen konnte, stürzte der Graf wüthend in das Zimmer; seine Augen funkelten von Zorn, sein Mund schäumte, sein Angesicht war von Wuth entstellt. „Du gottloses, ungetreues Weib, schrie er, du mußt sterben," und schwang hoch in der Hand das blitzende Schwert. Die reine, schuldlose Seele ahnete gar nicht, warum er den Jäger habe ermorden lassen und warum er sie umbringen wolle. Sie fiel auf die Knie nieder, streckte beide Arme zum Himmel empor und rief: „O Du barmherziger Gott, erbarme Dich meiner! O liebster Heinrich, warum bist du gegen mich so schrecklich aufgebracht? Ach, lege doch dein Schwert weg!"

„Du haſt Recht!“ ſchrie er, und warf ſein Schwert weg. „Du biſt zu ſchlecht, als daß ich mein gutes Schwert mit deinem Blute beflecken möchte.“ Er ergriff die unſchuldige Gräfin, und ſtürzte ſie durch das offene Fenſter über den hohen, hier gänzlich ſteilen Berg hinab in die ſchauerliche Tiefe.

Idda fiel zwar unverſehrt auf dichtes, weiches Moos, blieb aber lange, athemlos und ohne etwas von ſich zu wiſſen, liegen. Als ſie wieder zur Beſinnung und zu Athem gekommen war, und zu der ſchwindlichen Höhe des Schloſſes und zu dem Fenſter, aus dem ſie herabgeſtürzt worden, empor blickte, ſchauerte ihr, und ſie bethete: „O großer, allmächtiger Gott, nur Du konnteſt mich erretten! Du haſt mir deine heiligen Engel zu Hülfe geſchickt, die mich auf ihren Händen getragen haben, damit ich nicht an einem Steine verletzt wurde.“

Sie dachte an den Grafen. Noch nie hatte ſie einen Menſchen in einer ſolchen Wuth geſehen. Sie zitterte vor ihm und flüchtete ſich in ein nahes Gebüſch, damit er ſie aus den Fenſtern des Schloſſes nicht ſehe, herabkomme und ſie ermorde. Erſchöpft von Schrecken und Kummer, ſetzte ſie ſich, um ſich zu erholen, in das Gras. Es wurde Abend; ſie empfahl ſich dem Schutze Gottes, legte ſich hier nieder, und ſchlief ſanft und ruhig, bis der Morgen anbrach

Als ſie erwachte, dankte ſie Gott für dieſen ruhi-

gen Schlaf, der sie sehr gestärkt hatte, und machte sich auf, weiter zu gehen. Sie irrte lange zwischen Wald und Felsen umher, und kam immer tiefer in die Wildniß hinein. Lange fand sie keinen Ausweg. Endlich kam sie durch eine finstere Felsenschlucht in ein kleines, grünes Thal, das im Glanze der Sonne vor ihr lag. Das Thal war rings mit mancherlei Gesträuch, und weiter hin von dichterem Wald und rauhen Felsen umgeben. Oben in dem schmalen Thale brach eine Quelle aus einem Felsen hervor. Idda war hungrig und durstig. Einige Waldbeeren gewährten ihr eine kleine Erquickung; an der Quelle löschte sie ihren Durst. Hier setzte sie sich und dachte nach, was sie jetzt anfangen solle.

„Was soll ich noch in der Welt! seufzte sie. Wird der Graf, der mich tödten wollte, mir nicht ferner nach dem Leben trachten? Werden die Menschen mich, als ein Weib, das von ihrem eigenen Mann verstoßen und des Todes werth erachtet worden, nicht für eine Verbrecherin halten, und mich ihm ausliefern? — Ich will hier in dieser Wildniß bleiben. Gott, der mich wunderbar vom Tode errettet hat, kann mich auch in dieser Wildniß am Leben erhalten. Die alten Einsiedler der Wüste in Aegypten haben ja auch nur von Kräutern und Wurzeln gelebt und ein hohes Alter erreicht. Gott hat sie erhalten. Ich denke, es ist Gottes Wille, daß ich einstweilen hier bleibe. Er ließ es zu, daß

ich aus dem Hofleben, in dem ich vielen Zerſtreuungen ausgeſetzt war, und meine Andacht immer lauer wurde, auf eine gewaltſame Art, jedoch ohne daß mir ſonſt ein Leid geſchah, herausgeriſſen worden. Gott hat mich in dieſe Wüſte verſetzt, damit ich wieder mit Ihm näher vereinigt werde. Er wird ſchon zu rechter Zeit, die Er allein weiß, einen guten Menſchen hieher ſchicken, der mich wieder zu meinen lieben Aeltern bringt oder an irgend einen andern ſichern Ort führt. Mein lieber himmliſcher Vater mache es mit mir nach ſeinem heiligen Wohlgefallen."

Nicht weit von der Quelle bemerkte ſie in der Felſenwand, eine kleine Vertiefung, die jedoch nicht ſo tief war, daß man ſie eine Höhle hätte nennen können. „Hier, dachte ſie, will ich verſuchen, mir ein kleines Hüttlein zu erbauen; auch wird mir der Felſen gegen Sturm und Regen einigen Schutz geben." Sie fügte aus den dürren Stämmen junger Tannen, die ſie in dem Walde fand, und aus grünen Tannenäſten eine Art Hütte zuſammen, die freilich nur ſehr klein und armſelig ausfiel, und kaum dem Hüttchen eines Feldhüters ähnlich war. Indeß war ſie damit zufrieden, und ſammelte trockenes Moos und trug es hinein zum Nachtlager.

Sie ſuchte nunmehr genießbare Kräuter auf und grub mit einem Stücke harten Holzes oder mit einem ſcharfen Steine nahrhafte Wurzeln aus. Sie ſam-

melte Dornſchlehen und Hambutten, auch Haſelnüſſe und Buchnüſſe. So oft ſie im Walde eine Haſelſtaude voll Nüſſe entdeckte, oder zu einem Buchbaum kam und den Boden mit den herabgefallenen Buchnüſſen bedeckt ſah, dankte ſie Gott für dieſe Wohlthaten. Sie mußte doch niemals hungrig zu Bette gehen. Sie lebte, im Vertrauen auf Gott ohne Nahrungsſorgen und zufrieden.

Sie dachte wohl öfter daran, wie viel ſie verloren hatte. Anſtatt eines prächtigen Schloſſes, bewohnte ſie nur eine höchſt dürftige Hütte, anſtatt in einem feinen weichen Bette, ſchlief ſie auf Moos, anſtatt einer gräflichen Tafel hatte ſie nur geringe Speiſen. Es fiel ihr aber gar nicht ein, ſich darüber zu beklagen. „Ich habe freilich nichts mehr von allen Bequemlichkeiten des Lebens, von all meinen Schätzen und Koſtbarkeiten, ſprach ſie; allein ich habe doch noch die Sonne, die mir alle Tage in goldener Pracht aufgeht, und mir den ganzen Tag hindurch leuchtet, und der Mond ſcheint mit ſilberhellem Glanze zu Nacht durch meine Bäume; und was iſt dagegen alles Gold und Silber! Die mancherlei Waldblumen ſind ſchöner als Sammet und Seide, und der Thau daran funkelt prächtiger als Edelſteine. Ich bin alſo noch immer reich genug. O Du mein Gott! Sey nur Du meine Sonne, und erleuchte Du meine Seele; der Thau deiner Gnade befeuchte und erquicke mein Herz! So geht

mir Das über alle Schätze der Welt, ja ſogar über die Herrlichkeit all Deiner ſichtbaren Werke!“

Nur das ſchmerzte ſie, daß ſie keine Kirche mehr beſuchen konnte. Sie hatte ſich früherhin an jedem Sonn- und Feſttage in die Kloſterkirche zu Fiſchingen begeben, das Wort Gottes angehört und dem Gottesdienſte beigewohnt. Um jedoch jetzt in ihrer Einſamkeit nicht ohne alles chriſtliche Zeichen zu ſeyn, fügte ſie aus zwei Trümmern eines bemoosten, halbverwitterten Baumſtammes, ein Kreuz zuſammen und ſtellte es vor dem Eingange ihrer Hütte auf. „Im Kreuze, ſagte ſie, oder vielmehr in Demjenigen, an Den dieſes Zeichen erinnert, und Der für uns am Kreuze geſtorben, iſt allein Heil!“ So oft ſie aus und einging, und das Kreuz vor ihrer Hütte anſah, dachte ſie daran, was Jeſus für uns ſündige Menſchen am Kreuze gelitten hat, und ward von ſeiner Liebe gerührt, und fand Troſt und Kraft in allen Leiden.

Sie befolgte das Wort Jeſu: „Bethet immer!“ Wann der Morgen anbrach und der Geſang der Vögel im Walde ſie weckte, dankte ſie Gott, daß Er ſie die Nacht hindurch ſo ſanft und ſüß hatte ſchlafen laſſen und daß Er ſie vor wilden Thieren beſchützt hatte; ſie flehte zu Ihm, daß Er ſie den Tag hindurch vor Ungeduld und Kleinmuth und vor jeder Sünde bewahren wolle. Bei der vielen Arbeit, die ihr das Ausgraben und Waſchen der Wurzeln,

das Aufſuchen der Kräuter, das Einſammeln der Waldfrüchte und das Flechten von Binſenkörbchen machte, um die Früchte darin aufzubewahren, hatte ſie ihr Herz immer bei Gott. Nie aß ſie von ihrem dürftigen Vorrathe an Speiſen, nie trank ſie aus der Quelle ohne Gott für ſeine Gaben zu danken. Bevor ſie Abends ſich niederlegte auf ihr Lager von Moos, dankte ſie allemal Gott für alle den Tag über empfangene Wohlthaten — daß Er es ihr an Speis und Trank nicht habe fehlen laſſen, daß Er ſie in dieſer Wüſte immer geſund erhalte, daß Er ihr immer gute, fromme Gedanken eingebe und ſie mit himmliſchem Troſt erquicke; und ſie bat Ihn, ſie auch dieſe Nacht über in ſeinen heiligen Schutz zu nehmen. Mit den Gedanken an Gott ſchlief ſie ein.

Wie das Bethen, ſo war auch das Betrachten ihr ein ſtetes Geſchäft. Es kam ihr ſehr wohl, daß ſie von Kindheit an die ſonn- und feſttäglichen Evangelien fleißig geleſen und alle wohl inne hatte. Sie durchging die ganze Geſchichte Jeſu öfter, und erfreute, tröſtete und erbaute ſich an all den lehrreichen Begebenheiten.

Mit beſonderer Andacht bedachte ſie, was in dem Evangelium von Maria, der Mutter Jeſu und auch von andern frommen Frauen erzählt wird. Es lohnt ſich der Mühe, daß auch wir einen Blick auf dieſe

ſchönen Beiſpiele werfen; deßhalb werden ſie, mit ſo wenigen Worten, als es füglich geſchehen kann, hier in Erinnerung gebracht.

Maria, die Mutter des Herrn, die heiligſte aller Jungfrauen, mache den Anfang. Der Engel nannte ſie die Gnadenvolle und ſprach zu ihr: „Der Herr iſt mit Dir!“ Könnte ein Engel dieſes auch von Jedem aus uns ſagen? Maria ſprach: „Sieh, ich bin eine Dienſtmagd des Herrn!“ Möchte jede Menſchenſeele dieſes in Wahrheit von ſich ſagen können! Eliſabeth ſagte: „Selig biſt Du, daß Du geglaubt haſt!“ Auch wir können nur durch den Glauben ſelig werden. Maria ſprach in ihrem herrlichen Lobgeſang: „Meine Seele erhebe den Herrn, und mein Geiſt frohlocke in Gott, meinem Heilande!“ Auch wir wollen in dieſen Lobgeſang einſtimmen! Maria an der Krippe Jeſu vernahm von den Hirten, welche Freude ein Engel allem Volke verkündet, und welchen Lobgeſang Chöre der Engel angeſtimmt haben, und behielt alle dieſe Worte und überlegte ſie in ihrem Herzen. Auch wir wollen jedes Wort, das von Gott kommt, bewahren, überlegen und darnach leben; nur dann kann Freude und Frieden auch uns zu Theil werden. Maria trug das göttliche Kind in den Tempel, und der ehrwürdige Greis Simeon, nannte es das Licht und Heil der Welt. Jeſus ſey auch unſer Licht und Heil! Maria ſagte auf der Hochzeit zu Kana ein Wort zu den Die-

nern, das allen Menſchen gilt: „Alles, was Er euch ſagt, das thut.“

Die Samariterin am Jakobsbrunnen war die erſte, der ſich Jeſus als Chriſtus den Herrn zu erkennen gab, weil ſie ihre Sündhaftigkeit erkannte, über die wahre Anbethung Gottes belehrt werden wollte, und auf den Erlöſer hoffte. Ihr ſagte Er die denkwürdigen Worte: „Gott iſt ein Geiſt, und die Ihn anbethen, müſſen Ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbethen.“ O möchten auch wir uns beſtreben, Ihn ſo anzubethen! An dieſem Brunnen verglich Jeſus ſeine Lehre und ſeinen Geiſt zu einer Quelle, die fortquillt in das ewige Leben. Möchten auch wir aus dieſer Lebensquelle ſchöpfen! Dieſe Samariterin war gleichſam die erſte Evangeliſtin, auf deren Rede ihre Mitbürger ſich zu Jeſus nahten, Ihn hörten, an Ihn glaubten und bekannten: „Wir glauben nunmehr nicht wegen deiner Rede; denn wir haben Ihn ſelbſt gehört, und wiſſen nun, daß Dieſer wahrhaft Chriſtus iſt, der Heiland der Welt.“

Eine fromme Iſraelitin, die lang an einer unheilbaren Krankheit litt, dachte: „Wenn ich nur ſein Kleid anrühre, ſo werde ich geſund!“ Wie rührend ſind dieſe Worte! Wie zart und wie ſtark war ihr Glaube, ihr Vertrauen, Jeſus könne und wolle helfen! Sie ging Ihm nach, rührte den Saum ſeines Kleides an, und wurde augenblicklich geſund.

So ſollen auch wir in Einfalt des Herzens, voll Glauben und Vertrauen, bei allen Nöthen Leibes und der Seele unſere Zuflucht zu Jeſus nehmen.

Die Mutter einer kranken Tochter kam aus Kanaan, dem Lande der Heiden, über die Gränze und rief: „Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Jeſus, der für jetzt nur zu den Kindern Iſraels geſandt war, ſagte, ſie ſolle zuerſt die Kinder ſatt werden laſſen; ſie aber antwortete: „Ja freilich, Herr! aber auch die Hündlein eſſen von den Broſamen, die von dem Tiſche ihrer Herren fallen!“ Jeſus ſprach: „O Weib, dein Glaube iſt groß; dir geſchehe wie du willſt! Und von derſelben Stunde an war ihre Tochter geſund Wer möchte nicht auch ſo voll Glaubens und ſo demüthig auf Jeſus vertrauen!

Eine arme Wittwe legte zwei Scherflein, die zuſammen einen Pfennig betragen, in den Opferkaſten; viele Reichen aber warfen große Geldſtücke hinein. Jeſus ſprach zu ſeinen Jüngern: „Wahrlich, ich ſage euch, dieſe arme Wittwe hat mehr gegeben, als alle, die in den Opferkaſten gelegt haben. Denn ſie alle haben nur von ihrem Ueberfluſſe hinein geworfen, dieſe arme Wittwe aber gab, bei ihrer Armuth, Alles hin, was ſie hatte, ihren ganzen Lebensunterhalt.“ So ſieht Jeſus mehr auf den guten Willen des Gebers als auf die Gabe; auch läßt Er nicht das geringſte Gute unbemerkt.

Maria Magdalena benetzte die Füße Jesu mit Thränen der Reue, trocknete sie mit ihren Haaren, und küßte sie voll Andacht und Liebe, und Jesus sagte von ihr: „Ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie so viel geliebt hat.“ Zu ihr aber sprach Er: „Deine Sünden sind dir vergeben! Dein Glaube hat dir geholfen. Geh hin im Frieden!“ Der Glaube an Jesus, aufrichtige Reue aus inniger Liebe zu Jesus, erhält Vergebung der Sünden.

Martha und Maria, zwei Schwestern zu Bethanien, nahmen Jesus, wann Er auf seinen Reisen dahin kam, in ihr Haus auf. Martha gab sich viele Mühe, Ihn reichlich zu bewirthen; Maria setzte sich zu den Füßen Jesu, und hörte sein Wort. Da sprach Jesus: „Martha, Martha, du machst dir viele Sorgen und bekümmerst dich um viele Dinge. Eines nur ist nothwendig; Maria hat den besten Theil erwählt, der nicht von ihr wird genommen werden.“ Als Lazarus, der Bruder der zwei Schwestern, gestorben war und Jesus vier Tage später nach Bethanien kam, eilte Martha Ihm entgegen und rief: „O Herr, wenn Du da gewesen wärest, so wäre mein Bruder nicht gestorben. Aber ich weiß, um was Du auch jetzt noch Gott bitten wirst, das wird Dir Gott geben.“ Jesus sprach: „Dein Bruder wird auferstehen. Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an Mich glaubt, wird leben, obgleich er stürbe. Glaubst du das?“ Sie sprach: „Herr!

ja ich glaube, Du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist.“ Maria, die auch herbei kam, und weinend Jesu zu Füßen fiel, hatte eben diesen Glauben. Jesus ging zum Grabe und rief den Todten lebend aus dem Grabe hervor — und bewährte so sich als die Auferstehung und das Leben. — Die drei dankbaren Geschwister bereiteten Jesu eine Abendmahlzeit. Lazarus saß mit zu Tische, Martha bediente Jesus, Maria salbte die Füße Jesu mit kostbarem Nardenöl, und das ganze Haus wurde mit Wohlgeruch erfüllt. Jesus nahm diesen Beweis von Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gütig auf und sprach zu seinen Jüngern: „Wahrlich, Ich sage euch, wo immer das Evangelium in der ganzen Welt wird geprediget werden, da wird auch, was sie jetzt gethan hat, zu ihrem Andenken erzählt werden.“ Noch mehr aber als die Salbung mit kostbarem Nardenöl gefiel Jesu der stille Sinn, die Innigkeit Mariens, womit sie die Worte Jesu angehört und zu Herzen genommen. Ihr hat sich Jesus, der Auferstandene bei dem leeren Grabe im Garten, so unaussprechlich liebreich und freundlich geoffenbart, daß die kurze Geschichte davon Jedem, der sie einmal gelesen oder gehört hat, für immer unvergeßlich bleiben muß.

Maria, die Mutter Jesu mache, so wie den Anfang, auch den Beschluß dieser Beispiele. Sie, die Heiligste, die voll treuer Liebe unter dem Kreuze ihres göttlichen Sohnes gestanden und deren Seele,

nach Simeons Weiſſagung, ein Schwert des Schmerzens durchdrungen, blieb im Glauben an Gott, aufrecht unter dem Kreuze ſtehen und unterlag nicht dem Schmerz. Sie erfreute ſich, mit allen Jüngern und Jüngerinnen, der Auferſtehung Jeſu; ſie war mit ihnen Ein Herz und Eine Seele; ſie blieb mit den Apoſteln im Saale einmüthig im Gebethe, und wartete mit ihnen auf den verheißenen heiligen Geiſt, welche Verheißung denn auch am Pfingſttage auf das herrlichſte erfüllt worden. Maria iſt das ſchönſte Beiſpiel des Glaubens an Gott, der Seligkeit in Gott, der Liebe zu den Menſchen, der tiefſten Demuth, der vollkommenſten Geduld und Sanftmuth, und aller Tugenden.

Dieſe ſchönen Beiſpiele der heiligſten Jungfrau und auch der andern frommen Frauen hat Idda in ihrer tiefen Einſamkeit und Abgeſchiedenheit von der Welt oft betrachtet. Wir können dieſes aus ihrem Leben abnehmen, das dieſen ſchönen Vorbildern nachgebildet war.

Unter ſolchen Betrachtungen und mit Gebeth und Arbeit, brachte Idda in der einſamen Wildniß mehrere Jahre zu. Wie viele, weiß man nicht beſtimmt; ſo viele es aber auch ſeyn mochten, nie fühlte ſie Langeweile, immer war ſie in ihrer armſeligen Hütte, bei aller Armuth und allem Mangel zufrieden und ſelig in Gott.

Mit dem Grafen Heinrich aber in der hohen,

ſtolzen Toggenburg, wo er an Allem Ueberfluß hatte, war es nicht ſo. Er führte ein freudenloſes, trauriges Leben, ja man fürchtete, er werde gar verzweifeln. So bald er die zwei grauſamen Thaten an ſeiner frommen, edlen Gemahlin und dem wackern Jäger vollbracht hatte, wurde es ihm ganz anders zu Muthe. Stumm, ſtarr, und wie verſteinert ſtand er da. Das Feuer ſeines Zorns legte ſich, und eiskalter Schauder überfiel ihn. Die Mauern der Burg ſchienen um ihn zu wanken; ein allgemeines Jammergeſchrei aller Bewohner der Burg erhob ſich, und alle ſeine Dienſtleute entflohen nach und nach; nur ſeine beeidigten Kriegsknechte hielten es noch bei ihm aus, aber auch dieſe gingen traurig und ſtillſchweigend umher und vermieden es, ihn anzuſehen.

In der ganzen Grafſchaft herrſchte ſeit jenem unglücklichen Tage noch immer über Idas Verluſt Betrübniß. Noch jetzt jammerten die Leute, die irgend in eine Noth kamen: „Ach, daß Ida noch lebte, ſo würde uns gewiß geholfen! O die gute, gute, liebe Gräfin! Sie war ſo liebreich, ſo freundlich gegen alle Menſchen, ſo wohlthätig gegen die Armen. Die niedrigſten Hütten, wo ſich Kranke befanden, beſuchte ſie und nahm ſich ihrer an!“

Graf Heinrich aber hatte alle Liebe, alles Zutrauen ſeiner Unterthanen verloren. Wann er in eines ſeiner Dörfer hinabkam, wo ſich ihm ſonſt alle Fenſter öffneten, wo aus allen Hausthüren erfreute

Menſchen herauskamen, und ihn freundlich begrüßten, da ließ ſich jetzt kein Menſch ſehen. Das Dorf war wie ausgeſtorben. Wenn irgendwo im Felde eine Schaar Kinder mit einander ſpielte, da ſprangen alle, ſobald ſie ihn erblickten, aus einander und entliefen, wie die Lämmer, wann der Wolf kommt.

Der Graf ging von nun an öfter ganz allein auf die Jagd. Er hatte keinen Leibjäger mehr, denn für ſo ehrenvoll und einträglich man dieſen Dienſt hielt, und ſo viele ſich ſonſt um dieſe Stelle beworben haben, ſo meldete ſich jetzt kein Menſch. Es war aber auch dem Grafen gar nicht um das Jagen, er wollte nur fern von den Menſchen in dem Dunkel der Wälder ſeinen traurigen Gedanken nachhängen.

Da begegnete ihm eines Tages im Walde ein eisgrauer Mann, Namens Oswald, der älteſte Förſter der Grafſchaft, der ehemals bei dem Vater des Grafen Leibjäger geweſen. Er hatte den kleinen Grafen Heinrich hundertmal auf den Armen getragen, ihm kleine Jagdgeſchichtchen erzählt, ihm allemal etwas aus dem Walde, einen Zweig mit Beeren, eine ſeltene Blume, einen Vogel oder ein Eichhörnchen mitgebracht, und ihm tauſend Freuden gemacht. Dem ehrwürdigen Greiſe ſchoſſen, ſobald er den Grafen erblickte, die Thränen in die Augen und er fing an, ſchmerzlich zu weinen.

„Was fehlt dir, Alter, fragte der Graf, warum weineſt du?“

„Ach, antwortete der Förſter, und trocknete ſich mit ſeinem Taſchentuche die Augen: „Wie möcht Ihr noch fragen? Seit ich die traurige Geſchichte vernommen habe, habe ich um Euch ſchon viele Zähren vergoſſen, und Euch noch mehr bedauert, als Eure getreue Gemahlin und den ſchuldloſen Jäger!“

„Getreu? ſchuldlos? rief der Graf, das iſt nicht ſo!“

„Es iſt ſo!“ ſprach der Förſter mit großem Ernſt und Nachdruck. „Hört mich nur einmal an. Bei uns Jägern allen iſt es eine ausgemachte Sache, und uns aus alter Erfahrung wohl bekannt, daß die Raben, Dohlen und Aelſtern, was ſie von Gold oder Silber finden und wegzutragen vermögen, begierig ſtehlen, und es in ihrem Neſte aufbewahren. Warum ſie das thun, wiſſen wir nicht. Jedoch der Geizige macht es ja auch ſo, ohne von dem Golde oder Silber, das er zuſammenrafft oder aufbewahrt, irgend einen Gebrauch zu machen. Doch dieß bei Seite, und hört weiter. Mit dem vermißten Ringe ging es nun ſo: Der unglückliche Jäger hat ſeinen Kameraden und vielen jungen Burſchen den Ring gezeigt, ihnen erzählt, er habe ihn in einem Vogelneſte auf einem Baume gefunden; er hat den Ring auch öffentlich getragen, und ihn mit Freuden jedem Neugierigen gezeigt. Die Leute, die den Ring nicht zu ſchätzen wußten, machten eben nicht viel aus der Sache, und redeten nicht mehr davon. Ferner hat

die wackere Kammerjungfer Thekla mir und vielen andern Leuten erzählt, die Gräfin habe auf der Zinne des Schloſſes ihre Koſtbarkeiten auf einem Tiſche ausgelegt, und ſie geputzt. Da habe, als ſie nur wenige Augenblicke weggegangen war, der Ring, das liebſte Stück aus allen ihren Kleinodien, weil ſie ihn aus Eurer Hand bekommen hatte, gefehlt. Sie habe es für unmöglich gehalten, daß der Ring geſtohlen worden, weil Niemand als ſie auf den Altan kommen konnte. Sie habe über dieſen Verluſt einen großen Jammer gehabt, aber Niemanden, als der Thekla die ihr ſuchen half, davon geſagt, und derſelben verboten, Jemanden davon zu erzählen, weil ſie noch immer hoffte, der Ring müſſe ſich wieder vorfinden. Nun, mein liebſter Herr Graf, laſſen ſich dieſe Geſchichten gar wohl zuſammenreimen. Es iſt klar, daß einer der ſchwarzen Vögel, die immer um den hohen Thurm Eurer Burg herumfliegen, den Ring erblickt, geſtohlen, und in ſein Neſt getragen hat. Es kann gar nicht anders ſeyn. Es wäre gar zu unſinnig, nur zu denken, daß die kluge, verſtändige Gräfin, wenn ſie, was aber nicht iſt und nicht ſeyn kann, ein unerlaubtes, geheimes Einverſtändniß mit dem Jäger gehabt hätte, ihren Vermählungsring ihm geſchenkt hätte, ohne ihm zu verbieten, den Ring öffentlich zu tragen, und ſo ihr Geheimniß aller Welt bekannt zu machen, und den Beweis ihrer Untreue vor Augen zu legen. Ach,

es iſt gar nicht möglich, daß die edle Gräfin ſich ſo wegwerfen könnte, einen gemeinen Jägerburſch, der ſich zwar gut auf die Jagd, aber ſonſt auf nichts verſtand, der zwar ein ehrlicher Kerl, aber ohne alle feine Lebensart iſt, daß ſie, ſag ich, einen ſolchen Menſchen dem edlen, tapfern, in aller Welt geachteten und berühmten Grafen von Toggenburg, den ſie, wie ich gewiß weiß, innig liebte, hätte vorziehen können. Das zu glauben, wäre Unſinn. Aber ſo geht es! die Eiferſucht hat ſchon manchen wahnſinnig gemacht, daß er Dinge zu ſehen glaubte, und ſie für wahr hielt, die unmöglich ſind. Der Zorn aber iſt eine Art von Wuth und Raſerei; was man im Zorn thut, hat man noch immer zu bereuen Urſache gehabt. Man kann ſich davor nicht genug in Acht nehmen! Uebrigens habt nicht Ihr die größere Schuld an dem zweifachen Unglücke, ſondern Euer Kammerjunker, der ſchlechte Kerl, der Schmeichler, der Ohrenbläſer, der falſche Angeber. Er hat gewußt, wie der Jäger zu dem Ringe gekommen. Der Böſewicht hat Euch geradezu belogen."

Der Graf ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, brach in einen Strom von Thränen aus und rief: „Nun erſt bin ich ein unglücklicher Mann! Nun könnte mein Elend nicht größer ſeyn! O Idda, Idda, ſo warſt du denn unſchuldig! — Beſter Oswald, ach kommt doch mit mir, bleibt bei mir, habt auf mich Acht. Ich möchte mir ſonſt ein Leid anthun."

Oswald, der Förſter ging mit ihm, und ſuchte ihn zu tröſten. Am folgenden Tage aber führte ihn der Förſter zu dem Abte von Fiſchingen. „Denn dieſer fromme, weiſe Mann, ſagte er, kann Euch beſſer als ich tröſten und beruhigen.“

Nach langer Zeit ging der Förſter Oswald, eines Morgens, weit hinein in den Wald, um Bäume aufzuſuchen, deren Holz zu vorzüglich ſchönen Tiſchler- und Drechslerarbeiten tauglich wäre. Man hatte ſolche Holzarten, die hier zu Lande etwas ſelten waren, von ihm verlangt, und er wollte ſelbſt nachſehen. Er verirrte ſich, kam in die rauheſte Gegend der Wildniß, und wußte zwiſchen Felſen und Gebüſchen ſich nicht mehr zurecht zu finden. An einem Bächlein bemerkte er im Sande Fußſtapfen und zwar eines Menſchen, der mit bloßen Füßen hier gegangen war. Die Spur verlor ſich auf dem feſteren Boden ſogleich wieder dem Auge, aber der Hund des Förſters gab Laut und verfolgte die Spur. Der Förſter ging dem Hunde, längs dem Bächlein hin, nach, bis zu dem Felſen, aus dem das Waſſer hervorquoll. Da erblickte er die kleine niedrige Hütte, vor der das Kreuz ſtand. Er dachte verwundert: „Sollte wohl ein Einſiedler ſeine Wohnung hier aufgeſchlagen haben!“

Er ging hin, und rief hinein: „Wer du auch ſeyſt, komm heraus!“ Idda kam heraus. Ihr Angeſicht war blaß und abgezehrt, ihre Kleidung ſehr

armſelig, abgetragen, veraltet und hie und da zerriſſen, ihre Füße waren bloß. Der Förſter erkannte ſie aber ſogleich, trat mit erhobenen, weit ausgebreiteten Armen, drei Schritte zurück, und rief erſtaunt: „Seyd Ihr die Gräfin Idda, oder ſehe ich Euren Geiſt.“

Idda ſprach: „Ich bin es! Lebt Graf Heinrich noch und iſt er noch gegen mich aufgebracht?“

„Er lebt noch, ſprach der Jäger, und erkennt, daß Ihr unſchuldig ſeyd! Ach, Ihr wißt nicht, wie ſchrecklich er hintergangen worden.“

Idda ſagte: „Meine Füße tragen mich nicht mehr! Kommt mit mir, ſetzt Euch zu mir auf das Felſenſtück dort, und erzählt mir!“

Oswald erzählte ihr die Geſchichte des Ringes, die ihr noch unbekannt war, und den Grafen zu einem ſo gräßlichen Verbrechen gegen ſeine ſchuldloſe Gemahlin verleitet hatte. „Ach, ſagte Oswald am Ende ſeiner Erzählung, ſchon damals, als Graf Heinrich Euch noch für ſchuldig hielt, hat er ſeine grauſame That bereut. Den Kammerjunker, der herbeikam, ihn ſüß und freundlich zu tröſten, hat er für immer aus der Burg verwieſen. Als er aber ſich überzeugte, daß ihr ganz unſchuldig geweſen, ſo war ſeine Reue unbeſchreiblich. Er kam wie von Sinnen und verzweifelte faſt. Er ſchlug ſich auf die Bruſt und an die Stirne, und raufte ſich die Haare. Wir hatten Mühe ihn abzuhalten, daß er ſich nicht gar

das Leben nahm. Heinrich hat jedoch ſein Herz zu Gott gewendet, und zu Jeſus, durch Den alle reuige Sünder bei Gott Gnade finden. O wie oft rief er ſo heftig, daß es mir durch Mark und Bein ging: „Ach, Idda, Idda, Idda! Dich, Dich, Du Engel des Himmels, konnte ich Teufel ermorden! O meine Schuld iſt größer, als daß ich noch je bei Gott Gnade finden könnte!“ Nunmehr iſt er ruhiger und gefaßter. Der Abt Kuno hat ihn mit Gottes Hülfe wieder zurecht gebracht. Noch immer iſt er aber ſehr leidend. Ihr werdet ihn, wann ihr ihn ſeht, gar nicht mehr kennen. Er iſt gar nicht mehr jener ſtolze, aufbrauſende Mann; man findet keine Spur mehr von jenem unglücklichen Jähzorn an ihm; er iſt ſanft und mild gegen alle Menſchen. Noch immer ſpricht er mit Augen voll Thränen von ſeiner geliebten Gemahlin!“

„Nun, Gottlob, ſprach Idda, daß er meine Unſchuld, um was ich immer zu Gott gefleht habe, erkennt; Gott ſey Dank, daß Graf Heinrich ein beſſerer Menſch geworden!“

Oswald ſprach hierauf: „Aber nun, meine theure gnädige Frau, erzählt auch mir, wie es doch möglich war, daß ich Euch noch am Leben finde! Wir alle hielten Euch für todt, obwohl man zwiſchen den Felſen und in der tiefen mit Waſſer gefüllten Schlucht unten am Schloßberge keine Spur von einem Leichname gefunden hat. Es iſt mir unbegreiflich, wie

Ihr es in dieſer furchtbaren Wildniß ſo lange habt aushalten können, ohne umzukommen.“ Er konnte faſt nicht aufhören zu fragen und Idda beantwortete ihm alle ſeine Fragen.

Jetzt blickte Oswald erſt recht um ſich und ſprach: „Dieſe armſelige Hütte iſt alſo der Pallaſt, in dem eine Gräfin von Toggenburg wohnt! Dieſe Wurzeln und Kräuter, dieſe ſchlechten Waldfrüchte in dem Binſenkörblein da, ſind die Speiſen der hohen Frau, für die täglich eine reichbeſetzte Tafel gedeckt war! Anſtatt eines ſilbernen, innen vergoldeten Bechers mußte ſie ihren Trank dort aus der Quelle mit hohler Hand ſchöpfen! O, Graf Heinrich hat große Leiden über Euch gebracht; aber noch viel größer ſind die Leiden, die er ſich ſelbſt zugezogen hat!“

Oswald ſprang jetzt plötzlich auf und rief: „Aber nun laßt mich! Ich muß auf der Stelle die Freudenbotſchaft: „Idda lebt!“ dem Grafen verkünden! Wie wird er ſtaunen, ſich freuen und Gott danken! Alles im Schloſſe, die ganze Grafſchaft wird gleichſam in Aufruhr gerathen, jubeln und frohlocken.“

Idda faßte ſeine Hand, hielt ihn zurück und ſagte: „Nicht ſo, mein lieber Oswald! Ihr müßt dem Grafen, der, wie ihr ſagt, noch immer leidend, traurig und betrübt iſt, nicht ſo plötzlich und geradezu herausſagen, daß ich noch lebe. Ihr müßt es ihm mit Klugheit, ſchonend und vorſichtig beibringen.“

„Ihr habt recht, ſagte Oswald, die Freude könnte ihn tödten.“

Idda ſprach: „Auch für mich würde der Zuſammenlauf, der Andrang des Volkes zu ergreifend werden. Sagt daher meinem geliebten Heinrich, ich laſſe ihn bitten, er wolle es für jetzt noch geheim halten, daß ich noch am Leben ſey!“

Oswald ging, der Graf Heinrich kam. Das Wiederſehen der tiefgekränkten, liebevollen Ehegattin, und des liebenden, reuevollen Ehegatten zu beſchreiben, wäre unmöglich. Nachdem beide, unter vielen Thränen, ihre Herzen einander ausgegoſſen hatten, ſprach Graf Heinrich: „Nun, meine geliebte Idda, kehre mit mir nach Toggenburg zurück. Deine Kammerjungfer, die gute Thekla, befindet ſich kaum zwei hundert Schritte von hier, am Eingange dieſes Thals. Sie iſt mit mir gekommen, und hat alles Nöthige mitgebracht, dich zu erquicken und dich anſtändig zu kleiden. Komm alſo mit mir!“

Allein Idda ſagte: „Nein, nein, das kann nicht ſeyn. Ich habe, als ich nach dem Sturze aus der Burg noch lebte, und in dieſer Wüſte mich eingerichtet hatte, aus Dankbarkeit es Gott angelobt, mein Leben hier oder wo es irgendwo in einer einſamen Zelle ſey, einzig nur Gott zu widmen. Ich habe daher eine Bitte an dich, die du mir nicht abſchlagen wirſt. Nicht weit von der Abtei Fiſchingen, auf einer grünen Matte, unten an einem

hohen Berge, das Hörnlein genannt, ſteht eine Kapelle, die Marienkapelle, die Du kenneſt. Ich bin ehemals von Toggenburg aus öfter dahin gegangen, und habe da gebethet. Ich bitte Dich, laß mir dort eine kleine Zelle bauen. Von dieſer Zelle aus kann ich dann auch die Kloſterkirche zu Fiſchingen beſuchen. Ach, mein Herz ſchmachtet ſchon lange darnach, wieder einmal in einen Gottesdienſt zu kommen, das Wort Gottes zu hören und die heiligen Sakramente zu empfangen. Ich wünſche aber, bis dieſe Zelle gebaut iſt, hier in meiner Hütte zu bleiben, und dann am dunkeln Abende, in tiefer Stille, um kein Aufſehen zu erregen, meine künftige Wohnung zu beziehen. Ich arme Einſiedlerin tauge an keinen Hof mehr, auch würde es mir ſchwer fallen, mich von vielen Menſchen begrüßen zu laſſen!“

Graf Heinrich bewilligte, wiewohl mit ſchwerem Herzen, die Bitte. Er ging eilig, zu veranſtalten, daß ein kleines, aber recht ſchönes, bequemes Häuschen für Idda, ſo ſchnell als möglich zu Stande komme. Während Idda noch in der Wildniß verweilte, wurden Kleider, Betten, Erfriſchungen und Alles, was zur Bequemlichkeit dienen konnte, in ihre neue Wohnung gebracht. Nachdem Alles fertig und bereit war, zog Idda, von der guten Thekla, nicht prächtig, ſondern nur ſehr einfach gekleidet, in aller Stille dahin. Zu ihrer großen Freude fand ſie ihre kleine Zelle ganz ſo eingerichtet, wie ehemals ihr

Zimmer zu Toggenburg. Sie erblickte ihre frommen Gemälde, ihre Bücher und ihren Bethſtuhl; ſie war da wie zu Hauſe.

Graf Heinrich ſprach über das Vorhaben ſeiner wieder gefundenen Gemahlin, verborgen zu bleiben, mit dem Abte Kuno. Der Abt ſagte aber: „Ich finde es nicht gut, daß Gräfin Idda ihren Anblick dem Volke ganz entziehe. Die Leute wiſſen bereits, wiewohl man es ſorgfältig zu verheimlichen ſuchte, daß ihre geliebte Gräfin noch lebe. — Wir haben in unſrer Münſterkirche für ſie, die wir für todt hielten, ein feierliches Traueramt gehalten; wir wollen, da ſie noch lebt, nun auch Gott danken, und ein Lobamt feiern. Sie ſoll in ihrem erhöhten Kirchenſtuhl, der für die gräfliche Familie von Toggenburg immer bereit ſteht, und den die Gräfin bei jedem feierlichen Gottesdienſte eingenommen hatte, wieder erſcheinen, damit Alles Volk, ohne ihr läſtig zu fallen, ſie ſehen könne. Ich werde dann an das verſammelte Volk eine Anrede halten.“

Graf Heinrich und Gräfin Idda erkannten dieſen Antrag als weiſe und gut. Beide kamen an dem beſtimmten Tage in die Kirche. Die Kirche, die ehemals bei jener traurigen Feierlichkeit mit ſchwarzen Tüchern bekleidet war, prangte nun mit prächtigen, purpurnen Teppichen. Anſtatt der Trauergeſänge erſchollen freudige Danklieder. Der Abt predigte, und pries und lobte Gott, der auch aus den

traurigſten Begebenheiten uns Menſchen Freude zu bereiten weiß, und auch dieſe Geſchichte zum Heile des Grafen und der Gräfin gelenkt hat. Er ermahnte das Volk zum Vertrauen auf Gott, und warnte vor Eiferſucht und Zorn, die ſchon ſo vieles Unheil angerichtet haben, und verglich ſie einem glühenden Winde, bei dem Gras und Blumen nicht gedeihen können, ſondern verwelken und verdorren. Der Graf, die Gräfin und alles Volk wurden tief gerührt, und kein Auge blieb trocken.

Graf Heinrich verſah ſeine geliebte, fromme Gemahlin, von Zeit zu Zeit, mit Lebensmitteln, und mit allem Erdenklichen, was er nur immer für dienlich hielt, im reichſten Ueberfluſſe. Idda war darüber erfreut, aber nur weil ſie nun die Armen der Gegend hinreichend unterſtützen konnte. Sie war auch hier, wie einſt zu Toggenburg, die allgemeine Mutter der Armen. Für ſich nahm ſie mit ſehr geringer ärmlicher Koſt vorlieb.

Ihr Gemahl wagte es nur ſelten, ſie zu beſuchen. Er fragte, ob ihr nichts abgehe, er bat ſie, ihn zu tröſten, indem er noch oft von Gewiſſensbiſſen gequält wurde, aber bei ihr den beſten Troſt fand. So oft er kam, traf er ſie auf ihrem Bethſtuhle kniend und bethend, oder ſie ſaß an ihrem Arbeitstiſchchen, mit Nähen für die Armen beſchäftigt.

Als der Graf eines Tages wieder kam, erzählte er, der Kammerjunker, der ihn ſo ſchrecklich belogen,

und wie erſt ſpäter auffam, vielfältig beſtohlen, und hierauf die Flucht ergriffen hatte, ſey nunmehr entdeckt worden. Er habe, aus Furcht der Strafe, ſich heimlich und unerkannt bei einem Bauern aufgehalten. Der eitle Menſch, ehemals ſo prächtig gekleidet, nunmehr in ſchlechte Lumpen gehüllt, habe die Schweine gehütet. „Ich ließ, ſprach der Graf, den ruchloſen Verläumder und Dieb ergreifen, und ihn in das Gefängniß werfen; ich werde ihn zum Lohne ſeiner Bosheit hinrichten laſſen.“

Idda ſprach: „Ach, ich bitte dich, verſchone den unglücklichen Menſchen, ſchenke ihm die Freiheit, und ſorge dafür, daß er nicht Noth leiden müſſe. Gedenke der Worte des Herrn: „Vergebt den Menſchen ihre Fehler, ſo wird euer himmliſche Vater auch euch vergeben.“

„Als man aber den armen Sünder aus dem Gefängniſſe frei laſſen wollte, ſo hatte er, als ein zweiter Judas, ſich erhängt, und die verdiente Strafe ſich ſelbſt angethan.“

Zu Fiſchingen befand ſich nebſt der Abtei für Kloſtergeiſtliche, damals zunächſt ihrer Kirche, ein kleines Frauenkloſter. Die Kloſterfrauen waren hoch erfreut, daß eine ſo heilige Frau, nicht gar weit von ihrem Klöſterlein wohne; ſie wünſchten, ſie näher kennen zu lernen, und beſuchten ſie von Zeit zu Zeit, um aus den frommen Geſprächen mit ihr Troſt und Belehrung zu ſchöpfen. Als Idda bereits ſehr alt

war, und es ihr beſchwerlich fiel, die Kirche der Abtei zu beſuchen, da machten die Kloſterfrauen ihr den Vorſchlag, ſich zu ihnen in das Kloſter zu begeben. Idda nahm den Vorſchlag an, jedoch mit dem Bedinge, daß ſie, ohne eine Kloſterfrau zu werden, eine abgeſonderte Zelle beziehen dürfe, bei der ſich eine kleine Küche und Nebenkammer befinde; da wolle ſie ganz für ſich leben und ſich ſelbſt bedienen, um Niemanden Mühe zu machen. Man räumte ihr ein bequemes Zimmer ein, von dem man aus einem Fenſter in die Kirche ſehen konnte.

Idda brachte hier die letzten Tage ihres Lebens in ſteter Andacht und heiliger Stille zu. Weil ſie heilig gelebt hatte, ſtarb ſie auch ſelig, an dem Tage nach Aller-Seelen, den dritten November. Das Jahr ihres Todes findet man nicht aufgezeichnet. Ihre Leiche wurde, mit gebührender Feierlichkeit, in der Kirche der Abtei in einem Seitengange begraben. Eine große Menge Volkes fand ſich ein, und unzählige Thränen wurden vergoſſen, beſonders von den Armen, deren größte Wohlthäterin Idda geweſen. Ihr Grab wurde nach Jahrhunderten noch von frommen Menſchen beſucht; und viele Bedrängte fanden dort Troſt und Hülfe. Man erzählt viele Wunder, die an ihrem Grabe geſchehen ſind.

Das Schloß Toggenburg wurde, ungefähr nach dreihundert Jahren, durch feindlichen Ueberfall zerſtört; die Grafſchaft kam im Jahre 1469 durch Kauf

größtentheils an das Stift St. Gallen. Die alte gräfliche Familie, aus der Idda abstammte, ist längst ausgestorben; gegenwärtig sind die Grafen Fugger im Besitze des Schlosses und der Grafschaft Kirchberg

V.

Die heilige Eliſabeth.

Landgräfin von Thüringen und Heſſen.

Eliſabeth, eine Königstochter aus Ungarn, ward geboren im Jahre 1207. Ihr Vater war der König Andreas; die Mutter, Königin Gertraud, war eine Tochter des Grafen Berthold von Andechs in Bayern. Der König ehrte den Landgrafen Hermann von Thüringen als ſeinen vertrauteſten Freund; die Königin liebte die Landgräfin Sophie als ihre beſte Jugendfreundin und ſchenkte ihr das größte Vertrauen. Als nun in Ungarn ſchwere Kriegsunruhen ausbrachen, ſo ſchickten die königlichen Aeltern ihre Tochter Eliſabeth, als ein Kind von vier Jahren nach Thüringen, damit ſie dort mit Agnes, der Tochter des Landgrafen, einem Kinde gleichen Alters, erzogen werde.

Eliſabeth zeigte ſchon in zarter Kindheit die herzlichſte Frömmigkeit. Nirgends war ſie lieber, als in der Kirche. So oft ſie nur konnte, auch wann eben kein Gottesdienſt gehalten wurde, eilte ſie der Kirche zu, kniete vor dem Altare nieder und bethete. Wann ſie die Kirche verſchloſſen fand, kniete ſie vor die Kirchenthüre hin und bethete — und ihre Aufſeherin mußte ſie gar oft erinnern, weiter zu gehen. Ihr

Gemüth war von Kindheit an auf göttliche Dinge gerichtet, und an dem Eiteln und Vergänglichen — an Kinderspielen, an Putz und Kleiderpracht — hatte sie keine Freude.

Als eines Tages Agnes ihren Gespielinnen ihre schönen Kleider, ihre goldenen Kettchen und Perlenschnüre zeigte, und mit ihnen lange von nichts, als von Putz und Schmuck redete, sprach Elisabeth: „Kommt, wir wollen ein wenig spazieren gehen!“ Sie ging mit ihnen über den Kirchhof, blieb da stehen und sagte: „Seht, hier unter dem Erdboden liegen todte Menschen begraben, die ehemals so lebendig, so jung und blühend gewesen wie wir. Es wird uns gehen, wie ihnen. Wir alle müssen sterben und Staub und Asche werden. Darum sollen wir unsere Freude nicht an eiteln und vergänglichen Dingen haben, sondern an Gott, und Ihn lieben über Alles.“

Bei all diesem Ernste war Elisabeth immer ausnehmend freundlich, und besonders gegen arme Kinder höchst gütig und wohlthätig. Was sie an kleinen Geschenken bekam, womit sie machen konnte, was sie wollte, theilte sie unter arme Mädchen ihres Alters aus. Sie hatte nur Freude an dergleichen hübschen Sachen, weil sie damit Andern Freude machen konnte. Doch mußten die Kinder, wenn sie etwas bekommen wollten, die gewöhnlichen Gebethe eines Christen schön und genau aufsagen können.

Wie an Alter und Schönheit, ſo nahm Eliſabeth an Frömmigkeit und Tugend immer mehr zu. Sie wurde recht das Bild einer ſittſamen, beſcheidenen Jungfrau. Sie ſetzte den Tag hindurch beſtimmte Zeiten feſt, an denen ſie ihr Gemüth vor Gott ſammelte, bethete und in der heiligen Schrift las. Wann ſie durch fremde Beſuche, die ſich vielfältig in dem Schloſſe einfanden und in deren Geſellſchaft ſie erſcheinen mußte, gehindert wurde, ſo ging ſie nicht früher zu Ruhe, bis ſie ihre beſtimmten Gebethe und Betrachtungen vollendet hatte. Gar oft, wenn Alle im ganzen Schloſſe im tiefen Schlafe lagen, wachte ſie noch einſam bei ihrem Gebethbuche.

Ganz beſonders war ihr der Sonntag heilig; ſie widmete ihn nur frommen Uebungen. Mit großer Ehrerbietung, Stille und Andacht wohnte ſie dem öffentlichen Gottesdienſte bei. Sie und Agnes trugen, wenn ſie feſtlich gekleidet erſchienen, goldene Krönchen, die von Edelſteinen funkelten, auf dem Haupte; auch Armbänder von Gold und Perlen. Eliſabeth legte, bevor ſie dem Gottesdienſt, beſonders der heiligen Meſſe beiwohnte, dieſen Schmuck allemal ab. Die Landgräfin Sophie, die Mutterſtelle an ihr vertrat, ſetzte ſie wegen dieſer Sonderbarkeit zur Rede, und fragte ſie, warum ſie dies thue? Eliſabeth antwortete: „Wir kommen zur Kirche, Gott die gebührende Ehre zu erweiſen. Allein Gott hat an Gold und Edelſteinen kein Wohlgefallen, ſondern

nur an der Demuth und an einem reinen Herzen. Durch eiteln Putz wird Gott nicht geehrt, sondern wir ziehen nur die Augen der Menschen von der Andacht ab und bringen also Gott um die Ehre, die Ihm gebührt.“ Mit dieser Antwort war die Landgräfin sehr zufrieden.

Gegen ihre Dienstmädchen war Elisabeth ungemein gütig und freundlich; sie wußte sie mit einem Winke zu lenken, und gab ihnen nie ein böses Wort. Sie that, um sie mancher Dienstleistung zu überheben, eine Menge kleiner Geschäfte selbst, ja half ihnen sogar bei ihren Arbeiten.

Als Elisabeth ganz erwachsen war, wurde sie mit Ludwig, dem Erbprinzen von Thüringen, zur Ehe versprochen — was sowohl die Aeltern Ludwigs, als auch Elisabeths Aeltern, seit der Geburt dieser ihrer Kinder gewünscht hatten. Ludwig hatte, unter dem ganzen hohen Adel Deutschlands, an edlen Gesinnungen, Verstand, Wohlgestalt und wohlanständigen Sitten, wenige seines Gleichen. Elisabeth war seiner ganz würdig. Beide wußten ihren gegenseitigen Werth zu schätzen und hatten gleiche Hochachtung gegen einander. Elisabeth wurde, dem Adel und allen Bediensteten als die Braut des Erbprinzen und als ihre künftige Fürstin vorgestellt; Ludwig aber begab sich auf Reisen, um sich zu dem Beherrscher eines Landes noch mehr auszubilden.

Allein nun fing für Elisabeth eine harte Prü-

fungszeit an. Die meiſten Hofleute waren mit dieſer Heirath unzufrieden. Eliſabeth war ihnen zu fromm, zu ſittſam, und hielt zu ſtreng an reine Sitten. Sie ſagten: „Dieſe, wiewohl ſie eine königliche Prinzeſſin iſt, taugt für keine Fürſtin: ſie ſchickte ſich beſſer in ein Kloſter, als an einen fürſtlichen Hof.“ Der bisherige Landgraf Hermann, Ludwigs Vater, ein ſehr frommer und weiſer Fürſt, war ſeit einigen Jahren todt. Agnes, Ludwigs Schweſter, die mit Eliſabeth erzogen war, ließ ſich von dem Stolz auf ihren hohen Rang, von der Liebe zur eiteln Pracht, von den Schmeicheleien der Hofleute die Augen verblenden und ward aus einer Freundin Eliſabeths deren bittere Feindin. Sophie, die Mutter der Agnes, ſonſt eine gute Frau, hatte ihre künftige Schwiegertochter Eliſabeth bisher mit mütterlicher Zärtlichkeit geliebt, aber dennoch ließ ſie von ihrer Tochter Agnes ſich gegen Eliſabeth einnehmen, und gab den Verläumdungen der Herren und Frauen am Hofe Gehör, ſo, daß ſie ſelbſt ſagte: „Es iſt wahr, Eliſabeth iſt nicht zum herrſchen, ſondern zum dienen geboren, ſie gäbe eher eine Magd als eine Fürſtin ab.“ Ja die Landgräfin verſicherte einigemal, ſie habe gar nichts dagegen, daß ihr Sohn Ludwig ſich eine andere Braut wähle. Da wurde ſogleich am ganzen Hofe ausgeſprengt: Eliſabeth werde nach Ungarn zurückgeſchickt, und eine andere Prinzeſſin werde an ihre Stelle kommen. Eliſabeth

mußte ſich ſehr hart begegnen und ſich verlachen und verſpotten laſſen. Alle dieſe Verachtung ertrug ſie mit chriſtlicher Geduld und klagte ihre Leiden allein Gott. Was ſie aber noch mehr ſchmerzte, war dieß, daß die Sitten an dieſem ſonſt ſo chriſtlichen Hofe immer leichtfertiger wurden, und daß man oft bei der Tafel unanſtändige Geſpräche führte. Unter allen dieſen Verfolgungen und Gefahren der Verführung blieb ſie Gott ergeben, geduldig und ſchuldlos — und blühte, ſagt ihr Geſchichtſchreiber, wie eine Roſe in Mitte der Dornen.

An dem landgräflichen Hofe befand ſich aber ein edler Mann, ein alter Ritter, Namens Walter von Varila. Er hatte die Prinzeſſin Eliſabeth, da ſie noch ein Kind war, aus Ungarn abgeholt; ihre königlichen Aeltern hatten ſie ihm als das koſtbarſte Kleinod anempfohlen, und er hatte ihnen ſein Wort darauf gegeben, er wolle ſie bewahren, wie ſeine beiden Augen, und über ſie wachen, daß ſie am Hofe nicht verführt werde, und ihr auch ſonſt kein Leid geſchehe.

Dieſer weiſe, noch immer rüſtige, kraftvolle Greis eilte, als er ſah, wie die Sachen ſtanden, zu dem jungen Landgrafen, traf ihn auf der Reiſe, und fragte ihn, als er ſo neben ihm herritt, geradezu, ob es wahr ſey, daß er Eliſabeth wieder nach Ungarn zurückſenden, und eine andere Braut wählen wolle. Landgraf Ludwig zeigte mit der Hand auf einen gro-

ßen Berg, an dem ſie eben vorbeiritten. „Sieh, ſagte er, wenn dieſer ganze Berg, von unten bis oben und durch und durch lauter Gold wäre — ſo ſchätzte ich Eliſabethens Frömmigkeit, Unſchuld und aufrichtige Demuth, ihr edles wohlmeinendes Gemüth, doch unendlich höher.. O ich kenne jene eitlen, hochmüthigen Thörinnen, die man mir anträgt und die von nichts wiſſen als von Kleiderpracht, Luſtbarkeiten und leichtfertigem Geſchwätze, gar wohl — und wenn ſie Gebirge von Gold hätten, ſo würde ich doch keine von ihnen zur Ehe nehmen."

Der alte Ritter fragte ſehr erfreut: „Darf ich dieſes Eurer Braut Eliſabeth hinterbringen?" „Ja, ſprach Ludwig, ſag' ihr dieſes, und verſichere ſie meiner innigen Liebe und unverbrüchlichen Treue."

Als beide in dem Gaſthofe ankamen, ſprach Ludwig zu dem Ritter: „Bringe dieſes Kleinod hier, meiner geliebten Eliſabeth; ich habe es ſchon lange als Zeichen meines Andenkens für ſie beſtimmt." Er überreichte ihm ein koſtbares, mit Edelſteinen beſetztes Medaillon an goldener Kette. Wenn man es öffnete, erblickte man darin — anſtatt eines Spiegels, den damals, auf dieſe Art gefaßt, vornehme Damen bei ſich trugen — ein wunderſchönes, kleines Gemälde — Jeſus mit der Dornenkrone. Dieſes Gemälde, gewährte Eliſabethen den ſüßeſten Troſt, nicht nur weil es ihr ein Beweis von Ludwigs Treue war, ſondern noch mehr, weil ſie daraus ſah, daß

auch ſein Herz Denjenigen verehre und liebe, der aus Liebe zu den Menſchen ſo vieles gelitten hat.

Nach einigen Jahren kam Ludwig zurück, ließ ſich als Landesfürſt huldigen, und ward feierlich mit Eliſabeth vermählt. So ſtolz ſich viele gegen Eliſabeth benommen hatten, ſo kriechend waren ſie jetzt. Aber wie Eliſabeth ſich durch Spott nicht hatte niederſchlagen laſſen, ſo ließ ſie ſich jetzt durch Schmeicheleien nicht eitel und übermüthig machen. An dem ganzen Hofe ward eine andere Ordnung eingeführt. Einige Hofherren brachten einmal an der Tafel leichtfertige Reden vor, über die Eliſabeth erröthete. Ludwig ſagte ſehr ernſt: „Meine Freunde dürfen nicht ſchlecht und niedrig denken. Laßt mich dergleichen nicht mehr hören. Es iſt mir in der Seele zuwider.“ Nun getraute ſich keiner mehr, ein ſolches Wörtchen vorzubringen. So viel Eliſabeth vorhin Widriges hatte leiden müſſen, ſo vergnügt und glücklich lebte ſie jetzt.

Eliſabeth war nun eine große Fürſtin; denn man nannte zwar damals Thüringen und Heſſen nur eine Landgrafſchaft: allein dieſe Grafſchaft war von ſolchem Umfange, daß heut zu Tage bedeutende Fürſtenthümer nur Theile davon ſind. Man bezeigte der hohen Frau, wegen ihres Ranges, noch mehr wegen ihren bewundernswerthen Tugenden, und ihres liebenswürdigen Betragens, tiefe Ehrfurcht. Dennoch

blieb Eliſabeth ſo demüthig und Gott ergeben, wie ſie es bisher immer geweſen war.

Wie tief ihr Herz von der Liebe des leidenden Erlöſers und von dem Gefühle, wie gar nichts der Menſch gegen Gott ſey, durchdrungen war, zeigt beſonders folgende Begebenheit

An einem hohen Feſte kam ſie, das erſte Mal als regierende Fürſtin mit all der Pracht, die ihrem gegenwärtigen hohen Stande und ihrer königlichen Abkunft geziemte, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, mit koſtbaren Kleidern angethan und mit Edelſteinen und Perlen geziert zur Kirche, und ein großes Gefolge von Herren und Frauen begleitete ſie. Als ſie nun, was ſie immer zuerſt that, ihre Augen auf das Bild des Gekreuzigten richtete, das in der Kirche aufgeſtellt war — da drang ihr dieſer Anblick in das Herz, und ſie ſprach zu ſich ſelbſt: „Sieh, dein Erlöſer, dein Herr und dein Gott, hing aus Liebe zu dir bloß und mit Blut und Wunden bedeckt an einem Kreuze, und du, eine Sünderin, trittſt in ſo prächtigen Kleidern und mit Edelſteinen und mit Perlen geſchmückt einher! Sein heiliges Haupt iſt mit Dornen gekrönt, und du trägſt eine goldene Krone auf dem Kopfe!“ Dieſer Gedanke griff ſie ſo an, daß ſie ihren Kammerfrauen faſt ohnmächtig in die Arme ſank; alle Hofleute erſchraken, und es brauchte lange, bis Eliſabeth ſich wieder erholte. Von dieſer Zeit an trug ſie nie-

mals mehr Gold und Edelsteine, wenn sie zur Kirche ging.

Die edle Fürstin ward immer mehr das Bild einer frommen, demüthigen, wahrhaft christlichen Frau. Sie war zu Hause immer ganz einfach gekleidet und trug nur leinene und wollene Kleider. Nur wenn fremde Fürsten oder Gesandte ankamen, erschien sie mit der Pracht, die ihr geziemte. „Nicht aus Liebe zur Pracht, sprach sie zu ihren Kammerfrauen, lege ich diese goldenen Ketten, diese Perlen und Edelsteine an, sondern aus Liebe zu meinem Gemahl; ich muß, was die Pflicht jeder Frau ist, meinem Herrn Ehre machen."

Sie theilte ihre Zeit unter Arbeit und Gebeth. Sie arbeitete täglich mehrere Stunden mit ihren Kammerfrauen. Obwohl sie in künstlichen Stickereien von Gold und Seide sehr geschickt war, so spann sie doch lieber und verfertigte Kleidungsstücke für die Armen.

Die Zeiten des christlichen Kirchenjahrs beobachtete sie sehr genau. Zur heiligen Fastenzeit, enthielt sie sich nicht nur der Fleischspeisen, sondern entzog sich alle kostbaren Speisen, widmete noch mehrere Stunden, als sonst, dem Gebethe, und gab reichlicher Almosen. Mit der innigsten Andacht wohnte sie der heiligen Messe bei, in der uns die Geheimnisse unserer Erlösung erneuert werden; ihr Angesicht war da immer von Andacht wie verklärt, und hatte etwas

Himmliſches. In die Predigten anderer Kirchen, als ihrer Hofkirche ging ſie oft, aber um nicht erkannt zu werden, ganz gemein gekleidet, wie damals jede Bürgersfrau in Schleier und Mantel gehüllt, ſtand unter dem Volke, oder ſetzte ſich in einen Winkel der Kirche zu armen Weibern auf eine Bank, um unerkannt Andere am wenigſten zu ſtören, und ſelbſt am ungeſtörteſten zuhören zu können. Am grünen Donnerstage bereitete ſie eine Mahlzeit für zwölf arme Frauen, ließ ſie alle ganz neu kleiden, legte ſelbſt, die tiefe Demuth Jeſu nachzuahmen, ſehr geringe Kleider an, wuſch dieſen armen Weibern die Füße, und gab ihnen noch Brod und ein Geſchenk an Geld mit nach Hauſe. Die Nacht vor dem Charfreitage, in der Jeſus ſo viel gelitten hat, durchwachte ſie ganz im Gebethe und in Betrachtung der Leidensgeſchichte Jeſu. Am Charfreitage Morgens ſagte ſie zu ihren Kammerfrauen und Dienſtmädchen: „Heute iſt der Tag, an dem ſich Chriſtus für uns auf das tiefſte erniedrigte; heute können wir uns vor Ihm nicht tief genug demüthigen. Unterlaßt heute gegen mich doch alle Verbeugungen und Ehrenbezeigungen, die ihr mir ſonſt zu erweiſen pflegt.“ Sie brachte den ganzen Tag ſchweigend mit geſammeltem Gemüthe in ſtiller Andacht zu. Am Abende beſuchte ſie, gering gekleidet und unerkannt, in jeder der verſchiedenen Kirchen der Stadt, wie man zu ſagen pflegt, das heilige Grab, das zur Andacht des Volkes,

um es an den Tod und das Begräbniß Jesu zu erinnern, errichtet, und um den Gläubigen den Gedanken an ihr künftiges Grab minder schauerlich zu machen, mit farbigen Lampen erhellt war. Sie opferte, um Nikodemus und Joseph nachzuahmen, kostbare Leinwand und statt der Gewürze den besten, wohlriechendsten Weihrauch; aus der Leinwand wurden hernach Altartücher verfertigt, und der Weihrauch bei feierlichen Gottesdiensten verbraucht. Nachdem sie in tiefster Demuth auf bloßem Boden kniend gebethet hatte, ging sie still und schweigend in der tiefsten Trauer wieder nach Hause.

Ihre Ehe ward nach und nach mit drei Kindern gesegnet — ihre größte Angelegenheit war, sie Gott zu weihen. Wenn sie nach der Geburt eines Kindes, das erste Mal wieder zur Kirche ging, ihr Kind auf den Armen dahin trug, um voll des innigsten Dankes es Gott zu widmen, und Mutter und Kind von dem Priester segnen zu lassen, so machte sie es nicht, wie es damals unter den Fürstinnen gebräuchlich war, die einen solchen Kirchengang mit aller erdenklichen Pracht, und mit einem großen Gefolge von Dienerschaft hielten. Elisabeth ahmte die Armuth und Demuth der seligsten Jungfrau nach, ging in geringer, bürgerlicher Kleidung, die sie sich eigens dazu verfertigen ließ, unbemerkt in die Kirche, und brachte ihr Kind Gott am Altare zum Opfer dar, und gelobte Ihm, es christlich zu erziehen; auch

opferte ſie noch ein Lamm und viele Wachskerzen Die Kleider aber, die ſie bei dieſem Kirchenbeſuche trug, ſchenkte ſie hernach einer armen Wittwe.

Ihre Kinder verzärtelte ſie nicht durch ausgeſuchte Speiſen, verhütete ſehr ſorgfältig, daß ſie ſich auf ihren hohen Rang und ihren Reichthum nichts einbildeten, ja ſogar nichts davon inne wurden, unterrichtete ſie in allem Guten, und ließ ihnen nicht den geringſten Fehler ungeſtraft hingehen.

Wie ſie ihr Chriſtenthum nicht nur durch Beobachtung frommer Gebräuche zeigte, ſondern durch reichliche gute und edle Handlungen, davon haben wir noch ein ganz außerordentliches Beiſpiel.

Im Jahre 1225 brach über Deutſchland eine große Theurung und furchtbare Hungersnoth herein. Viele Menſchen ſtarben geradezu Hungers, andere wurden, wegen der ſchlechten Nahrungsmittel, die ſie genoſſen, gefährlich krank. Anſteckende Krankheiten rafften viele Tauſende dahin. Es war eine ſchwere, bedrängte Zeit. Landgraf Ludwig war damals mit dem Kaiſer, der Alles auf ihn hielt, in Italien, und hatte die Regierung ſeiner Gemahlin Eliſabeth anvertraut. Als nun der Preis des Getreides ſo ſchrecklich anfing zu ſteigen, da kam der Schatzmeiſter zu ihr, und rief freudig: „Jetzt iſt die Zeit, große Reichthümer und Schätze zu ſammeln.“ — „Ja, ſagte Eliſabeth, das iſt wahrhaft eine Zeit Schätze zu ſam-

meln — aber nicht für die Erde, ſondern für den Himmel.“

Sie ließ ſich nun alle Rechnungen vorlegen, um zu ſehen, wie viel Getreide auf allen Kornböden der vier Rentämter, die in der Landgrafſchaft beſtanden, vorräthig ſey. Hierauf gab ſie Befehl, alle herrſchaftliche Kornböden zu öffnen, und allen Unterthanen, die nicht im Stande waren, Getreide zu den hohen Preiſen zu kaufen, es zu dem gewöhnlichen mittlern Schrannenpreiſe, den Aermern zu noch geringern Preiſen, den ganz Armen aber umſonſt zu geben. Viele Beamten ſetzten ſich heftig gegen dieſen Befehl und machten alle erdenkliche Einwendungen dagegen. Selbſt Sophie, ihre Schwiegermutter, war unzufrieden und ſagte: „Wenn man ſie ſo fort machen läßt, ſo verſchenkt ſie noch die ganze Landgrafſchaft.“ Allein Eliſabeth, die ſonſt ſo ſanft und nachgebend war, beſtand als regierende Fürſtin, mit Ernſt auf ihrem Befehl, und man mußte ihr gehorchen. So mitleidig und wohlthätig Eliſabeth gegen die Armen war, ſo klug und weiſe theilte ſie auch ihre Gaben aus. Man ſchätzte damals das Getreide höher als Gold. Sie reiste daher immer in ihrer Grafſchaft umher, und ſtand ſelbſt dabei, wenn Getreide ausgemeſſen wurde, damit jeder Arme ſo viel bekomme, als er nothwendig hatte, damit keine Vermöglichern aus Geiz oder Unverſchämtheit ſich hinzudrängten und den Armen das ihrige hinwegnähmen,

und damit auch ſonſt nichts neben hinausgehe, und die Diener nichts veruntreuen konnten. Denjenigen Armen, die geſund und ſtark waren, und nur wegen der harten Zeit nichts zu verdienen wußten, wies ſie Arbeit an, damit ſie ihr Brod nicht müßig eſſen möchten. Für Gebrechliche und alte Leute ließ ſie unausgeſetzt Brod backen, und theilte täglich unter 900 Menſchen mit eigenen Händen Brod aus, jedem ſo viel, als er für den Tag nöthig hatte. Ein herrſchaftliches Gebäude, unten am Schloßberge, ließ ſie zu einem Spitale einrichten, und ließ da die Kranken verpflegen, die keine eigene Wohnung hatten, oder zu Hauſe die gehörige Pflege nicht fanden. Alle Tage ſtieg ſie mehrmal den hohen Berg herunter, beſuchte die Kranken, und ließ ſich die Gefahr der Anſteckung und den übeln Geruch, der wegen der ſchrecklichen Hitze jenes Sommers und wegen der Bösartigkeit der Krankheiten faſt unerträglich war, nicht abhalten. Die Krankenwärter und Mägde klagten, daß ſie es nicht mehr aushalten könnten; Eliſabeth aber ging zu jedem Kranken hin, redete ihm freundlich zu, ſich in den Willen Gottes zu ergeben, ſorgte dafür, daß alle ſich zum Tode bereiteten und die heiligen Sterbſakramente empfingen.

Sie verkoſtete die Speiſen, die ihnen gereicht wurden, ob ſie gut bereitet wären, drang ſehr darauf, daß die Kranken reinlich gehalten wurden, und erwies ihnen ſelbſt, alle erdenkliche Liebesdienſte.

Für die Kinder, die ihre Aeltern verloren hatten, errichtete ſie ein Waiſenhaus, ließ ſie auf das liebreichſte verpflegen, beſuchte ſie faſt alle Tage, brachte ihnen kleine Geſchenke, und die Kinder hatten ſie ſo lieb, daß ſie nicht anders, als Mutter zu ihr ſagten, ihr mit Freude und Jubel entgegen ſprangen, wenn ſie kam, und wenn ſie wieder ging, ſich an ihre Kleider hingen und ſie nicht mehr fortlaſſen wollten.

Der große Aufwand, den ſie zum Beſten der Armen machte, erſchöpfte alle Kaſſen. Da verkaufte ſie ihren goldenen Schmuck, ihre Edelſteine und Perlen, um der ſchrecklichen Noth, ſo gut es möglich war, mit dem Gelde abzuhelfen. Sie dachte auf Alles; ſo befahl ſie, zum Beiſpiel: Die Reichen ſollen ihren Todten keine guten Kleidungsſtücke und Leinentücher in das Grab mitgeben, ſondern nur was ſchlecht und unbrauchbar wäre, mit den guten Kleidern aber, die für die Todten beſtimmt waren, ſollen ſie die Lebendigen bekleiden.

Als endlich die allgemeine Noth meiſtens vorüber war, brachte ein reitender Bote die Nachricht, der Landgraf Ludwig ſey ſchon auf der Heimreiſe und werde eheſtens ankommen. Der Schatzmeiſter eilte ihm entgegen, und ſagte mit einem Geſichte, als hätte er ihm das größte Unglück anzukünden: „Herr! alle Kornböden in dem ganzen Lande ſind leer!“ Ludwig ſprach: „O wenn nur meine Gemahlin ge-

ſund und wohl iſt, ſo iſt alles gut. Die Kornböden wird Gott ſchon wieder füllen.“

Eliſabeth freute ſich herzlich, daß ihr lieber Gemahl wieder komme, allein es war ihr doch etwas bange, weil ſie gar ſo unermeßlich viel ausgegeben hatte. Der Schatzmeiſter und alle übrigen, die über die Kornböden geſetzt waren, ſogar die Schwiegermutter Sophie, klagten ſie heftig als eine Verſchwenderin an. Eliſabeth ſtand aber voll Demuth und Beſcheidenheit da und ſagte: „Liebſter Gemahl! was Gott uns gegeben und anvertraut hat, damit wir es zum Beſten unſrer Unterthanen verwalten, habe ich unter ſie vertheilt, und es ſo Ihm wieder gegeben. Ich habe alſo von Dem, was dein und mein war, nichts verſchenkt!“ Ludwig umarmte ſie, und ſagte: „Du haſt alles recht gemacht, liebſte Eliſabeth, und mich wundert nur, wie du bei ſo ſchweren Zeiten, mit ſo wenigem ſo weit haſt reichen können.“ Zu ſeinen Dienern aber ſagte er: „Laßt ſie in Zukunft nur ungehindert thun, was ſie will. So lang die Wohlthätigkeit unter meinem Dache wohnet, wird der Mangel nicht einkehren.“

Wirklich war auch ſchon die nächſte Aerndte ſo außerordentlich geſegnet, daß alle Kornböden und Speicher wieder zum Brechen voll wurden. Landgraf Ludwig führte ſeinen Schatzmeiſter auf die vollen Böden und ſagte zu ihm: „Siehſt du nun, was

du nicht glauben wolltest, daß der, der den Armen Gutes thut, vom Herrn wieder gesegnet werde."

Landgraf Ludwig bekam, von dieser Zeit an, den schönen Beinamen: Ludwig der Gute; Elisabeth aber wurde die Mutter der Armen genannt.

Nach überstandener Hungersnoth, und der Zurückkunft ihres Gemahls, lebte Elisabeth wieder ruhige, glückliche Tage. Allein kein Glück auf Erden besteht; es waren noch nicht zwei Jahre verflossen, so kam ein anderes großes Leiden über sie.

Kaiser Friedrich II. rüstete sich zu einem Kriegszuge, Kreuzzug benannt, weil jeder Ritter, der mitzog, an seinem Kleide ein Kreuz angeheftet trug. Solcher Kreuzzüge hatte man bisher schon mehrere unternommen, um das gelobte Land den Händen der Türken zu entreißen, von denen die Christen, die dort lebten, und die Pilger, die dorthin wallfahrteten, grausam mißhandelt wurden. Hundert-Tausende von Kriegern hatten durch die Säbel der Türken, Hunger und Krankheiten schon das Leben verloren. Nunmehr mußte auch Landgraf Ludwig mitziehen. Viele geharnischte Ritter kamen zu Marburg an, und zahlreiche Schaaren von Kriegern zu Pferd und zu Fuß versammelten und lagerten sich rings um das Schloß. Ueber alle, als seine Lehnsleute, hatte Ludwig zu befehlen. Am dritten Tage Morgens in aller Frühe erschollen die Kriegstrompeten, und verkündeten dem Heere aufzubrechen.

Der Abſchied, den Ludwig, der zärtlichſte Vater und Gemahl, von ſeinen drei lieben Kindern und ſeiner geliebteſten Gemahlin nahm, war über alle Beſchreibung traurig; auch die roheſten Reitersknechte konnten ſich der Thränen nicht erwehren. Eliſabeth begleitete zu Pferd ihren Gemahl bis an die Gränze des Thüringer Landes, und noch eine Tagreiſe weiter, und dann abermal eine Tagreiſe — endlich ſagte der edle Ritter Walter von Varila: „Es muß geſchieden ſeyn! Gott wolle Euch, gnädige Frau und Euren geliebten Gemahl in ſeinen heiligen Schutz nehmen und laſſe Euer Wiederſehen in Freude ſeyn!“ Viele Thränen vergießend trennten Beide ſich endlich von einander — und Eliſabeth, noch immer ſchmerzlich weinend, reiste zurück nach Marburg, und begab ſich dann auf die einſame Wartburg. Dort lebte ſie gleich einer trauernden Wittwe und fand ihren einzigen Troſt — in Gott, im Gebethe und dann in der Erziehung ihrer Kinder und der Wohlthätigkeit gegen Arme.

Kaum waren einige Monate verfloſſen, ſo kam der Edelknecht Edmund, des Landgrafen treueſter Diener, zurück nach Marburg, und brachte mündlich und ſchriftlich die Nachricht von Ludwigs Tod. Edmund ließ ſich zuerſt bei Sophie, Ludwigs Mutter melden. Die alte Frau erſchrak heftig und ward tief betrübt. Sie faßte ſich aber wieder, und ſagte, ſie ſelbſt wolle dieſe Trauernachricht ihrer Schwieger-

tochter Elisabeth beibringen; der Edelknecht solle inzwischen keinem Menschen davon sagen. Sophie reiste unverzüglich nach Wartburg. Elisabeth war sehr erfreut, ihre Schwiegermutter bei sich zu sehen, und begrüßte sie auf das freundlichste. Nachdem Beide sich gesetzt hatten, fing Sophie an: „Erschrick nicht, liebe Tochter, und fasse Muth! Ich habe dir von meinem Sohne, deinem Gemahl, eine betrübte Nachricht zu melden."

Elisabeth meinte, weil ihre Schwiegermutter eben nicht sehr bestürzt schien, Ludwig sey etwa in Kriegsgefangenschaft gerathen und sagte mit einem wehmüthigen Blick zum Himmel und aufgehobenen Händen: „Sey es auch, daß er gefangen ist; mit Gottes und guter Freunde Hülfe wird er schon bald wieder frei werden."

Die Schwiegermutter sagte, um sie nach und nach vorzubereiten: „Er ist nicht gefangen, er ist krank — sehr krank geworden," und endlich sagte sie geradezu: „Er ist todt!" Elisabeth wurde todtenbleich, ließ die gefalteten Hände auf die Knie herabsinken und rief: „Todt, todt, o Gott, todt! Nun ist die ganze Welt mit Allem, was sie Angenehmes hat, für mich todt." Ihr Jammer war unbeschreiblich und sie zerfloß in Thränen.

Elisabeth wollte den treuen Diener, der bei dem Tode seines Herrn zugegen gewesen, selbst sprechen. Er kam, und erzählte unter vielen Thränen: „Schon

einige Tage bevor noch alle Truppen verſammelt und marſchfertig, und die vielen Schiffe zur Abfahrt völlig ausgerüſtet waren, wurde mein lieber Herr zu Otranto im Königreiche Neapel plötzlich krank. Die Aerzte erklärten das Fieber für höchſt gefährlich. Der Erzbiſchof von Otranto kam ſelbſt, und unterredete ſich lange mit meinem geliebteſten Herrn; er reichte ihm hierauf die heiligen Sterbeſakramente. Auch der Patriarch von Jeruſalem, ein ſehr ehrwürdiger Greis, der ſich eben zur Zeit in Otranto befand, kam und tröſtete ihn. Kaiſer Friedrich, der Alles auf ſeinen geliebten Freund Ludwig gehalten, beſuchte ihn gar alle Tage. Eine Stunde, ehe mein guter Herr verſchied, winkte er mir an ſein Sterbebett und ſprach mit ſchwacher Stimme zu mir: „Eile nach meinem Tode ſogleich nach Marburg. Ich laſſe hiemit meiner inniggeliebten Eliſabeth das letzte Lebewohl ſagen. Sag ihr, ſie ſolle ſich, wie ich, in Gottes heiligen Willen ergeben, getroſt ſeyn, und ſich unſers Wiederſehens im Himmel freuen. Eben dieſes ſage auch meiner lieben Mutter. Meine drei geliebten Kinder habe ich bereits öfter geſegnet, und ſegne ſie hiemit noch einmal.“ Seine Stimme brach. Nur große Thränen floſſen über ſeine bleichen Wangen. Er ſtarb! Alle ſeine Ritter und Streitgenoſſen waren tief betrübt, ja in dem ganzen Lager, wo es ſonſt ſehr lebhaft zuging, war ſtumme Trauer.“

Eliſabeth hatte der Erzählung ſtillweinend zu-

gehört und ſprach dann: „Nun, Gott ſey Dank, daß Ludwig ſo chriſtlichſchön und getroſt geſtorben iſt. Auch ich will getroſt ſeyn, wie er; auch ich will, wie er, mich in Gottes heiligen Willen ergeben. Was Gott thut, iſt allzeit gut. Ich danke Gott, daß Er, der Vater der Wittwen und Waiſen, mir ſo großen Troſt verleiht, ſonſt müßte ich dem Schmerz unterliegen. Dieſer Troſt kommt, ich fühl' es, allein von Gott!"

Eliſabeth und Sophie ſetzten ſich hierauf in den Reiſewagen und fuhren nach Marburg; auch die drei Kinder nahmen ſie mit. Als die Nachricht, Landgraf Ludwig ſey geſtorben, bekannt wurde, entſtand in der Burg ein Jammern und Wehklagen, als ſtehe ſie in Flammen; auch in der ganzen Stadt war überall lautes Weinen. Sophie ordnete für den verſtorbenen Landesvater in der Hauptkirche zu Marburg eine Trauerfeierlichkeit an. Die Kirche wurde gedrängt voll Menſchen. Als Eliſabeth, die tiefbetrübte Wittwe mit ihren drei Kindern, alle ſchwarz gekleidet, in die Kirche kam, als die Mutter und der kleine Erbprinz und ſeine zwei Schweſterchen, vor ihr hergehend, ſich während des Gottesdienſtes dem Altare nahten, um nach altem Brauche eine kleine Gabe zu opfern, da ward alles Volk innig gerührt, und kein Auge blieb trocken. Eliſabeth aber kehrte ſogleich nach dem Gottesdienſte mit ihren Kindern wieder nach Wartburg zurück.

Nach Ludwigs Tod kamen neue, große Leiden über die edle Frau. Ludwig hatte ihr, vor seiner Abreise, die Regierung des Landes übergeben — bis er wieder zurück komme, oder wenn er im Kriege umkommen sollte, bis sein einziger Sohn Hermann das erforderliche Alter werde erreicht haben, die Regierung anzutreten. Sie regierte mit Weisheit und Güte. Allein Heinrich, Ludwigs Bruder, warf sich jetzt zum Regenten auf, und riß die Regierung an sich. Elisabeths heimliche Feinde, einige Räthe, die bisher die größte Ehrfurcht gegen Elisabeth geheuchelt hatten, unterstützten ihn bei diesem gesetzwidrigen, verbrecherischen Unternehmen. Sie bestürmten ihn nun mit neuen Klagen gegen Elisabeth, und forderten ihn auf, die bisherige Regentin nicht nur ganz von der Regierung auszuschließen, sondern als eine gefährliche Frau des Landes zu verweisen.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß Elisabeth, diese reine, schuldlose Seele, die nur Gutes gethan, und keinem Menschen ein Leid zugefügt hatte, Feinde haben konnte; allein die weisesten Männer und frömmsten Frauen wurden ja oft am grimmigsten verfolgt und gelästert. Welche Klagen aber konnten Elisabethens Feinde gegen sie vorbringen? Eine Klage, die sie wohl selbst nicht recht auszusprechen wagten, war die: Elisabeth sey zu fromm. Es traf das Wort des Apostels zu: „Alle, die fromm leben wollen in Jesu Christo, müssen Verfolgung leiden.“

Eine andere Klage trugen ſie mit deſto größerer Heftigkeit vor. Eliſabeth war ihnen zu wohlthätig gegen die Armen. Sie nannten ſie eine Verſchwenderin, die alle Kaſſen erſchöpfe und das Land in's Verderben bringe. Sie konnten nicht vergeſſen, daß Eliſabeth, zur Zeit der Theurung, das Getreide zu niedrigen Preiſen, oder ganz unentgeltlich weggegeben, und ihnen eine ſchöne Gelegenheit entzogen habe, ſich zu bereichern. Es war ihnen ſonſt noch mancher Anſchlag, der ihnen vortheilhaft und dem Lande nachtheilig geweſen wäre, von Eliſabeth vereitelt worden. Eliſabeth war ihnen verhaßt, nicht nur wegen ihrer Frömmigkeit gegen Gott, ſondern auch wegen ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen. Die gottſelige und menſchenfreundliche Frau tröſtete ſich damit, Chriſtus ſelbſt ſey auch geläſtert worden, weil Er auf Gott vertraut und den Menſchen geholfen habe.

Heinrich war ſchwach genug, den grauſamen Befehl zu unterzeichnen. Ein Regierungsbote kam nach Wartburg, und überreichte ihr das unglückſelige Blatt. Sie las, daß ſie die Burg und das Land auf der Stelle verlaſſen müſſe; wenn ſie nicht willig gehe, ſo werde man Gewalt brauchen. Eliſabeth blickte voll Ergebung zum Himmel auf, und unterwarf ſich dem Befehl. Sie wanderte als eine Verſtoßene den Schloßberg herab, und trug ihr kleinſtes Kind auf dem Arm. Ihre zwei treue Dienerinnen Iſentraud und Gutta folgten ihr. Jede führte eines der an-

dern zwei Kinder an der Hand und trug ein Bündelein unter dem Arme. Die beklagenswerthe Fürstin kam in die Stadt Eisenach. Es war bereits spät am Abende. Sie suchte eine Nachtherberge. Allein vergebens! Man hatte in der ganzen Stadt ausgeschellt, es sey bei Strafe verboten, sie in ein Haus aufzunehmen.

Ein alter, frommer Geistliche vernahm, daß man ihr nirgends eine Hausthür öffne, suchte sie auf, und sagte ihr: er selbst bewohne nur eine kleine Zelle; er wisse aber ein Haus, das man ihr gewiß nicht verschließen werde. Er führte sie zu einem wackeren Bürger. Der Mann, dem sie Wohlthaten erwiesen hatte, zog seine Mütze ab, verbeugte sich ehrerbietig und sagte: „Gnädigste Frau! Ich bin von Herzen bereit, Euch mit den Eurigen über Nacht zu behalten. Allein ich finde es nicht rathsam, Euch meine Stube einzuräumen. Die Stadtknechte, die wohl wissen, daß Ihr in der Stube seyd, könnten kommen und Euch daraus vertreiben. Ich habe aber eine abgelegene Kammer, in der Ihr verborgen bleiben werdet." Elisabeth nahm das Anerbieten mit Dank an. Der Mann führte sie in die dunkle Kammer. Die Hausfrau brachte, sich voll der tiefsten Ehrfurcht verneigend, eine kleine Oellampe. Elisabeth blickte um sich und sah, die Kammer sey sehr schlecht, und ehemals ein Stall gewesen. Allein sie dachte: „Maria hat mit ihrem göttlichen Kinde ja auch in einem

Stalle übernachten müſſen; wie ſollte ich es beſſer haben wollen."

Die gute Hausmutter trug das Beſte, was ſie im Hauſe hatte, zum Abendeſſen auf. Sie und ihr Mann brachten Stroh und viele Kiſſen zu einem Nachtlager, das ſie aber nur auf dem Boden der Kammer bereiten konnten. Die Kinder legten ſich nieder, und ſchliefen bald ein. Eliſabeth aber dachte an keinen Schlaf. Sie wachte und bethete. Um Mitternacht hörte ſie aus der Kirche der Franziskaner das helle Glöcklein, das ihnen in den Chor rief. Sie ließ Gutta bei den Kindern und ging von Iſentraud begleitet, in die Kirche. In der düſtern, ſparſam erleuchteten Kirche konnte ſie recht mit Inbrunſt bethen. Als die frommen Väter die Pſalmen gebethet hatten, ſtimmten ſie das Te Deum an: „Dich, o Gott, loben wir!" Eliſabeth konnte von Herzen mit einſtimmen. Sie war es gewohnt, Alles was ihr begegnete, als eine Fügung Gottes anzuſehen; deßhalb war ſie im Glück nie übermüthig und im Unglück nie kleinmüthig und verzagt. Eliſabeth kehrte in die Kammer zurück; alle ihre Kinder ſchliefen noch ſanft und ſüß. Gegen Morgen weckte ſie aber die Kinder. Sie wollte ſich und ihren guten Hausleuten keine Verdrüßlichkeiten zuziehen. Die Hausmutter brachte ein Frühſtück; der Hausvater begleitete Eliſabeth vor das Thor. Er nahm von ihr bitterlich weinend Abſchied und ſprach: „Gnädigſte Frau! ſeyd

getroſt; Gott hat Euch zwar tief erniedrigt, Er wird Euch aber wieder erhöhen. Regent Heinrich fängt ſeine Regierung ſcharf an. Es wird aber, was ich immer gehört habe, wahr bleiben: Ein zu ſtarker Gewalt, wird nicht alt. Gott kann das viele Gute, das Ihr dem Lande gethan habt, nicht unbelohnt laſſen. Er wird mit Euch ſeyn, und Ihr werdet wieder zu Ehren kommen und es wird Euch noch wohlgehen. Lebet wohl, und Gott ſey mit Euch!"

Auf ihrer ferneren Wanderung kam Eliſabeth zu einem Moraſt. Einzelne lange Balken waren zu einem Fußſteige darüber gelegt. Mitten auf dieſem ſchmalen Wege begegnete ihr eine Bettlerin. Eliſabeth hatte ihr öfter einiges Almoſen gegeben, und ihr Arbeit anweiſen wollen. Allein das böſe Weib hatte nichts von Handarbeit wiſſen wollen, ſondern von jeher aus dem Betteln ein Handwerk gemacht. Dieſe unverſchämte Bettlerin ſchrie: „Jetzt biſt du um nichts beſſer, als ich. Weich mir aus!" Sie gab ihr einen Stoß, daß ſie bis an die Knie in den Moraſt trat. Allein Eliſabeth lächelte nur, als ſie ihr mit Koth beſpritztes Kleid anſah, und ſagte: „Das iſt vielleicht zur Strafe, daß ich mich ehemals mit koſtbaren Kleidern und mit Gold und Perlen geſchmückt habe."

Nachdem ſie über die Gränze gekommen und vor der Nachſtellung ihrer Feinde in Sicherheit war, wollte ſich ihrer eine andere Sorge bemächtigen. Sie

kehrte eines Tages auf ihrer traurigen Wanderung in einem ländlichen Wirthshauſe ein, um ihre Kinder von den Beſchwerden der Reiſe ausruhen zu laſſen. Allein ſie konnte hier weder bleiben, noch weiter reiſen. Ihr weniges Geld ging zu Ende, und ihren Schmuck hatte ſie längſt zum Beſten der Armen verkauft. Sie lebte auf ihrer Reiſe mit den Kindern ſo ſparſam als möglich. Sie genoß mit ihnen faſt nichts als Milch und Brod. Allein es war zu fürchten, ſie werde ihren Kindern nicht mehr trockenes Brod geben können. In dieſer großen Noth nahm ſie ihre Zuflucht zu Gott. Sie ſaß in der einſamen Wirthsſtube; ihre drei Kinder ſpielten auf dem grünen Platze vor dem Fenſter. Sie flehte mit Inbrunſt zu Gott. „Ach, ſagte ſie unter Anderm, Du lieber Vater im Himmel! ſieh herab auf dieſe Kinder und erbarme Dich ihrer!“ Da kamen zwei Kutſchen angefahren; in der einen ſaßen zwei Kloſterfrauen, die andere war leer. Die anſehnlichere der zwei Frauen, mit einem goldenen Kreuz vor der Bruſt, trat in die Stube, eilte auf Eliſabeth zu, ſchloß ſie mit Augen voll Thränen in die Arme, und ſprach: „O liebſte Eliſabeth! Gott ſey Lob und Dank, daß ich dich gefunden habe. Du wirſt mich kaum mehr kennen, denn wir haben uns ſeit vielen Jahren nicht mehr geſehen. Ich bin Mathilde, die Aebtiſſin von Kitzingen, die Schweſter deiner Mutter, der Königin von Ungarn. Deine Schwiegermutter

Sophie hat mir geſchrieben, wie unwürdig und grauſam man dich behandelt habe. Ich ließ ſogleich nachforſchen, wo ich dich finden könnte, und machte mich ſobald ich ſichere Nachricht erhielt, unverzüglich auf den Weg. O komm nun mit mir in mein Stift und bleibe mit deinen lieben Kindern und deinen treuen Dienerinnen ſo lange bei mir, bis der liebe Gott noch beſſer für dich ſorgen wird."

Eliſabeth blickte mit Thränen des Dankes zum Himmel, daß Gott ihr Gebeth ſo gnädig erhört habe. Sie rief nun ihre Kinder, und ſtellte ſie der Aebtiſſin vor. Die edle Frau begrüßte ſie und benetzte ſie mit Freudenthränen. Sie beſtellte eine Mahlzeit, ſo gut man ſie hier haben konnte, und fuhr dann mit Eliſabeth und deren Kindern nach Kitzingen. Die beſten Gaſtzimmer des Kloſters waren für ſie bereitet. Alle Kloſterfrauen bezeigten gegen Eliſabeth die tiefſte Ehrfurcht, die ſie für die heiligmäßige Landgräfin empfanden, und hatten an deren liebenswürdigen Kindern eine unbeſchreibliche Freude.

Die Aebtiſſin ſchrieb an ihren Bruder, den Biſchof Ekbert zu Bamberg, berichtete ihm, wie es um Eliſabeth ſtehe, und fügte, im Vertrauen auf ſeine wohlwollenden Geſinnungen, kein Wort weiter bei. Der Biſchof antwortete unverzüglich: Eliſabeth ſolle mit ihren Kindern ſo bald möglich zu ihm kommen. Eliſabeth reiste nach Bamberg und die Aebtiſſin begleitete ſie. Der Biſchof, von den Domherren und

vielen Geiſtlichen umgeben, begrüßte ſie unter dem Portale ſeiner Wohnung, mit aller Ehrfurcht, die einer Königstochter und Fürſtin gebührte, und mit aller Zärtlichkeit eines liebevollen Onkels. Er und ſeine Geiſtlichen konnten die Thränen nicht zurückhalten, als ſie die jugendliche, blaſſe Wittwe und die lieblichen Kinder, alle in die Farbe der Trauer gekleidet, erblickten. Der Biſchof führte ſie hierauf in ſeine Zimmer, und nach der Mahlzeit in ein ſchönes Haus, nächſt der biſchöflichen Wohnung, das er für ſie auf das Beſte hatte einrichten laſſen. Er verſicherte ſie, er werde dafür ſorgen, daß ihre Kinder, in der Stadt, in Allem Standesgemäß unterrichtet würden. Ueberdieß übergab er ihr das Schloß Bodenſtein, mit allen Weinbergen, Aeckern und Wieſen zu ihrem Lebensunterhalte. Eliſabeth brachte ihre meiſte Zeit bei ihren Kindern in der Stadt zu, begab ſich aber manchmal auf ein Paar Tage in das Schloß Bodenſtein und widmete ſich da ſtiller Andacht.

Während Eliſabeth durch Gottes und des Biſchofs Güte, ſo gut und liebreich verſorgt worden, hatten die Ritter und die Diener des Landgrafen Ludwig, die mit ihm gezogen waren, den Leichnam ihres Herrn zu Otranto begraben, und ihn mit lebendigem Kalk beſchüttet, damit das Fleiſch bald verzehrt werde, und ſie die Gebeine dann in ihr Vaterland zurückbringen, und in der Gruft ſeiner Vorältern beiſetzen möchten. Als ſie das Grab wieder öffneten, erſchienen die

Gebeine ſo weiß, wie neugefallener Schnee. Sie hüllten die Gebeine, die ordentlich zuſammengefügt geblieben, in reine Leinwand, legten dem Leichname ein ſilbernes Kreuz, das mit rothen Edelſteinen, fünf Rubinen, beſetzt war, auf die Bruſt, verſchloſſen ihn in einen zierlich gearbeiteten Sarg, und zogen damit traurig der Heimath zu.

Da ſah man nun recht, wie werth geſchätzt der Landgraf Ludwig in allen Landen war. Auf dem ganzen Zuge durch Italien und Deutſchland, wurde in allen Dörfern und Städten, durch die man den Leichnam führte, mit allen Glocken geläutet, und Prieſter und Volk zogen ihm entgegen, und begleiteten ihn dann, noch eine Strecke weiter. Die Nächte über wurde der Sarg allemal in eine Kirche gebracht, und das Volk blieb die ganze Nacht hindurch abwechſelnd in der Kirche und bethete, und die Prieſter ſangen die Trauer-Mette, und laſen von Mitternacht bis gegen Morgen viele heilige Meſſen.

Als ein reitender Bote mit der Nachricht in Bamberg ankam, daß man Ludwigs Gebeine bringe, und daß man ſich mit denſelben bereits der Stadt nähere, ließ der Biſchof mit allen Glocken zuſammen läuten, und er, und alle Domherren und Geiſtliche, der ganze Adel und die Bürgerſchaft, und alles Volk zogen ihm entgegen; wie es bei Leichenbegängniſſen gewöhnlich iſt, mit Gebeth und Geſang. Eliſabeth blieb, weil der Biſchof es ſo haben wollte, in der

Stadt zurück, und begab ſich mit ihren Kindern in die Domkirche.

Der Sarg wurde in die Domkirche gebracht und man öffnete ihn. Die Leiche war mit weißen Leinentüchern umwunden, und auf der Bruſt lag das ſilberne Kreuz; Kopf und Hände waren nicht verhüllt. Alle, die den edlen Landgrafen in der vollen Blüthe ſeines Lebens gekannt hatten, ſeiner hellſtrahlenden Augen gedachten, und nun die hohlen Augenhöhlen erblickten, und von ſeinem ernſtfreundlichen Angeſichte nur mehr die beinernen Ueberreſte ſahen, durchſchauerte das Gefühl der menſchlichen Hinfälligkeit. Alle erkannten die Wahrheit der Worte: „Alles Fleiſch iſt wie Gras, und alle ſeine Herrlichkeit wie die Blume des Graſes; das Gras verdorrt und die Blume fällt ab! — Die Welt vergeht mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit.“ —

Jetzt trat Eliſabeth zu dem Sarg und blickte hinein! Dieſer Anblick wäre für die zarte Frau, die liebevolle Gattin zu ſchauerlich geweſen. Allein ihr ganzes Gemüth war zu Gott erhoben, und ſie dachte ſich Ludwigs abgeſchiedenen Geiſt in der Herrlichkeit des Himmels; ſonſt wäre ſie dem Schmerz erlegen. Sie ſprach: „Ich danke Dir, guter Gott, daß Du den Wunſch deiner Magd, wenigſtens noch die Gebeine meines geliebteſten Gemahls zu erblicken, erfüllt haſt, und meiner trauernden, tiefbetrübten Seele aus Barmherzigkeit dieſen Troſt gewährteſt. Du weißt

es, o Gott, daß die Freude, die ich gehabt hätte, wenn Du ihn lebendig hätteſt zurückkehren laſſen, mir weit über alle Freuden und Schätze der Welt geweſen wäre. Gerne hätte ich in der tiefſten Armuth gelebt, und mein Brod gebettelt, wenn ich ihn nur noch einmal hätte ſehen, und mit ihm reden können. Nun aber opfere ich ihn und mich ganz deinem heiligen Willen, und unterwerfe mich von ganzem Herzen deinen göttlichen Anordnungen. Ja, wenn ich meinen lieben Gemahl mit einem einzigen Haar meines Hauptes vom Tode loskaufen, und in das Leben zurückbringen könnte, ſo würde ich es gegen dein heiliges Wohlgefallen doch nicht thun. Denn was Du thuſt, o Gott, iſt immer das Beſte." — „O Ludwig! ſprach ſie zum Himmel aufblickend, und Ludwigs Geiſt anredend, du biſt nun da oben im Reiche des Vaters, wo die Gerechten glänzen, gleich der Sonne. Gott gebe, daß ich dich dort oben bei Ihm wieder ſehe!"

Ludwigs Leiche wurde nun, auf einem mit ſchwarzem Tuche bedeckten Trauerwagen, nach Reinhardsbrunn abgeführt, einer Abtei, in der ſich die landgräfliche Gruft befand. Eliſabeth mit ihren drei Kindern, Biſchof Ekbert und Aebtiſſin Mathilde reiſten auch dahin. Als ſie dort ankamen, waren Sophie, die alte Landgräfin, und Heinrich und Konrad ihre zwei Söhne, Ludwigs Brüder, bereits eingetroffen. Der Adel des Landes, Herren und Frauen,

und eine unermeßliche Menge Volkes hatten ſich verſammelt. Jetzt erklangen die Glocken von den Thürmen der Abtei. Man ging zur Kirche. Ein Trauergerüſt mit vielen brennenden Kerzen erhob ſich über dem Sarge. Orgeltöne hallten vom Gewölbe wieder, der Abt, von mehreren Geiſtlichen begleitet, trat im ſchwarzen Ornate zum Altare, das Hochamt zu halten; feierlicher Choralgeſang erhob ſich. Hierauf ſegnete der Abt die Leiche ein, und begleitete ſie zur Gruft, damit ſie dort bei Ludwigs Vorältern beigeſetzt werde.

Nach der Trauerfeierlichkeit begaben Eliſabeth, ihre Kinder, ihre Verwandten und viele Adelige ſich in den großen Saal des Kloſters. Prinz Heinrich benahm ſich als den Herrn der Abtei, weil ſeine Ahnen ſie geſtiftet hatten; er ließ den Abt gar nichts gelten, machte, wie man zu ſagen pflegt, die Hausehre, ging bei allen Gäſten umher, und unterhielt ſich mit ihnen. Da öffneten ſich beide Thürflügel des Saales, und Walter von Varila trat herein; drei Ritter, die mit ihm kamen, nicht in Friedenstracht und Trauerkleidern, ſondern geharniſcht und ihre ſchweren Schlachtſchwerter an der Seite, blieben unter der Saalthüre ſtehen. Walter, dieſer edle Ritter war es, der Eliſabeth, als ſie noch ein Kind war, aus Ungarn nach Thüringen geführt, und dann, dem Rufe des Kaiſers gehorchend, Ludwig auf dem Kreuzzuge begleitet hatte. Er war ein

Mann, der im hohen Anſehen ſtand; ſchon ſein Blick, ſeine Geſtalt, noch mehr, was er ſprach, und ſein ganzes Betragen geboten Ehrfurcht. Selbſt Heinrich, der ihn längſt kannte, mußte ihn wider Willen ehren, und fürchtete ihn. Der erſchrockene Prinz näherte ſich ihm, und hieß ihn, ſich tief verneigend, willkommen.

„Wohl, ſprach Walter, eben mit Dir zu ſprechen, komme ich. Dein ſeliger Bruder, der edle Ludwig hat, bevor er den Kreuzzug antrat, die Regierung des Landes feierlich, vor allen ſeinen Räthen und Beamten, ſeiner weiſen, frommen Gemahlin hier übergeben, bis er wieder zurückkomme, oder bis ſein unmündiger Sohn hier, im Stande ſeyn werde, zu regieren. Du haſt dich widerrechtlich und gewaltſam der Regierung bemächtigt, ſobald du den Tod ihres Gemahls erfahren haſt. Du haſt das Land mit Ungerechtigkeiten und Gewaltſtreichen aller Art verwaltet. Du haſt dieſe Königstochter, dieſe hohe Fürſtin, dieſe tiefbetrübte Wittwe, die du hätteſt ehren, tröſten und ſchützen ſollen, aus dem Lande gewieſen und ſie mit ihren vaterloſen Waiſen allem Elende, dem Hunger und Kummer preisgegeben. Als wir im fremden Lande davon hörten, empörten ſich unſer Aller Herzen. Wir entſetzten uns, daß eine ſolche Grauſamkeit, eine ſolche Gottloſigkeit und Unmenſchlichkeit hier auf Erden auch nur möglich ſey. Du haſt dich ſchwer gegen Gott verſündigt! Du haſt deine fürſt-

liche Perſon tief herabgewürdiget, Thüringen und Heſſen in Verwirrung gebracht, viele tauſend Herzen ſchmerzlich betrübt. Du haſt dich in den Augen aller ehrlichen Menſchen aller Ehre verluſtig gemacht. Du verdienſt nicht mehr die geringſte Achtung. Deßhalb rede ich mit dir nicht, wie es mir gegen einen Fürſtenſohn geziemte, ſondern nenne dich, wie einen ehrloſen, gemeinen Verbrecher nur „Du.“ — Sage, was willſt du jetzt thun?“

Heinrich war wie betäubt, ſchien aber nicht geneigt, ſeine angemaßte Herrſchaft aufzugeben. Walter rief, indem er auf die drei bewaffnete Ritter zeigte: „Erkläre dich! Eliſabeth iſt Regentin, du biſt nichts, gar nichts mehr. Sie hat zu befehlen, du mußt ihr gehorchen. Wähle! Willſt du freiwillig dich unterwerfen, oder willſt du es darauf ankommen laſſen, daß du in ein Gefängniß geworfen werdeſt? Was ich thue, und noch thun werde, geſchieht auf des Kaiſers Befehl.“

Heinrich brach in Thränen aus — nicht aus Reue, ſondern nur über den Verluſt aller ſeiner Herrlichkeit, aller Reichthümer und Vergnügungen. Er ſagte jedoch: „Was geſchah, iſt mir Leid und ich wünſche, es wäre nicht geſchehen!“ Walter von Varila ſprach: „So bitte deine beleidigte Fürſtin um Vergebung und huldige ihr.“ Er that's. Walter bemerkte wohl, daß es ihm nicht von Herzen gehe, ſondern daß er ſich ſeiner angemaßten Gewalt nicht

begeben werde. Er befahl daher seinen drei Rittern: „Führt ihn einstweilen in ein Zimmer der Abtei, bis ihm irgend ein abgelegenes Waldschloß zum Aufenthalt angewiesen wird.“

Alle im Saale erstaunten Anfangs über des Ritters kühne Sprache gegen einen so mächtigen Beherrscher, als Heinrich bisher sich erwiesen hatte; allein da sie hörten, daß Walter von Varila auf Befehl des Kaisers so handle, waren alle beruhigt. Der Abt sagte: „Ja, ja! Unterdrückung der Wittwen und Waisen ist eine himmelschreiende Sünde; wollte Gott, alle Wittwen und Waisen möchten immer einen solchen mächtigen Beschützer auf Erden finden!“ „Sie haben ihn im Himmel, sprach der Bischof, und wer ihnen etwas zu Leid thut, dem bleibt es nicht ungestraft; Gott nimmt sich ihrer an.“

Elisabeth wollte die Regierung nicht mehr übernehmen. Sie sagte: „Ich verlange von aller Herrlichkeit der Welt nichts mehr, nur Das fordere ich, daß mein Sohn Hermann, wenn er das gehörige Alter erreicht hat, seinem Vater in der Regierung folge. Man kann leicht einen Mann finden, der inzwischen besser regieren wird, als ich es könnte.“ Ludwigs zweiter Bruder, Prinz Konrad, ein sehr vernünftiger, wohlgesinnter junger Mann, wurde zum Regenten, und der weise Varila zu seinem ersten Rathe bestimmt.

Uebrigens sprach Elisabeth noch: sie erwarte, daß

ſie die, nach dem Tode ihres Gemahls ihr zugeſicherten Einkünfte erhalten werde.

Es geſchah. Mit dieſer großen Summe Geldes ließ Eliſabeth das Spital, das ſie bei Marburg errichtet hatte, ſehr vergrößern, aufs Beſte einrichten und eine Kirche dabei erbauen. Hier lebte ſie nun, als die Vorſteherin dieſes Spitals, und diente Chriſto in den Kranken und Armen. Ihre Kinder wurden ſehr gut verſorgt. Ihr Sohn Hermann wurde Landgraf; ihre Tochter Sophie ward mit dem Herzog von Brabant vermählt; die jüngſte aber ging in ein Kloſter, und wurde Aebtiſſin.

Was mit Ludwigs Schweſter, der eiteln, leichtſinnigen Agnes geſchehen, weiß man nicht. Ihre ſtolze Erwartung, mit einem hohen Fürſten, oder gar mit einem Könige vermählt zu werden, blieb eine ſo leere, als thörichte Einbildung.

Unbeſchreiblich ſanft und ſelig war Eliſabeths Tod. „Gottlob, ſagte ſie, ich habe mich in geſunden Tagen auf den Tod bereitet, und nichts auf das Sterbebett geſpart.“ Sie ſtarb den 19. November 1231, und wurde gemäß ihres letzten Willens in einer Ecke der Spitalkirche begraben.

Pabſt Gregor IX. trug ihren Namen am heiligen Pfingſtfeſte 1235 mit großer Feierlichkeit in das Verzeichniß der Heiligen ein. Als ihr heiliger Leib, dem alten Gebrauche gemäß erhoben, und in der ihrem Andenken gewidmeten prachtvollen Eliſa-

bethen-Kirche feierlich beigesetzt wurde, kamen der Kaiser Friedrich und die vornehmsten Fürsten Deutschlands, die Erzbischöfe von Mainz und Köln mit ihren untergebenen Bischöfen, und wohl über 200,000 Menschen zu Marburg zusammen, um dieser Feierlichkeit beizuwohnen. Der Kaiser legte eine goldene Krone auf den Sarg nieder, Fürsten trugen den Leichnam, und der Pabst setzte ihren jährlichen Festtag auf den 19. November, den Tag ihres Todes, fest, damit ihr Andenken in der katholischen Kirche nie erlöschen möge.

VI.

Die heilige Nothburga.

Eine arme Magd.

Nothburga wurde im Jahre 1265 zu Rottenburg, einem Dorfe im Tyrol, geboren. Ihre Aeltern, arme Landleute, die mit der Arbeit ihrer Hände und im Schweiße ihres Angesichtes ihr tägliches Brod verdienten, wurden wegen ihrer Frömmigkeit und Redlichkeit allgemein geachtet. Vater und Mutter bemühten sich, ihre Tochter fromm und christlich zu erziehen; beide bestrebten sich, dem zarten Gemüthe ihres geliebten Kindes Liebe zu Gott, Ehrfurcht gegen seine heiligen Gebote, und Abscheu gegen jede, auch die kleinste Sünde einzuprägen. Diese frommen, redlichen Bemühungen brachten auch die schönsten Früchte. Nothburga wurde recht das Bild der Frömmigkeit und Unschuld; Bethen und Arbeiten war das Geschäft ihres Lebens, besonders aber hatte sie großes Mitleid mit Armen und Bedrängten, und that Alles, was sie konnte, deren Thränen zu trocknen.

Als Nothburga achtzehn Jahre alt war, nahm die Gräfin, oben auf dem Schlosse Rottenburg, von dem das Dorf den Namen hatte, sie in Dienste, zuerst als Magd, und wegen ihrer vorzüglichen Geschicklichkeit, in der Folge als Köchin. Gräfin Gutta und ihr Gemahl Heinrich, waren sehr reich und sehr

wohlthätig gegen die Armen. Viele Wohlthaten ließen sie durch Rothburga austheilen, und sie legte diesen milden Gaben, so viel sie an ihrem eigenen Munde ersparen konnte, bei, und überdieß noch ihre Sparpfennige. Diese Wohltätigkeit blieb nicht ohne Segen für das gräfliche Haus.

Nachdem Rothburga bereits sechs Jahre dieser gütigen Herrschaft gedient hatte, starb Graf Heinrich; nicht lange nachher kam auch die edle Gräfin Gutta auf das Sterbebett. Da ließ sie ihren Sohn, auch wie sein Vater, Heinrich genannt, und ihre Schwiegertochter Ottilia an ihr Todbett rufen. Sie ermahnte beide, Gott über Alles, und die Menschen wie sich selbst zu lieben, bat sie, den Armen und Nothleidenden Hülfe zu leisten, und empfahl ihnen noch besonders dringend die gute Rothburga, als eine fromme, treue Seele, die ihr nun schon mehrere Jahre redlich gedient, ihr große Dienste geleistet, und Gottes Segen über ihr Haus gebracht habe. Heinrich und Ottilia versprachen unter Thränen, Alles, was die Sterbende ihnen an das Herz gelegt hatte, gewissenhaft zu befolgen.

Allein bald nach dem Tode der guten alten Gräfin betrachtete Ottilia sich als Herrin im Schlosse, indem sie auch ihren Gemahl, den Grafen Heinrich, zu beherrschen wußte. So groß und strafbar ihre Herrschsucht war, so war es doch noch vielmehr ihr Geiz. Sie befahl, allen Armen, die sie alle ohne

Unterſchied nur Bettelgeſindel nannte, den Eintritt in die Pforte des Schloſſes zu verwehren; auch alte gebrechliche Leute wurden mit Härte abgewieſen. Da Gräfin Ottilia die mitleidige Gemüthsart der gutherzigen Rothburga kannte, ſo gebot ſie ihr mit groſſem Ernſte, die Armen und Kranken drunten im Dorfe nicht mehr zu beſuchen und ihnen auch nicht das Geringſte von Lebensmitteln zuzutragen. Rothburga ſagte: wiewohl es bisher in dem Schloſſe der löbliche Gebrauch geweſen, die übrigen Speiſen unter die Armen zu vertheilen, ſo wolle ſie es nicht mehr thun, ſondern ihrer Herrſchaft, die über ihr Eigenthum zu gebieten habe, gehorſamen; allein das könne ſie doch nicht über das Herz bringen, den Biſſen, den ſie ſich am Munde erſpare, einem Hungrigen zu verweigern. „Nichts da! rief die Gräfin voll Zorn; Alles, was von der gräflichen Tafel und von dem Tiſche der Dienſtboten übrig bleibt, gebe man lieber den Schweinen; ſo bringt es doch meiner Haushaltung noch Nutzen.“

Graf Heinrich war über dieſes hartherzige Betragen ſeiner Gemahlin ſehr betrübt. Er verſuchte vergebens, ihr menſchlichere Geſinnungen einzuflößen. Allein es gelang vielmehr ihr, ihn gegen Rothburga einzunehmen. Die hochmüthige, geizige Gräfin ſagte: „Rothburga iſt eine ungehorſame, ungetreue Magd. Gieb nur Acht; da du täglich ausreiteſt, ſo wirſt du ſie bald ſehen, wie ſie mit Lebensmitteln bepackt, den

armſeligſten, mit Schindeln bedeckten Hütten unten im Thale zueilt.“ Noch an eben dem Abende ſah der Graf, der von einem Spazierritt zurückkehrte, Rothburga, die Einiges in der Schürze trug, vom Schloßberge in das Dorf herabgehen. Er wurde unwillig, daß die Magd ihrer Frau nicht gehorche, ritt auf ſie zu, und fragte, was ſie da trage. Rothburga öffnete die Schürze und ſagte: „Nichts, als was ich von meinem Morgen- und Abendbrode zuſammengeſpart habe.“ Der Graf erzählte, noch immer unwillig, Alles ſeiner Gemahlin. Die Gräfin wurde noch zorniger, und ſagte, ſobald Rothburga zurückkam, ihr den Dienſt auf, und befahl ihr, noch in dieſer Stunde das Schloß zu verlaſſen.

Rothburga begab ſich in ihre Kammer, dankte Gott für alle in dieſem Schloſſe genoſſene Wohlthaten, empfahl ſich ſeinem fernern heiligen Schutze, packte das Wenige, was ſie hatte, Kleider und Weißzeug, zuſammen, und ging mit ihrem Bündel unter dem Arme den Schloßberg hinab. Ihre Mitdienſtboten weinten ihr viele Thränen nach. Die Aeltern Rothburgas waren nicht mehr am Leben; ſie wußte, als eine arme Waiſe, nicht wohin. Ein Bauersmann, der ihr als ein arbeitſamer, rechtlicher, nur etwas karger Mann bekannt war, erbot ſich, ſie als Magd in Dienſt zu nehmen. Sie ging alle Bedingungen ein und begnügte ſich mit geringem Lohne. Nur behielt ſie ſich vor, daß ihr an Sonn- und Feſt-

tagen gestattet werde, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, und daß sie an den Vorabenden dieser heiligen Tage, sobald das Glockenzeichen vom Kirchthurme den Feierabend einläute, dann von zeitlichen Arbeiten frei, sich gänzlich ihrer Andacht, und den Gedanken an Gott und Ewigkeit ergeben dürfe. Der Mann sagte ihr dieses zu, und mußte auf ihr Verlangen es ihr heilig versprechen.

Rothburga gewöhnte in diesem abgelegenen, einsamen Thale zwischen Wald und Felsen, Eben genannt, sehr gut an. Nicht weit von dem Bauernhofe stand ein Kirchlein, dem heiligen Rupert gewidmet. Hinter demselben erhob der hohe Hartenberg seinen Gipfel bis in die Wolken. Es gefiel ihr hier sehr wohl; das Erfreulichste aber war ihr, in jeder freien Stunde in das nahe Rupertuskirchlein gehen zu können und da nach Herzenslust zu bethen. Diese Augenblicke zählte sie unter die seligsten ihres Lebens.

Eines Tages zur Aerntezeit hatte sie von dem Anbruche der Morgenröthe an, den ganzen heißen Tag hindurch unermüdet auf dem Felde gearbeitet, und manchen Schweißtropfen vergossen. Der Bauer war mit ihrem Fleiße sehr zufrieden und sagte mehrmal, sie sey unter allen Schnitterinnen die fleißigste. Jetzt aber kündete das Glöcklein der kleinen Ruperuskirche und die große Glocke auf dem Kirchthurme des benachbarten Pfarrdorfes den Feierabend an, weil es morgen Sonntag war. Rothburga sprach: „Für

heute iſt es genug gearbeitet; jetzt werden wir zum Bethen und zur Andacht aufgefordert. Man kann zwar auch, wenn die Hand arbeitet, das Herz bei Gott haben; es iſt aber doch ſchön, daß der liebe Gott Tage angeordnet hat, an denen wir alles Irdiſche bei Seite legen und uns nur mit dem Himmliſchen beſchäftigen ſollen. Wir wollen alſo die Sichel jetzt ruhen laſſen, und auf eine Aernte höherer Art bedacht ſeyn. Wir wollen dieſen Abend noch uns vorbereiten, morgen den Tag des Herrn würdig zu feiern."

Allein der Bauer ſchrie: „Nein! nicht ſo! Alles Getreide, das noch auf dem Acker ſteht, muß heute vollends geſchnitten werden." Rothburga erinnerte ihn ſanft und beſcheiden an ſein gegebenes Wort. Der Bauer aber läugnete, daß er etwas dergleichen ihr verſprochen habe. Sie wollte von dem Acker nach Hauſe gehen. Da gerieth er in einen ſolchen Zorn, daß Rothburga ihn noch nie ſo geſehen hatte. Er riß einen Prügel aus dem nahen Zaun, und drohte ſie zu ſchlagen. Mit ſchäumenden Munde rief er: „Jetzt, wo man am beſten in der Arbeit iſt, ſie aufgeben — das wäre eine Sünde vor Gott!"

Rothburga blickte zum Himmel auf, hob ihre Hand mit der Sichel empor und flehte zu Gott, Er wolle offenbaren, was vor Ihm recht, und Ihm wohlgefällig ſey. Als ſie die erhobene Hand wollte ſinken laſſen, konnte ſie die Sichel nicht mehr zurückziehen. Die Sichel blieb frei in der Luft hängen,

von dem Glanze der untergehenden Sonne helle beleuchtet. Alle Schnitter und Schnitterinnen auf dem Acker fielen auf die Knie nieder, und erhoben Hände und Augen anbethend zum Himmel. Der Bauer ſtand da, wie von einem Donnerſchlage getroffen und rief: „O Du gnädiger, barmherziger Gott! Verzeihe mir! Ich gelobe Dir, den Sonntag, den Du angeordnet haſt, von nun an, immer zu heiligen, und nach Anordnung der Kirche ſchon am Abende zuvor mich darauf vorzubereiten. Die Glocke ſoll mich von nun an, nie mehr vergebens mahnen.“

Von dieſem Abende an begegneten die Leute im Dorfe und in der umliegenden Gegend der frommen Rothburga mit Ehrerbiethung; ja ſie fühlten vor dieſer armen Magd mehr Ehrfurcht als vor der reichen, vornehmen Gräfin auf dem Schloſſe Rottenburg.

Die Gräfin Ottilia lag zu jener Zeit krank darnieder. Sie hatte Vieles zu leiden, und man gab die Hoffnung auf, daß ſie von dieſem Krankenbette je wieder aufſtehen werde. Als Rothburga davon hörte, blickte ſie mit Augen voll Thränen nach dem nicht gar fernen Schloſſe Rottenburg hin, das ſie von ihrem kleinen Thale aus ſehen konnte, und bethete für die kranke Gräfin. Um noch inbrünſtiger für ſie bethen zu können, eilte ſie in das Rupertuskirchlein, und flehte mit inniger Andacht zu Gott. „Lieber Vater im Himmel, ſprach ſie, erbarme Dich der armen Kranken, und laß dieſe Krankheit des

Leibes ihr zum Heile der Seele gereichen.“ Da fühlte Rothburga einen innerlichen Antrieb, die Gräfin Ottilia, ihre ehemalige gnädige Frau, zu beſuchen. Der Bauer erlaubte es ihr. Sie kam in das Schloß, ließ ſich melden, und ward ſogleich vorgelaſſen. Rothburga brach in Thränen aus, als ſie die ehemals ſo blühende Frau, ſo blaß und abgezehrt ſah. Auch die Gräfin weinte, und ſagte: „Meine liebe, gute Rothburga, es iſt recht ſchön von dir, und ein großer Troſt für mich, daß du mich beſuchſt. O wie reut es mich, daß ich gegen dich und die Armen ſo hart geweſen bin. Gott wolle es mir verzeihen! Verzeih auch du mir, liebſte Freundin!“ Rothburga redete ihr zu, auf Gott zu vertrauen. „Der barmherzige Vater im Himmel, ſagte ſie, verzeiht allen ſeinen reumüthigen Kindern gerne; Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, hat nie einen reumüthigen Sünder zurückgewieſen, ja ſogar ſein Blut vergoſſen zur Vergebung der Sünden.“ Noch viele dergleichen Troſtworte ſagte ſie ihr. Die Gräfin hörte ihrer ehemaligen Magd ſehr andächtig und mit gefalteten Händen zu und verſprach, jedes ihrer Worte zu befolgen. Rothburga bethete ihr vor, und die Gräfin ſprach ihr jedes Wort nach. Es war nicht das Geringſte von Stolz und Hochmuth mehr an ihr zu bemerken.

Jetzt trat Graf Heinrich, der vernommen hatte, Rothburga ſey da, in das Zimmer. „Liebſter Heinrich! rief Ottilia ihm entgegen, Rothburga hat mich

recht getröſtet; ich fühle mich nun recht geſtärkt, und ſehe meinem Tode ruhig entgegen. Ich bitte dich, liebſter Gemahl, bringe du ein, was ich verſäumt, erſetze du den Armen Alles, was ich ihnen entzogen habe." Sie bat den Grafen, Alles, was ſie an Gold und Silber, an Edelſteinen und Perlen hatte, zu verkaufen und zu mildthätigen Stiftungen zu verwenden. Nach wenigen Tagen verſchied ſie, ſelig in Gott.

Ueber den Grafen kamen nach dem Tode ſeiner Gemahlin noch große Leiden und Trübſale. Es entſtand Krieg zwiſchen Erzherzog Albrecht von Oeſterreich und dem Herzoge Otto von Bayern. Heinrich hielt es mit Albrecht, und zog mit ihm gegen Otto zu Feld. Heinrichs Burg wurde erobert, und von den feindlichen Kriegstruppen rein ausgeplündert. Als er, nachdem es Friede geworden, nach Rottenburg zurückkam, fand er nichts mehr, als die leeren Wände. Die verſcheuchten Dienſtboten trafen nach und nach wieder ein. Graf Heinrich aber machte ſich auf und ritt in das Thal Eben, um Nothburga zu bitten, die Führung des Hausweſens und die Aufſicht über die weiblichen Dienſtboten zu übernehmen. Nothburga befand ſich auf der Wieſe und rechete Heu zuſammen. Der Graf ſtieg ab, ging zu ihr hin, und trug ihr ſeine Bitte vor. Nothburga willigte ſehr gern in ſein Anſuchen, und im Schloſſe und im Dorfe Rottenburg war große Freude, als ſie dahin zurückkam.

Nachdem Nothburga das Schloß neu eingerichtet,

und das ganze Hauswesen wieder in den besten Stand gebracht hatte, vermählte Graf Heinrich sich mit Fräulein Margaretha von Hoheneck. Margaretha war von Herzen fromm gegen Gott, und gegen die Armen so wohlthätig als Rothburga. Beide waren nur ein Herz und eine Seele. Auch der Graf behandelte Rothburga nicht anders als eine geliebte Schwester. Der Segen Gottes kehrte wieder im Schlosse Rottenburg ein, und reicher Segen verbreitete sich von da aus, über das Dorf und die ganze benachbarte Gegend.

Rothburga lebte mehrere Jahre mit Margaretha in schwesterlicher Eintracht, in steter Andacht zu Gott, in thätiger Liebe gegen alle Menschen. Endlich wurde Rothburga sehr krank; sie erkannte und fühlte, der Herr werde sie aus diesem vergänglichen Erdeleben in das ewige Leben, in den Himmel abrufen. Ihre erste Angelegenheit war nun, des letzten Trostes unsrer heiligen Religion theilhaft zu werden. Sie empfing die heiligen Sakramente der Sterbenden mit glühender Andacht. Nach dieser heiligen Handlung führten der Graf und die Gräfin ihre fünf Kinderchen, Heinrich, Gebhard, Nikolaus, nebst Elisabeth und Gutta an das Bett der Sterbenden, und baten sie, die Kinder zu segnen. Rothburga, die in gesunden Tagen der Mutter getreulich geholfen, die Kinder fromm und christlich zu erziehen, richtete sich in dem Bette auf, ermahnte die weinenden Kleinen noch das letztemal, und segnete eines nach dem andern,

mit Innigkeit zu Gott flehend, und bezeichnete alle mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes.

Gräfin Margaretha wich nicht mehr von dem Sterbebette ihrer getreuen Magd, oder vielmehr ihrer geliebten Schwester, bis diese ihre fromme Seele ausgehaucht hatte. Sie starb an dem Feste Kreuzerhöhung. Sie freute sich, an diesem Tage zu sterben. Denn da sie in ihrem ganzen Leben Vieles leiden mußte, ihr tägliches Kreuz aber immer willig auf sich genommen hatte und Jesu nachgefolgt war, so starb sie in der seligen Hoffnung, nun bei Jesus erhöht zu werden.

Sie hatte auf ihrem Sterbebette den Wunsch geäußert, man wolle in der Kapelle zu Eben, wo sie in ihrem Leben mit Gott vertrauter geworden, und so viele selige Stunden im Gebethe zugebracht hatte, ihren entseelten Leichnam begraben lassen. Der Graf ließ die Leiche, von einem Priester des nahen Sankt Georgiusklosters begleitet, dahin abführen. In Folge der Zeit wurde anstatt der Kapelle eine schöne Kirche erbaut. Rothburgas Grabstätte ist mit einer weißen Marmorplatte bezeichnet. Rothburga wird mit Genehmigung Roms in dieser Kirche als eine Heilige verehrt.

Es gibt schöne Bildchen, die nur ganz klein sind, damit man sie bequem in ein Gebethbuch legen kann. Rothburga ist darauf abgebildet, die Augen andächtig zum Himmel erhebend, und die Sichel in der Hand. Unter ihrem Bilde ist der Inhalt ihres Lebens in zwei Worte zusammengefaßt: „Bethe und arbeite."

VII.

Die heil. Magd Radegunde.

Radegunde, eine arme Magd, diente um das Jahr 1290 in dem Schlosse Wellenburg bei Augsburg, jenseits der Wertach; sie war in dem Dorfe Wohlfarthshausen, jenseits des Leches, geboren.

Jene reiche, vornehme Familie von Augsburg, die damals dieses Schloß, das nunmehr den Grafen Fugger angehört, bewohnt hat, muß sehr edel und christlich gesinnt gewesen seyn, weil sie diese stille Magd, die treu und redlich alle ihre Pflichten erfüllte und in nichts Aufsehen erregte, diese innigfromme Seele, als eine bescheidene Perle von kostbarem Werthe zu schätzen wußte.

Radegunde that alle ihre Arbeiten mit Freudigkeit. Immer war sie fröhlich und freundlich, und unermüdet fleißig. Sie diente ihrer Herrschaft nicht als den Menschen, sondern als dem Herrn. Sie ehrte den Willen ihr Herrschaft, als den Willen Gottes. Sie war sehr zufrieden, daß Gott sie in den Stand einer Magd versetzt hatte. Sie dachte wie alle wahre Christen: „Was Gott thut, ist immer gut. Er allein weiß, was jedem Menschen zum Besten

dient. Der Sohn Gottes selbst hat ja aus Liebe zu uns Menschen Knechtsgestalt angenommen, wie sollte ich nicht gerne Magd seyn!"

Auch ihre Armuth fiel ihr nicht schwer. Sie dachte: „Jesus Christus, der Herr selbst, war ja arm; Er hatte in dieser Welt nicht so viel Eigenes, wohin er sein Haupt lege. Er pries die Armen selig: Er war ihr bester Freund, und nahm sich ihrer Aller, auch der Verlassensten, liebreich an. Darum bin ich gerne arm!"

Am liebsten verrichtete sie die Arbeiten auf dem Felde, weil sie da die schönste Gelegenheit hatte, Gottes Allmacht und Güte zu betrachten. Wenn sie die Sonne aufgehen sah, dachte sie: „Der Vater im Himmel läßt sie aufgehen: es ist seine Sonne! Er läßt sie scheinen für Gute und Böse. Ich will also auch gut und liebreich seyn gegen alle Menschen." Sie betrachtete die Blumen des Feldes; das geringste Blümlein machte ihr Freude. „Der Vater im Himmel kleidet sie so schön, sprach sie, daß Salomo in all seiner Pracht nicht so herrlich gekleidet war. Wie sollte der liebe Gott es mir je an den nöthigen Kleidern fehlen lassen!" Der Gesang der Vögel machte ihr viele Freude. „Wie fröhlich und sorglos sind die lieben Vögelein, sagte sie. Der Vater im Himmel ernährt sie. Wie sollte Er mir das tägliche Brod, um das wir alle bitten, nicht zukommen lassen!"

Ihre größte Seligkeit war es, in der Kirche jedem

öffentlichen Gottesdienſte beizuwohnen, was ihre Herrſchaft ihr auch gerne geſtattete. Mit unverwandter Aufmerkſamkeit, ohne ein Auge von dem Prediger zu wenden, hörte ſie das Wort Gottes an; mit glühender Andacht bethete ſie, die Augen immer auf den Altar gerichtet, während des heiligſten Opfers. Wer ſie ſah, wurde gerührt; ihre Andacht entzündete auch kalte Herzen.

In dem Walde, mit dem damals noch die Gegend zwiſchen Augsburg und Wellenburg bedeckt geweſen, ſtand ein großes Haus für unheilbare Kranke beſtimmt, beſonders für ſolche, die mit dem Ausſatze behaftet waren. An dieſer ſchmerzhaften und anſteckenden Krankheit litten damals in Deutſchland viele Menſchen, weil ſie ſich nicht an Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung gewöhnen ließen. Auch für ſolche Unglückliche haben unſere guten Vorältern liebreich geſorgt. Faſt bei jeder Stadt, doch etwas davon entfernt, war ein ſolches Haus errichtet, und wurde durch freiwillige milde Beiträge unterhalten. Die menſchenfreundliche Herrſchaft zu Wellenburg ſchickte in das ſogenannte Siechenhaus im Walde, das die Bürger Augsburgs hatten erbauen laſſen, von Zeit zu Zeit Lebensmittel, Arzneien und Leinwand. Die Dienſtboten im Schloſſe ſcheuten ſich aber, aus Furcht der Anſteckung, dieſe milden Gaben zu überbringen. Nur Radegunde that es, aus innigem Mitleid mit den bedauernswerthen Kranken, bereitwillig und mit Freuden. Sie tröſtete

die Kranken liebreich, bethete mit ihnen, reichte ihnen die Arznei, half ihre Wunden verbinden. Sie gedachte der Worte Jesu: „Ich war krank und ihr habt mich besucht.“ Sie dachte in diesen Kranken dem verwundeten Heilande zu dienen.

Eines Abends hatte Radegunde ihnen Lebensmittel und Leinwand zum Verbinden überbracht, und begab sich dann wieder auf den Heimweg in das Schloß. Da sah sie zwei grimmige Wölfe, dergleichen Raubthiere damals in jener waldigen Gegend nicht selten waren, auf sich losstürzen. In dieser großen Gefahr, um das Leben zu kommen, blickte sie zu Gott auf, dem Vater im Himmel, gegen dessen Willen ja kein Vögelein vom Dache fällt und umkommt; sie flehte nur um das Einzige, Gott wolle sie nicht so plötzlich und unversehens aus diesem Erdenleben hinwegnehmen; Er wolle ihr noch so viel Zeit schenken, sich auf den Tod noch mehr vorzubereiten. Sie unterließ aber nichts, was sie thun konnte, um sich zu retten. Sie bediente sich ihres leeren Korbes als eines Schildes, sich gegen die Angriffe der blutdürstigen Thiere zu schützen; sie ergriff einen Knittel, der am Wege lag, um die Ungeheuer damit zurück zu schlagen. Sie hatte einen harten Kampf zu bestehen. Sie versetzte mit ihrem kräftigen, durch Arbeit gestärkten Arm den Wölfen manchen so heftigen Streich, daß beide, einer nach dem andern, heulend die Flucht nahmen. Aber auch die heldenmüthige Radegunde war von den Zähnen der Raubthiere schwer verwundet wor-

den. Sie konnte nur mehr wenige Schritte weit gehen; ſie ward ohnmächtig und blieb auf dem Wege liegen.

Als Radegunde ſo lange ausblieb, wurde ihre Herrſchaft zu Wellenburg um ſie beſorgt, und ſchickte zwei Knechte ab, um nachzuſehen, ob ihr nicht etwa ein Unglück begegnet ſey. Die Knechte fanden die gute Radegunde im Walde ohnmächtig und ſprachlos liegen. Einer der Knechte eilte augenblicklich zurück in das Schloß, eine Tragbahre zu holen. Radegunde wurde nach Hauſe getragen. In dem ganzen Schloſſe entſtand großer Jammer, denn die Herrſchaft liebte ſie gleich einer Tochter, und die Dienſtboten hatten ſie ſo lieb, als wäre ſie ihre Schweſter. Ein Wundarzt wurde gerufen. Er verband ſie, erklärte aber ihre Wunden für lebensgefährlich.

Radegunde kam wieder zu ſich und dankte Gott, daß Er ihr Gebeth erhört habe, ſie nicht unvorbereitet ſterben zu laſſen. Sie beichtete, empfing das Brod des Lebens, und bat, ihr auch die letzte heilige Oelung zu ertheilen. Der Herr des Schloſſes und ſeine Gemahlin tröſteten ſie damit, daß ſie im Dienſte der chriſtlichen Liebe ihr Leben zum Opfer gebracht habe. Auch ihr war es der größte Troſt, im Dienſte Desjenigen ihr Blut vergoſſen zu haben und zu ſterben, der für alle Menſchen ſein Blut vergoſſen hat und geſtorben iſt. Sie freute ſich darauf, Ihn, an den ſie glaubte, ohne Ihn geſehen zu haben, nun bald von Angeſicht zu ſehen. Am dritten Tage verſchied ſie, getroſt und ſelig in Gott.

Die fromme Herrſchaft ließ an der Stelle, wo ſie von den Wölfen tödtlich verwundet worden, eine Kapelle erbauen, und ihre Leiche dort begraben.

Nach mehr als 200 Jahren war dieſe Kapelle ſehr baufällig geworden, und dem Einſturze nahe. Allein im Jahre 1521 ließ Matthäus Lang, damals Dompropſt zu Augsburg, in der Folge Erzbiſchof von Salzburg, die verfallende Kapelle abbrechen und an deren Stelle eine ſchöne Kirche erbauen. Im Jahre 1812 wurde zu Waldberg, einem Dorfe von mehr als 500 Seelen, im Landgerichte Göggingen, eine neue Kirche erbaut und dabei ein Geiſtlicher als Seelſorger angeſtellt. Die Gebeine der heiligen Radegunde wurden in dieſer Kirche feierlich beigeſetzt. Zum Andenken an dieſe Heilige wird jährlich am vierten Sonntage nach Pfingſten dort ein Feſt gefeiert.

*

Die in dieſem Büchlein enthaltenen Lebensbeſchreibungen deutſcher Frauen und Jungfrauen der chriſtlichen Vorzeit fangen mit königlichen und fürſtlichen Frauen an, und endigen mit armen Dienſtmägden. Für die Welt iſt, damit ſie beſtehen könne, der Unterſchied der Stände unumgänglich nothwendig; es muß Fürſten und Unterthanen, Herren und Knechte, Frauen und Mägde geben. Allein, nachdem ſchon in dieſem Leben, Vornehme und Geringe, ohne Unterſchied ähn-

liche Leiden und Widerwärtigkeiten zu dulden haben, ſo macht der Tod alle gleich.

Schon in dieſer Welt aber findet nach ihrem Tode eine Gleichheit anderer Art ſtatt. Frauen und Jungfrauen, von hohem oder niedrigem Stande, an Gütern der Erde arm oder reich, wurden, wenn ſie an Frömmigkeit und Tugend ſich ausgezeichnet, wenn ſie heilig gelebt haben, von jeher gleicher Ehre gewürdigt. Ihrem Andenken wurden, damit es immer im Segen bleibe, eigene Tage des Jahres gewidmet; mit ihren Namen werden noch jetzt, nach Jahrhunderten, Frauen und Jungfrauen benannt. Mathilde, Adelheid, Odilia, Idda, Eliſabeth ſind ſehr gebräuchliche, auch Rothburga und Radegunde, wenigſtens bei den Landleuten in Tyrol und Schwaben, keine ſeltene Namen. So wird das Andenken jener frommen und tugendhaften Frauen geehrt. Andere hingegen, die ſich zu ihrer Zeit nur an Rang, Reichthum und Schönheit ausgezeichnet haben, und damals von der Welt hoch geehrt und bewundert wurden, ſind jetzt vergeſſen und kein Menſch gedenkt mehr ihrer.

In jener Welt werden Alle, die nur nach Gottes Wohlgefallen, nach der Ehre, die vor Gott gilt, trachteten, Alle, die ſich beſtrebten, fromm und heilig zu leben, zu einer Ehre gelangen, die ihnen dieſe Welt nicht geben kann, zu einer Herrlichkeit, einer Seligkeit, wovon alle Pracht und Luſt dieſer Welt nicht einmal ein Schatten iſt.

Unſer Erdeleben iſt nur eine Zeit der Prüfung; unſere Tugend ſoll hier auf Erden durch Verſuchungen und Leiden geprüft und bewährt werden, wie das Gold im Feuer. Dort aber im Reiche Gottes, in dem Himmel, wo die Gerechten glänzen, gleich der Sonne, iſt Allen, auch der niedrigſten Magd, ſo wie der höchſten Königin, das gleiche Ziel vorgeſteckt, jene himmliſche Krone, gegen die alle Kronen von Gold und Edelſteinen nichts ſind. Denn der Apoſtel Jakobus verſichert, daß Alle, die in der Prüfung aushalten und bewährt befunden werden, die Krone des Lebens erhalten, die Gott denen verheißen hat, die Ihn lieben.